

HÖLDERLIN  
JAHRBUCH  
1984-1985

# HÖLDERLIN-JAHRBUCH

*Begründet von  
Friedrich Beißner und Paul Kluckhohn*

---

*Im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft  
herausgegeben von  
Bernhard Böschstein und Gerhard Kurz*

Vierundzwanzigster Band

1984–1985

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Redaktionelle Mitarbeit:  
Marita Keilson-Lauritz

*Vorträge und Abhandlungen*

Über Hölderlins philosophische Anfänge. Im Anschluß an die Publikation eines Blattes von Hölderlin in Niethammers Stammbuch. Von Dieter Henrich . . . . .	1
Hölderlin zwischen Antike und Moderne. Von Beda Allemann . .	29
„O Lacedämons heiliger Schutt!“ Hölderlins Griechenland: Imaginierte Realien – Realisierte Imagination. Von Werner Volke . . . . .	63
Die Stimme der Muse in Hölderlins Gedichten. Von Renate Böschenstein-Schäfer . . . . .	87
Dionysos in Heidelberg. Von Bernhard Böschenstein . . . . .	113
Die Poetik des Gedächtnisses. Aus einem Gespräch über Hölderlins 'Andenken'. Von Cyrus Hamlin . . . . .	119
Hölderlins Laufbahn als Schriftsteller. Von Gerhard Sauder . . . .	139
Mörrike und Hölderlin. Verehrung und Verweigerung. Von Ulrich Hötzer . . . . .	167
'Der Gesichtspunkt aus dem wir das Altertum anzusehen haben'. Grundlinien des Hölderlinischen Traditionsverständnisses. Von Andreas Thomasberger . . . . .	189
„Das Rettende“ oder „Gefahr“? Die Bedeutung des Gedächtnisses in Hölderlins Hymne 'Mnemosyne'. Von Robin Harrison . . . . .	195
Treue der Übersetzung? Von Friedhelm Kemp . . . . .	207
Hölderlin in den Niederlanden. Von Ad den Besten . . . . .	218
Drei Oden. Widmungsgedichte bei Horaz, Klopstock und Hölderlin. Von Rolf Zuberbühler . . . . .	229
Hölderlins 'Stimme des Volks'. Von Erich Mayser . . . . .	252
Hölderlin und Aias, oder: Eine notwendige Identifikation. Von Meinhard Knigge . . . . .	264

*Dokumentarisches*

Zu Hölderlins Gratial. Von Volker Schäfer . . . . .	283
---	-----

©

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1986  
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es auch nicht gestattet, das Buch oder Teile  
daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

Printed in Germany  
Satz und Druck: Laupp & Göbel, Tübingen  
Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen

ISBN 3-16-944998-2  
ISSN 0340-6849

„Weh! Närrisch machen sie mich.“ Hölderlins Internierung im Autenrieth- schen Klinikum (Tübingen 1806/07) als die entscheidende Wende seines Lebens. Von Dietrich Uffhausen . . . . .	306
Zur Wirkungsgeschichte Hölderlins: Anton von Passy (1846) und Ludwig Harig (1965). Von Gerhard Sauder . . . . .	366
Selbstanzeige von: Jacob Zwillings Nachlaß – Eine Rekonstruktion. Mit Beiträgen zur Geschichte des spekulativen Denkens. Herausgegeben von Dieter Henrich und Christoph Jamme . . . . .	371

*Rezensionen*

Wörterbuch zu Friedrich Hölderlin. I. Teil: Die Gedichte. Auf der Text- grundlage der Großen Stuttgarter Ausgabe bearbeitet von Heinz- Martin Dannhauer, Hans Otto Horch und Klaus Schuffels. Von Bernhard Böschenstein . . . . .	375
Pierre Bertaux: Hölderlin ou le temps d'un poète. Von Bernhard Böschenstein . . . . .	380

*Berichte*

Das Hölderlin-Archiv 1980–1984. Von Maria Kohler . . . . .	385
„Un certain Elderlin“. Maria Kohler und das Hölderlin-Archiv. Von Werner Paul Sohnle . . . . .	390
Die 18. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft vom 14.–17. Juni 1984 in Heidelberg. Von Uvo Hölscher . . . . .	397
Vorstand und Beratender Ausschuß der Hölderlin-Gesellschaft . . . . .	411
Anschriften der Mitarbeiter . . . . .	413
Die Hölderlin-Gesellschaft . . . . .	414

Die Hölderlin-Gesellschaft trauert um

Professor Dr. Wolfgang Binder

14. 5. 1916 – 1. 3. 1986

Denn wo die Augen zugedekt,  
Und gebunden die Füße sind,  
Da wirst du es finden.

Über Hölderlins philosophische Anfänge  
im Anschluß an die Publikation  
eines Blattes von Hölderlin in Niethammers Stammbuch

Von

Dieter Henrich

Oft erfüllet uns Gott, was das erzitternde  
Volle Herz kaum zu wünschen wagt,  
Wie von Träumen erwacht, sehn wir dann unser Glück  
Sehn's mit Augen, und glauben's kaum.  
Klopstok.

Tüb. d. 20 März.  
1790.

Schrieps zum Andenken  
Dein Freund,  
C. Hölderlin.

Oft erfüllet uns Gott, was das erzitternde  
Volle Herz kaum zu wünschen wagt.  
Wie von Träumen erwacht, sehn wir dann unser Glück  
Sehn's mit Augen, und glauben's kaum.

Klopstok.

Tüb. d. 20 März.  
1790.

Schrieps zum Andenken  
Dein Freund,  
C. Hölderlin.

Hölderlin hat die Verse Klopstocks, die er Niethammer ins Stammbuch schrieb, der Ode 'An Bodmer' entnommen.<sup>1</sup> Dabei hat er den ersten der eingetragenen Verse gegenüber dem Original so verändert, daß sich ein selbständiger Text und Sinn ergibt. Aber man muß doch den Aufbau und die Gedankenfolge der ganzen Ode vor Augen haben, um die Bedeutung des Eintrags von Hölderlins Blickpunkt aus verdeutlichen zu können.

Klopstocks Ode deutet und erschließt die Tiefe des Glücks, das ihr Dichter erfuhr, als er „das erste Mal Bodmers Armen entgegen kam“, und zwar aus dem Gegenbild all der Versagungen, die Gottes Ordnung des Lebens allen Sterblichen auferlegt: Gott trennt viele durch unüberwindliche Distanzen in Zeit und Raum, die einander doch bestimmt scheinen. Für ihn sind sie in ihrer Beziehung auf- und zueinander in Ewigkeit und Unendlichkeit gegenwärtig. Dennoch, und gerade aus dieser seiner Einsicht, entfernt er sie einander – auf ewig. Um so größer ist darum auch jenes Glück, das er denen eröffnet, die seine Einsicht dennoch sich finden läßt. So schließt der größere Teil der Ode, der von jenen vor Gott unaufheb- baren Trennungen handelt, mit den Versen:

Also ordnet es Gott, der in die Fernen sieht,  
Tiefer hin ins Unendliche!

Auf sie folgen aber dann eben die Verse vom unausdenkbaren Glück derer, die sich finden durften, die Hölderlin für Niethammer wählte, so:

Oft erfüllet er auch, was das erzitternde  
Volle Herz kaum zu wünschen wagt . . .

Hölderlin hat die beiden Worte „er auch“ durch die Worte „uns Gott“ sinngerecht ersetzt und so einen selbständigen Text für den Eintrag gewonnen.

Im übrigen ist der Eintrag wort- und zeichengetreu; und er gibt auch die Stellung der Zeilen Klopstocks genau wieder, so daß man annehmen kann, Hölderlin habe das Stammbuchblatt mit einem Druck von Klopstocks Ode vor Augen niedergeschrieben.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Über die zeitgenössischen Drucke unterrichtet die historisch-kritische Ausgabe von Klopstock Bd. III, 1, 2 S. 115 ff.

<sup>2</sup> Den Druck zu bestimmen sei den Kennern von Hölderlins Beziehung zu Klopstock anheimgegeben. Es sei nur darauf aufmerksam gemacht, daß Hölderlin in der vierten Zeile „sehn's“ und „glauben's“ mit Apostroph schreibt, nicht aber das „schriebs“ seiner Unterschrift, so daß die Apostrophe abgeschrieben sein sollten. Die zeitgenössischen Ausgaben unterscheiden sich in der Schreibweise dieser beiden Verbformen und auch in

Für Hölderlin war der Gedanke von Klopstocks Zeilen noch lange nach dem Eintrag in Niethammers Stammbuch gegenwärtig und gewichtig. Er liegt der abschließenden Wendung der Schlußstrophe von 'Die Wanderung' zugrunde. Alles Göttlichgeborene, so auch die Dienerinnen des Himmels, entzieht sich dem, der es durch „Beschleichen“ gewinnen will, – und zwar derart, daß es dem, von dem der Zugriff ausging, zum (verwirrenden und verstörenden) Traum wird. Aber „Oft überraschet es einen, / Der eben kaum es gedacht hat.“ „Gedacht“ ist von Hölderlin statt eines gestrichenen ‚gehofft‘ gesetzt.<sup>3</sup> So kann man die Motivgeschichte von Klopstocks Zeilen bis in Hölderlins Gedanken von der möglichen Gegenwart des Göttlichen im hymnischen Werk verfolgen. Das zu tun ist die Aufgabe des Folgenden nicht.

Es ist anzunehmen, daß Hölderlin, als er die Zeilen auf Niethammers Stammbuchblatt aus einer Ausgabe Klopstocks eintrug, diese Ausgabe nur nachgeschlagen hatte, um den Text sicher zitieren zu können. Sie werden ihm schon zuvor bekannt und bedeutsam gewesen sein. Denn kaum ist anzunehmen, daß er auf sie samt ihrer präzisen und zugleich umfassenden Bewandnis beim bloßen Herumsuchen in Klopstocks Werk hätte kommen können.

Der bisher unbekanntete Eintrag<sup>4</sup> gibt Anlaß zu einer Reihe von Beobachtungen und Überlegungen. Sie werden von Hölderlins Beziehung zu

der Schreibweise „Glük“; die Hamburger Ausgabe hat die Verbformen ohne Apostroph und schreibt „Glück“.

<sup>3</sup> Vgl. StA II, 141 und 715. F. Beißners Erläuterung der Hymne und die Interpretation ihres Schlusses durch W. Binder (HJb 21, 1978/79, S. 170–205, bes. S. 202 ff.) können also aus der Kenntnis des Eintrags in Niethammers Stammbuch ergänzt werden. Es sei noch erwähnt, daß Heidegger seinen Vorlesungszyklus über Hölderlins Hymnen von 1941/2 mit eben diesen Schlußversen aus 'Die Wanderung' schloß; vgl.: Hölderlins Hymne 'Der Ister', Gesamtausgabe, II. Abteilung, Band 53, S. 206.

<sup>4</sup> Niethammers Stammbuch ist im Besitz der Familie von Freiherr von Haniel-Niethammer in Schloß Tunzenberg in Niederbayern. Dem Verfasser ist es schon vor bald zwanzig Jahren bei der mit Johann Ludwig Döderlein gemeinsam unternommenen Suche nach dem weit verstreuten, aber bedeutsamen Niethammernachlaß zur Kenntnis gekommen. Den Besitzern sei für die Genehmigung der Veröffentlichung freundlichst gedankt. Auch Maria Kohler möchte ich an dieser Stelle für manche Auskünfte während der Edition danken.

Das Stammbuch (in dem ein Eintrag, offenkundig von Schillers Hand, fehlt) besteht aus zwei auch durch ihr Format unterschiedenen Teilen mit 171 bzw. 68 fast durchgängig nummerierten losen Einzelblättern und ist von 1786 bis 1794 dicht, danach nur noch sporadisch besetzt. Es enthält, neben vielen anderen aufschlußreichen Einträgen, einen Eintrag von Novalis, der schon vom 16. April 1791 datiert ist. (Er wurde der Novalis-Ausgabe zur Verfügung gestellt.)

Niethammer auszugehen haben, sich dann dem Zusammenhang zwischen dem Eintrag und Niethammers Lebenslage zuwenden, um sodann zu der Situation zu kommen, in der sich Hölderlin in Niethammers Stammbuch einschrieb.<sup>5</sup> Die Überlegungen führen schließlich zu Aufschlüssen über Hölderlins Weg in die Philosophie.

### *1. Hölderlin und Niethammer im Jahre 1789*

Friedrich Philipp Immanuel Niethammer wurde am 24. März 1766 geboren.<sup>6</sup> Er hat dieselben Klosterschulen wie Hölderlin besucht, ist somit 1784 in das Tübinger Stift eingetreten und hat im Herbst 1789 mit dem theologischen Examen die Universitätsstudien beendet. Hölderlin war als Vetter vierten Grades mit ihm weitläufig verwandt.<sup>7</sup> Es kann sein, daß sich das ‚Du‘ von Hölderlins Eintrag daraus erklärt, das sich in Anbetracht der Differenz zwischen beiden in Alter und Status durchaus nicht von selbst versteht. Doch Hölderlin bezeichnet sich auch als „Dein Freund“. Die Bezeichnung „Freund“ (oft in Verbindung mit „Ihr“) ist zwar bei Einträgen in Stammbüchern zu jener Zeit die Regel gewesen, und die Bitte um einen Eintrag, die nicht an Zelebritäten gerichtet wurde, war mit der

<sup>5</sup> Der Eintrag ist zu vergleichen mit dem nahezu gleichzeitigen Eintrag in das Stammbuch von C. C. Camerer, der als Nachtrag und somit versteckt in StA III, 569 veröffentlicht ist. Ihn unterschrieb Hölderlin gleichfalls mit „C. Hölderlin“ (= candidatus).

<sup>6</sup> Über Niethammer vgl. M. Schwarzmaier, Friedrich Immanuel Niethammer, ein bayerischer Schulreformer, in: Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, Bd. 25, München 1937; E. Hojer, Die Bildungslehre F. I. Niethammers, in: Forschungen zur Pädagogik und Geistesgeschichte 2, Frankfurt u. a. 1965; G. Lindner, Friedrich Immanuel Niethammer als Christ und Theologe, in: Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns, Fotodruckreihe 1. Bd., Nürnberg 1971. Keines dieser Werke hat die (vor allem in Tübingen und Stuttgart) zugänglichen Quellen zur Biographie vollständig ausgewertet. Aber schon Schwarzmaiers Darstellung gibt einen in allem Wesentlichen zutreffenden Bericht von Niethammers Bildungsgang. Inzwischen nicht mehr zugängliche Materialien sind benutzt in einer handschriftlichen Biographie von F. v. Lupin, die zugrundeliegt in: J. Döderlein, Unsere Väter, Erlangen und Leipzig 1891. Sie wurde auch von Schwarzmaier benutzt. Aus Niethammers eigenem curriculum vitae in *De persuasione pro revelatione...*, Jena 1797, das gleichfalls schon von Schwarzmaier benutzt wurde, läßt sich ein für die folgenden Überlegungen wesentlicher Zusammenhang mit Hölderlins Stammbuchblatt gewinnen.

<sup>7</sup> Vgl. die Verwandtschaftstafel im Anhang zu H. W. Rath, Regina, die schwäbische Geistesmutter, Ludwigsburg 1927, ergänzt und erweitert durch H. Decker-Hauff, Limburg 1981.

Annahme einer Freundschaftsbeziehung eigentlich gleichbedeutend. Sie mußte nicht sehr tief gehen, zumal dann nicht, wenn sie in der Jugendzeit geschlossen wurde. Die Verbindung des ‚Du‘ mit „Freund“ in Hölderlins Eintrag könnte sich also auch aus dem ‚Du‘ zwischen Vettern und einer solchen nur lockeren Freundschaft in der Stiftzeit erklären. Wir haben jedoch Grund, für das Jahr 1789 eine nahe Vertrautheit zwischen Hölderlin und Niethammer zu vermuten. Und die Existenz und der Gehalt des Stammbuchblattes bestärken, wie sich zeigen soll, diese Vermutung um ein Beträchtliches.

Am 29. September 1789 schrieb Hölderlins Maulbronner Freund und Promotionsgenosse Christian Ludwig Bilfinger an Niethammer einen Brief, in dem auf eine besondere Beziehung zwischen Niethammer und Hölderlin angespielt ist. Die Anspielung ist nicht sicher zu deuten. Aber der Brief berichtet darüber hinaus über Hölderlins gegenwärtigen Aufenthalt und kommentiert dessen Beziehung zu Neuffer in einer Weise, die in jedem Falle ein besonderes Interesse Niethammers an Hölderlin voraussetzt.<sup>8</sup> Bilfinger scheint zudem zu unterstellen, daß Niethammers Beziehung zu ihm selbst auf einem geringeren Interesse als dem an Hölderlin beruht, obgleich er, Bilfinger, zugleich seine „ziemlich große Anhänglichkeit“ an Niethammer bekennt.

Bilfinger hatte im Herbst 1789 sein Studium im Stift abgebrochen, um ein Jurastudium zu beginnen.<sup>9</sup> Anscheinend vor dem Abschied hat er sich am 16. August in Niethammers Stammbuch eingetragen, – wie im Brief einen Monat danach ohne das vertrauliche ‚Du‘ als „Ihr Freund“.<sup>10</sup> Man mag schon daraus ersehen, daß doch nicht auszuschließen ist, daß das ‚Du‘ zwischen Niethammer und Hölderlin aus der besonderen Nähe des Umgangs von 1789 hervorging. Im übrigen ist die Zahl der Jahrgangsgenossen Hölderlins gering, die überhaupt in Niethammers Stammbuch vertreten sind.

In Art und Gestalt des Umgangs zwischen Niethammer und Hölderlin läßt sich etwas mehr Licht bringen, wenn man sich die Gründe verdeutlicht, die Hölderlin zur Auswahl der Verse Klopstocks veranlaßten. Die in Stammbucheinträgen zitierten Sätze können sich aus gemeinsamen Überzeugungen und Vorlieben und aus gemeinsam gemachten Erfahrungen verstehen. Klopstocks Ode und die von Hölderlin gewählten Zeilen

<sup>8</sup> Vgl. StA VII, 1, 401, bes. Z. 14–18, und Anhang A, S. 22 f.

<sup>9</sup> StA VI, 495.

<sup>10</sup> Vgl. den Korrekturnachtrag S. 27 f.

haben aber einen noch persönlicheren Bezug. Sie sprechen von einem Verlangen, das so groß und herzerfüllend ist und das seine Aussichten so gefährdet weiß, daß es sich nicht einmal zum Wunsch verdichten kann, das aber dennoch seine Erfüllung erfährt. Wer diese Zeilen wählt, um sie ins Stammbuch eines Freundes zu schreiben, der muß sich wohl auf einen solchen Wunsch in des Freundes Herz beziehen, – sei es, daß er ihm eine Hoffnung auf Erfüllung machen will, sei es, daß er die Freude über die wirkliche Erfüllung freundschaftlich teilt, um sie mit den zitierten Versen in einen Zusammenhang von Gedanken oder bedeutsamen Beispielen zu stellen.

Erinnert man sich nun der Gedankenführung von Klopstocks Ode, und daß sie die Erfüllung dessen, was wir kaum zu hoffen wagen, dem unausdenkbaren Ratschluß Gottes anheim gegeben sein läßt, so wird man annehmen, daß der, der aus Klopstocks Ode im Bewußtsein ihrer ganzen Bedeutung zitiert, auch die Erfahrung einer Erfüllung im Leben des Freundes vor Augen hat, die so wie Klopstocks Erfahrung in der Begegnung mit Bodmer über alles irdische Wünschen und Verlangen hinaus bedeutsam war. Es läßt sich zeigen, daß es sich so wirklich verhielt.

## II. Der Bezug des Stammbucheintrags auf Niethammers Weg in die Philosophie

Niethammer hatte 1797 im Gange der Übernahme in die Jenaer theologische Fakultät eine Dissertation vorzulegen, der auch eine ausführliche Selbstbiographie beigegeben war.<sup>11</sup> Aus diesem lateinischen Text erfahren wir die Umstände, auf die sich Hölderlin mit seinem Eintrag aus Klopstocks Ode bezieht: Im Anschluß an die Mitteilung über den Abschluß des theologischen Examens erwähnt Niethammer, daß ihm bis dahin die kritische Philosophie kaum dem Namen nach bekannt gewesen sei.<sup>12</sup> Als bald aber habe er durch einen Zufall zu spüren begonnen, daß er sich mit ihr würde beschäftigen müssen. Nach dem Examen ging er in das Stift zurück, um seine Studien fortzusetzen, bis sich ihm eine ihm gemäße Beschäftigung

<sup>11</sup> 'De persuasione . . .' (vgl. Anm. 6), S. 6–7 des curriculum.

<sup>12</sup> Im Abschlußzeugnis Niethammers nach dem theologischen Examen vom Sommer 1789 (Landeskirchliches Archiv, Stuttgart, A, 13 Nr. 1, Band 4) heißt es nur „studia philosophica et philologica non neglecta“. Der Unterschied zu Hölderlins späterem Zeugnis von 1793 ist augenfällig. In ihm steht die bekannte Aussage: „Philologiae, inprimis graecae, et philosophiae, inprimis Kantianae, [. . .] assiduus cultor“. (StA VII, 1, 479, Nr. 129).

bieten würde.<sup>13</sup> Er wurde damals von einem Magister (somit weder von Bilfinger noch von Hölderlin), den er früher schon in Logik unterrichtet hatte, um Unterricht in theologischer Morallehre (doctrina moralis theologica) gebeten. Und da Niethammer fand, daß er selbst auf diesem Gebiet noch viel zu lernen habe, übernahm er die Aufgabe und begann, die philosophischen und theologischen Kompendien zu studieren. Die folgende Passage von Niethammers Text folgt hier am besten im übersetzten Wortlaut<sup>14</sup>:

Doch je eifriger ich untersuchte und je weiter ich eindrang, desto schneller und gründlicher schien mir das Fundament dieser Wissenschaft einzustürzen. Und meine Zweifel wuchsen so; daß es bald notwendig wurde, mich von jener Unterrichtsaufgabe zurückzuziehen. In diesem Zustand des Zweifels hatte ich für das, was über die Nützlichkeit und die Bedeutung der kritischen Philosophie und über die Vorteile berichtet wurde, durch die sie andere Lehrweisen übertraf und die immer mehr zunahm, offene Ohren; und ich habe niemals etwas mehr gewünscht, als daß ich die Überzeugung, die ich in anderen Weisen zu philosophieren vergeblich gesucht hatte, in dieser finden würde und daß es mir erlaubt sein würde, ihren ganzen Umkreis auszusprechen. Ich wurde jedoch teils durch die Schwierigkeiten dieses Studiums, die zu jener Zeit größer waren als sie es jetzt sind, teils durch die Furcht, welche die zu jener Zeit herrschende befängene Meinung über die Größe der Schwierigkeiten als unüberwindlich erscheinen ließ, abgeschreckt und glaubte nicht, allein durch eigenes Studium irgendeinen Fortschritt machen zu können. Eine Hoffnung, die noch übrig blieb, sowie mein einziger Wunsch gingen dahin, daß es mir erlaubt sein möge, meine Arbeit auf diese Philosophie unter Anleitung eines Mannes zu wenden, der, da er selbst in ihre Geheimnisse eingeweiht war, anderen den Zugang zu ihr leicht eröffnen könnte. Auf wen wohl anders als auf *Reinhold*, der schon damals mit solchem Ansehen durch ganz Deutschland glänzte, konnten sich solche Hoffnung und solcher Wunsch wenden? –

Meinen Wunsch erfüllte mir ein gutes Geschick. Ein gewisser Mann, dem ich mit Freuden öffentlich Dank sagen würde, wäre es nicht höchst undankbar, ihm den erbetenen einzigen Lohn desjenigen zu nehmen, der wohl und recht tut, – jenes Bewußtsein, im Verborgenen zu bleiben, bot mir aus eigenem Antrieb die Mittel an, damit ich mich für ein Semester in Jena aufhalten könne.

Niethammer brach in den Osterferien 1790 nach Jena auf. Wer es war, der ihm den Aufenthalt ermöglichte, der später durch ein Stipendium des

<sup>13</sup> Zur Stellung solcher „Senioren“ im Stift vgl. in der Ausgabe der Briefe und Schriften von Diez (vgl. den Hinweis am Ende von Anhang B, S. 25) den Brief von Süßkind vom 2. XII. 1790, 2. Absatz, und die Anm. 10 dazu.

<sup>14</sup> Schwarzmaier bietet Teile des Passus in Übersetzung, und nach ihm werden sie gelegentlich zitiert.



Kirchenfonds auf ein ganzes Jahr ausgedehnt werden konnte, hat sich noch nicht sicher ermitteln lassen.<sup>15</sup> Über die Lebens- und Studienverhältnisse in Jena war er durch einen Freund, Karl Fischer, ausgiebig unterrichtet.<sup>16</sup> Kurz vor der Abreise trugen sich einige seiner Freunde in sein Stammbuch ein, nach Hölderlin insbesondere Carl Immanuel Diez (am 23. III.), und zwar auf der Rückseite eines älteren Stammbuchblattes von Diez' Freund Klett, – möglicherweise aus Mangel an Zeit, ein eigenes Stammbuchblatt zum Einlegen vorzubereiten. Diez hat am Heranreifen des Entschlusses, nach Jena zu gehen, einen wesentlichen Anteil gehabt.<sup>17</sup> Auf ihn gründete sich die Freundschaft zwischen beiden, die über die Jahre von Diez' Medizinstudium in Jena (1792–94) und bis zum frühen Ende von Diez' Leben Bestand hatte.

Bevor aber auf die Vorgeschichte von Niethammers Aufbruch nach Jena noch mit einigen Bemerkungen eingegangen wird, ist eigens hervorzuheben, wie genau Hölderlins Klopstock-Eintrag auf die innere Lage bezogen ist, in der sich Niethammer vor seinem Aufbruch und in der Gewißheit befand, nun nach Jena gehen zu können. Sieben Jahre später hat Niethammer in seiner Selbstbiographie diese Lage in Worte gefaßt, die

<sup>15</sup> Es gibt aber eine Reihe von Indizien zu seiner Identifizierung: Schon aus der Widmung von Niethammers Schrift 'Philosophische Briefe über den Religionsindifferentismus' (o.O. 1796) an den Stadtschreiber Kraiss in seinem Heimatort Beilstein (ein Onkel Niethammers, vgl. Lupin S. 29) kann man eine Vermutung hinsichtlich des Gönners ableiten. Auch hat Niethammer nach Lupin a.a.O. später Kraiss' Enkel während seines Studiums unterstützt. Aus den Briefen von Diez an Niethammer nach Jena geht zudem hervor, daß Niethammer Briefe an Kraiss schrieb, die er über Tübingen an ihn gelangen ließ (vgl. den Schlußsatz von Anhang B, S. 25).

<sup>16</sup> Nach v. Lupin, S. 10–11. Fischer trug sich auf Blatt 36 von Niethammers Stammbuch am 5. Juli 1786 ein und erneuerte den Eintrag in Jena am 5. Juli 1790. Auch andere Tübinger waren zu Studien in Jena (vgl. z. B. M. Brecht, Die Anfänge der idealistischen Philosophie und die Rezeption Kants in Tübingen (1788–1795), in: 500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen 1477 bis 1977, Tübingen 1977, S. 381–428, hier 390). Und mit Schiller und Paulus lehrten dort zwei der bekanntesten Schwaben der Zeit.

<sup>17</sup> Diez' Eintrag vom 23. III. 1790 lautet: „Man urtheilt gerne und häufig, aber man sucht ungerne und hat selten die dazu nöthige Data. Eine tröstliche Bemerkung, wenn wir ihr den gehörigen Einfluß auf unsere Gesinnung gegen die gefällte Urtheile verstaten! Diß sey gesagt ohne allen Bezug auf das, was DU, mein K. (= Klett, Vf.) auf der andern Seite gesagt hast. Es gilt uns, mein Freund N.! Ihr aufrichtiger Freund, Diez.“

Dieser Text ist, in schon von Kant bestimmter Gedankenführung, ein Hinweis auf die Aufgabe, die Niethammer und Diez (der im Stift dem Jahrgang vor dem Niethammers zugehörte) gemeinsam vor sich sahen: Gründliche Untersuchung der Grundlagen der Theologie und Glaubenslehre. (Vgl. Anhang B, S. 23 ff.).

denen von Hölderlins Klopstock-Zitat kaum näherkommen könnten: Niemals habe er etwas mehr gewünscht, als durch die kritische Philosophie zu einer sicheren Überzeugung gelangen zu können. Da er sich nicht zutrauen konnte, in ihrem Studium allein erfolgreich zu sein, blieb ihm nur die Hoffnung und der ‚einzige‘ Wunsch, unter Reinhold studieren zu können. Und es war ein „gutes Geschick“ (fortuna), das ihm in der Gestalt des großherzigen Gönners (vermutlich Kraiss) diesen Wunsch erfüllte. Gewiß sind diese Sätze im Rückblick und für eine selbstgewisse Jenaer Fakultät geschrieben worden, die sich durch Niethammers Hochschätzung der Jenaer Situation in ihrem Selbstbild bestätigt sehen mußte. Aber auch Niethammers folgende Versicherung, daß er Jena die „Palingenese“ seines Geistes verdanke und daß er zeitlebens sich selbst zu dem Entschluß, nach Jena zu gehen, beglückwünschen werde<sup>18</sup>, klingen anders als Schmeicheleien in akademischer Erfolgsabsicht, zumal er bereits in der philosophischen Fakultät allgemeine Anerkennung gewonnen hatte. Sein Rückblick auf das halbe Jahr nach seinem theologischen Examen in Tübingen, in dem er seine Hoffnung, bei Reinhold studieren zu können, mit dem größten Wunsch seines Lebens auf dauerhafte Überzeugung verbindet, ist also durchaus glaubwürdig.<sup>19</sup>

Hölderlin muß, als er die Verse Klopstocks für Niethammer auswählte, sichere Kenntnis davon gehabt haben, daß die Hoffnung, welche dieser auf ein Studium in Jena setzte, in seinem ganzen Leben und dessen Suche nach sicherer Überzeugung verwurzelt war und daß sie somit einzigartige Bedeutung für ihn hatte. Er muß auch gewußt haben, daß Niethammer das Angebot seines Gönners als eine glückliche Fügung des Schicksals ohne Vergleich erfahren hatte. An diese Erfahrungen schließt er mit den Versen Klopstocks an, – des Dichters, der auch ihn der Möglichkeit versichert hatte, in deutscher Sprache den Erfahrungen, in denen sich unser Leben sammelt, in Versen zu entsprechen, die zugleich Dank und Feier sind.

Aber Hölderlin schrieb die Verse für Niethammer auch und vor allem nieder zum Andenken an ihn selbst, an Hölderlin. Dabei stand ihm der ganze Gang des Gedankens in Klopstocks Ode vor Augen. Und so geht in seinen Eintrag durch alle die Verse, die er *nicht* zitiert, auch eine Beziehung auf ihn selbst und sein eigenes Leben ein. Denn „Der die Schickungen lenkt, heisset den frömmsten Wunsch / Mancher Seligkeit goldnes Bild / Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor, / Wo ein Sterblicher gehen will.“ Es ist *Versagung*, was uns *zumeist* beschieden ist. Aber erst

<sup>18</sup> Curriculum (vgl. Anm. 6), S. 8.

<sup>19</sup> Vgl. Anhang C, S. 25.

in ihrem Licht erfahren wir unser Glück, sofern es uns dann gewährt wird, in der ganzen Tiefe des Herzens „und glauben's kaum“. Die Träume, aus denen es uns erwachen läßt, sind die eines vollen Herzens, das eben darum erzittert, weil es weiß, daß ein zu innig gehegter Wunsch, so er uns auf ewig versagt sein sollte, unser Leben verschatten und uns seufzen lassen wird. Nicht nur selige Wunschträume, sondern auch lastende Träume zwischen banger Hoffnung und der vorausgenommenen Not des Verzichts sind es also, aus denen die göttliche Erfüllung uns erwachen läßt, wenn sie uns plötzlich zuteil wird. Niethammer erfuhr solches Glück, Hölderlin aber blieb zurück. Auch in solchem Sinne schrieb er für Niethammer Klopstocks Zeilen zu seinem eigenen Andenken.

Im Herbst 1789 trug sich Hölderlin mit dem Gedanken, das Stift zu verlassen und Jura zu studieren. Mit sich selbst und seiner Mutter rang er um diese Aussicht, die ihm Befreiung aus einer als drückend empfundenen Lage gewesen wäre.<sup>20</sup> Auch Hegel hatte wohl eher dazu geneigt, die Rechte statt der Theologie zu studieren.<sup>21</sup> Dies hätte seiner besonderen Begabung und Neigung entsprochen, die ihn schließlich auch zum Autor der bedeutendsten Rechts- und Geschichtstheorie des 19. Jahrhunderts gemacht hat. Für Hölderlin, dessen dichterische Begabung sich längst zu entfalten begann und der mit ihr auch seinen zu jener Zeit oft bekannten Ehrgeiz verband, wäre das Rechtsstudium aber nichts als nur ein Ausweg gewesen. Gleichwohl fügte er sich doch bedrückten Herzens in die Umstände und den Willen der Mutter: „Elternrat beruhigt immerhin. Geh' es wie es will, hab' ich doch diesen Trost!“<sup>22</sup>

Hölderlins Resignation zurück ins Stiftsleben muß auch im Zusammenhang des Entschlusses von Bilfinger gesehen werden, der im Herbst 1789 das Stift verlassen hatte, um die Rechte zu studieren. Und Niethammers Freund Fischer war schon in Jena zum Studium der Rechtswissenschaft und sandte von dort seine Berichte, wo Schiller soeben seine Professur angetreten hatte. Im Sommer hatte Bilfinger Niethammers Rat und Nähe gesucht, – zu eben der Zeit, in der Hölderlin ihm schon nahe gewesen sein muß. Und wenn auch Niethammers Überzeugungskrise erst im Herbst des Jahres entstand, so muß man vermuten, daß seine Neigung zum Pfarrere-

<sup>20</sup> Vgl. StA VI, 48 f., Nr. 29, und A. Beck, Hölderlin und das Stift im November 1789, in: Glückwünsche aus Bebenhausen. Wilhelm Hoffmann zum fünfzigsten Geburtstag am 21. April 1951, S. 18 ff.

<sup>21</sup> Vgl. u. a. Dokument 72 in: Briefe von und an Hegel, hrsg. v. F. Nicolin, Bd. IV, 1, Hamburg <sup>3</sup>1977, S. 89.

<sup>22</sup> Vgl. oben Anm. 20.

beruf schon vorher gering geworden war.kehrte er doch, ohne ein Vikariat zu suchen, ins Stift zu Studien zurück, bis er eine „ihm gemäße“ Anstellung würde finden können.<sup>23</sup> Zwischen Niethammer, Bilfinger und Hölderlin muß es wohl, sei es zu direktem, sei es zu vermitteltem Austausch über die Lebensaussichten gekommen sein, die das theologische Studium eröffnen oder aber auch verschließen könnte. Und Diez, Niethammers Freund, sah wenig später seine Kantischen Studien und seinen eigenen Einfluß auf die Ausrichtung von Niethammers philosophischer Hoffnung im Zusammenhang mit seiner eigenen „längst überdachten Apostasie“<sup>24</sup>, die Diez seinerseits 1792 mit dem Übergang zum Medizinstudium, und zwar in Jena, vollzog.

So ist Hölderlins Eintrag gleichermaßen Einstimmung in des Freundes Erfahrung vom kaum zu erhoffenden Glück und eine Erinnerung an die eigene Lebenslage, die, was die Studienaussichten betrifft, durch die Resignation in das Unabwendliche gezeichnet war.

### III. Hölderlins Briefe an Niethammer im Lichte des Stammbucheintrags

Das Stammbuchblatt in Verbindung mit dem Bilfingerbrief an Niethammer erlaubt uns einen Einblick in die Beziehung zwischen Hölderlin und Niethammer, der uns aus den drei Briefen an Niethammer aus den Jahren 1795 bis 1801 allein nicht möglich gewesen wäre. Diese Briefe wurden nach Hölderlins Jenaer Monaten geschrieben. Man hätte wohl denken können, daß die nähere Bekanntschaft zwischen beiden auf Hölderlins Aufenthalt in Jena zurückginge. Nun aber ist anzunehmen, daß die gute Aufnahme, die Hölderlin bei dem inzwischen zum Professor avancierten Niethammer erfuhr, ihren Grund nicht nur in der entfernten Verwandtschaft und in der Gemeinsamkeit von Vaterland und Studienort hat. Schon im Stift selbst muß Hölderlin mit Niethammer in einer Vertrautheit gestanden haben, hinter der die Weise ihres Jenaer Umgangs wohl sogar zurückblieb.

In den Briefen an Niethammer lassen sich leicht Spuren dieser frühen Vertrautheit finden. So beginnt der erste Brief mit dem Doppelsatz: „Ich hätte Dir immer so vieles sagen mögen und habe Dir nie nichts gesagt. Ich hoffte Dir manches schreiben zu können, und habe Dir noch nichts ge-

<sup>23</sup> Curriculum (vgl. Anm. 6), S. 6.

<sup>24</sup> Vgl. S. 24 die in Anhang B mitgeteilte Passage aus Diez' Briefen in Niethammer.

schrieben.<sup>25</sup> Der erste der beiden Sätze muß sich wohl auf Hölderlins Scheu in Jena selbst beziehen. Und sie klingen, als hätte Hölderlin anschließen wollen an die Tübinger Zeit der Vertrautheit in den Jahren 1789 und 1790. Denn offenbar war ihm danach, später auch in Jena noch mehr zu sagen, als das ‚viele‘, das er hoffte, noch später schreiben zu können, obgleich ihm beides nicht gelang. Der zweite Brief berichtet von Niethammers sanftem Mahnen und einem warmen Interesse an Hölderlins Lage, nicht nur an dem versprochenen Manuskript.<sup>26</sup> Und hätte Niethammer allein aus der Erfahrung eines mehr öffentlichen, durch das Jenaer Klub- und Gesellschaftsleben bestimmten Umganges mit Hölderlin in ihn das Vertrauen gesetzt, zu seinem hochreputierlichen Journal beizutragen? Es mag so sein, da wir inzwischen wissen, daß Hölderlin in den Jenaer Monaten folgenreiche Gedanken konzipiert hatte.<sup>27</sup> Aber es wird doch einleuchtender, wenn man der disputierenden Geselligkeit Jenas eine Grundlage in früherer Stiftsfreundschaft zuordnen kann, die Niethammer sowohl von Hölderlins Begabung überzeugte wie auch für sein Wohl besorgt gemacht hat.

Auch im dritten Brief, der von Hölderlins Enttäuschung über Niethammers Verstummen durchherrscht ist, spricht Hölderlin von der „Theilnahme“, „mit welcher Du in zurückliegender Zeit mein Leben begleitet hast“, und von seiner „Freundschaft, deren ich mich früher erfreuen konnte“. Und er erinnert an Niethammers „Rath“, „den Du mir früher, wenn ich Dich darum bat, nicht versagt hast“.<sup>28</sup> Es ist wahrscheinlich, daß dies alles einen Bezugsbereich im Jahr vor Niethammers Abreise nach Jena hat. Niethammers Freundlichkeit während der Monate, die Hölderlin mehrfach rühmt, könnte eher die Folge einer früher begründeten Freundschaft sein als deren Ursprung, während von Hölderlins Seite die Beziehung nunmehr von Scheu überformt war. Sie erklärt sich aus Hölderlins Wissen, daß er selbst die Zeugnisse seiner Arbeit noch nicht hatte vorweisen können, während Niethammers Verdienst vor der Welt schon bald und zunehmend allgemeiner anerkannt wurde.<sup>29</sup>

Im Sommer 1789 müssen Niethammer, Bilfinger und Hölderlin in Gesprächen über einen Lebensgang abseits des Pfarrerberufs begriffen gewesen sein. Im Herbst kam Niethammer in seine Überzeugungskrise, von

<sup>25</sup> StA VI, 190 f., Nr. 111, Z. 4–6.

<sup>26</sup> StA VI, 202 f., Nr. 117, Z. 6–9.

<sup>27</sup> Vgl. vom Vf.: Hölderlin über Urteil und Sein, in: HJb 1965/66, S. 73 ff.

<sup>28</sup> StA VII, 2, Dokument (Nachtrag) 233, Z. 10–12.

<sup>29</sup> Niethammer war schon 1792 Adjunkt (Privatdozent) und 1793 außerordentlicher Professor der Jenaer philosophischen Fakultät geworden. Vgl. Anhang D, S. 26.

der Hölderlin alles Wesentliche gewußt haben muß, und zwar aus Niethammers freundschaftlicher Mitteilung selbst, so daß er dies Wissen zum Gehalt eines Eintrags machen konnte, der auch seinem eigenen Gedenken galt. Eben darum konnte er auch einer der wenigen sein, die sich überhaupt beim Abschied in Niethammers Stammbuch eintrugen. Er war sogar der einzige, der dies in sicherer Aufnahme von Niethammers eigener Erfahrung tat. Im Unterschied zu den Gesprächen des Sommers war Niethammers Krise nun durch theoretische Zweifel von der Art bestimmt, die ihn seine Hoffnung auf Philosophie setzen ließen. Und so gibt Hölderlins Eintrag schließlich auch noch Anlaß zu der Frage, wie Niethammers Studiengang, der ihn in seine Zweifel führte, zu Hölderlins eigenen Studiererfahrungen ins Verhältnis zu setzen ist, und damit zu einer Frage, die Hölderlins philosophische Anfänge betrifft.

#### IV. Zwei Stufen auf Hölderlins Weg in die Philosophie

Niethammer hatte Moraltheologie, also jenes Fach zu lehren, in dem die Wahrheiten der Religion in ihrer praktischen Wirksamkeit bei der Entfaltung eines christlichen Lebens zur Darstellung kommen.<sup>30</sup> In dieser Disziplin, die erst ein Jahrhundert zuvor eine feste Lehrgestalt angenommen hatte, sind die Gründe für die Überzeugung von der Wahrheit der Glaubenslehren und Lehren über die Gründe der sittlichen Lebensführung miteinander verflochten, so daß in ihr jede Veränderung in der Theorie der metaphysischen Erkenntnis und der Grundlegung der Morallehre gleichzeitig und direkt zur Auswirkung kommen müssen. Es wäre eine lange Abhandlung darüber zu schreiben, in welcher Weise die neuen kantischen Lehren von der Unbeweisbarkeit von Gottes Dasein und von der auf Autonomie des Willens begründeten Sittlichkeit in jedes moraltheologische Interesse hineinwirken mußten.<sup>31</sup> Die kantische Philosophie war

<sup>30</sup> In der Tübinger theologischen Fakultät vertrat dieses Lehrgebiet Prof. J. F. Maerklin. Niethammers Abgangszeugnis (vgl. Anm. 12) erwähnt – in Übereinstimmung mit dem Bericht seines Curriculumums (vgl. Anm. 6) – Maerklin nicht als einen der Professoren, bei denen Niethammer vorzüglich gehört hat. Doch ließe sich durch eine Analyse von dessen Standpunkt und Lehre wahrscheinlich machen, welche der zahlreichen Kompendien in Niethammers Prüfung der Grundlagen der Moraltheologie besondere Aufmerksamkeit finden mußten. Zur zeitgenössischen Literatur vgl. E. Luthardt, Geschichte der christlichen Ethik seit der Reformation, Bd. 2, Leipzig 1893.

<sup>31</sup> Vgl. z. B. Hegels Lebenslauf im Konversationslexicon von 1824, in: F. Nicolini (a.a.O. Anm. 21). Dokument 107, S. 127 f.

in Tübingen, teils durch Flatts Lehre, teils durch anhebende Kenntnis der Literatur, seit 1785 in einer Verbreitung, die in den späten achtziger Jahren rasant zu werden begann. Viele der in der Lokation hoch rangierenden Studenten begannen damit, specimina über kantische Themen zu schreiben.<sup>32</sup>

Der kantische Kreis um Diez, der aus Kants Theorie radikale religionskritische Konsequenzen herleitete, war wohl erst zu dessen Reputationszeit auf dem Höhepunkt seiner Wirkung. Aber Diez schreibt sich sicher mit Grund und Recht Einfluß auf Niethammers Studiengang im Herbst 1789 zu.<sup>33</sup> Dieser Einfluß kann, Diez' damaligem Studienstand entsprechend, nur von dem Aufweis der Konsequenzen der Metaphysikkritik Kants für die Religionslehre und von der Überzeugung von der Wichtigkeit des Reinhold-Studiums für die Klärung und die Sicherung der kritischen Wahrheit ausgegangen sein. Die Metaphysikkritik muß auch dafür verantwortlich gewesen sein, daß Niethammer „das Fundament“ der Moraltheologie „einstürzen“ sah.<sup>34</sup> Und die Hoffnung auf die Belehrung durch Reinhold wurde zur Grundlage des Wunsches, nach Jena zu gehen, und so zum Anlaß für Hölderlins Eintrag.

Da Hölderlin über diese Verflechtung von Motiven im Bilde war, muß angenommen werden, daß auch seine eigenen Studien von ihnen nicht unberührt geblieben sind. Und wirklich finden sich in dem Brief an die Mutter, der den Text von Hölderlins zweiter Predigt begleitete, deutliche Hinweise auf einen solchen Zusammenhang. Der Sohn berichtet der Mutter in der gebotenen einfachen Klarheit über seine philosophischen Studien des letzten Jahres.<sup>35</sup> Da der Brief im Februar 1791 geschrieben wurde, ist der Beginn der Studien, über deren Motivzusammenhang Hölderlin berichtet, auf den Jahresanfang 1790 zu setzen. Hölderlin schreibt:

*Ich studirte denjenigen Theil der Weltweisheit, der von den Beweisen der Vernunft für das Dasein Gottes und von seinen Eigenschaften, die wir aus der Natur erkennen sollen, handelt, mit einem Interesse dafür, dessen ich mich*

<sup>32</sup> Das erste specimen (1785) mit einem eindeutig kantischen Thema war das des späteren Prinzenerziehers, Jura-Professors und Illuminaten Karl Heinrich Gros, des ersten in der Lokation von Diez' Promotion. Es war das zweite der drei specimina von Gros und hatte den Titel 'Entwurf einer Prüfung des Kantischen Systems'. Gros hatte auch bei Flatt gehört. Im übrigen vgl. M. Brecht (a.a.O. Anm. 16) S. 389 und zum Zusammenhang der Stiftsforschung in Beziehung auf Hegel und Hölderlin die a.a.O. zitierten Aufsätze Brechts in den Hegelstudien und im HJb.

<sup>33</sup> Vgl. Anhang B, S. 24.

<sup>34</sup> Curriculum (vgl. Anm. 6), S. 7.

<sup>35</sup> StA VI, 63 f., Nr. 41.

*nicht schäme, wenn es gleich auf einige Zeit mich auf Gedanken führte, die Sie vielleicht unruhig gemacht hätten, wenn Sie sie gekannt hätten. Ich ahnete nemlich bald, daß jene Beweise der Vernunft fürs Dasein Gottes und auch für Unsterblichkeit, so unvollkommen wären, daß sie von scharfen Gegnern ganz oder doch wenigstens nach ihren Haupttheilen würden umgestoßen werden können.*

Es sind dies die Themen und Schlußfolgerungen, die auch für die Genesis von Niethammers Zweifel wesentliche Bedeutung gehabt haben müssen. Und man wird vermuten dürfen, daß die Teile der Metaphysik, welche sicher keinen Stand halten können, ‚Haupttheile‘ deshalb genannt werden, weil sie es sind, auf die sich das theologische Lehrsystem in Dogmatik und Moral stützen muß.

Hölderlin fährt fort, daß ihm in dieser Lage „Schriften über und von Spinoza“ in die Hände fielen<sup>36</sup>, und er berichtet über Jacobis Schlußfolgerung aus der spinozistischen Lehre. Aber jene Gedanken, von denen er zuvor sagte, daß sie die Mutter wohl unruhig gemacht hätten, sind noch andere als die von Spinoza hergeleiteten. Hölderlin sagt auch deutlich, daß seine Zweifel, welche die Mutter beunruhigt hätten, vor der Begegnung mit Jacobi und Spinoza in ihm aufkamen, und daß sie durch diese Begegnung in etwa beruhigt worden sind. Die Zweifel des Frühjahrs betrafen wohl direkt und zuerst die Erkenntnisleistungen der Vernunft. Aber die Weise, in der Hölderlin von solchen Gedanken und der Besorgnis, die sie wohl erwecken konnten, spricht, zeigt deutlich genug an, daß sie Zweifel an der Haltbarkeit der Lehren von der Wahrheit der Religion selbst eingeschlossen haben müssen, die dann erst durch die Trennung von spinozistischer Vernunft und christlicher Offenbarung in Jacobis Manier fürs erste zu bändigen waren.

Solche Zweifel sind auch Niethammer sicher nicht fremd gewesen, da sie eben die Zweifel sind, die ihm auch von Diez nahegelegt wurden. Die Hoffnung also, welche Niethammer auf die kritische Philosophie setzte, ist eben darum nicht nur die auf philosophische Klarheit. Sie ist die Hoffnung auf eine Überzeugung, die in den Zweifeln und Fragen hinsichtlich des Verhältnisses von Vernunft und Glaubenslehre zur Klarheit zu kommen erlaubt. Hölderlin sagt, daß ihm die Klarheit, die er gegenüber der

<sup>36</sup> Ebd. – Die Stuttgarter Ausgabe enthält Hölderlins Notizen zu Jacobis Spinoza-büchlein in Band IV, 207–210 (nach ihr werden diese Notizen im Folgenden zitiert), sowie Daten zu Hölderlins Umgang mit Jacobi und Spinoza in Bd. IV, 397 f. und Bd. VI, Nr. 41, Z. 34; Nr. 94, Z. 48, und vor allem in den Erläuterungen zu diesen Briefstellen. Vgl. Anhang E, S. 27.

Mutter für das Jahr danach in Anspruch nimmt, durch Jacobis Trennung von Theorie und Wahrheit ermöglicht worden sei. Niethammer hat seine ganze philosophische Arbeit, die ihn bald zum Gefolgsman der Lehre Fichtes in der ‚Kritik aller möglichen Offenbarung‘ werden ließ, dem Versuch zur Klärung des Verhältnisses von Vernunftkritik und Offenbarungswahrheit gewidmet.<sup>37</sup>

Das früheste philosophische Manuskript, das uns von Hölderlins Hand überliefert ist, sind seine Notizen zu Jacobis Spinozabüchlein. Sie lassen sich nicht einfach nur als Exzerpte auffassen. Vielmehr sind sie als ein Versuch zu verstehen, die Diskussionslage zwischen der Position Spinozas in der Auffassung, die Lessing gegenüber Jacobi geltend gemacht haben soll, und der eigenen Position Jacobis aus dem Text von Jacobis Spinozabüchlein übersichtlich zu machen. Eine gründliche Analyse des Manuskripts unter diesem Gesichtspunkt, sowie im Blick auf den Stand der philosophischen Studien, die es voraussetzt, und den Zweck seiner Niederschrift steht noch aus. Aus der Bemühung eines Interpreten, den Blick Hölderlins auf Jacobis Text nachzuvollziehen, ließe sich vieles über den Stand von Hölderlins philosophischer Orientierung bei der Niederschrift dieser Notizen erschließen.

Nur zwei Befunde sollen hier hervorgehoben werden, aus denen auf Hölderlins Gedanken bei der Aneignung der Spinoza-Jacobi-Alternative einiges Licht fällt: Die Notizen setzen, *zum ersten*, ein Kantstudium Hölderlins bereits voraus. Denn sie bringen in die Entwicklung der Lehre von Spinoza, die Jacobi Lessing in den Mund legte, Kantische Elemente hinein. Das wird deutlich in der Auswahl der Passagen aus dem Jacobibüchlein und aus den Hervorhebungen in dieser Auswahl. Es wird vor allem deutlich dadurch, daß Hölderlin einige Theoreme Spinozas in einer Interpretation durch Kantische Begriffe erscheinen läßt, die in Jacobis Text selbst gar nicht zu finden sind. So interpretiert Hölderlin Lessing-Spinozas Prädikat ‚unendlich‘ als „indeterminabilis“ (StA IV, 207, Z. 27). Und er nimmt den Auftritt des Terminus „das Mannigfaltige“ zum Anlaß, ihn in Hinsicht auf Folge und Dauer mit den für Kant spezifischen

<sup>37</sup> Vgl. Schwarzmaier, Hojer und Lindner (Anm. 6). Diez begann nach der Jahresmitte, die radikale Konsequenz aus der Kantischen Begrenzung alles Wissens auf mögliche Erfahrung zu ziehen und die Möglichkeit einer Gewißheit aus Offenbarung in jeder Beziehung schlechtweg zu bestreiten. Diese Position konnte nach Fichtes ‚Versuch einer Kritik aller Offenbarung‘ (1792) und Kants eigener Religionsschrift (1793) nur noch schwer verteidigt werden. Das erklärt Niethammers schnelles und bereitwilliges Eingehen auf Fichtes Werk.

Termen ‚Form‘ und ‚Erscheinung‘ in Zusammenhang zu bringen (ebd. 208, Z. 1–2). So sehen wir in Hölderlins Notizen die auch für die in Tübingen niedergeschriebenen Texte Hegels und Schellings, die aber später entstanden sind, und für einen guten Teil der an Kant anschließenden Literatur charakteristische Verfahrensart, historische Positionen in kantische Sprache umzuschreiben, so früh schon am Werke.

*Zum zweiten* könnte es ebenso aufschlußreich sein, daß diese kantischen Umschreibungen nur in der Wiedergabe der von Lessing vertretenen Position Spinozas zu finden sind. Man kann daraus schließen, daß Hölderlin bei der Niederschrift der Notizen schon dazu neigte, die Konsequenz der Kantischen Kritik mit der Begründung der Lehre des Spinoza gerade dort verbunden zu sehen, wo Schlußfolgerungen der Theorie als solche gezogen werden müssen. Jacobis eigene Position erschiene dann als Gegenzug gegen Spinoza und Kant in einem, – ein Gegenzug, der dann allein Freiheit und einen wirkenden und wissenden Gott gegen alle Philosophie zu verteidigen vermöchte. In Hölderlins philosophischer Position, die er mehr als vier Jahre später in Jena entwickelte, sind Kant und Spinoza wieder auseinander getreten, – aber nunmehr ein Spinoza, der die Freiheit des auf Gegenstände korrelativ bezogenen Bewußtseins (vgl. schon StA IV, 207, Z. 12–24) in Kants Sinne zuzulassen instand gesetzt ist; ein Spinoza zudem, der in eine theoretische Stellung versetzt ist, welche nunmehr der Stellung entspricht, die Jacobi zuvor zugunsten einer Überzeugung der Realität der Freiheit und vom Dasein Gottes aufgebaut hatte, die Jacobi selbst für mit Spinozas Lehre unvereinbar gehalten hatte. Hölderlins Jenaer Position überführte also Spinoza in die für Jacobi ehemals charakteristische Position, – aber nunmehr unter Preisgabe von Jacobis persönlichem Gott, wiewohl unter Bewahrung der vom ‚Sein‘ selbst durch Urteilung ausgehenden Freiheit im Endlichen. Ansätze einer Gedankenbewegung hin zu dieser Position lassen sich schon in den frühen Notizen zum Spinozabüchlein erkennen, – zumindest im Rückblick und unter Ausschluß der Meinung, solche Ansätze würden schon zwingend auf die Jenaer Position hinführen.

Folgt man diesen Überlegungen, so wird man sehen, daß die durch Jacobis eigene Lehre zurückgewonnene neue Versicherung in der christlichen Glaubenswahrheit, über die Hölderlin 1791 seiner Mutter berichtete, kaum von Dauer gewesen sein konnte. In der Weise, in der er sich die Gedankenführung des Spinozabüchleins aneignete, lassen sich auch schon die Potentiale erkennen, die sie bald wieder instabil werden ließen. Zu leicht konnten die Notizen zum Spinozabüchlein auf den Weg zu einer neuen Position führen, in der Kants Analyse der Erkenntnis-korre-

lation mit einer anderen, in ihr vorausgesetzten und sie übersteigenden Wahrheit innerlich und systematisch verbunden gesehen wird, die mit der christlichen nicht mehr zusammenzuführen ist. Auch diese Wahrheit läßt sich allerdings nicht, so wenig wie die Jacobis, in der Art der Schlußfolgerung der klassischen Gotteslehre der Metaphysik gewinnen. Dennoch ist sie wiederum anderes als Glaubenswahrheit; und sie ist durch ihren Gehalt vor allem auch anderes als eine Gewißheit vom persönlichen Gott der christlichen Offenbarung und selbst anderes als die deistische Gottesgewißheit Jacobis.

Unabhängig von all dem bestätigen Hölderlins Notizen zum Spinozabüchlein aber in jedem Fall, daß die Aneignung Jacobis und Spinozas auf der Grundlage vorausgehender Studien zu Kants Philosophie geschah, die sowohl einigermaßen gründlich wie aus Motiven der eigenen Lebensorientierung begründet gewesen sind. Die relative Chronologie von Hölderlins Studien zunächst von Kant und dann von Spinoza-Jacobi ist damit auch aus dem ersten überlieferten Text selbst bestätigt. Diese relative Chronologie der zweiten Studienphase läßt sich allerdings nicht ohne weiteres auch in eine absolute Zeitbestimmung des Beginns dieser zweiten Phase überführen. Es ist wohl möglich, daß Hölderlin die Schriften „über und von Spinoza“ (StA VI, 64, Nr. 41; auch diese Reihenfolge ist zu beachten) schon vor dem Sommersemester 1790 bekannt wurden, – möglich insbesondere für ein erstes Studium von Jacobis Spinozabüchlein. Nur der Beginn der philosophischen Studien insgesamt mit einem Studium von Kants Metaphysikkritik läßt sich mit großer Sicherheit auf die frühen Monate des Jahres 1790 ansetzen.

Aus Neuffers Ode an Hölderlin aus dem Jahre 1790 können wir einen weiteren Hinweis auf Hölderlins philosophische Studien und ihren frühen Beginn in diesem Jahr gewinnen: „Endlos quälest nur du dich mit Erforschungen, / Die kein endlicher Geist irgend ergründen kann, / Steigst in's leere Gebiet täuschender Träume“ (StA VII, 1, 195 f.). Und Neuffers Aufruf zum *carpe diem* kulminiert in dem Rückruf zum Gesang des Dichters: „Nimm die Leier, die dir lange nicht mehr getönt!“ Es ist zwar nicht sicher zu bestimmen, wann genau Neuffers Gedicht entstand und auf welche Zeit des Jahres es sich bezieht. Aber man wird annehmen können, daß sein Aufruf in den Monaten des Beginns der Aldermannstage des Freundesbundes kaum einen Anlaß gefunden haben könnte.<sup>38</sup> In dieser Zeit hat Hölderlin die ersten Tübinger Hymnen für das Bundesbuch geschrieben. Die Wochen nach dem Eintrag von 'An die Stille' am dritten Aldermanns-

<sup>38</sup> StA I, 114 f. und 414. Zu den Aldermannstagen vgl. StA I, 406.

tage Hölderlins waren sicher von den Vorbereitungen für das Magisterexamen bestimmt und somit ohnehin kaum frei zur Option für Leier, Wein und Tanz gegen das Schreibpult.<sup>39</sup> Trifft das zu, müßte sich Neuffer entweder auf das späte Jahr oder auf seinen Beginn beziehen. Auf die ersten Monate des Jahres ist allenfalls Hölderlins 'Burg Tübingen' (StA I, 101 ff.) zu datieren, ein Gedicht, das in seinem Grundton den elegisch gestimmten Oden der zweiten Hälfte von 1789 noch näher steht als den ersten Hymnen des kommenden Frühjahrs. In den Wintermonaten des Jahresbeginns scheint Hölderlin nicht gedichtet zu haben. Und es sind diese Monate, in denen das Studium angehoben haben muß, über dessen Gang er im Brief an die Mutter berichtet hat. Ende August sagt Hölderlin, schon mit Betonung: „Ich habe noch vieles zu thun im Sinn. Ich darfs Ihnen als Sohn one Schein der Unbescheidenheit sagen, daß anhaltendes Studiren besonders der Philosophie mir bald zum Bedürfniß geworden ist.“<sup>40</sup> Hier gibt Hölderlin zum erstenmal zu erkennen, daß seine philosophischen Studien für ihn eine ganz andere Bedeutung als die einer Vorbereitung für Theologie und geistlichen Beruf gewonnen haben. Und solches Bewußtsein setzt eine Periode anhaltender Beschäftigung mit Philosophie schon voraus. Es ist zu vermuten, daß Hölderlins Selbstbewußtsein, das ihn im Brief an die Mutter kaum verhohlen andeuten läßt, von ihm sei auch in der Philosophie noch Eigenes zu erwarten, sogar den Beginn der Verständigung über Jacobi und Spinoza schon voraussetzt.

#### V. Der Weganfang und die Form von Hölderlins Denken

Es gibt genügend Grund zu der Annahme, daß die ersten Anfänge von Hölderlins Weg zur Selbständigkeit in der Philosophie in eben die Zeit fallen, in der Niethammer zu der Überzeugung gekommen war, daß alle seine Hoffnung auf Jena zu setzen sei. Und wenn man bedenkt, daß Niethammer sich nicht zutraute, in eigenen Studien die kritische Philosophie ausmessen zu können, so wird man verstehen, daß Hölderlin, der den Weg nach Jena für sich verschlossen wußte, damit den besten Grund für eine konzentrierte Anstrengung hatte, so wie auch Diez.<sup>41</sup> Der Mutter

<sup>39</sup> Vgl. allerdings StA VI, 54, Nr. 33, Z. 12 ff.

<sup>40</sup> Vgl. StA VI, 470, Nr. 34 a, Z. 15 ff. Seine Mitteilung über die Wichtigkeit des philosophischen Studiums für ihn leitet Hölderlin mit der gewichtigen Andeutung ein: „Ich habe noch vieles zu thun im Sinn“.

<sup>41</sup> Diez im Brief vom 19. Juni 1790 an Niethammer: „Von Anfang des Februar an

berichtet er, daß er während dieser Konzentration bald von Kant zu Jacobi-Spinoza geführt wurde.

Fünf Jahre später hat Hölderlin, nunmehr selbst in Jena, in eben diesem Spannungsfeld auch Fichtes neue Wissenschaftslehre geortet und damit eine produktiv-kritische Beziehung zu ihr ausbilden können, die für den gesamten Weg des spekulativen Idealismus weitreichende Folgen hatte. In der Konzeption von 'Urteil und Sein', mit der er auf Fichtes Subjektphilosophie antwortet, geht die Begrenzung unserer Erkenntnisfähigkeit nunmehr auch im systematischen Zusammenhang einem Gedanken voraus, der auch Jacobis Position aufnimmt, sie aber nunmehr mit der von Jacobi abgewiesenen Grundlehre des Spinoza von jenem ‚Sein‘ verbindet, das ungeschieden aller Trennung vorausliegt, in der sich unsere theoretische Erkenntnismöglichkeit zu halten hat. Erkenntniskritik und höchste Gewißheit stehen hier in einer sachlichen Folgeordnung, die der Abfolge von Hölderlins früher Begegnung zuerst mit Kantischer Kritik und dann mit Jacobis Glaubenslehre entspricht. So sind in Hölderlins frühem Studium, aus dem Neuffer ihn zurückruft, die ersten Voraussetzungen gewonnen worden für seinen selbständigen Weg in der Philosophie und für die innere Form des Standes, den er in ihr genommen hat.<sup>42</sup>

war, eine dreiwöchige Unterbrechung und einige kleine Reisen ausgenommen, Reinhold, Kant und Schulze beinahe mein einziges Geschäfte“.

<sup>42</sup> Man kann sich vorstellen, daß Hegels schneller Übergang zu Hölderlins Position, die Hölderlin in Jena 1795 erarbeitet hatte, nach Hegels Ankunft in Frankfurt Anfang 1797 auch durch Hegels Kenntnis von Hölderlins philosophischer Intensität während der Zeit seit 1790 wenigstens begünstigt gewesen ist. (Die gemeinsame philosophische Lektüre beider betraf, außer Platon, gerade Kant und Jacobi; vgl. K. Rosenkranz, G. W. F. Hegels Leben, Berlin 1844: fotomech. Nachdruck, Darmstadt 1963, S. 40.) Hegels Wendung in Frankfurt erklärt sich gewiß vor allem durch die innere Kraft von Hölderlins neuer Position und durch ihre Beglaubigung, in der Jenaer Gedankenschmiede entstanden zu sein, – auch durch Hegels philosophische Sympathie für ihre Gehalte, sofern sie nur theoriefähig gemacht werden konnten. Aber Hegel traute Hölderlin doch aus der Tübinger Erfahrung zu, ihn selbst „leiten“ und „führen“ zu können (StA VI, 222, Nr. 128, Z. 41 ff., und die Erläuterungen dazu). Hölderlin sieht umgekehrt in Hegel seinen Mentor in Situationen, in denen ihn sein „Gemüt zum dummen Jungen“ machte. Hegels Formulierung weist aber eher in den Bedeutungsumkreis auch theoretischer Orientierungshilfe (vgl. Maria Cornelissen, Hölderlins Ode 'Chiron', Tübingen 1958, S. 103), obwohl Hölderlin „Mentor“ auch Niethammer nennt, und in diesem Fall im Blick auf philosophische Anleitungen, die er von ihm empfangen hat (StA VI, 203, Nr. 117, Z. 24). Mit mehr Sicherheit ließe sich darüber etwas vermuten, könnten wir schon Hegels erste Schritte zum philosophischen System zu denen Hölderlins in eine sachliche und chronologische Beziehung setzen. Aber die Dokumente aus Hegels Studium der Philosophie im engeren Sinne sind, was die Tübinger und Berner Zeit

Während der ganzen Zeit seiner wachen Produktivität hat Hölderlin auch die Stellung der Philosophie in seiner Lebensbewegung und ihre Bedeutung für die Bewußtseinslage dieses Lebens in beinahe gleicher Weise gesehen: Die Philosophie ist ihm wesentlich, unverzichtbar, verspricht aber doch nicht die Erfüllung seiner eigentlichen Anlage und Absicht, die mit Amt und Aufgabe des Dichters verbunden ist. Sie bringt zudem schließlich stets auch eine Gefährdung für die Stabilität seines inneren Gleichgewichts, obwohl er sich ihr gerade in Phasen der Bedrückung auch immer wieder zuwenden muß.

Es ist von Interesse zu wissen, daß auch dieser Zusammenhang von Motiven und Wirkungen schon den Anfang von Hölderlins philosophischen Studien aus eigenem Antrieb und nachhaltigem Interesse kennzeichnet: Erfahrungen der Bedrückung und ein vergebliches Aufbäumen gegen die Verhältnisse seines Lebens, aufkommende Zweifel an der Wahrheit der Lehre, auf die sein Pastorenberuf begründet sein würde, das Ende seiner ersten Liebe.<sup>43</sup> Der Trost der Freundschaft wendet solche Lage nicht, und die Dichtung kann sich nicht sogleich zum Höhenflug des eigenen inneren Vorbilds erheben. Da kann Arbeit für sich schon ein Mittel der äußeren Stabilität sein. Aber daß diese Arbeit der Philosophie gilt, hat doch einen anderen und bedeutsameren Grund: Sie allein kann, wie auch Niethammer es sah, eine sichere Überzeugung begründen, wenn sie auch nicht ins Werk setzen kann, worauf Hölderlins Dichtung schon auszugreifen begann. Und so kann sie auch die „Grillen“ und Bedrückungen nicht lösen, nur zurückdrängen. Auch die Situation, in der Hölderlins Weg in die Philosophie begann, entspricht also ganz den Verhältnissen, in denen Hölderlin allzeit den Stellenwert der Philosophie sah und erfuhr. Betrachtet man Hölderlins Stammbuchblatt für Niethammer im Zusammenhang aller anderen Dokumente aus dem Umkreis seiner Ent-

betrifft, von sehr geringer Zahl. Und die Forschung ist – mit gravierenden Folgen – durch die Vormeinung desorientiert, in dem, was aus besonderen Gründen überliefert ist, liege uns auch ein vollständiges Zeugnis von Hegels philosophischem Werdegang vor. Es ist aber anzunehmen, daß die jungen Hauslehrer auf ihren weiten und kostspieligen Reisen nicht alle Niederschriften mit sich führen und somit aufbewahren konnten und wollten. Darum ist es womöglich nicht einmal ein Zufall, daß Hölderlins Briefe an Hegel vollständiger erhalten sind als die Briefe Hegels an Hölderlin. Und grundsätzlich gilt wohl, daß die Korrespondenzbände beider Gesamtausgaben aufs Neue durchgesehen werden müßten unter dem Gesichtspunkt der Umstände der *Erhaltung* von empfangenen Briefen und der besonderen Gründe, welche der Empfänger für die Bewahrung gerade dieser Briefe gehabt haben konnte.

<sup>43</sup> Vgl. StA VI, 49 ff., die Briefe Nr. 30 und 31 und deren Daten (StA VI, 550 f.).

stehungszeit, so fügt es sich nicht nur gut in die Konturen des Bildes, das uns diese Dokumente von Hölderlins Anfängen im Philosophieren geben. Es trägt bisher unerkennbare Züge in dieses Bild ein und verstärkt so seine Prägnanz erheblich.<sup>44</sup> Zugleich macht es freilich auch deutlich, wie viel uns von Hölderlins Leben und von den Kraftfeldern, in denen sich sein Werk ausbildete, trotz Becks lebenslanger und bewundernswerter Suche nur durch Zufälle der Erhaltung von Dokumenten bekannt werden kann, – und wieviel uns darum auch entzogen bleiben wird. Das Geflecht der Verbindungen und Freundschaften im Tübinger Stift war wohl einzigartig in seiner Zeit, – durch die gleichzeitige Wirkung von dauernder Nähe und den vielfältigen Freundesbeziehungen, die sie begünstigte, von gemeinsam erfahrener Reglementierung des Lebens und eines hohen Leistungserzwingenden Studiensystems. In das Leben und Denken derer, die dort studierten, da es mit dem Leben so vieler anderer in gleicher Lage beinahe unlösbar verschlungen war, kam in einer Periode von intellektueller und politischer Aszendenz und Wendung eine Verdichtung im Anspruch und Ausgriff auf Selbstverständigung, die auf anderen und für die Betroffenen sicher genehmeren Wegen kaum hätte hervorgehen können. Mit der frühen Vertrautheit zwischen Hölderlin und Niethammer ist uns nur ein kleines Segment dieses Geflechts und Kraftfelds bekannt geworden. Aber schon von ihm fällt neues Licht auf längst bekannte Dokumente auch von Hölderlins späterem Weg, somit auch auf die Genesis der größten Dichtung deutscher Sprache. Denn in sie ist Hölderlins Bemühung im Denken eingegangen als eine der Möglichkeitsbedingungen ihrer Form und der Weise ihres Anspruchs und Ausgriffs.

## Anhang A

### *Ergänzungen zum Brief C. L. Bilfingers vom 29. 9. 1789*

Adolf Beck hat den Brief Bilfingers an Niethammer korrekt, aber mit Auslassungen veröffentlicht (StA VII, 1, 401). Es wird willkommen sein, den Text dieses Briefes insgesamt bekannt zu machen, zumal auch die ausgelassenen Passagen das Bild vom Umgang in Hölderlins und Niethammers Umkreis in und um das Stift sowie von ihren Meinungen und Beziehungen zu ergänzen geeignet sind.

<sup>44</sup> Vgl. M. Brecht, Hölderlin und das Tübinger Stift 1788–1793, in: HJb 1973/4, S. 20–48, insbesondere S. 38 ff.

Zeile 13 von Becks Edition ist wie folgt fortzusetzen: (zubrachten.) „M. Klett, den ich Morgen, Geliebt es Gott, zu besuchen gedenke, will inzwischen Malle Hegel nicht aus den Gedanken, und beinahe glaube ich, er habe zu lange mit ihr getanzet. Auf den *Heilbrunner Herbst* sollen Sie recht vorteflich Wetter bekommen, es ist schon ganz richtig bestellt –. Wenn ich da zu Ihnen kommen könnte, so hoffe ich, daß es Sie doch auch ein wenig freuen würde –. Aber es ist und bleibt eine Unmöglichkeit. Nun ja! Sie werden auch ohne mich viel Vergnügen haben, welches Ihnen niemand mehr gönnen kann, als ich.“

Nach Absatz fährt dann der Text fort wie bei Beck, Zeile 14.

(Nach Zeile 18, wieder nach Absatz, enthält der Brief noch die folgenden beiden Absätze:)

„Meine Dimission habe ich noch nicht –. Wenn ich nur nicht schon auf dieser Welt so sehr verdammt werde, daß ich unter Schnurrers Szepter mich beugen muß.

Nun wünsche ich Ihnen, mein lieber Philipp – ein herzliches *Lebewohl*, und empfehle mich dringendst in Ihre fernere Freundschaft und Liebe, und bin immer

Ganz  
der Ihrige  
Bilfinger.

(„Heilbrunner Herbst“ ist durch steilere Schönschrift, „Lebewohl“ durch lateinische Schrift hervorgehoben; dem entspricht hier der Kursivsatz).

Der Brief stellt durch die Erwähnung von Klett (vgl. Anm. 17) und Mademoiselle Hegel Kommentaraufgaben, die aber hier nicht aufzunehmen sind. Der Text des Briefes findet sich auf einem Blatt, das wie ein selbständiger Brief gefaltet ist, aber keine Adresse trägt. Er scheint als offener Einschluß in eine andere Briefsendung auf den Weg gebracht worden zu sein.

J. L. Döderlein hat mir den Brief aus seinem Besitz zur Verfügung gestellt, wofür ihm gedankt sei.

## Anhang B

### *C. I. Diez' Bericht über den Weg zu Kant*

Diez' zweiter Brief nach Jena an Niethammer vom 19. Juni 1790 (noch ungedruckt) läßt weitere Aufschlüsse über die Motive und den Beginn des Kantinteresses auch von Niethammer im Spätjahr 1789 zu. In diesem



Brief gibt Diez, der sich nun einen festen Besitz der Kantischen Grundsätze zutraut, die ihn zur Einsicht in dessen Philosophie befähigen, auch einen Bericht über die Erwerbungs-geschichte dieser Einsicht: Er begann das Kantstudium im Herbst 1789, fand aber, daß die Kritik der reinen Vernunft ihm ohne die Hilfe durch Reinholds Theorie des Vorstellungsvermögens, die damals noch nicht zu haben war, zu tauben Ohren gepredigt habe. Anfang Februar 1790 habe er mit einem intensiven Studium Reinholds in Verbindung mit der Lektüre Kants beginnen können. Dieser Bericht ist eine Selbstverständigung vor dem Freund, so daß also nicht angenommen werden muß, Niethammer habe von den in ihm enthaltenen Mitteilungen zuvor gar nichts gewußt. Das ist schon deshalb ganz unwahrscheinlich, weil Diez schreibt: „Einiges Interesse muß diese Erzählung doch für Sie haben als die Geschichte eines Kantianers, *der noch zum Theil vielleicht die veranlassende Ursache war, welcher Sie zum Reinhold- und Kantianismus bestimmte*“ (Hervorh. D. H.). So erklärt sich auch im Zusammenhang von Diez' Bericht und Erfahrung am besten, wieso Niethammer seine ganze Hoffnung auf ein Studium gerade bei Reinhold gewendet hat. Im übrigen wird deutlich, daß sich Diez (in vorsichtigen Worten) wichtigen Einfluß auf Niethammer zuspricht und daß der veranlassende Grund auch für Diez' Kantstudien die Erschütterung der theologischen Lehre und deren Konsequenzen auch für den Offenbarungsglauben selbst gewesen ist. Noch ist sich Diez nicht im klaren über die Konsequenzen, die sich aus seinem Kantianismus und der aus ihm herzuleitenden Untersuchung der „data“ der theologischen Urteile für das kirchliche und das Tübinger theologische Lehrsystem ergeben. Aber die Kenntnis der Grundlagen von Kants Kritik der dogmatischen Metaphysik läßt ihn bereits „für alle Offenbarung bangen“. Und durch seine Reflexionen wird ihm „der Entschluß zu der längst überdachten Apostasie beträchtlich [...] bevestigt“. Niethammer bittet er, die kantischen Konsequenzen (für die Offenbarungswahrheit) mit ihm „doch auch in Deliberation“ zu nehmen. Diez spricht ganz ohne Umschweif von der erwogenen Apostasie, nimmt also vorausgehende Kenntnis von dieser seiner Erwägung bei Niethammer an; und so zeigt sich auch für Diez' Weg, daß es der Zweifel an der Wahrheitsfähigkeit der Grundlagen des Pfarrerberufes war, der ihn in das Kantstudium führte und der die Intensität seiner Kantstudien erklärt. Diez' Selbstdarstellung und Niethammers Selbstbiographie ergänzen sich also fugenlos. Das Stammbuchblatt Hölderlins für Niethammer aber beweist, daß Hölderlins Weg in die Philosophie in großer Nähe zu dem in beiden Berichten erklärten Geschehen angehoben hat. Von dem, was Diez und Niethammer in der Sache ihrer philosophischen Erwägun-

gen und in ihrer Lebenslage verband, hat Hölderlin also auch dann gewußt, wenn er, wie nach dem Stand unserer Kenntnis anzunehmen ist, keinerlei vertraute Beziehung zu Diez selbst gehabt hat.

Die seit langem angekündigte Ausgabe der Briefe und Schriften von C. I. Diez (vgl. Hegelstudien III, 1965) steht jetzt endlich unmittelbar vor der Vollendung und kann hoffentlich bald (unter dem Titel 'Im Ausgang von Kant') veröffentlicht werden.

## Anhang C

### *J. C. F. Hauffs Briefe zur Kantrezeption*

Niethammers späterer Bericht wird indirekt bestätigt durch Briefe an Niethammer von einem Jahrgangs- und Studienfreund J. C. F. Hauff aus der Nähe von Wetzlar. Hauff wundert sich über Niethammers Interesse an der Kritischen Philosophie, das ihm bisher unbekannt geblieben sei. Der erste Brief antwortet auf „die ausführliche Darlegung der Umstände, welche Dich zuerst für die kritische Philosophie interessiert und am Ende zum Studium derselben hingetrieben haben“ (20. 7. 1790). Hauff hatte bisher gedacht, Niethammer sei wegen Döderlein und Griesbach, also zum Studium der Theologie, nach Jena gegangen. „Je unerwarteter mir aber die Entdeckung von Deinem Geschmacke an kritischer Philosophie war, desto angenehmer war sie mir, da diese Philosophie seit dem Anfange meiner philosophischen Existenz ein besonderes Interesse für mich hatte“. Hauff hatte 1786 das zweite specimen mit einem als kantisch zu erkennenden Thema in Tübingen geschrieben (vgl. Anm. 32). „Ich kann Dir daher versichern, daß ich die Nachricht von der Unterstützung, die Dich in den Stand setzte, Deine Neigungen zu befriedigen, und von Deiner Aufnahme in Jena mit der lebhaftesten Theilnehmung und wahrer inniger Herzensfreude las; und daß ich, wenn ich je einen Menschen wegen eines Glücks hätte beneiden können, Deine Lage beneidenswert nennen würde“ (30. 9. 1790). Die Briefe Hauffs an Niethammer befinden sich heute im Deutschen Literaturarchiv in Marbach.

Die Passagen aus diesen Briefen sind auch deshalb bemerkenswert, weil sie auf Niethammers eigenen Bericht antworten, und das in einer Weise, die den Intentionen von Hölderlins Stammbucheintrag ganz entspricht. Was Hauff von seinem Studienfreund Niethammer in einem Brief in einer „ausführlichen Darlegung“ aus Jena erfuhr, muß Hölderlin schon vor Niethammers Abreise deutlich gewesen sein.

## Anhang D

### *Hölderlins Mutter an Niethammer im Oktober 1804*

Die Vermutung einer frühen Wurzel der Vertrautheit zwischen Hölderlin und Niethammer wird weiter gestärkt durch einen Brief von Hölderlins Mutter an Niethammer aus dem Oktober des Jahres 1804. Er ist bisher unbekannt. J. L. Döderlein verdanke ich ein Regest dieses Briefes, dem im Januar 1939 in Eile gemachte Notizen Döderleins zugrundeliegen, und die Erlaubnis, es an dieser Stelle zu veröffentlichen: Die Mutter sagt zunächst: „Ich schreibe Ihnen, da mein Fritz nicht schreiben will und auch nicht schreiben kann“. Sie fährt dann fort, Hölderlin sei in schlechtem Gemütszustand gewesen und Sinclair habe ihn nach Homburg geholt. „Mein Fritz hat in den letzten Jahren oft von Ihnen gesprochen und gehofft, daß er Sie einmal wiedersehen könne. Er war sehr betrübt, daß dies nicht geschehen konnte. Die Zuneigung meines Fritz zu Ihnen ist Ihnen ja bekannt. Er wird sie auch weiter bewahren, wie ich sicher bin. Ich bitte Sie, lieber (verehrter?) Herr Professor, ihn nicht zu vergessen und mit freundlichen Gedanken seinen Weg weiter zu begleiten. Ich weiß allerdings nicht, wohin ihn dieser Weg noch führen wird.“ (Die in Anführungszeichen gesetzten Passagen des Briefes werden von J. L. Döderlein aufgrund seiner Notizen nahezu im Wortlaut erinnert.)

Über die Geschicke des verstreuten Niethammernachlasses, dem auch dieser Brief zugehörte oder irgendwo noch gehört, wird im Zusammenhang der Ausgabe der Werke und Briefe von C. I. Diez berichtet werden (vgl. Anhang B).

## Anhang E

### *J. F. Flatts Hinweis auf Jacobi*

In der Einleitung zu seiner Metaphysik-Vorlesung vom Sommer 1790 verwies J. F. Flatt auf die Beziehung von Jacobis Veröffentlichungen zu Kants Werk in folgender Weise: „Geheimer Rat Jacobi schrieb zwar nicht gerade ein Buch, worin er Kant widerlegte, allein in einigen seiner Schriften ist doch hauptsächlich darauf Rücksicht genommen, z. B. in seinem Gespräch über Realismus und Idealismus... in seinen Briefen über die Lehre Spinozas. – Mit Kant kommt er zwar in den Resultaten überein, aber die Wege, die ihn dazu führen, sind von denen, die Kant einschlägt, ganz verschieden.“

Die Nachschrift dieser Vorlesung durch Klüpfel ist inzwischen zu einer primären Quelle für Hegels und Hölderlins Philosophiestudium geworden, nachdem erwiesen ist, daß Hegels eigene Nachschriften der Flatt-Vorlesungen von Hegels Söhnen vernichtet wurden (vgl. v. Vf. und W. Becker: Fragen und Quellen zur Geschichte von Hegels Nachlaß, in: Zeitschrift für philosophische Forschung, Bd. 35, 1981, vgl. S. 606, Zeile 16 [muß wohl ‚Flatt‘ und ‚Storr‘ heißen]). Eine Veröffentlichung wird darum vorbereitet.

Es ist wohl möglich, daß Flatts Anmerkungen im Kolleg einen Einfluß auf Hölderlins (und Hegels) Jacobistudium hatten. Beide hörten die Vorlesung. Ebenso wenig ist auszuschließen, daß Hölderlin schon vor Beginn des Semesters ein aus den Kantstudien motiviertes Interesse an Jacobi entwickelte, der längst ein allgemeines Interesse auf sich gezogen hatte. Wahrscheinlich ist allerdings nur, daß seine Anspielung auf künftige philosophische Leistungen im Brief Nr. 34 a (vgl. Anm. 40) vom August 1790 nicht nur das Kantstudium, sondern auch den Beginn des Jacobistudiums schon voraussetzt.

### Korrekturnachtrag

Die Kopie des Stammbuches von Niethammer, die für mich schon vor zwanzig Jahren hergestellt wurde, weist handschriftlich den Eintrag Bilfingers (vgl. oben S. 5) aus als auf die Rückseite von Blatt 51 geschrieben. Da der Eintrag, der diese Blattnummer trägt, aus dem Jahre 1786 stammt, war die Zuordnung unverdächtig. Vor kurzem hatte ich bei einem neuerlichen Besuch auf Schloß Tunzenberg (vgl. Anm. 4) die Möglichkeit, das Original noch einmal einzusehen. Dabei ergab sich, daß jene Angabe unrichtig gewesen ist. Bilfingers Eintrag steht vielmehr auf demselben Blatt wie der Hölderlins, der die Nummer 50 von Niethammers Hand erhalten hatte. Da Bilfingers Eintrag vom 16. August 1789 datiert ist, muß Hölderlin seinen Text am 20. März 1790 auf die Rückseite des schon beschriebenen Blattes von Bilfinger geschrieben haben. Dies entging Niethammer, der auf Hölderlins Eintrag die Nummer 50 gesetzt hat. Man kann daraus, mit Vorsicht, drei Schlüsse mit einer Wahrscheinlichkeit unterschiedlichen Grades ziehen:

1. Hölderlin wählte, als – wohl der Eilbedürftigkeit des Eintrags wegen – kein neues Blatt zur Verfügung stand, das Blatt des Freundes Bilfinger, von dem anzunehmen war, daß er dieser Nutzung zustimmen würde.

Von

Beda Allemann

- So ergab sich zudem ein Bezug zu den Gespächen des vorausgehenden Herbstes, die Niethammers Aufbruch nach Jena mit veranlaßt hatten.
2. Hölderlin hatte seine Klopstockausgabe entweder schnell zur Hand oder den Vers, den er schon länger im Sinne hatte, in einer Notiz zum Eintrag in Niethammers Stammbuch vorbereitet.
  3. Niethammer hat Hölderlins Eintrag auf der Rückseite zum primären Eintrag werden lassen, indem er ihm die Blattnummer gab, – entweder aufgrund eines Versehens oder aber wegen seiner besonderen Schätzung Hölderlins.

Die Numerierung wurde wahrscheinlich nach dem 27. August 1799 vorgenommen, dem Datum des letzten nummerierten Blattes des zweiten Stammbuchteils. Ihm folgen noch drei nicht mehr nummerierte Blätter, die aus dem Jahre 1802 datiert sind.

Mit der Frage nach dem Spannungsfeld zwischen Antike und Moderne betreten wir keineswegs Neuland. Vielmehr bewegen wir uns im Bereich eines literarischen und kunsttheoretischen Topos, der bis in die Spätantike selber zurückreicht. Darauf hat kurz nach dem Zweiten Weltkrieg Ernst Robert Curtius in einem Kapitel seiner bekannten Darstellung des Zusammenhangs zwischen europäischer Literatur und lateinischem Mittelalter eigens aufmerksam gemacht. Seit den Tagen der europäischen Renaissance ist der Streit zwischen den *Antiqui* und den *Moderni*, zwischen den *partisans des anciens* und den *partisans des modernes* fast zu einem Leitthema der literarischen Diskussionen geworden. Hans Robert Jauß hat seit den 60er Jahren mehrfach auf die Bedeutung der französischen *Querelle* vom Ende des 17. Jahrhunderts und ihre Nachwirkungen im 18. hingewiesen und sie analysiert.<sup>1</sup> Neuerdings noch hat Manfred Fuhrmann diese *Querelle*, die einst die Pariser Salons erschütterte, in einen großen kulturpolitischen Zusammenhang gestellt und vor allem auch auf ihre Rolle bei der Entstehung des deutschen Nationalismus in der Romantik hingewiesen.<sup>2</sup>

\* Vortrag, gehalten am 15. 6. 1984 bei der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Heidelberg.

Hölderlin-Zitate im Text nach der von Friedrich Beißner herausgegebenen Großen Stuttgarter Ausgabe, unter Angabe von Band- und Seitenzahlen, ggf. auch Vers- oder Zeilen-Zahlen.

Karl Immermann wird zitiert nach der Ausgabe: Werke in fünf Bänden, hrsg. von Benno von Wiese, Frankfurt a. M. 1971, unter Angabe von Band- und Seitenzahlen.

<sup>1</sup> Ernst Robert Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern-München 1948 u. ö., S. 256 ff. – Hans Robert Jauß, Ästhetische Normen und geschichtliche Reflexion in der 'Querelle des Anciens et des Modernes', in: Ch. Perrault: Parallèle des Anciens et des Modernes, München 1964, S. 8–64. Ders., Schlegels und Schillers Replik auf die 'Querelle des Anciens et des Modernes', in: ders., Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt a. M., 1970, 67–106. Ders., Antiqui/Moderni, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. von J. Ritter, Bd. 1, Darmstadt 1971, Sp. 410–414.

<sup>2</sup> Manfred Fuhrmann, Die 'Querelle des Anciens et des Modernes', der Nationalis-

Ich selbst hatte mir bereits in der Mitte der 50er Jahre in meiner Züricher Antrittsvorlesung erlaubt, mit einigem Nachdruck auf die Rolle der *Querelle* resp. ihrer Wiederholung im frühromantischen Kreis aufmerksam zu machen, weise also in dieser Hinsicht keinen besonderen Nachholbedarf auf.<sup>3</sup> Peter Szondi hat dann immer wieder, vor allem in seinen 'Hölderlin-Studien' und in seinen postum gedruckten Vorlesungen, auf den großen geistesgeschichtlichen Zusammenhang hingewiesen, der zwischen der Fragestellung der *Querelle* und der Ausbildung eines spezifisch geschichtsspekulativen Denkens im deutschen Idealismus – sowohl bei den großen Denkern und Kritikern wie vor allem auch bei den Dichtern, und unter ihnen, neben Schiller, vor allem bei Hölderlin – besteht.<sup>4</sup> Tatsächlich ist kein Zweifel daran möglich, daß der Geist der Goethe-Zeit – oder wie man diese erstaunliche Erscheinung in der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur immer nennen will – daß dieser Geist der Goethe-Zeit uns voll nur verständlich wird auf dem Hintergrund des durch die polaren Begriffe von *antik* und *modern* bezeichneten geistigen Spannungsfeldes. Es ist kein Zufall, wenn die Hölderlin-Forschung und überhaupt die vertiefte Auseinandersetzung mit Hölderlins Werk die förmliche Gretchenfrage, wie der Dichter es mit den Alten und den Neueren hielt, nicht mehr los wird, und dies bis auf den heutigen Tag.<sup>5</sup> Das an sich schon nicht

mus und die deutsche Klassik, in: Deutschlands kulturelle Entfaltung. Die Neubestimmung des Menschen, hrsg. von B. Fabian u. a., München 1980, S. 49–67. – Dieser spezielle Aspekt wird uns heute allerdings nicht zu beschäftigen haben, denn es gibt nicht den geringsten Hinweis darauf, daß Hölderlin selbst mit seinem Werk als Wegbereiter des Nationalgedankens des 19. Jahrhunderts angesprochen werden könnte, so wichtig auch bei ihm in der Diskussion des Gegensatzes von *antik* und *modern* der Begriff des *Nationellen* ist – den er indes in einem ganz spezifischen und keineswegs nationalistischen Sinne gebraucht.

<sup>3</sup> Beda Allemann, Der frühromantische Begriff einer modernen Literaturwissenschaft, in: ders., Über das Dichterische, Pfullingen 1957, S. 53–71.

<sup>4</sup> Peter Szondi, Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis, Frankfurt a. M. 1967. Ders., Poetik und Geschichtsphilosophie I. Studienausgabe der Vorlesungen Bd. 2, hrsg. von Senta Metz und Hans-Hagen Hildebrandt, Frankfurt a. M. 1974 (vgl. darin besonders den Teil: Antike und Moderne in der Ästhetik der Goethezeit, S. 11–265).

<sup>5</sup> Auf die zahlreichen Untersuchungen von Hölderlins Verhältnis zu Griechenland, seiner Mythologie, seiner Literatur und einzelnen ihrer Autoren kann hier nur pauschal verwiesen werden. Zum speziellen Problem der antik/modern-Spannung sind aus jüngster Zeit zu vergleichen: Adolf Beck, Hölderlins Weg zu Deutschland. Fragmente und Thesen. Mit einer Replik auf Pierre Bertaux 'Friedrich Hölderlin', Stuttgart 1982, und: Hans Joachim Kreuzer, Kolonie und Vaterland in Hölderlins später Lyrik, in: HJb 22, 1980–1981, S. 18–46.

recht geglückte Signal zu einem Fehlstart der denn auch gelegentlich recht verworrenen Spezialistendiskussion gab in den zwanziger Jahren Wilhelm Michel mit seinem von vornherein fragwürdigen Stichwort von der „Abendländischen Wendung“ Hölderlins.<sup>6</sup>

1

„Er gräzisiert nirgends, fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche.“ Dieser Satz Goethes stammt aus einer Charakterisierung Raffaels. Auf keinen deutschen Dichter scheint er mit besserem Recht anwendbar als auf Hölderlin – auch wenn Goethe selbst in seinen Begegnungen mit dem jungen Schwaben in Jena und Frankfurt das nicht wahrgenommen haben sollte, statt dessen an ihm ein gewisses leidiges Interesse für die „mittleren Zeiten“, das Mittelalter, zu monieren hatte<sup>7</sup> – und damit die Kommentatoren in Verlegenheit setzt, die sich diese Bemerkung nicht recht mit Hölderlins wirklichen Präokkupationen zu der fraglichen Zeit zusammenzureimen vermögen. Hätte der Autor des 'Hyperion' damals tatsächlich seine altgriechischen Neigungen verschwiegen? Oder hätte er gar – was doch wohl eigentlich die einzige vernünftige Erklärung für Goethes Bemerkung wäre – diesem von seinem zentralen poetisch-poetologischen Programm gesprochen („mit Ängstlichkeit offen“, wie Goethe das Verhalten des Magisters und Hauslehrers bei der Unterredung beschreibt), nämlich von dem bescheiden-titanischen Vorhaben, die Kunstübung der Moderne mit jener der Griechen zu vermitteln? Ein Programm, das ihn tatsächlich, wie wenige Jahre später seinen Mentor Schiller in der 'Braut von Messina' und Goethe selbst mit der mittelalterlichen Ritterburg Fausts im Helena-Akt des Zweiten Teils und ihrem Innenhof, „umgeben von reichen phantastischen Gebäuden des Mittelalters“, bei der Bestimmung des romanesken oder auch dramatischen Schauplatzes ohne weiteres in die „mittleren Zeiten“, den Zwischenraum und das geschichtliche Intervall zwischen Antike und Moderne hätte führen können? Aus Hölderlins Werk im ganzen sind nur vergleichsweise wenig Stellen überliefert, die eine solche Vermutung faktisch bestätigten – dennoch ist sie nicht müßig, und wir werden noch einmal darauf zurückzukommen haben.

<sup>6</sup> Wilhelm Michel, Hölderlins abendländische Wendung, Weimar 1922 und Jena 1923.

<sup>7</sup> Goethe an Schiller aus Frankfurt, 23. August 1797.

Im 'Hyperion' steht, Mittelalter hin oder her, der – trotz dem elegischen Grundton – schroffe Gegensatz zwischen antikem und modernem Griechenland als Grundthema der literarisch-poetischen Darstellung bereit. Es steht die Schärfe dieses Widerspruchs zwischen antikem Ideal und moderner politischer Wirklichkeit in den Befreiungskämpfen des 18. Jahrhunderts sogar in einem unmittelbaren, wenn auch reziproken Verhältnis zum elegischen Grundton. Nur weil der Gegensatz unüberbrückbar bleibt, ist die sanfte Wehmut des Roman-Schlusses die einzig mögliche Antwort des Briefschreibers Hyperion, großartig noch in ihrer Ohnmacht vor den Gegebenheiten des Jahrhunderts. Der Ausflug zu den sich aufklärenden und bürgerlich emanzipierenden Deutschen der eigenen Zeit hat daran nichts zu ändern vermocht. Er hat vielmehr die berühmte Scheltrede provoziert, ihrerseits ein Zeugnis der Trauer und der Verzweiflung viel eher als nur des Zornes.

Goethe selber hat sich erst später zum Antik/Modern-Schema seiner Zeit geäußert: zuerst mehr ansatzweise allerdings schon 1805 in seinem bekannten Beitrag für die 'Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns', in dem von ihm herausgegebenen Sammelwerk 'Winckelmann und sein Jahrhundert'. Entschiedener und systematischer dann erst 1818 in seiner Zeitschrift 'Über Kunst und Altertum', und zwar speziell in dem Aufsatz 'Antik und Modern', aus dem eben schon zitiert wurde. Später<sup>8</sup> lenkt er den Unmut über die fortdauernde *Querelle* auf diese als solche ab: unter dem neuen Titel eines Streites zwischen Klassikern und Romantikern sei sie mit 20jährigem *time-lag* aus Italien an ihren Ursprungsort zurückgekehrt; denn Goethe versichert mit großem Nachdruck, daß er und Schiller es waren, die als erste Ende des vorausgegangenen Jahrhunderts die Streitfrage zwischen *antik* und *modern* aufs Tapet gebracht haben. Daß er für einen Ausgleich des Gegensatzes plädiert, wird niemanden verwundern, der mit der Denkweise des alten Goethe auch nur oberflächlich vertraut ist. Auffallender ist, daß er auch 1818 nicht etwa an literarischen Beispielen sein Argument entwickelt, sondern auf einen der Großen, im Urteil der Zeit den Größten aus dem Bereich der Bildenden Künste als seinen Kronzeugen für die geglückte Synthese ausweicht, auf Raffael. Hier wird also kein Hyperion dem Publikum gezeigt, dem die dichterischen Tage schon keimen, nachdem er auf dem politischen und dem Schlachtfeld mit seinem Versuch gescheitert ist, das alte Griechenland zurückzugewinnen, territorial und zugleich in einem höheren Sinn. Hier wird auf ein anerkanntes kunsthistorisches Denkmal rekurriert, um die

<sup>8</sup> Eckermanns Gespräche mit Goethe, 21. März 1830.

längst vollzogene Synthese zu beglaubigen: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche! Aber er sei's. / Ebenso ist es mit dem schriftstellerischen Verdienste. Das Faßliche wird uns immer zuerst ergreifen und vollkommen befriedigen“, und Goethe fügt weiter hinzu, was er mit diesem ‚Faßlichen‘ meint: jene Werke, die „wie freie Naturerzeugnisse hervortreten“. Das Kunstwerk als *quasi Naturprodukt*, das ist, auf die kürzeste Formel gebracht, die Idealvorstellung griechischer Kunst in ihrer Vollkommenheit, wie schon Winckelmann sie postuliert hat, wie sie seit der Renaissance den Bildenden Künsten und der Architektur, aber auch den Dichtern als nachzuahmendes Vorbild wieder vorschwebt, wie sie schließlich Hölderlins väterlicher Freund Heinse in seinem 'Ardinghella'-Roman verherrlicht hat.

Diese programmatische Forderung scheint auch der Sehnsucht nach dem alten Griechenland Hyperions genau zu entsprechen, und nicht nur Hyperions, sondern auch der seines Autors. Ebenso wichtig wie die Restitution der alten Kultur ist für den Helden des Romans die neue Vereinigung mit der ewig-jungen Natur, die er in seinem Eremitendasein sucht. Kunst ist für Hölderlin bekanntlich mehr als nur der Inbegriff aller vorhandenen oder noch zu schaffenden Kunstwerke. Kunst meint bei ihm auch Zivilisation und Kultur überhaupt. Sein Ideal wäre, ähnlich wie das Goethes, eine Kunst im Naturzustand. Leitvorstellungen Rousseaus und Herders wirken hier unverkennbar nach. Poetisch realisiert sich das in naturmythischen Auffassungen von einer göttlichen Natur, die mit der Kunst versöhnt ist. Dieses Wunschbild zeigt sich bei Hölderlin noch um die Jahrhundertwende in der poetologischen Ode 'Natur und Kunst'. Das antike Griechenland der klassischen Zeit ist die große geschichtliche Verkörperung der umfassenden Versöhnung, die als Göttergegenwart erscheint. Wenn auch in der Ode dann schon die Befürchtung thematisch wird, der kunstreiche Zeus könnte das von ihm usurpierte Natur-Reich Saturns vergessen.

Dies alles ist bekannt und hat Hölderlin schließlich den Ruf eines Griechenland-Schwärmers eingetragen. Insofern gäbe es gar keinen Anlaß, sich über das Verhältnis von *antik* und *modern* bei Hölderlin lange den Kopf zu zerbrechen. Die Antike in ihrer mustergültigen, d. h. klassischen Ausprägung im Perikleischen Zeitalter scheint das absolute Vorbild auch der dichterischen Kunstübung, sowohl inhaltlich- wie formal-thematisch, zu sein; die Moderne hätte demgegenüber sich um nichts anderes zu kümmern, als möglichst schnell aus ihrer Misere zurückzufinden in jene alten, glücklicheren Tage.

In unserem Kontext wird vor allem die Frage im Auge zu behalten sein, wie tragfähig dieser Ausgangsmythos Hölderlins im Fortgang seiner eigenen Produktion bleibt, oder mit anderen Worten, wo die Problematisierung sowohl der Natur wie der Antike beginnt, *oder* (wenn man davon ausgeht, daß sie gar nicht beginnen konnte, weil sie immer schon da war, aber zunächst latent im elegisch-empfindsamen Tonfall des 'Hyperion' verborgen blieb) wo und in welcher Weise sie schließlich manifest wird. Wäre das Hölderlinsche Werk tatsächlich jene unreflektierte Griechenland-Schwärmerei, als die es das 19. Jahrhundert, soweit es zu seiner Rezeption überhaupt bereit war, meistens wahrgenommen hat, es wäre heute wohl so gut wie vergessen, und selbst die Sublimierung dieser Griechenland-Sehnsucht im George-Kreis würde daran nicht mehr viel ändern können. Da es nicht so ist, bleibt die Frage um so dringlicher, wo denn die inneren Widerstände zu suchen sind, die auch für Hölderlin aus dem einfachen Antik/Modern-Schema ein produktives Spannungsfeld gemacht haben, und produktiv heißt hier: eben nicht nur einen Schwarz-Weiß-Gegensatz – wie immer man Schwarz und Weiß dabei auf die Epochen verteilt.

Da Hölderlin keinen weiteren Roman geschrieben hat, aber auch aus ernsthafteren Gründen, ist es angezeigt, an diesem Punkt zur Betrachtung seines dramatischen Werkes überzugehen. Der Empedokles-Plan scheint zunächst nichts anderes als die Bestätigung der alten Sehnsucht zur Wiedervereinigung mit der Natur und den Göttern im Sinne eines griechischen Idealzustandes zu bringen. Doch bei genauerem Hinsehen zeigen sich auch hier schon deutlich genug die Widerhaken. Der Plan eines Dramas über den Sturz in den Aetna ist daran gescheitert, aber dieses Scheitern hat den Weg in die reife und späte, elegische und hymnische Lyrik Hölderlins freigelegt. Zu seinen dramatischen Arbeiten ist freilich gleichrangig auch die Übertragung zweier Tragödien des Sophokles zu zählen, 'Oedipus der Tyrann' und 'Antigonä', oder dies sogar vorrangig – jedenfalls im vorliegenden Zusammenhang. Nun hat gerade die moderne Auseinandersetzung mit der griechischen Tragödie im 18. Jahrhundert bereits eine lange Geschichte hinter sich, die in die italienische Renaissance-Ästhetik zurückgreift und im 17. Jahrhundert bei Corneille in den sog. 'Trois Discours' von 1660 gipfelte.<sup>9</sup> Daß Hölderlin diese wirkungsgeschichtliche

<sup>9</sup> Max Kommerell hat in seiner bedeutenden Untersuchung zu Lessing und Aristoteles

Tradition im Detail gekannt hat, darf bezweifelt werden. Ihr Reichtum schließt es ohnehin aus, im Rahmen dieses Vortrags sie auch nur in ihren Umrissen zu skizzieren. Statt dessen wähle ich den unkonventionellen Weg eines Einstiegs in die Problematik gleichsam durch die Hintertür, aus der, historisch gesehen, offenbar falschen Richtung, d. h. aus einer Position, die ungefähr ein Vierteljahrhundert *nach* Hölderlins Bemühungen um den Wiedergewinn der griechischen Tragödie, der Tragödie überhaupt und damit einer spezifisch modernen Form dieser für Hölderlin strengsten aller Gattungen, liegt. Im Jahre 1826 – Hölderlin war da bereits 56 Jahre alt – veröffentlichte Karl Leberecht Immermann in seiner Geburtsstadt Magdeburg einen dramaturgischen Essay 'Über den Rasenden Ajax des Sophokles'.<sup>10</sup> Es ist die einzige seiner literaturkritischen Arbeiten, die 1843, drei Jahre nach Immermanns Tod, in die 'Schriften' aufgenommen wurde, die sein gültiges Werk in 14 Bänden zusammenfassen sollten. Um diese Datierungen zu ergänzen und abzuschließen: Immermann ist 1796 geboren, somit eine knappe Generation jünger als Hölderlin; ein Einstieg in das Spannungsfeld von *antik* und *modern* in der Dramaturgie Hölderlins erfolgt aus der Position der nachklassisch-spätromantisch-spätidealistischen Phase, manche würden wohl sagen: aus der Phase der Restauration oder des beginnenden Biedermeiers. Andern Geschichtsfreunden, die an klare chronologische Abläufe gewöhnt sind, mag der Versuch eines solchen Zugangs aus der nach-Hölderlinschen Zukunft unsachgemäß erscheinen. Ich nehme das Risiko auf mich.

Was in der Auseinandersetzung Immermanns mit Sophokles zunächst ins Auge springt, ist der Umstand, daß sich an den Schwierigkeiten im Grunde wenig geändert hat, die Hölderlin in seinen eigenen Sophokles-Übersetzungen aus dem Wege zu räumen bestrebt ist, um eine lebendige Rezeption der beiden Tragödien sicherzustellen. Man könnte sogar sagen, daß sich die Lage nur weiter verschärft und zugespitzt hat. Bei aller Behutsamkeit und Kennerschaft, mit der Immermann den Sophokleischen 'Aias' nicht etwa nur paraphrasiert, sondern in seiner Struktur analysiert und in seiner historischen Eigenart würdigt, kommt er doch zu einem sehr eindeutigen Ergebnis, und es fällt eindeutig negativ aus.

Die Frage, ob Nachahmung der Alten im echten Sinne schon stattgefunden habe, ob sie überhaupt möglich sei? muß demnach verneint werden. Unser

das einschlägige Material zusammengetragen. M. K., Lessing und Aristoteles, Frankfurt a. M. 1940 u. ö.

<sup>10</sup> Immermann I, 554 ff. – Immermann nannte ihn im Untertitel 'Eine ästhetische Abhandlung'.

Trauerspiel ist ein andres Gewächs, als ihre Tragödie. [...] Alles Außre und Innre, was bei ihnen die Form schuf, fehlt, und der unerläßliche Chor wird, wenn wir ihn nachahmen, zur bestandlosen Fiktion, die Schicksalsidee aber, welche die Formel der alten lyrischen Anschauungs- und Darstellungsweise ist, muß die wunderlichsten Entstellungen erleiden, um als Helotin dem modernen Poeten das Wasser kümmerlich auf die Räder zu tragen, womit er sein tragisches Mühlenwerk treibt. (Immermann I, 604)

Wenn Hölderlin noch dem Phänomen auf der Spur bleibt, das er den „tragischen Transport“ (StA V, 196, Z. 7) in den Werken des Sophokles nennt, und wenn er bestrebt ist, ihm einen dem modernen Verständnis zugänglichen Rhythmus zu erteilen, resigniert Immermann. Er sieht an Stelle des Transports, d. h. des leidenschaftlich-tragischen Fortrisses, der Präzipitation, bei den modernen Nachahmern der Griechen nur noch klapperndes Mühlenwerk in Tätigkeit.<sup>11</sup> Es wäre falsch, aus solcher Skepsis auf eine bloße Ermüdungserscheinung zu schließen. Es spricht hier weder ein verzagter Epigone, noch gar ein blinder Modernist, der alles Alte für veraltet hält und im Stile eines Kraftgenies das Prinzip der Nachahmung als solches verteufelt, weil er sich den Vorbildern nicht gewachsen fühlte und den Grundsatz des Nacheifers in ihm verkennen würde. Es spricht vielmehr der künftige Theatermann, der sich bereits selber als Dramatiker versucht hat, im Bereich des Lustspiels wie auch der Tragödie. Und er spricht illusionslos (weil auf Grund genauer Kenntnis dessen, wovon er spricht) die unbequeme Wahrheit aus: daß die antike Tragödie angesichts ihrer ganz andern Entstehungsbedingungen in stofflicher und formaler Hinsicht nicht wiederholt werden kann. (Daß er selbst als Dramenautor nicht über einen blassen Klassizismus hinausgelangt ist, steht auf einem andern Blatt und ist hier nicht weiter zu erörtern. Als Theaterleiter in Düsseldorf hat er immerhin das Verdienst, Kleist aufgeführt<sup>12</sup> und Grabbe als Dramaturgen beschäftigt zu haben.)

Von diesem Punkt, dem eines radikalen theoretischen Verzichts auf die Nachahmung der antiken Tragödie, aus und im Rückblick auf die Anstrengung Hölderlins, die Tragödien des Sophokles dem zeitgenössischen Publikum zugänglicher zu machen, ist die Negativität der Bilanz des

<sup>11</sup> Gewiß hat er dabei, ohne sie ausdrücklich zu nennen, auch die sog. Schicksals-tragödie im Auge, die inzwischen zur Modeerscheinung gediehen war (Zacharias Werner, Müllner, Houwald, Grillparzers 'Ahnfrau'), auf einer Parodie des antiken Schicksals-gedankens beruht und ihrerseits wieder parodiert wurde durch August v. Platen in dem Lustspiel 'Die verhängnisvolle Gabel' von 1826.

<sup>12</sup> Das 'Käthchen von Heilbronn' sowie den 'Prinz Friedrich von Homburg', diesen in eigener Bearbeitung.

Sophokles-Kenners Immermann ein für sich selbst sprechendes Symptom. Das Ausmaß des Widerstands, gegen das Hölderlin unter Aufbietung seiner letzten produktiven Kraft anzukämpfen hatte, als er versuchte, wenige Jahre nach dem Scheitern seines eigenen dramatischen Projekts die Werke des Sophokles der modernen Vorstellungsart anzugleichen, wird sichtbar. Von diesem Punkt aus und nicht zuletzt auf Grund der fehlenden Nachwirkung von Hölderlins Vorstoß im 19. Jahrhundert (bereits für Immermann ist nicht mehr anzunehmen, daß er Hölderlins Übertragungen und Anmerkungen auch nur gekannt hat) ist zu erkennen, unter welcher extremen Spannungen und Widersprüchen das Feld bereits stand, auf das Hölderlin sich zuletzt noch begab, als er auf dem Weg der Übertragung und ihrer Erläuterung – eine neben den *Anmerkungen* von ihm noch geplante *Einleitung* zu den beiden Sophokles-Tragödien ist nicht mehr zustande gekommen – noch einmal das antike mit dem modernen Dichtungsprinzip zu vermitteln suchte.

In einem Punkt stimmen Hölderlin und Immermann in der Beurteilung der Ausgangslage indes überein. Im Gegensatz zu der aus dem lyrischen Chorlied entwickelten griechischen Tragödie – Immermann spricht von der Tragödienform bei Aischylos geradezu als von einer Kantate (Immermann I, 597) – ist die moderne Tragödie, soweit es sie überhaupt gibt oder geben kann, epischen Ursprungs.<sup>13</sup> Das erzählerische Moment wiegt deshalb in ihr vor. Eben dies entspricht offensichtlich auch Hölderlins Auffassung, der in dem bekannten Brief an Böhlendorff vom 4. Dezember 1801 den Freund dafür rühmt, daß er seiner dramatischen Idylle 'Fernando oder die Kunstweihe' einen epischen Grundzug gegeben hat.<sup>14</sup>

Was Immermann nicht sieht oder nicht sehen will, ist die Möglichkeit einer produktiven Auseinandersetzung gerade mit dem uns fremden Ansatz der griechischen Tragödie. Von seinem nationalen und organologischen Literaturverständnis her glaubt er, taugen könne nur, was in der eigenen vaterländischen Geschichte herangewachsen ist.<sup>15</sup>

<sup>13</sup> Vgl. Immermann I, 598. – Dieser Gedanke hat wenig zu tun mit dem, was in unserem Jahrhundert als *episches Theater* propagiert worden ist – ein ohnehin nicht ganz zutreffender und von Brecht selbst zuletzt denn auch modifizierter Begriff. Gedacht ist vielmehr, jedenfalls bei Immermann, an die Herkunft des modernen Dramas aus den geistlichen Mysterienspielen des Mittelalters.

<sup>14</sup> „[...] daß Du das Drama epischer behandelst hast“ (StA VI, 426, Z. 40 f.).

<sup>15</sup> Daß allerdings auch bei ihm noch keine nationalistische Verengung vorliegt, geht daraus hervor, daß er sich für die mittelalterlichen Mysterienspiele vorzugsweise auf französische Belege beruft (Immermann I, 599 f.). Wesentlich für diesen Typus ist ihm der große Figurenreichtum, seine mehrere Tage beanspruchende Aufführungsdauer

In diesem Sinne vaterländisch-mittelalterlich, also nach-antik, und *modern* ist Hölderlins eigener Empedokles-Plan gewiß nicht angelegt. Aber auch er zeigt eine Tendenz der in diesem Zusammenhang von Immermann zusammengefaßten Strukturzüge des modernen, d. h. nach-antiken Dramas, nämlich die Tendenz, positive, zivilisatorisch erstarrte Endlichkeit hart gegen die Unendlichkeit der Natur und des göttlichen Waltens zu stellen und einen Schicksalskonflikt aus diesem Gegensatz zu entwickeln – trotz des klassisch-antiken Stoffes und des großgriechischen Schauplatzes. Das kann im vorliegenden Rahmen nicht weiter ausgeführt, sondern muß als bekannt vorausgesetzt werden. Ich verzichte also auch auf eine entsprechende Analyse der dramaturgischen Selbstanalyse Hölderlins im 'Grund zum Empedokles' und konzentriere mich auf die allerdings noch schwierigeren und ihrerseits konzentrierteren Anmerkungen zu Sophokles. Auch sie müssen wohl, wegen der fehlenden Einleitung, fragmentarisch genannt werden, und dies in einem noch entschiedeneren Sinn als es, bei Licht besehen, schon für den 'Allgemeinen Grund' und 'Grund zum Empedokles' gelten mag. Das Abrupte des Gedankengangs und die Kühnheit der vom Verfasser nicht erläuterten Metaphern und Gleichnisse sprechen dafür. Aber in eben dieser Eigenschaft lassen diese späten Texte auch die ganze Gewalt und Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit der griechischen Tragödie erkennen.

3

Wie nach ihm Immermann hat auch Hölderlin, und zwar schon in dem wohl noch dem ersten Homburger Aufenthalt angehörenden Aufsatzentwurf 'Der Gesichtspunct aus dem wir das Altertum anzusehen haben', genau erkannt, daß es in gewisser Hinsicht einen entschiedenen Gegensatz zwischen unserer Bildung und der des Altertums gibt. So heißt es denn auch im erwähnten ersten Böhlendorff-Brief, daß „wir nicht wohl etwas gleich mit ihnen [den alten Griechen] haben dürfen“ (StA VI, 426, Z. 34 f.). Auf den 'Gesichtspunct' muß noch kurz eingegangen werden, bevor wir uns endgültig den Sophokles-Anmerkungen zuwenden, denn hier wird jener Begriff exponiert, der mir auch für das Verständnis noch der Anmerkungen und der Grundtendenz der Sophokles-Übertragungen

und seine Orientierung an der Geschichte aller Geschichten, nämlich der Heilsgeschichte im Spannungsfeld von Zeit und Ewigkeit, also lauter tief un-griechische Ausgangspunkte und Voraussetzungen.

selbst unentbehrlich zu sein scheint, es ist der Begriff des *Bildungstriebes*. Grundlegend ist er deshalb, weil sich an ihm zeigen läßt, in welcher Weise Hölderlin dort, wo Immermann resigniert haltmachen wird, nämlich bei der Feststellung der absoluten Verschiedenheit der griechischen und der modernen Tragödie, unerschrocken den Versuch unternimmt, eine – wenn auch schwer zu bezeichnende und in sich selber entgegengesetzte – Gemeinsamkeit aufzudecken. Doch dieser Begriff des Bildungstriebes entspricht als Konzept eben schon nicht mehr jenen vielen andern Konzepten, die in den anderen Homburger Aufsätzen förmlich durchexerziert werden, um ihre Tauglichkeit als Stufe der Vermittlung in einer idealistisch gedachten Synthesis zu überprüfen.

Zunächst scheint im 'Gesichtspunct' das gewohnte dialektische Schema noch zu funktionieren, mit Thesis und Antithesis. Thesis: wir werden erdrückt von der Vorbildlichkeit des Altertums. Antithesis: es scheint dagegen als Befreiung von solcher Last und aus solchen Fesseln nur die Notwehr offen zu stehen, oder mit Hölderlins Worten: „mit gewaltsamer Anmaßung, sich gegen alles erlernte, gegebene, positive, als lebendige Kraft entgegenzusezen“ (StA IV, 221, Z. 9 ff.). Bemerkenswert daran ist zunächst, daß die griechische Antike nicht als Inbegriff der ewigen Jugend, und ihre Vorbildlichkeit als Verheißung der Wiedergeburt erscheint, sondern als das, was sie historisch gesehen tatsächlich ist – das Altertum, und dies in einem ganz buchstäblichen Sinne, der Inbegriff des positiv Gewordenen und auf uns Lastenden. Aber der bloße Aufstand und Protest gegen diesen Druck – daran läßt Hölderlin vom ersten Satz an keinen Zweifel – hilft hier nicht weiter, er würde uns nur immer tiefer in die Abhängigkeit verstricken. Wir befinden uns erst im Vorhof des eigentlichen Problems. „Das schwerste dabei“, wie Hölderlin sich ausdrückt, scheint nämlich zu sein, „daß das Altertum ganz unserem ursprünglichen Triebe entgegenzuseyn scheint, der darauf geht, das Ungebildete zu bilden, [...]“ (StA IV, 221, Z. 11 ff.). Mit diesen Worten ist, ohne daß das Kompositum *Bildungstrieb* an der Stelle schon erscheint, bereits genau definiert, was Hölderlin unter diesem versteht. Das Ungebildete zu bilden, das Rohe, Unberührte, Kindliche in eine feste Form und Gestalt zu überführen, das ist der natürliche Trieb auch des modernen Menschen. Aber die Antike ist das alles eben gerade nicht, nichts Rohes, Unberührtes, Kindliches mehr, sie war selbst schon in dem sehr weiten, aber präzisen Sinn *durchgebildet*, daß sie für uns keinen Roh-Stoff der Bildung mehr darstellen kann. Daß der Begriff hier nicht in seinem heutigen Sinn als didaktische Vermittlung eines festgestellten Bildungsbesitzes zu verstehen ist, sondern als die fundamentale kreative Tätigkeit des Menschen, versteht sich wohl von selbst. Aber



gerade an dem Übermaß des eigenen Bildungstriebes ist das Altertum schließlich zugrunde gegangen, weil seine eigene lebendige Natur unter den von ihm gebildeten positiven Formen erlag und in ihnen erstarbte.

Ich kann und will hier nicht die komplizierte Begriffsgeschichte des heute kaum mehr geläufigen Ausdrucks „Bildungstrieb“ aufrollen, die in ihren Ansätzen wiederum selbst bis in die Antike zurückreicht.<sup>16</sup> Zum Modebegriff und epochentypischen Terminus wurde er durch die 1781 veröffentlichte Schrift des Göttinger Mediziners J. B. Blumenbach 'Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte', an deren Entstehung auch Lichtenberg mitgewirkt hat. In der Folge sollte er vor allem in der Naturphilosophie des jungen Schelling eine bedeutende Rolle spielen. Ich vermerke hier nur als in unserem Zusammenhang besonders wichtig, daß Hölderlin dem aus dem Horizont der Anthropologie und Physiologie geprägten Terminus eine eigene Wendung gibt. Dem Zeugungsgeschäfte, von dem Blumenbach ausgeht bei der Beschreibung des Bildungstriebes (nisi formativus), verleiht Hölderlin einen spirituellen und künstlerischen Sinn. Vergleichbar ist sein Sprachgebrauch in diesem Punkt allenfalls jenem der kunsttheoretischen Diskussionen, die Goethe mit Karl Philipp Moritz während des gemeinsamen Aufenthalts in Rom führte, zehn Jahre vor der Frankfurter Begegnung mit Hölderlin, und die sich in der Schrift von Moritz 'Über die bildende Nachahmung des Schönen' von 1788 niederschlugen.

Noch Sigmund Freud hat in seinen späten Jahren freimütig eingestanden, daß er den Begriff des *Triebes*, der ja bekanntlich in seiner eignen Tiefenpsychologie eine zentrale Rolle spielt, nicht eigentlich zu definieren wisse. Auch Hölderlin setzt die Existenz eines dann noch im 'Gesichtspunct' selbst als Bildungstrieb ausdrücklich und genauer bezeichneten Triebes als Grundmoment der menschlichen Natur schlicht voraus. Die Möglichkeit, damit auf eine überhistorische Konstante in der Menschenatur selbst zu rekurren, ist für ihn das Entscheidende. Noch entscheidender aber ist, daß bei genauerem Zusehen und bei historischer Betrachtung des Sachverhalts der Bildungstrieb der Griechen und der unsere sich – jedenfalls in ihrer ursprünglichen Richtung – als entgegengesetzt erweisen. Den Hauptbeleg für diesen von Hölderlin erhobenen Befund liefert wiederum der erste Böhlendorff-Brief. So wie der antike Bildungstrieb buchstäblich ein Trieb zur Bildung der wohlumrissenen Gestalt war, das

<sup>16</sup> Vgl. dazu jetzt den Artikel 'Nisus' von R. Specht in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. v. Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 6, Basel 1984, Sp. 857–866.

„Faßliche“ in dem Sinn, in dem es Goethe bei Raffael rühmt, so zielt der moderne Bildungstrieb gerade umgekehrt in die empedokleische Vereinigung mit dem All-Einen, den Sprung in den Krater des Aetna, und ist in diesem Sinne, um einen Lieblingsausdruck Hölderlins und Schellings aufzunehmen, nicht organisch, d. h. auf die fest umrissene und organisierte Form gerichtet, sondern aorgisch, d. h. jederzeit dazu disponiert, in die „Uralte Verwirrung“ (StA II, 148, v. 221), in das schöpferische Chaos des Ursprungs zurückzukehren. Hier erst ist die für Hölderlin wesentliche Antithetik zwischen *antik* und *modern* erreicht. Auch sind die einschlägigen Grundbegriffe den Kennern und Liebhabern von Hölderlins Werk inzwischen wohl hinreichend geläufig. Ich bin mir aber nicht sicher, ob die maßgebende Dimension und der singuläre Horizont, in den diese Begrifflichkeit bei Hölderlin gehört, immer richtig erkannt werden. Das gilt auch für die Spezialforschung. Es läßt sich über viele Einzelheiten und manche in diesen Zusammenhang gehörenden Sätze Hölderlins trefflich streiten. Die Grundfrage aber wäre doch wohl, in welcher Weise Hölderlin an diesem Punkt seiner poetologischen Überlegungen aus den Vorstellungen und Anschauungen der traditionellen *Querelle des Anciens et des Modernes* aussteigt.

Im Gegensatz nicht zuletzt zu seinen deutschen Zeitgenossen, die sich mit der Frage befassen, geht es Hölderlin offensichtlich nicht so sehr darum, Antike und Moderne buchstäblich auf den Begriff zu bringen. Er sucht nicht nach festen Gegensatzpaaren, wie Schiller es mit *naiv* und *sentimentalisch*, wie Friedrich Schlegel es mit *plastisch* und *progressiv* getan hat, um den geschichtlichen Unterschied dingfest zu machen. Hölderlin geht es von vornherein nicht so sehr um passende Begriffsetiketten, die ja dann erfahrungsgemäß doch früher oder später modifiziert werden müssen, sondern vielmehr um die Dynamik der geschichtlichen Vorgänge selbst. Auf eine der Kürze halber etwas vereinfachende Formel gebracht: wo Schiller und Schlegel den Gegensatz von Statik und Dynamik seinerseits zum Kriterium der Unterscheidung zwischen *antik* und *modern* machen, indem sie der antiken Kunstübung das in sich Geschlossene, absolut Vollendete, die ausgeprägte Form und die idealtypische Struktur, das unreflektierte Naturprinzip zuschreiben, die moderne Kunstübung aber auf den Drang nach ständiger Vervollkommnung, nach progressiver Annäherung an das unendliche Ideal, damit auch die reflexive Entzweiung oder gar Entfremdung des Bewußtseins zwischen Wirklichkeit und Ideal festlegen, da sieht Hölderlin auch und gerade schon die griechische Kunst und Kultur als einen *Prozeß*, als einen im strengen Sinn *revolutionären Vorgang*, der ihn in den Sophokles-Anmerkungen den Begriff einer *water-*

*ländischen Umkehr* prägen läßt. (Überflüssig zu bemerken, daß in diesem Zusammenhang vaterländisch zunächst einmal besagt: griechisch.) Nicht werden also bei Hölderlin, wie es sonst im klassisch-romantisch-idealistischen Zeitraum üblich ist, klassisch in sich ruhendes Griechentum und eine progressiv dem nie ganz zu erreichenden Ziel zustrebende Moderne einander entgegengesetzt, sondern es werden die charakteristischen Bewegungen der Bildungstriebe, des antiken wie des modernen, einander gegenübergestellt, und erst in der sekundären Verschiedenheit dieser Bahnen das relativ Gegensätzliche der Weltalter wahrgenommen.

Die Lehre, die die Neueren aus einem solchen Vergleich zu ziehen haben, ist für Hölderlin also nicht wie in der traditionellen *Querelle* entweder die Verabsolutierung des antiken Vorbilds oder aber im Gegenzug jener Modernismus, der glaubt, seine Substanz aus der Überbietung dieses Vorbilds gewinnen zu können – oder doch eine Aktualität zu erreichen, die dem Altertum dann konsequenterweise abgesprochen werden mußte. In diesem kämpferischen Sinne wollte Hölderlin ein Partisan weder der Alten noch gar der Neueren sein. Er ist ein solcher denn auch im Ernste nie gewesen (von jenen dunklen, aber vielleicht unvermeidlichen Stellen seiner Wirkungsgeschichte einmal abgesehen, an denen sein Werk zu ideologischen Zwecken ausgebeutet wurde). Hölderlin selbst ist unverblendet und empfindlich genug, um unter der Übermacht der Antike zu leiden, und das nicht erst im Augenblick, da ihn, wie er vom Aufenthalt im südlichen Frankreich berichtet, „Apoll geschlagen“ (StA VI, 432, Z. 10), sondern von seiner ersten Begegnung mit den griechischen Göttern an. Aber die Antike ist ihm noch nicht zum abstrakten Denkmal geworden, er kennt diesen Begriff, wie wir ihn heute gebrauchen, noch gar nicht, sondern Antiken (Pl.) sind ihm, dem Sprachgebrauch der Zeitgenossen gemäß, die antiken Kunstwerke selbst, unantiquiert.

4

Die Antike ist deshalb für ihn jung und alt zugleich, wie es die Moderne auch ist. Sie ist *jung*, wie sie es für Goethe war, als Verheißung, daß das Große auf ihrem, vielleicht sogar auf unserem Boden jederzeit wieder möglich sein wird. Sie ist *alt* in der Übermacht ihres Vorbildcharakters. Dasselbe gilt mit umgekehrtem Vorzeichen für die Moderne, sie ist *alt* als die Erbin und damit auch als der – wörtlich, nicht pejorativ zu verstehende – Epigone des Altertums. Sie ist *jung* auf Grund der ihr offenstehenden Möglichkeiten, die dem zugrunde gegangenen Altertum nicht mehr

offenstanden. Um diese Möglichkeit zu nutzen, ist sie allerdings darauf angewiesen, die Lehre aus jenem Untergang zu ziehen. Diese aber kann nur darin bestehen, daran läßt schon der 'Gesichtspunct'-Entwurf keinen Zweifel, auch auf die möglichen Verirrungen des Bildungstriebes aufmerksam zu sein und diesen selbst (um es ganz nüchtern auszudrücken) künstlerisch unter Kontrolle zu bekommen. Darin erst kommt der wirkliche Vor-Bild-Charakter der Antike zur Erscheinung, daß sie zum Gegenstand der produktiven Reflexion und zum Modell einer poetischen Erfahrung wird, deren Erfolge zu beherzigen, deren Irrwege zu bedenken sind.

Der späte Hölderlin ist über jeden Verdacht der bloßen Griechenlandschwärmerei erhaben. Er teilt nicht einmal mehr die herrschende Auffassung seiner Zeitgenossen, daß die antike Kunst eine gleichsam natürliche Kunst sei.<sup>17</sup> Zwar spricht auch Hölderlin den Helden der Ilias in den Sophokles-Anmerkungen eine uns paradox erscheinende Sinnlichkeit und „Athletentugend“ (StA V, 270, Z. 5) zu. Aber das gehört bereits in den Kontext jener sekundären und keineswegs absoluten Entgegensetzung zwischen Antike und Moderne. Während Immermann in den Griechen immer noch „ein Volk aber in erster Jugend“ sieht und aus dieser Jugendllichkeit der Griechen den olympischen Polytheismus herleitet (Immermann I, 563), sieht Hölderlin sie in einem späten hymnischen Entwurf schon auf einer durch den Bildungstrieb bestimmten Exklusiv-Bahn befindlich, die ihnen schließlich sogar verderblich wurde:

*Nemlich sie wollten stiften  
Ein Reich der Kunst. Dabei ward aber  
Das Vaterländische von ihnen  
Versäumt und erbärmlich gieng  
Das Griechenland, das schönste, zu Grunde.* (StA II, 228, v. 3 ff.)

Der Bildungstrieb entfernt sich bei jedem Volke von seinem Ursprung. Das eigentlich Nationale tritt dabei stets weiter zurück, bei den Griechen verliert sich also immer mehr die Natur und der orientalische Ursprung. So wird der wichtige Satz des Böhlendorff-Briefes verständlich, daß zum Schluß das Eigne so gut „gelernt seyn“ (StA VI, 426, Z. 36) muß wie das Fremde. Gegen ein griechisches Zugrundegehen hätte es somit, nach Ausweis der Briefe an Böhlendorff und der Sophokles-Anmerkungen, allenfalls ein Mittel gegeben, das radikal genug gewesen wäre, die exklusive

<sup>17</sup> So Friedrich Schlegel im sog. Studiums-Aufsatz, der die griechische eine „*Kunst kat'exochän*“ nennt, „deren besondere Geschichte die *allgemeine Naturgeschichte der Kunst* wäre.“ – Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hrsg. von Ernst Behler, München-Paderborn-Wien 1958 ff., Bd. 1, S. 273. Hervorhebung im Original.

Hinwendung zu einem Kunstreich und die Erstarrung in seiner Positivität zu durchbrechen: die vaterländische Umkehr. In den Sophokles-Anmerkungen lautet die klare Definition Hölderlins einer vaterländischen Umkehr:

*Die Art des Hergangs in der Antigonä ist die bei einem Aufruhr [wohlverstanden: nicht der Hergang ist der eines Aufruhrs – dazu kommt es in dieser Tragödie nicht, sondern allenfalls zum Streit zwischen der Protagonistin und dem Inhaber der Staatsgewalt, Kreon; aber dieser Streit hat die Art des Aufruhrs], wo es, so fern es vaterländische Sache ist, darauf ankommt, daß jedes, als von unendlicher Umkehr ergriffen, und erschüttert, in unendlicher Form sich fühlt, in der es erschüttert ist. [Und jetzt kommt der entscheidende und zusammenfassende Satz:] Denn vaterländische Umkehr ist die Umkehr aller Vorstellungsarten und Formen.* (StA V, 271, Z. 1 ff.)

Radikaler geht es nicht. Hier wird nicht nur diese oder jene Institution, und sei es die staatliche Organisation selbst, umgestürzt und die Gesellschaftsstruktur verändert, oder am Ende gar nur eine Kunstrevolution vollzogen. Hier werden vielmehr die Vorstellungsarten einer Nation grundsätzlich verändert und die Formen, in denen diese sich äußern können, also die Erkenntnis- und damit die Kommunikationsbasis des menschlichen Zusammenlebens in Staat und Gesellschaft umgewälzt. Diesem fundamentalen Entwurf der vaterländischen Umkehr entspricht denn auch die Einschränkung am Ende des Absatzes, daß die Verfahrensart bei einem Aufruhr „nur Eine Art vaterländischer Umkehr ist“ (StA V, 271, Z. 19 f.). Es ist wohl überflüssig, hier noch einmal zu betonen, daß solche Umkehr mit bloßer Abkehr vom einen und Zuwendung zum andern, also auch mit der sogenannten Abendländischen Wendung bei Hölderlin überhaupt nichts mehr zu tun hat.<sup>18</sup>

Die andere Einschränkung resultiert vielleicht noch unmittelbarer aus dem Fundamental-Charakter der Umkehr, der die menschlichen Vorstellungsarten und Formen und somit nicht erst ihre Auswirkungen und Ausprägungen betrifft: „Eine gänzliche Umkehr in diesen ist aber, so wie überhaupt gänzliche Umkehr, ohne allen Halt, dem Menschen, als er-

kennendem Wesen unerlaubt“ (StA V, 271, Z. 5 ff.). Das versteht sich relativ leicht, denn eine totale Umkehr, bei der gleichsam kein Stein auf dem anderen bliebe, müßte, da sie ja das menschliche Erkenntnisvermögen selbst betrifft, dieses konsequenterweise zerstören. Oder positiv formuliert: an der Vaterländischen Umkehr muß noch eine andere als nur die menschliche Instanz und Kompetenz beteiligt sein, eine göttliche – ob die nun in der antiken Kunstwelt als der Herrscher des Olympos, als *griechischer Zeus* erscheint, oder aber, bei uns, als der *eigentlichere Zeus*. Der Radikalismus der Umkehr wird dadurch nicht gemildert, im Gegenteil noch gesteigert. Denn konsequenterweise, und auch darin lassen die ‘Antigonä’- wie die ‘Oedipus’-Anmerkungen keinerlei Unklarheit aufkommen, kann zumindest in der *tragischen* Form der Umkehr auch der Gott keinen positiven Rückhalt gewähren. Der tragische Konflikt ist seinerseits so fundamental, daß die Partnerschaft von Mensch und Gott sich nur noch in ihrer Entzweiung und in letzter Zuspitzung in der Form des Verrats zur Erscheinung bringen kann:

*Die Darstellung des Tragischen beruht vorzüglich darauf, daß das Ungeheure, wie der Gott und Mensch sich paart, und gränzenlos die Naturmacht und des Menschen Innerstes im Zorn Eins wird, dadurch sich begreift, daß das gränzenlose Eineswerden durch gränzenloses Scheiden sich reiniget.*<sup>19</sup>  
(StA V, 201, Z. 18 ff.)

Daß durch solches Scheiden, verbunden mit dem Zweifel an der eignen Vernunft, der Mensch an den Rand des Wahnsinns getrieben wird, kann Hölderlin naturgemäß in erster Linie am ‘Oedipus der Tyrann’ zeigen, und ich denke, daß das in dieser Tragödie auch für den heutigen Betrachter noch evident ist. Für Hölderlin ist damit zugleich die letzte Belastungsprobe jener Partnerschaft gegeben, weil

*der Gott und der Mensch, damit der Weltlauf keine Lücke hat und das Gedächtniß der Himmlischen nicht ausgehet, in der allvergessenden Form der Untreue sich mittheilt, denn göttliche Untreue ist am besten zu behalten. In solchem Momente vergißt der Mensch sich und den Gott, und kehret, freilich heiliger Weise, wie ein Verräther sich um.* (StA V, 202, Z. 3 ff.)

Wir sind davon ausgegangen, daß die vaterländische Umkehr das einzige Mittel nach Hölderlin gewesen wäre, den Untergang des alten Griechenland zu verhindern. Man fragt sich, nach dem nun erhobenen Befund: um

<sup>19</sup> Dies zugleich die tiefst Sinnigste Interpretation, eine wirkliche Über-Interpretation, des aristotelischen Katharsis-Prinzips.

welchen Preis? Die Antwort muß lauten, unter den strengen Voraussetzungen Hölderlins: um den Preis der Preisgabe der olympischen Götter, der Rückkehr in den orientalischen Ursprung der griechischen Kultur, um den Preis also einer totalen Kulturrevolution. Oder hätte es etwa genügt, sich einfach des Ursprungs wieder zu erinnern, wie es schon die Ode 'Natur und Kunst oder Saturn und Jupiter' auf ihre idealistisch-ausgleichende Weise vom antiken Zeus gefordert hat? Die Frage mag offen bleiben, weil Hölderlin selbst keine explizite Antwort gibt, aber man bedenke dabei, daß – mindestens unter den Bedingungen der griechischen Tragödie – das Gedächtnis der Himmlischen unter den Menschen nur durch gegenseitige *Untreue* zu erhalten und zu bewahren ist, nicht durch von dieser späten Einsicht her fast treuherzig klingende Ermahnungen an den Herrscher des Olympos, seines Vaters nicht zu vergessen.

5

Nun ist die *Tragödie* freilich nicht die ganze, wenn auch die radikalste Form der Dichtkunst, und der Dichter stellt überhaupt, wie es am Schluß der Anmerkungen heißt, bloß „die Welt im verringerten Maasstab“ dar (StA V, 272, Z. 9 f.). Eben deshalb ist es wichtig zu sehen, daß die Umkehr im Wortverstand Hölderlins ein weit über Künste, Literatur und Dichtung hinausgreifendes, ihnen voraus- und zugrundeliegendes Prinzip ist. Die Forderung der Umkehr ist andererseits mehr als eine inhaltliche Aussage. Sie läßt sich deshalb auch nicht lediglich auf die biblische Mahnung *metanoete!* zurückführen.<sup>20</sup>

Die Umkehr im Sinne Hölderlins ist, das muß den ins Extrem gesetzten und bewußt bis an den Rand (an den Rand!) von Unverständlichkeit vorgetriebenen Sätzen der Sophokles-Anmerkungen entnommen werden, ein förmliches Renversement nicht nur der Denkweise, sondern auch der Denkverfahren; dasselbe gilt für die Empfindungsweise, auf die Hölderlin sich ausdrücklich bezieht, wenn er am Beginn der 'Oedipus'-Anmerkungen den Menschen, und zwar den ganzen, als „Empfindungssystem“ bezeichnet, das „unter dem Einflusse des Elements sich entwickelt“ (StA V, 196,

<sup>20</sup> Sie umfaßt und übergreift damit auch noch eine ihrer poetischen Ausprägungen wie Rilkes berühmte Schlußverse: „denn da ist keine Stelle, / die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern.“ Rainer Maria Rilke, *Sämtliche Werke*, hrsg. von Ernst Zinn, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1955, S. 557 ('Der Neuen Gedichte Anderer Teil', 'Archaischer Torso Apollon').

Z. 1 f.). Die dabei waltende Sicherheit der Regel, d. h. des kalkulablen Gesetzes aber ist es (obwohl sie, wie die eines jeden Gesetzes, nur das Allgemeine betrifft und über die Interpretation des besonderen Hergangs in einer bestimmten Tragödie noch keineswegs entscheidet, vgl. StA V, 195, Z. 20 ff.), die es erlaubt, auch noch in der tragischen Katastrophe die ganz wörtlich zu nehmende *katastrophe* der vaterländischen Umkehr wahrzunehmen.

Wenn es in der Geschichte des Denkens einen Referenzpunkt für das Hölderlinsche Konzept einer vaterländischen und – Steigerungsform ins Göttliche – kategorischen Umkehr gibt, so scheint er sich mir in Heideggers Begriff der Kehre zu finden, der allerdings nicht in der dichtungstheoretischen, sondern in der ontologischen Dimension liegt. (Wozu höchstens noch anzumerken wäre, daß die beiden Dimensionen von einer bestimmten Tiefenmarke an sich zu einer einzigen, nicht mehr leicht zugänglichen und ansprechbaren, onto-poetologischen vereinigen – ohne den Widerstand gegeneinander aufzugeben.) Ich habe diesen Zusammenhang vor dreißig Jahren in meiner Dissertation über Hölderlin und Heidegger jugendlich-leichtfertig vorausgesetzt und sogar als eine Art von Vergleichshinsicht benutzt.<sup>21</sup> Aber ich würde gewiß nicht zu behaupten wagen, daß es inzwischen der Heidegger-Philologie gelungen wäre, den Begriff der Kehre sachgerechter auszulegen.

Dasselbe gilt für die Hölderlin-Philologie und ihren Umgang mit dem Umkehr-Begriff der Sophokles-Anmerkungen. Wenn ich das hier in dieser Direktheit sagen darf, muten mich ihre Versuche, diesen Begriff zu domestizieren oder ihm, ungeachtet seiner ganz offensichtlich zentralen Stellung in Hölderlins letzter und abschließender theoretischer Äußerung, einfach aus dem Weg zu gehen, eher kläglich an. (Die dem Dichter durch Wilhelm Michel zugeschriebene Abendländische Wendung war wohl nur das erste dieser Ausweich-Manöver.)

Bei aller fast zwangsläufigen Unvollkommenheit meines eignen frühen Versuchs, den weitreichenden und anspruchsvollen Umkehr-Begriff Hölderlins festzuhalten und zu deuten, möchte ich auf einer der damaligen Arbeitshypothesen beharren. Es ist jene, die den engen Zusammenhang zwischen dem Konzept eines die jeweilige Kultur und Geistigkeit einer bestimmten Nation grundsätzlich bestimmenden Bildungstrieb im Aufsatzentwurf 'Der Gesichtspunct aus dem wir das Altertum anzusehen haben' und dem ersten Böhlendorff-Brief einerseits, den Begriffen der

<sup>21</sup> Beda Allemann, *Hölderlin und Heidegger*, Zürich 1954 (2. erweiterte Auflage 1956).

vaterländischen und kategorischen Umkehr in den Sophokles-Anmerkungen andererseits betrifft.

Dabei ist ohne weiteres einzuräumen, daß Hölderlin selbst diesen Zusammenhang nicht ausdrücklich in dem späteren und sehr komprimiert formulierten der beiden Text-Komplexe herstellt, soviel Rücksicht auf die Bedürfnisse der kommenden Neuphilologie nahm er nicht. Aber aus der zitierten Stelle vom Beginn der 'Oedipus'-Anmerkungen über das Empfindungssystem, als das Hölderlin den ganzen Menschen bezeichnet und das sich unter dem Einfluß des Elements (*influxus* im genauen Sinn der alten Mystik und Kosmologie) *entwickelt* (wiederum eine klar organologische Metapher, wie *Bildungstrieb* selbst) geht der Sachzusammenhang, scheint mir, zwingend hervor. Dies um so mehr, als im Fortgang dieses Satzes zu allem Überfluß auch noch von den verschiedenen Sukzessionen die Rede ist, in denen „Vorstellung und Empfindung und Rasonnement [...] nach einer sichern Regel nacheinander hervorgehn“ (StA V, 196, Z. 3 ff.).

Dieses Gesetz freilich „ist im Tragischen mehr Gleichgewicht, als reine Aufeinanderfolge“ (StA V, 196, Z. 5 f.). Das heißt doch nichts anderes, als daß die verschiedenen Richtungen des Bildungstriebes, die bekanntlich (ich werde noch kurz darauf zurückkommen) vom Nationellen ins Antinationelle gehen, dann aber – wenn eine Kultur wie damals „Das Griechenland, das schönste“ (StA II, 228, v. 7) nicht zugrundegehen soll – wieder ins ursprünglich Nationelle und Eigene, aber im Lauf der Zivilisierung Vernachlässigte (weil das Fremde leichter zu erlernen ist als das Eigene) zurückgebogen werden müssen – daß diese an sich sukzessiven Bewegungen in der Tragödie gleichgewichtig gegeneinander gestellt werden. Wie aber dieses Gleichgewicht, das den Rhythmus im Ablauf einer Tragödie bestimmt, von Fall zu Fall beschaffen sein kann, das zu demonstrieren macht den konkreten und je besonderen Inhalt der Anmerkungen Hölderlins zum 'Oedipus' wie zur 'Antigonä' aus. Der gleichsam verringerte Maßstab, in dem die Welt sich im Werk des Dichters darstellt, hat also unter anderem auch dies zur Folge, daß geschichtliche Grundabläufe, die durch die Richtungen des menschlichen Bildungstriebes charakterisiert sind und die sich gewiß über Jahrhunderte hinspannen können, in der je einzelnen Tragödie im Gleichgewicht ihres dialektischen Gegeneinanders innerhalb des Dialogs, zwischen Dialog und Chor, und schließlich zwischen jenen größten Untereinheiten des Dramas sich zu zeigen vermögen, die Hölderlin, mit Rücksicht darauf, daß die griechische Tragödie keine Akteinteilung im modernen Sinn kennt, die „großen Parthien oder Dramaten“ nennt (StA V, 201, Z. 27 f.). Und in diesem nicht einfachen,

aber genauen Sinn hängen das kalkulable Gesetz der Tragödie, das Schicksal einer vaterländischen Kunstübung und der von der Menschengeschichte bestimmte Weltlauf, der durch den Bildungstrieb (im genauen metaphorischen Sinn Hölderlins) seinerseits wieder bestimmt ist, zusammen.

Nicht einfach ist die Struktur dieses Zusammenhanges zum einen deshalb, weil der späte Hölderlin (wie zu betonen war) darauf verzichtet hat, in der Art seiner Zeitgenossen und auch seiner eignen Anfänge die klassische Antike als das *Jugendalter* der (damals fast allgemein noch eurozentrisch gesehenen) zivilisierten Menschheit, die eigene Zeit dagegen als deren prosaisch gewordenes *Alter* aufzufassen. Das hat zum anderen die Folge, daß die Dialektik von Natur und Kunst in das jeweilige „Vaterland“, das antike wie das hesperische, selbst verlegt wird. Sie kann sich, als Polarität von Thesis und Antithesis, antithetisch manifestieren, als Bewußtsein des Gegensatzes von Natur und Kunst. So entspricht es dem antiken Bildungstrieb – lassen Sie sich jetzt bitte nicht durch das Unkonventionelle dieser Hölderlinschen Griechenland-Auffassung irritieren –, der sein Reich der Kunst auf dieser Erde *gegen* die Natur und *gegen* seinen eignen orientalischen Ursprung im himmlischen Feuer zu errichten strebte.

Dieselbe Dialektik (von Natur und Kunst) kann sich aber auch als Versuch der Synthese manifestieren, als Sehnsucht des Bildungstriebes nach der Vereinigung von Natur und Kunst. Dies entspricht der primär modernen Variante. Da die Moderne bereits ein Reich der Kunst vorfindet, und sei es auch nur in der Form der historischen Erinnerung an das alte Griechenland und seine nach wie vor als vorbildlich empfundene Kunstübung, äußert dieser Synthese-Versuch sich zunächst, auf der 'Hyperion'-Stufe, als rousseauistischer *retour à la nature* (le retour – die Umkehr), differenzierter gesehen als Verbindung des Preises von ewig-jugendlicher Natur und alter griechischer Kultur. Eben das ist die Position Hyperions selbst, der zwar ein Grieche, aber ein moderner Grieche, wie der Briefroman, der seinen Namen trägt, ein moderner Roman ist.

Genau an diesem Punkt setzt indes auch die Gegen-Lehre ein, die Hölderlin im Böhlendorff-Brief und in den Sophokles-Anmerkungen aus dem Untergang der altgriechischen Welt zu ziehen sucht. Sie geht über die elegische Sehnsucht nach der alten Verfassung Griechenlands und den schließlichen Rückzug Hyperions in die Natur und den wehmütigen Glanz der Erinnerung an die tote Geliebte und die Verheißung kommender dichterischer Tage entschieden hinaus – so mitbestimmend das elegische Moment, auch in seiner erweiterten poetologischen Bedeutung und Bedeutsamkeit zunächst noch bleiben wird.

Es wurde schon angedeutet, und ich möchte es hier wiederholen, daß der Bildungstrieb im Wortverstand Hölderlins ein dynamisches Prinzip ist. Die eigentliche These Hölderlins zum Bildungstrieb ist, daß seine Richtung sich ändern läßt, ja geändert werden muß, wenn einem Untergang zuvorgekommen werden soll, wie er dem alten Griechenland – und zwar, wie schon 'Hyperion' zeigt, rettungslos und unwiderruflich – widerfuhr.

Die entscheidende, für die Zukunft der modernen, der nach-antiken Literatur und Dichtung entscheidende Richtungsänderung des Bildungstriebes ist näher ins Auge zu fassen. Zuvor aber noch ein Blick zurück auf das, was sich als Grundforderung immer gleich bleibt und für antike und moderne Dichtung gleichermaßen gilt. Im Brief an Böhlendorff vom Dezember 1801 nennt Hölderlin es das ‚lebendige Verhältniß und Geschik‘ (StA VI, 426, Z. 34). Wie oft beim späten Hölderlin, besonders auch in den Sophokles-Anmerkungen, ist diese nur scheinbar schlichte, durch die einfachste aller Konjunktionen, ein unauffälliges „und“, verklammerte Formel antithetisch zu lesen. Es verbirgt sich in ihr, was Hölderlin in der Phase der Homburger Aufsatz-Entwürfe die „harmonische Entgegensetzung“ genannt haben würde. ‚Geschik‘ *und* ‚lebendiges Verhältniß‘ zielen aufs gleiche: die unabdingbare Forderung an Dichtung überhaupt. Aber sie formulieren diese Forderung aus unterschiedlichen Richtungen. Das Adjektiv ‚lebendig‘, auf poetische Texte bezogen, ist genau genommen wieder eine organologische Metapher. *Lebendig* sind Verhältnisse, die *natürlich*, in keine positive Satzung gepreßt und deshalb noch nicht in der Positivität – wie der junge Hegel das genannt hat – erstarrt sind. *Geschick* dagegen bezeichnet den Anteil, den die Kunstfertigkeit und das kalkulable Gesetz an der vollendeten Dichtung haben. Diese Entgegensetzung innerhalb der Formel vom „lebendigen Verhältniß und Geschik“ ist durch eine sorgfältige Analyse des Hölderlinschen Sprachgebrauchs zu erschließen, so kolloquial und harmlos sie zunächst auch klingen mag. Mit andern Worten: der Gegensatz von Natur und Kunst und seine Synthese, die sich hier als Zusammenspiel von natürlicher Ungezwungenheit und kunstfertigem Kalkül zur gleichbleibenden Grundforderung an die Kunstübung aller Zeiten verdichten, werden nicht zu Symptomen moderner Zerrissenheit und Entfremdung, respektive der Hoffnung auf ihre idealistische Aufhebung und Versöhnung im Zeichen sentimentalischer respektive progressiver (Universal-)Poesie wie bei Schiller und Schlegel gemacht und damit historisiert, sondern durch Hölderlin – und das ist nun tatsächlich das Schlichte an seiner Formel – als selbstverständliche Bedingung

aller Dichtung, der antiken wie der modernen, in einem Nebensatz nur angedeutet und vorausgesetzt. Wo Schiller, aber auch Schlegel und die idealistisch-frühromantische Doktrin insgesamt, erst das – nur in unendlicher Annäherung erreich-, also faktisch unerreichbare – Ziel moderner Literatur sehen, da fängt der späte Hölderlin mit seinen dichtungstheoretischen Überlegungen erst an. Darin liegt der Grund ihrer Singularität, ihres hohen Anspruches, wie auch der Schwierigkeit, sie sachgerecht zu verstehen.

Hölderlin mythologisiert den Gegensatz von Natur und Kunst, wie in der nun schon mehrfach erwähnten Ode 'Natur und Kunst oder Saturn und Jupiter', aber er historisiert ihn nicht. Zwar geht auch Hölderlin in seiner idealistischen Phase davon aus, wie seine Zeitgenossen, daß in der griechischen Kultur des klassischen Zeitalters die Entfremdung zwischen Natur und Kunst noch nicht eingetreten war, die für die nach-antike, christlich geprägte Moderne so charakteristisch ist.<sup>22</sup> Aber Zeus/Jupiter, der vom Dichter ermahnt wird, des Ursprungs nicht zu vergessen, ist immerhin ein Gott griechischer Herkunft und der Herrscher des Olympos, wenn er auch in der Ode – was keineswegs ein Zufall sein wird – unter seinem römischen Namen erscheint. (Auf den „eigentlicheren Zevs“ werde ich noch zurückkommen.)

Sollte der Keim der Entzweiung schon in Griechenland zu suchen sein, im Mythos vom Titanenkampf und von der Usurpation des olympischen Thrones durch Zeus? Der Gedanke ist obsolet, solange die griechische Klassik nach dem Willen Winckelmanns und anderer *partisans des anciens* als das absolute und unübertreffliche Vorbild jeder theoretisch denkbaren und faktisch möglichen Kunstübung gesehen wird. Das gilt auch noch für das allegorische Griechenland Schillers und – mit Einschränkung allerdings – für den klassischen Boden, wie Goethe in Rom und Sizilien ihn erfahren hat und von dem er noch im Helena-Akt des Zweiten Teils der 'Faust'-Tragödie künden läßt, daß auf ihm das Große jederzeit wieder erstehen kann.

Erst Immermann riskiert es, dem späten Goethe, und er denkt dabei an den 'Westöstlichen Divan', ein Ungenügen an griechischer Kunst zuzuschreiben (vgl. Immermann I, 558, Anm. 1). In Kenntnis des Textes von 'Faust II', den Immermann im Zeitpunkt seiner Äußerung noch nicht voll-

<sup>22</sup> Und heute – wenn die Abschweifung erlaubt ist – bis in die Probleme der zivilisatorischen Umweltverschmutzung und des Mißbrauchs der Naturkräfte, zuletzt der Kern-Energie zur Vernichtung des Planeten, sehr gründlich quittiert und zugleich liquidiert wird.

ständig kennen konnte, würden wir wohl eher sagen, daß der späte Goethe den orientalischen Untergrund der griechischen Kultur entdeckt hat, für den die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen blind war. Hegel ging noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts in seiner Ästhetik-Vorlesung von dem alten Schema aus, wonach orientalische und griechische, in seiner Terminologie also symbolische und klassische Kunst klar getrennten Epochen in der Geschichte des aus sich herausgehenden und zu sich selbst zurückkehrenden Geistes angehören.

Es ist ein Unterschied zwischen der mit großer dialektischer Energie und Präzision durchgeführten Geschichtskonstruktion Hegels einer-, und andererseits des späten Hölderlin eben nicht historisch schematisierendem Geschichtsbegriff, den ich – mit einem gewiß sehr vorläufigen und auch mißverständlichen Ausdruck, den ich nur behelfsmäßig hier gebrauche – dynamisch genannt habe.

Der Sprachgestus des reifen Hölderlin ist demjenigen Hegels, und gerade was Dialektik angeht, oft zum Verwechseln ähnlich. Aber man soll sich nicht täuschen lassen und keine voreiligen Assoziationen herstellen. Der Beginn der 'Dichterberuf'-Ode aus der reifen Zeit Hölderlins gehorcht mit seiner Evokation des aus Indien kommenden, die Kultur westwärts tragenden Weingotts noch der konventionellen Auffassung vom Geschichtsgang des Geistes:

*Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts  
Triumph, als allerobernd vom Indus her  
Der junge Bacchus kam, mit heiligem  
Weine vom Schlafe die Völker wekend.*  
(StA II, 46, v. 1 ff.)

In der späten Hymne 'Der Einzige' allerdings scheint die Richtung des Eroberungszuges sich umgekehrt zu haben, wenn es jetzt vom Evier heißt, daß er

*An den Wagen spannte  
Die Tyger und hinab  
Bis an den Indus  
Gebietend freudigen Dienst  
Den Weinberg stiftet und  
Den Grimm bezähmte der Völker.* (StA II, 154, v. 54 ff.)

Doch eben solche Gegenbewegung ist es, die den tiefen Sinn von Hölderlins „dynamischem“ Geschichtsmythos schon andeutet. Das geht über eine dialektische Interpretation eines nach wie vor linear vorgestellten Ge-

schichtsgangs hinaus und zeigt sich denn auch in der geradezu hochdialektisch klingenden Versformel aus der Elegie 'Brod und Wein', die sich ebenfalls auf den Weingott Dionysos und seine griechische Heimat bezieht:

*Dorth er kommt und zurück deutet der kommende Gott.* (StA II, 91, v. 54)

Inzwischen hat er sich auch der schwäbischen Heimat des Dichters genahet, wovon die Elegie 'Stutgard' deutlich genug, wenn auch in Anspielungen zeugt, die den Namen des Gottes verschweigen.

So weit ist das dionysische Leitmotiv im Werk Hölderlins nicht nur der Forschung geläufig, sondern auch – worauf ich allerdings vor diesem Forum einigen Wert lege – den Kennern und Liebhabern seiner Dichtung. Mir geht es darum, einen trotz aller Bekanntschaft mit dem Motiv vielleicht nicht immer hinreichend eingesehenen Zusammenhang ins Licht zu rücken, der zwischen der mythischen Gestalt des Dionysos und der antik-modernen Spannung in diesem Werk besteht.<sup>23</sup>

## 7

Es ist inzwischen deutlich geworden, daß der *Bildungstrieb*, so wie Hölderlin den Begriff handhabt, nicht nur quasi dynamisch zu verstehen ist, so daß dieser eigentümliche Trieb in eine andere Richtung gelenkt, gar umgekehrt werden kann; er ist, als zunächst naturwissenschaftliche Metapher, von Hölderlin auch noch weiter metaphorisiert worden. Er gewinnt damit bereits eine Allgemeinheit, die er terminologisch erst beim Kant-Nachfolger Krug in seinem Handwörterbuch von 1832 als *nisus formativus vel plasticus* erreichen wird.<sup>24</sup> Er wird dort zum Oberbegriff für das, was Kant noch die Einbildungskraft nannte – über deren u. a. auch poetologische Bedeutsamkeit hier weiter kein Wort verloren zu werden braucht.

Vermerkt sei allenfalls noch, daß der Begriff des Bildungstriebes beim jungen Schelling, wo er eine eminente Rolle spielt, im wesentlichen noch auf seine biologisch-anthropologische Bedeutung beschränkt bleibt. Er ver-

<sup>23</sup> Vgl. dazu vor allem auch die neueren Beiträge von Bernhard Böschenstein: Die *Bakchen* des Euripides in der Umgestaltung Hölderlins und Kleists, in: Aspekte der Goethezeit (Festschrift Victor Lange), Göttingen 1977, S. 240–254, und den mir seit dem Turiner Hölderlin-Colloquium vom Januar 1982 bekannten Vortrag zu Hölderlins Dionysos-Bild, der demnächst in DVjS erscheinen soll.

<sup>24</sup> W. T. Krug: Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, <sup>2</sup>1832–34, Artikel 'Bildungskraft und Bildungstrieb', I, 360 f.

bindet in Schellings früher idealistischer Natur-Philosophie die anorganische mit der organischen Natur, vertritt also etwa die Rolle, die in der Physiologie des Descartes noch die *esprits animaux*, die Lebensgeister spielten. Auch Goethe erkennt in dem ihm wichtigen Begriff des Bildungstriebes die allenfalls, wie er sich ausdrückt, „anthropomorphosierte“ Benennung einer Naturkraft.<sup>25</sup> Im Hinblick auf Hölderlin ist an diesem Befund wichtig, daß auch bei ihm der Begriff zwangsläufig in das Spannungsfeld zwischen der Kunst und der Natur zu stehen kommt. Als Trieb ist auch bei ihm der Bildungstrieb vom Ausgangspunkt her ein natürlicher. Er korrespondiert deshalb in seiner ersten Richtung mit dem, was Hölderlin in den Sophokles-Anmerkungen den Naturgang nennt. Das Sensationelle dabei – und von der Forschung bisher viel zu wenig Beachtete, offenbar paßte es nicht in ihr Hölderlin-Bild – ist nur, daß dieser Naturgang jetzt *menschenfeinlich* genannt wird, ja Hölderlin spricht jetzt, 1804, vom „ewig menschenfeindlichen Naturgang“ (StA V, 269, Z. 26 f.). Ihn gilt es – verzeihen Sie die banale Formulierung – zu korrigieren. Menschenfeindlich ist er offensichtlich, weil er den Menschen immer weiter in eine Richtung treibt, die schließlich in den Untergang mündet, eben weil sie auf eine immer exklusivere Position führt. Weil dies aber ein Naturgang ist und der Bildungstrieb in seiner anfänglichen Richtung ein Naturtrieb, kann er vom Menschen auch gar nicht aus eigener Kraft und Machtvollkommenheit umgewendet werden. Wir haben es schon gehört: Eine gänzliche Umkehr, ohne allen Halt, ist dem Menschen nicht erlaubt. Damit wird nun aber auch die Funktion des „eigentlicheren Zevs“ (StA V, 269, Z. 25) und die Notwendigkeit seines Eingreifens sichtbar. Er muß, als unser Zeus, den ewig menschenfeindlichen Naturgang unseres Bildungstriebes zur Erde lenken.

„Wir sind auf einer Mission. Zur Bildung der Erde sind wir berufen“, hatte wenige Jahre zuvor Novalis in einem seiner 'Blütenstaub'-Fragmente gesagt.<sup>26</sup> Genau das ist aber auch der Punkt, an dem und im Hinblick auf den durch Hölderlin in den Sophokles-Anmerkungen, speziell in denen zur 'Antigonä', die Frage, „wie es vom griechischen zum hesperischen gehet“ (StA V, 267, Z. 8 f.), verbunden wird mit der Frage nach dem Eingriff durch „das Himmlische, was den Menschen ergreift“ (StA V, 266, Z. 9). Das Himmlische erscheint in diesem Zusammenhang als Geist

<sup>25</sup> Vgl. Goethes Aufsatz 'Bildungstrieb', in der Hamburger Ausgabe, Bd. 13, S. 32–34; daneben: Cottasche Gesamt-Ausgabe Bd. 19, Stuttgart o. J. (1969), S. 145.

<sup>26</sup> Novalis, Schriften, hrsg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel, Bd. 2, Stuttgart 1960, S. 426, Nr. 32.

der Zeit, als Zeitgeist. Und es ist der „kühnste Moment eines Taglaufs oder Kunstwerks [...], wo der Geist der Zeit und Natur, das Himmlische, was den Menschen ergreift, und der Gegenstand, für welchen er sich interessiert, am wildesten gegeneinander stehen“ (StA V, 266, Z. 8 ff.). Man dürfte mit der nötigen Vorsicht die Formel vom kühnsten Moment eines Taglaufs oder Kunstwerks ergänzen mit: der kühnste Moment des Geschichtsgangs – vorausgesetzt, daß man diesen nicht lediglich als historisch-linearen Ablauf versteht. In der Mitte der Zeit wendet sich diese. Wir erinnern uns der „mittleren Zeiten“, von denen Goethe berichtete, daß sie Hölderlin schon im Augenblick des Frankfurter Gesprächs im August 1797 beschäftigten – wenn wir das aus Hölderlins eigenem Nachlaß auch nicht belegen können, was indes angesichts der Überlieferungsgeschichte auch nicht weiter zu verwundern braucht.

Es müßte nun zweifellos an diesem zentralen Punkt, diesem Wendepunkt und Umkehrpunkt, an dem der höchste Gott in moderner Gestalt als *eigentlicherer Zeus* selber in den geschichtlichen Taglauf eingreift und den ursprünglichen Naturgang „zur Erde zwinget“ (StA V, 269, Z. 28), die Interpretation der Sophokles-Anmerkungen noch ein gutes Stück weiter vorangetrieben werden. Vor allem müßte die subtile Analyse Hölderlins referiert werden, mit der er in nur scheinbar gnomischen Sätzen, in Wirklichkeit mit ins Detail gehender Akribie den griechisch-hesperischen Gegensatz eben nicht mehr als bloßen Gegensatz, sondern als signifikante Differenz innerhalb eines gemeinsamen Horizonts des Tragischen absteckt.

Darauf muß ich hier verzichten. Nur einen Hinweis gestatten Sie mir noch, da ich nun schon einmal Immermanns Analyse des 'Aias' als Ausgangs- und Vergleichspunkt gewählt habe. Der hellstichtigste Satz in Immermanns Essay bezieht sich auf die Differenz zwischen antiker und moderner Tragödie und lautet:

Deshalb arbeiten unsre Trauerspiele vier Akte hindurch zu dem Punkte hin, wo bei den Griechen die Tragödie begann. (Immermann I, 590)

Vordergründig gesehen meint Immermann damit lediglich, daß das griechische Drama grundsätzlich (was in dieser Allgemeinheit gewiß bestritten werden könnte) *analytisch* gebaut sei und demnach die Handlung als bereits vollzogenes Geschehen voraussetze, um sich dialogisch und in den Chorliedern auf dieses zurückzuwenden, während das moderne Trauerspiel den größten Teil seiner Akte darauf verwende, die Handlung erst einmal episch auf die Bühne zu bringen. Das ist ein Gesichtspunkt, der Hölderlin noch fremd ist. Hintergründig läuft aber auch der Immermann-



sche Befund darauf hinaus – obwohl das seiner Schlußthese von der absoluten Unwiederholbarkeit der griechischen Tragödie einigermaßen widerspricht –, daß es nur eine graduelle Differenz zwischen antiker und moderner Tragödie gebe.

Stellen wir fest, daß eben dies Hölderlins Auffassung und, wenn Sie so wollen, sein letztes Wort in der *Querelle des Anciens et des Modernes* ist. Wie hätte er es sonst für sinnvoll halten können, Sophokles zu übersetzen und dabei allerdings bewußt in die dem griechischen Bildungstrieb entsprechende Grundrichtung der beiden Tragödien korrigierend einzugreifen, um sie der modernen Vorstellungsart verständlicher zu machen?

In Wahrheit allerdings geht es Hölderlin um etwas ganz anderes, als die *Querelle* noch einmal zu entfachen und zur Entscheidung zu bringen.

Ich komme zurück auf die scheinbar so paradoxe Formulierung des Böhlendorff-Briefes, wonach uns die Griechen unentbehrlich sind, um das Eigene und für uns Nationelle, d. h. Hesperische zu lernen – obwohl es für uns doch höchst gefährlich wäre, „die Kunstregeln einzig und allein von griechischer Vortrefflichkeit zu abstrahieren“ (StA VI, 426, Z. 31 f.). Nach allem, was über die verschiedenen Richtungen des Bildungstriebes gesagt wurde, bietet allerdings das Verständnis dieser Paradoxie keine nennenswerte Schwierigkeit mehr. Das Hesperische, das wir von den Griechen lernen können, ist das dem griechischen Ursprung gerade Fremde, weil ihr Bildungstrieb ja genau wie der unsere, nur in umgekehrter Richtung, vom Eigenen weg und in das für die Griechen Fremde strebte. Kurz gesagt und bewußt hart formuliert: Unser Eigenes, das wir von den Griechen lernen können, ist das den Griechen selbst Fremde, das sie sich aber im Gang ihres Bildungstriebes erobert haben. Hölderlin bringt es bekanntlich auf den halb mythischen, halb abstrakten Begriff einer ‚Junonischen Nüchternheit‘ (StA VI, 426, Z. 27 f.). Und von der andern Seite her betrachtet: Die Griechen können uns mit ihrem einseitigen Bildungstrieb helfen, den eigenen, ursprünglich dem ihren entgegengesetzten Bildungstrieb umzukehren. Neben den eigentlicheren Zeus, der uns noch entschiedener als einst die Griechen „zur Erde zwinget“, treten als Hilfskräfte die Griechen selbst, die von Natur aus der für sie spezifischen Richtung des Bildungstriebes folgend die Richtung zur Erde einhielten, sogar im Übermaß und bis zu ihrem dadurch bewirkten Untergang. Diese Art des Untergangs droht uns nicht, indem wir ihrer Kunstübung folgen, denn für uns ist Gleichgewicht schaffendes Korrektiv, was für die Griechen sozusagen eine Obsession war, der Trieb nach der irdischen, fest umrissenen, plastischen Gestalt, der sich bis in die uns paradox erscheinende Athletentugend der Helden der ‚Ilias‘ hinein manifestiert. An die-

sem Punkt stimmt Hölderlin wieder völlig überein mit dem Bild von griechischer Kunst, das sich das späte 18. Jahrhundert gemacht und das es gerne auf eben diesen Begriff des Plastischen und der Plastizität gebracht hat. Ist es bloß ein Zufall, oder hat es nicht doch tiefere Gründe, daß Jahrzehnte später das Krugsche Handwörterbuch den *nisus formativus* Blumenbachs, Goethes und Hölderlins wahlweise auch *nisus plasticus* nennt?

So hilft die Junonische Nüchternheit der Griechen, die wir uns als das ursprünglich Eigene erst wieder erwerben müssen, jene Mission des Novalis zu erfüllen, die Erde zu bilden. Darin liegt wie in der Formel von der Junonischen Nüchternheit selbst eine halb abstrakte, halb mythische Ausdrucksweise. Was besagt sie, wenn man sie in streng poetologische Terminologie übersetzt? Nichts anderes als jenes *Geschick*, von dem Hölderlin im Böhlendorff-Brief als der einen Seite der Voraussetzung aller Kunstübung spricht. Und *Geschick* ist dabei unter anderem auch ganz handwerklich zu verstehen, als Fertigkeit, nach sicheren Regeln und kalkulablem Gesetz, die *mechane* der Alten wieder zu erreichen.

So genau Hölderlin mit seinen Zeitgenossen darin übereinstimmt, was die Auffassung von der hervorstechenden Tugend der griechischen Kunstübung betrifft, so ungewöhnlich, absolut originell und ein Paradestück poetologischer Dialektik ist die Schlußfolgerung, die er zieht. Daß griechische Vortrefflichkeit nicht blind und sklavisch nachgeahmt werden darf, hatte sich, trotz Winckelmann, seit den Tagen der französischen *Querelle* langsam herumgesprochen. Schon Klopstock hatte die Lösung in einer paradoxen Formel gefunden und komprimiert ausgesprochen in seinem Epigramm ‚Aufgelöster Zweifel‘:

„Nachahmen soll ich nicht, und dennoch nennet  
Dein lautes Lob mir immer Griechenland?“  
Wenn Genius in deiner Seele brennet,  
So ahm dem Griechen nach. Der Griech’ erfand.<sup>27</sup>

Nichts anderes besagt auch das eingangs zitierte Diktum Goethes über den niemals gräzisierungstenden, aber wie ein Grieche arbeitenden Raffael. Soweit war die Sachlage am Ende des Jahrhunderts und bei aller fortdauernden Winckelmann-Verehrung geklärt. Als einziger aber hat im klassisch-romantisch-idealistischen Zeitraum Hölderlin die zu ziehende Lehre auf eine so prägnante poetologische Anweisung gebracht, wie er sie im Böhlendorff-

<sup>27</sup> Friedrich Gottlieb Klopstock, *Ausgewählte Werke*, hrsg. von Karl August Schleidens, Darmstadt 1969, S. 180.

Brief und in den Sophokles-Anmerkungen vorlegt. Das Ingeniöse daran ist, daß gerade noch der historisch ja nicht zu leugnende *Untergang* des griechischen Vorbilds in die Argumentation für eine modifizierte Vorbildlichkeit der griechischen Kunstübung eingebracht wird. Diese dichtungstheoretische Meisterleistung gestattet es Hölderlin, quasi in einem Atemzug die Konsequenzen aus der unheilvollen Einseitigkeit der griechischen Kunstübung zu ziehen und eben damit ihre Vorbildlichkeit für die Neueren zu retten. Die Griechen, noch indem sie untergingen, helfen uns bei der Mission, auf dieser Erde heimisch zu werden, und die Devise trägt mit gutem Recht den römischen Namen der griechischen Gattin des Zeus: Junonische Nüchternheit. Sie ist es, die uns im Gegensatz zu den Griechen gerade vor Einseitigkeit bewahrt, eben weil dieser Junonische Trieb der ursprünglichen Richtung unseres Bildungstribs entgegengesetzt ist. Er ist das Antidotum zu unserer eingeborenen Tendenz zum schwärmerisch-idealistischen Aufschwung aus unseren nordischen Schneckenhäusern und dem Schneckenleben heraus ins feurige und aorgische Element des Himmels. Er verhilft uns zur Umkehr.

8

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, nach dem an früherer Stelle schon zu den Bewegungen des Weingottes Dionysos Gesagten, auf die bekannte Zeile in der späten Überarbeitungsschicht der Elegie 'Brod und Wein' noch kurz einzugehen, die gerade bei der Erörterung des Verhältnisses zwischen Griechenland und Hesperien von der Forschung immer wieder als Beleg herangezogen worden ist. Es handelt sich um die Gnome:

*Kolonie liebt, und tapfer Vergessen der Geist.* (StA II, 608, Z. 7 f.)

Die Interpreten, die dieser Stelle ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben – und zu ihnen gehörte neben Friedrich Beißner auch Martin Heidegger –, gingen lange Zeit von der für sie selbstverständlichen Annahme aus, daß mit dem *Geist* hier eine Art von Weltgeist gemeint sei, und daß als Horizont für die unmittelbar vorausgehenden Verse der späten Überarbeitungsschicht:

*nemlich zu Hauß ist der Geist*

*Nicht im Anfang, nicht an der Quell. Ihn zehret die Heimath* (Z. 4 ff.)

demgemäß auch die Bewegung des Weltgeistes im Sinne eines Hegelsch gedachten Geschichtsgangs zu verstehen sei. Ich habe mir erlaubt, vor

30 Jahren auf den philologisch wohl nicht zu bestreitenden Sachverhalt hinzuweisen, daß im speziellen Sprachgebrauch der späten Überarbeitungsschicht *Geist* die Bezeichnung für den Weingott, für Dionysos selbst ist. Zur Zeit der Reinschrift der Elegie im Winter 1800/1801 würde Hölderlin den Halbgott zweifellos noch nicht schlicht und einfach mit *Geist* bezeichnet haben. Aber vom Eintritt ins eigentliche Spätwerk an, dem die Überarbeitungsschicht zugehört, erscheint ein solcher Sprachgebrauch bei Hölderlin nicht mehr ungewöhnlich. Mein Hinweis hat wenig Gegenliebe gefunden, obwohl er meines Wissens nie förmlich widerlegt wurde. Noch vor wenigen Jahren hat Hans-Joachim Kreutzer davon gesprochen, es sei mit dem Hinweis „ein entscheidender Gewinn, der bei Gadamer und Pyritz schon gesichert schien, nämlich daß man die Wanderung als ein Ganzes im Zusammenhang einer geschichtlichen Bewegung zu sehen lernte, so gut wie ganz wieder aufgegeben“.<sup>28</sup> Die Frage, ob damit wirklich eine stichhaltige Konsequenz aus meinem Hinweis gezogen ist, möchte ich offen lassen, auch wenn das mir selber allerdings nicht einleuchtet. Wenn nun aber tatsächlich, wie an anderer Stelle der späten Überarbeitungsschicht auch, Hölderlin halsstarrig Dionysos oder den Weingott durch „der Geist“ ersetzt hätte, wie es der Fall ist? Dann müßte man wohl an einer fragwürdig gewordenen Interpretation der Stelle festhalten und im *Geist* weiterhin den Weltgeist erblicken, nur um eine ihrerseits fragwürdige Errungenschaft der Forschung nicht zu gefährden? Ich bekenne gern, daß ich selber eine gewisse Schwäche für den sogenannten fruchtbaren Irrtum habe, sogar in der Wissenschaft, und möchte deshalb auch diese Frage hier offen lassen. Es wäre ja denkbar, daß der Weltgeist das Verständnis der Stelle für eine an Hegel orientierte Denkweise erleichtert. Fruchtbarer noch als der Irrtum erschiene mir in diesem Fall allerdings die Anstrengung, an die Stelle eines Hegelschen Geschichtsganges des absoluten Geistes jene Bewegungen des Dionysos zu setzen, die eine ganz andere, eine poetische Auffassung von Geschichte reflektieren und deshalb mit den philosophischen Bewegungen des Volks- oder Weltgeistes bei Hegel überhaupt nicht unmittelbar zu vergleichen sind. Nur aus diesem Grund wollte ich auch im vorliegenden Zusammenhang auf die viel diskutierte Verszeile aufmerksam machen.<sup>29</sup> Wir stehen nochmals vor der poetisch-philosophischen Differenz.

<sup>28</sup> Vgl. den in Anm. 5 genannten Vortrag Kreutzers, dort S. 23 f.

<sup>29</sup> In der gründlichen Durchinterpretation der Elegie und ihrer späten Überarbeitungsschicht durch Jochen Schmidt (Hölderlins Elegie 'Brod und Wein'. Die Entwicklung des hymnischen Stils in der elegischen Dichtung, Berlin 1968) wird S. 205 die Deu-

Das Problem aber, durch das ein sachgerechtes Hölderlin-Verständnis und die einschlägige Forschung in ihrem Vorgang immer wieder irritiert werden, und wofür die *Kolonie*-Stelle nur ein paradigmatisches Beispiel ist, zeigt sich bei Hölderlin gerade schon im Sprachgebrauch seiner eigenen späten poetologischen Äußerungen selbst. Ich habe in bezug auf zentrale Wendungen der Sophokles-Anmerkungen soeben – und das war zweifellos wieder recht approximativ ausgedrückt – von einer halb abstrakten, halb mythischen Ausdrucksweise gesprochen. Mit dem „Geist“, der Dionysos ist, und hinter dem ein durch die Schule Hegels gegangenes Gehirn fast zwangsläufig den Weltgeist vermutet, so wie Hegel selbst in Napoleon „diese Weltseele“ zu Pferd erblickte<sup>30</sup>, ist jene für den späten Hölderlin und seine dichterische Denkweise charakteristische Dimension angesprochen, die mit den uns geläufigen Vorstellungsweisen so schwer zu fassen scheint. Ist der „Geist“ nun der Weltgeist, oder ist es wenigstens legitim, das Wort „Geist“ beim späten Hölderlin *auch* im Sinn dieser *philosophischen* Abstraktion zu verstehen, von der Hegel gewiß erklärt hätte, sie sei in Wirklichkeit das einzig Konkrete, oder aber ist er im *dichterischen* Sinn konkret der Halbgott Dionysos? Die Frage selbst ist in dieser Form grundsätzlich falsch gestellt.

Sie kann deshalb nur auf Pseudodiskussionen führen, vergleichbar jenen, die zu großen Teilen den sogenannten „Streit um *Friedensfeier*“ ausgelöst und am Leben erhalten haben. Mit Napoleon mythisiert Hölderlin eine historische Gestalt der Zeitgeschichte; oder andersherum und wohl auch sachgerechter gesprochen: er verleiht einer mythischen Figur, die er den *Fürsten des Festes* nennt und die aufgrund seiner Voraussetzungen

tung von „Geist“ in H<sup>30</sup> als Dionysos voll übernommen („Der Dionysosmythos bestimmt die eigentliche Kernschicht bis ins Einzelne“) und dennoch die ‚allgemeine‘ Bedeutung von „Geist“ zu bewahren gesucht, wenn es gleich danach heißt, den vorausgegangenen Satz bestätigend und zugleich zurücknehmend: „Mehrere unmittelbar aus der Sage übernommene Züge weisen den »Geist«, der in der dargelegten allgemeinen Bedeutung mit dem Göttlichen im umfassenden Sinne gleichzusetzen ist, im besonderen als Dionysos aus.“ Was gilt nun: Ist „Geist“ in der einst als selbstverständlich geltenden Bedeutung oder aber als Benennung des Dionysos zu lesen? Oder als beides? Dies letzte einmal angenommen: Auf wen geht dann die Ambiguität resp. Kontamination zurück? Auf Hölderlin? Oder auf seinen Interpreten? Oder ist sie gar nur die Folge jener falschen Selbstverständlichkeit, mit der die Stelle lange ausgelegt wurde, was die Bedeutung des „Geistes“ betrifft? – Im Gegensatz zu einem solchen Vermittlungsversuch entscheidet sich kompromißlos für die Deutung von „Geist“ in H<sup>30</sup> als Dionysos: Mommsen, Dionysos in der Dichtung Hölderlins, in: GRM NF. 13 (1963), S. 345–379, bes. S. 351 ff.

<sup>30</sup> An Niethammer, 13. 10. 1806.

(die hier nicht weiter dargelegt werden können) unentbehrlich ist, damit die Himmlischen am Abend der Zeit in unserem Hause einkehren können, unverkennbare Züge des von ihm auch in einem frühern Oden-Versuch schon besungenen Buonaparte. Das ist keine „Napoleon-These“, die mit einer solchen Beobachtung aufgestellt wird, wie behauptet oder unterstellt worden ist – als ginge es lediglich um die Decodierung einer verschlüsselten Benennung im ‚Friedensfeier‘-Gesang. Es geht um etwas ganz anderes. Die Hauptschwierigkeit für das heutige Verständnis Hölderlins entsteht – wenn ich die beiden knapp skizzierten Beispiele ebenso knapp verallgemeinern darf – wohl daraus, dieses merkwürdige *Zwischenreich* (ein Ausdruck von Paul Klee) sachgerecht aufzufassen, in dem ein zum *Geist* (im Sinn also von Dämon oder Halbgott) gewordener Dionysos oder ein mit zeitgeschichtlichen Zügen ausgestatteter *Fürst des Festes* eine poetologische Funktion übernimmt, die durch nichts anderes, am wenigsten durch eine bloße Entschlüsselung oder metaphysische Umschreibung, zu ersetzen ist, und eben deshalb in den zentralen Angelpunkt eines Gedichts einrückt und dieses organisiert. Eine solche Gestalt muß, mit an den gängigen Vorstellungen geschulten Augen betrachtet, wohl zwangsläufig den Charakter eines merkwürdigen Zwitters annehmen, der nicht recht zu identifizieren und um so heftiger den schiefen Identifikationsversuchen ausgesetzt ist.

In Wirklichkeit ist dieser vermeintliche Zwitter allenfalls ein Kentaur wie Chiron – jedenfalls eine mythische Gestalt nach eigenem Gesetz. Jene *Kolonie*, die Dionysos liebt, ist die Erde, vom Indus bis nach Stutgard/Hesperien, sie zu bestellen ist auch seine und vornehmlich seine Aufgabe. „Gemeingeist“ (StA II, 751, Z. 20) kann Bacchus stichwortartig in den Fortsetzungsentwürfen zu ‚Der Einzige‘ heißen, weil er der gemeinsame griechisch-hesperische Halbgott dieser Mission ist, der Bezähmer noch der wildesten Tiere. Tapfer Vergessen ist sein Teil wie das eines jeden, Halbgott oder Mensch, auf dem höchsten Punkt des Bewußtseins, in der Umkehr.

Ob in ‚Friedensfeier‘ eine entsprechende Mythisierung schon im Sinne des Spätwerks geglückt ist, darf bezweifelt werden. Die Frage der ‚Friedensfeier‘-Interpretation ist im Kern die: ob man diese große Hymne auf dem Gipfel der chiliastischen Erwartung Hölderlins vorwärts deutet auf die mythische Qualität des Spätwerks hin, oder aber rückwärts in die idealistische Dimension und Phase des Werks, wo der *Fürst des Festes* dann ein vergleichsweise unverbindlicher, weil nicht mit Hegelscher Dialektik entwickelter, sondern „bloß“ visionär statuerter Weltgeist bleibt. Götter und Halbgötter gibt es schon in den sogenannten Tübinger Hymnen Hölderlins zur Genüge. In den Rang einer neuen Mythologie, die den

Namen verdient, treten sie erst ganz allmählich ein. Ernst wird es mit *Venus Urania* und wie sie alle heißen, tatsächlich mythische anstelle von bloß rhetorischer Qualität gewinnen sie erst in dem Maße, wie sie aus Versatzstücken einer leicht verfügbaren Nomenklatur zu jenen eigenwilligen und schwer oder überhaupt nicht auf den Begriff zu bringenden Gestalten werden, für die Dionysos hier stellvertretend und beispielhaft stehen mag. Er entspricht bei Hölderlin allerdings – und das ist nicht sein geringstes Verdienst – so gar nicht dem herkömmlichen Bild des Dionysischen, soviel Züge er auch aus der mythologischen Tradition der Alten übernommen hat. Hölderlin hat sie auf seine Weise gedeutet.

Mit dem Hölderlinschen Begriff der Umkehr ist eine härtere Dialektik – wenn es überhaupt noch eine ist – signalisiert, als der deutsche Idealismus sie aufzuweisen hat. Zu dessen endgültigem Durchbruch in den letzten Jahren des alten Jahrhunderts hat Hölderlin freilich Entscheidendes beigetragen – und wahrscheinlich sogar noch mehr, als die Philosophiehistoriker ohnehin aufgrund des „Ältesten Systemprogramms“ vermuten. Aber dann war er auch schon über ihn hinaus oder genauer: von ihm herunter, und hatte sich unter das Gesetz des eigentlicheren Zeus gestellt.

Eine neue Bescheidenheit ist damit verbunden. An Leo von Seckendorf schreibt er am 12. März 1804:

*Die Fabel, poetische Ansicht der Geschichte, und Architektonik des Himmels beschäftigt mich gegenwärtig vorzüglich, besonders das Nationelle, sofern es von dem Griechischen verschieden ist.* (StA VI, 437, Z. 23 ff.)

Und dann gleich anschließend:

*Die verschiedenen Schiksaale der Heroen, Ritter und Fürsten, wie sie dem Schiksaal dienen, oder zweifelhafter sich in diesem verhalten, hab ich im Allgemeinen gefaßt.* (StA VI, 438, Z. 1 ff.)

Damit wären wir wieder bei den „mittleren Zeiten“. Und mittlere Zeiten sind eigentlich alle. Sie sind zwischen Zukunft und Vergangenheit gespannt, die *Querelle des Anciens et des Modernes* ist ein im präzisen Sinn uferloses Thema. (Die Länge dieses Vortrags nur ein schwacher Abglanz davon.)

Eines möchte ich festhalten:

Hölderlin denkt nicht historisch. Er schreibt die Fabel, den Mythos, die „poetische Ansicht der Geschichte“. Das hat nichts mit jenem Historismus zu tun, der einen Immermann in die Resignation treibt.

Hölderlin denkt nicht historisch, er denkt geschichtlich, d. h. historisch, logisch, dichterisch (poetisch) und mythisch zugleich.

## „O Lacedämons heiliger Schutt!“

Hölderlins Griechenland:

Imaginierte Realien – Realisierte Imagination

Von

Werner Volke

Hölderlin hat den Weg in den von ihm bedichteten Süden nie gefunden, nicht Italien bereist, griechischen Boden nie betreten. Bis in die Schweiz war er gelangt, hatte 1791 – was Schiller ein gutes Jahrzehnt später verwehrt gewesen war – die „Stätte des Schwurs“, den Rütli, mit Freunden „in heiliger Nacht“ besucht, dort, von Fels und Wald umschlossen, „ein holdes zauberisches / Arkadien“<sup>1</sup>, sein Arkadien, erblickt.

Etwas von gegenwärtiger griechischer Wesensart mag Hölderlin im Neufferschen Hause in Stuttgart begegnet sein. Griechischer Abkunft war die Mutter des Stiftsfreundes; und durch sie hatte er einen jungen Griechen, einen Baumwollhändler aus Konstantinopel, Panagiot Wergo, kennengelernt. „Ich hatte eine kindische Freude an dem lieben Griechen“, berichtete er Neuffer, nachdem Wergo ihn auch im Stift besucht hatte.<sup>2</sup> – Das blieb die einzige, gleichsam greifbare Begegnung Hölderlins mit Griechischem. Und doch hat er – wie Schiller im „Tell“ die Schweiz und eidgenössische Geistes- und Wesensart – Griechenland, griechischen, antiken Geist und griechische Landschaft von früh an in seinen Dichtungen geradezu beschworen und sie dem deutschen Leser immer aufs neue lebendig, Wirklichkeit werden lassen. Generationen von Griechenland-Reisenden und -Suchenden haben den ‚Hyperion‘ in ihrem Gepäck und Hölderlinsche Verse im Gedächtnis gehabt – und das beileibe nicht nur als Schwärmer. Es dürfte heute wenig anders sein – den Vier-Tage-Reisebüro-Tourismus nicht gerechnet; und es ist zu vermuten, daß die Zahl derer, die das Land der Griechen suchen und dabei auf Hölderlins Spuren gehen, größer ist als die, die in Mistra auf dem Altan des Despotenpalastes – das weite Land des alten Lakedämoniens vor ihren Augen ausgebreitet – den Zweiten Teil des ‚Faust‘ aufschlagen. – Als Isolde Kurz ihre ‚Wandertage in Hellas‘ in Athen beschloß, dachte sie an „all die nachgeborenen Griechenseelen, an die Dichter, die Künstler, die Seher, die nie die Heimat ihres Geistes be-

<sup>1</sup> ‚Kanton Schweiz‘, StA I, 145 v. 69 f. und ‚An Hiller‘, StA I, 173, v. 28 f.

<sup>2</sup> Brief Nr. 50 (nach Ostern 1792), StA VI, 75 f.

traten, vor allen an den einen, den die Sehnsucht verzehrte und der noch in der Nacht des Irrsinns geheimnisvoll von Hellas weitersang“. Und sie, die beim Anblick der Inseln mit Hölderlin den Archipelagus anruft: „Deiner Inseln ist noch, der blühenden, keine verloren“, sie beschließt ihr Gedenken mit der Frage: „In welchem Wahrtraum hatte der Sohn des Neckartals diese Inseln und Berge mit solcher Deutlichkeit geschaut, daß man in Griechenland auf Schritt und Tritt an ihn erinnert wird?“<sup>3</sup>

Dies ist auch unsere Frage. Sie in Gänze hier beantworten zu wollen, ist nicht meine Absicht, mir nicht möglich. Aus einem Archiv kommend, also Quellen aufstöbernd, sichernd und den Forschenden bereithaltend, sei es mir erlaubt, mich auf den Teil der Frage zu beschränken, der es mit den Quellen zu tun hat, die Hölderlin die „Realien“ boten. Ich wiederum weiß mich dabei der Forschung in hohem Maße verpflichtet, von Berthold Litzmann bis zu Jochen Briegleb, um es so pauschal mit diesen beiden, Zeitgrenzen absteckenden Namen zu sagen. Etwas komme ich mir wie der Abbé Barthelemy vor, von dem noch zu reden sein wird.

Wenn gesagt wurde, Hölderlin habe „von früh an“ auch die griechische Landschaft in seinen Dichtungen beschworen, so ist das zunächst zu differenzieren. – In der 1790 entworfenen, Fragment gebliebenen ‘Hymne an den Genius Griechenlands’ fehlt das Bild einer Landschaft noch völlig. Das ist vom Titel her nicht verwunderlich; denn es wird die Epiphanie des griechischen Genius besungen. Zwar wird Ilion – Troja – angerufen und gepriesen, da ihm „Groß und warm wie sein Herz / Des Mäoniden Lied“ erscholl<sup>4</sup>, doch Ilion erscheint wie die Gestalten Homers und des Orpheus – trotz aller Begeisterung – noch als gern vorgezeigtes, unverbindliches Wissens- und Bildungsgut. Die Namen behalten Emblemcharakter, wirken herangezogen, nicht angeeignet, einverleibt. – Auch das drei Jahre später dem verehrten Gotthold Friedrich Stäudlin gewidmete Gedicht ‘Griechenland’ bleibt mit der Nennung des sokratischen Hains, der Athener Agora und der Akropolis – „Minervens heil’gem Berge“<sup>5</sup> – bei allem ihm eigenen hymnischen Aufflug, doch nur, wie das Gedicht seines verdienten Lehrers Karl Philipp Conz, ein ‘Phantasieflug nach Griechenland’. Es verrät eher die freundschaftliche Nähe zu Stäudlin, Hölderlins

Gemeinsamkeit mit dessen freiheitlichem, von der Französischen Revolution beflügeltem Denken und dem für Stäudlin daraus folgenden persönlichen Schicksal, als daß man eine innere Vertrautheit mit Griechenland heraushörte. – Gleiches gilt für die sowohl an die erstgenannte Hymne wie an das Stäudlin gewidmete Gedicht erinnernden, in Waltershausen entstandenen Verse im ‘Gott der Jugend’:

*Und wie um Platons Hallen,  
Wenn durch der Haine Grün,  
Begrüßt von Nachtigallen,  
Der Stern der Liebe schien,  
Wenn alle Lüfte schliefen,  
Und, sanft bewegt vom Schwan,  
Cephissus durch Oliven  
Und Myrthensträucher rann [...]*<sup>6</sup>

Ähnliches mag selbst noch für manche Partie in den Frühfassungen des ‘Hyperion’, dem Fragment, der Metrischen Fassung und ‘Hyperions Jugend’, gelten. So erinnert die Schilderung des vom Frühling verjüngten Smyrna im Fragment mit ihrem Kontext wiederum – bei aller Unterschiedlichkeit in den Details – an Conz, diesmal an das ‘Bruchstück einer Correspondenz’ zwischen Eratostenes und Phyllidion:

*Der Hafen wimmelte von jauchzenden Schiffen, wo Blumenkränze wehten,  
und Chierwein blinkte, die Myrthenlaub tönnten von fröhlichen Melodien,  
und Tanz und Spiel durchrauschte die Ulmen und Platanen.<sup>7</sup>*

Andererseits weisen schon die ‘Hyperion’-Anfänge auf Neues – im Inhalt und dementsprechend in der Sprache. Da ist – unabhängig von den Gattungsunterschieden – kaum noch etwas von der an Schiller erinnernden ‘rhetorischen Poesie’ geblieben. Das Sprechen kommt auch aus einer größeren Vertrautheit mit den dem ‘Geschehen’ Leben und Farbe gebenden Dingen; es wird gegenständlicher. Das zeigt sich zum Beispiel im Fragment in einem kompositorischen Detail: nur hier werden den einzelnen Briefen die Orte vorangesetzt, in denen sie geschrieben wurden. Die ersten beiden Briefe kommen aus Zante oder Sakinthos, dem Hauptort auf der dem Peloponnes vorgelagerten Insel gleichen Namens; der dritte Brief, in dem Hyperion den Bericht über seine Jugend an Bellarmin fortsetzt, wird in Pyrgos geschrieben, dem Elis und Olympia gleichermaßen benachbart. Die „heiligen Höhn und Thale von Morea [das ist der Peloponnes]

<sup>3</sup> Isolde Kurz, Wandertage in Hellas. München 1913, S. 243 f.; vgl. StA II, 103, v. 12. – Anders Theodor Däubler in einer ungedruckten Tagebuchnotiz aus dem Jahre 1931: „Sogar unser großer Hölderlin hat Griechenland als Duftgebilde aus Wolkenkuckucksheim erblickt.“

<sup>4</sup> StA I, 126, v. 56 f.

<sup>5</sup> StA I, 179, v. 11.

<sup>6</sup> StA I, 190, v. 33–40.

<sup>7</sup> StA III, 166.

stimmen oft recht freundlich in die reineren Töne meiner Seele“<sup>8</sup>, heißt es von dort. Der vierte Brief an Bellarmin trägt als Absendeort den Namen des unter dem Parnaß an der Stelle des alten Delphi gelegenen *Kastri*, und der fünfte und letzte Brief schließlich ist auf dem *Cithäron*, dem Grenzgebirge zwischen Böotien und Attika, geschrieben. – Andere Namen tauchen in der Erzählung Hyperions auf. Es bliebe im Roman bei ihrer bloßen Nennung, fügten nicht Details – wiederum Realien – sie zum Bilde. Von den ‚Ufern des Paktols‘ spricht Hyperion, vom von Myrthen und Platanen umsäumten *Meles* mit der Grotte Homers, auch von den ‚Ufern des Skamanders‘ im alten Troer-Land, dem der Berg *Ida* zugesellt wird. Vom *Sigäischen Vorgebirge* am Eingang zum Hellespont ist die Rede und von der Einöde des *Korax-Gebirges* bei Smyrna. Der Inbat, der leichte, von den Inseln kommende Westwind, säuselt Hyperion in den Locken. Das Morgenlicht bricht in Smyrna „über dem Gipfel des dämmernden Pagus, und seiner alternden Burg, und über den Spizen der Moskeen und dunkeln Cypressenhaine“ herein; die „Häuserchen am Ufer“ leuchteten „mit ihren glühenden Fenstern wie Zauberschlösser [...] hinter den Oliven und Palmen“ hervor.<sup>9</sup> – Nachts drängt im Wald das „Geheul der Tschakale“<sup>10</sup> von den Hängen des Korax auf den aus der Stadt Geflohenen ein, und die mittägliche Stunde in Pyrgos, die der Erzähler zum Schreiben seines dritten Briefes nutzt, schildert er so:

*Meer und Erde schläft in der Schwüle des Mittags, und selbst die Quelle, die sonst hier unter mir rieselte, ist vertroknet. Kein Lüftchen säuselt durch die Zweige. Ein leises Ächzen der Erde, wenn der brennende Strahl den Boden spaltet, hör’ ich zuweilen. [...] Auch giebt die Cypresse, die über mir trauert, Schatten genug.*<sup>11</sup>

In ‚Hyperions Jugend‘ ist dessen Heimat nicht mehr Smyrna, sondern die Kykladen-Insel *Tina*. Manche Textteile werden aus dem Fragment wörtlich übernommen, andere Passagen mit geringfügigen Änderungen. Das „freundliche Meer“ von Smyrna wird nun zum ebenso freundlichen von *Tina*. Aber bei der Schilderung des fröhlichen Hafenlebens wird aus dem ganz allgemeinen, auf jeden Ort übertragbaren „Tanz und Spiel“ ein zwar auch verbreiteter, doch immerhin *griechischer* Volkstanz, der *Ron-neca-Tanz*.<sup>12</sup>

<sup>8</sup> StA III, 171.

<sup>9</sup> StA III, 182 und 168, 172, 177, 179.

<sup>10</sup> StA III, 176.

<sup>11</sup> StA III, 171.

<sup>12</sup> StA III, 216.

Noch deutlicher wird die Landschaft in der Endfassung des Romans zur griechischen ausgeprägt. Nachdem der aus Deutschland ‚ruhlos und einsam‘ in die griechische Heimat zurückgekehrte Hyperion seinem deutschen Freunde Bellarmin in zwei Briefen die Empfindungen und Eindrücke, die der wiedergefundene „Vaterlandsboden“ in ihm geweckt, zu beschreiben versucht hatte, nimmt er die Bitte des Freundes auf, er möge aus seinen „vorigen Zeiten“ erzählen. So berichtet er in den folgenden Briefen auch von dem frühen Umgang mit seinem Freund *Adamas*, der ihn in die „Heroöwelt Plutarchs“ und in „das Zauberland der griechischen Götter“ eingeführt hatte. Dann stößt man im vierten Brief des ersten Bandes auf diese Sätze Hyperions:

*Aber dreifach fühlte ich ihn und mich, wenn [...] wir mit Stolz und Freude, mit Zürnen und Trauern an den Athos hinauf und von da hinüberschiffen in den Hellespont und dann hinab an die Ufer von Rhodus und die Bergschlünde von Tánarum, durch die stillen Inseln alle, wenn da die Sehnsucht über die Küsten hinein uns trieb, in’s düstre Herz des alten Pelopones, an die einsamen Gestade des Eurotas, ach! die ausgestorbnen Thale von Elis und Nemea und Olympia, wenn wir da, an eine Tempelsäule des vergessnen Jupiters gelehnt, umfangen von Lorbeerrosen und Immergrün, in’s wilde Flußbett sahn, und das Leben des Frühlings und die ewig jugendliche Sonne uns mahnte, daß auch der Mensch einst da war, und nun dahin ist, daß des Menschen herrliche Natur jezt kaum noch da ist [...] – da saß ich traurig spielend neben ihm, und pflückte das Moos von eines Halbgottes Piedestal, grub eine marmorne Heldenschulter aus dem Schutt, und schnitt den Dornbusch und das Haidekraut von den halbbegrabnen Architraven, indeß mein *Adamas* die Landschaft zeichnete, wie sie freundlich tröstend den Ruin umgab, den Waizenhügel, die Oliven, die Ziegenheerde, die am Felsen des Gebirgs hieng, den Ulmenwald, der von den Gipfeln in das Thal sich stürzte; und die Lacerte spielte zu unsern Füßen, und die Fliegen umsummten uns in der Stille des Mittags – [...] Und wie ich neben ihm stand auf den Höhen von Delos, wie das ein Tag war, der mir graute, da ich mit ihm an der Granitwand des *Cynthus* die alten Marmortreppen hinaufstieg. Hier wohnte der Sonnengott einst, unter den himmlischen Festen, wo ihn, wie goldnes Gewölk, das versammelte Griechenland umglänzte. [...] Aber was spreche ich davon? Als hätten wir noch eine Ahnung jener Tage! [...] Und doch war es ein goldner Tag, der auf dem *Cynthus* mich umfieng! Es dämmerte noch, da wir schon oben waren. Jezt kam er herauf in seiner ewigen Jugend, der alte Sonnengott [...] und lächelt herab auf sein verödet Land, auf seine Tempel, seine Säulen, die das Schicksaal vor ihm hingeworfen hatte, wie die dürrn Rosenblätter, die im Vorübergehen ein Kind gedankenlos vom Strauche riß [...].*<sup>13</sup>

<sup>13</sup> StA III, 14–16.

Soweit das gelegentlich gekürzte Zitat. Was begegnet uns: Der Berg *Athos* an der östlichsten Spitze von Chalkidike – der *Hellespont* – die griechischen Kolonien an der Westküste Kleinasiens mit ihrer Inselwelt bis hinunter nach *Rhodos* – *Taenarum* an der Südspitze des Peloponnes, den Alten sagenhafter Eingang zur Unterwelt – der *Eurotas* mit dem an seinen Ufern gelegenen *Sparta* und dem an einem Vorgebirge des Taigetos mächtig aufsteigenden fränkisch-byzantinischen *Mistra* – *Elis* mit *Olympia*, die Argolis mit *Nemea*, den beiden dem Zeus/Jupiter geweihten Kampfstätten panhellenischer Spiele – die Insel *Delos*, *Tenos* (oder *Tinos*), der Heimatinsel *Hyperions*, benachbart. – Gleichsam mit einer weit ausholenden Handbewegung, einer großen Geste zeichnet Hölderlin hier den Kreis für den Schauplatz, in dem sich das Geschehen seines Brief-Romans 'Hyperion oder der Eremit in Griechenland', noch in Tübingen 1792 begonnen und 1798 in Homburg vor der Höhe vollendet, zuträgt. Es sind die Landschaften des alten Griechenland, die Hyperion von den „Höhn des korinthischen Isthmus“, die „herrliche Wildnis des Helikon und Parnaß“ und die „paradiesische Ebene von Sicyon“ überblickend, umschreibt. Später dann führt Hölderlin den Leser mit diesen Sätzen und Bildern in deren Mitte, ins „alte Athen“:

*Wir giengen jezt am Lykabettus hinauf, und blieben, trotz der Eile, zuweilen stehen, in Gedanken und wunderbaren Erwartungen.*

[...] *Mich ergriff das schöne Phantom des alten Athens, wie einer Mutter Gestalt, die aus dem Totenreiche zurückkehrt.*

*O Parthenon! rief ich, Stolz der Welt! zu deinen Füßen liegt das Reich des Neptun, wie ein bezwungener Löwe, und wie Kinder, sind die andern Tempel um dich versammelt, und die beredte Agora und der Hain des Akademus –*

[...] *Ich sah, und hätte vergehen mögen vor dem allmächtigen Anblick.*

*Wie ein unermesslicher Schiffbruch, wenn die Orkane verstummt sind und die Schiffer entflohn, und der Leichnam der zerschmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, so lag vor uns Athen, und die verwaisten Säulen standen vor uns, wie die nackten Stämme eines Walds, der am Abend noch grünte, und des Nachts darauf in Feuer aufgieng.*

[...] *Wir giengen des andern Tags früh aus, sahn die Ruinen des Parthenon, die Stelle des alten Bacchustheaters, den Theseustempel, die sechzehn Säulen, die noch übrig stehn vom göttlichen Olympion; am meisten aber ergriff mich das alte Thor, wodurch man ehemals aus der alten Stadt zur neuen herauskam, wo gewiß einst tausend schöne Menschen an Einem Tage sich grüßten. Jezt kömmt man weder in die alte noch in die neue Stadt durch dieses Thor, und stumm und öde stehet es da, wie ein vertrockneter Brunnen [...]*

[...] *Wir giengen hinaus in die nahegelegenen Gärten.*

[...] *O ihr Haine von Angele, wo der Ölbaum und die Zypresse, umeinander flüsternd, mit freundlichen Schatten sich kühlen, wo die goldne Frucht des Zitronenbaums aus dunklem Laube blinkt, wo die schwelende Traube muthwillig über den Zaun wächst, und die reife Pomeranze, wie ein lächelnder Fündling, im Wege liegt! ihr duftenden heimlichen Pfade! ihr friedlichen Size, wo das Bild des Myrtenstrauchs aus der Quelle lächelt! euch werd' ich nimmer vergessen.<sup>14</sup>*

Das war – und viele weitere Zitate, auch aus den Gedichten, dem 'Archipelagus' vor allem, könnten das Bild noch vervollkommen – Hölderlins Griechenland, und es war Griechenland für ganze Lesergenerationen – es war die Wirklichkeit, Realität; so wirklich, daß sich die Frage, ob das Erzähl-Ich, der Briefschreiber Hyperion und damit der Autor Hölderlin, Athen je nicht so vor sich gesehen habe, für den Leser kaum stellte.

Ein anderes: Es gibt im 'Hyperion' nur zwei Anmerkungen des „Herausgebers“ der Briefe, also Hölderlins. Die zweite findet sich im Beginn des 1799 erschienenen Zweiten Bandes und bringt eine Jahreszahl. „Im Jahr 1770.“ heißt es da als Kommentar, und gemeint ist ein ganz bestimmtes historisches Ereignis, das Alabanda seinem Freund Hyperion in einem Brief gemeldet hatte, und das dieser nun, Alabanda zitierend, an Bellarmin nach Deutschland weitergibt:

*Es regt sich, Hyperion, schrieb er mir, Rußland hat der Pforte den Krieg erklärt; man kommt mit einer Flotte in den Archipelagus; die Griechen sollen frei seyn, wenn sie mit aufstehn, den Sultan an den Euphrat zu treiben.<sup>15</sup>*

Andeutungsweise war auch schon im Ersten Band auf konkrete historische Geschehnisse angespielt worden; so zum Beispiel, wenn Hyperion vorwurfsvoll ausruft, die Europäer hätten „die Säulen und Statuen weggeschleift und an einander verkauft“, hätten „die edlen Gestalten nicht wenig geschätzt, der Seltenheit wegen, wie man Papagayen und Affen schätzt“.<sup>16</sup> – Nun aber wird der 1768 zwischen der Türkei und Rußland ausgebrochene Krieg ein wesentlicher Teil der Erzählhandlung im Zweiten Band. Alabandas Nachricht stimmte: Katharina II. hatte sich tatsächlich bald nach dem Ausbruch des Krieges bemüht, die unter türkischer

<sup>14</sup> StA III, 84–87.

<sup>15</sup> StA III, 94.

<sup>16</sup> StA III, 85.

Fremdherrschaft stehenden Griechen zum Aufstand zu bewegen, und zu diesem Zweck ein Schiffsgeschwader nach Griechenland geschickt. Es landete Ende Februar 1770 bei Koron, einer der einstigen Frankenfestungen, auf dem Peloponnes. Hier und auf den Inseln erhoben sich die Griechen. Ihr Versuch, die Freiheit im Kampf zu erringen, wurde sehr bald durch von der Pforte angeworbene Albaner unterdrückt. – Diese historischen Vorgänge also wurden von Hölderlin in den Zweiten Band des 'Hyperion' als den Handlungsablauf bestimmende Elemente eingebaut.

Doch nun lassen sich die Fragen kaum noch hinauschieben: Als Zeitgenosse miterlebt hat Hölderlin den Befreiungsversuch der Griechen nicht. Die Ereignisse fallen in die Jahre um seine Geburt; sie waren für ihn bereits Historie. – Woher nahm er seine Kenntnisse? Und wo war ihm die griechische Landschaft, der Raum mit seinen Menschen so eindrucksvoll begegnet, daß er aus dem Bild, aus dem im Lesen Erfahrenen eine neue Wirklichkeit als Gegenwart schaffen konnte?

Wohl stand Hölderlin der geistige Raum des Griechentums weit offen. Mit der Literatur, der Mythologie und der Geschichte der Alten war er von Jugend auf vertraut. Schon der Maulbronner Schüler hatte den Ruhm eines „ausgezeichneten Hellenisten“, und anfangs der neunziger Jahre sagte man in Tübingen, die Stadt beherberge nur drei Studenten, welche das Griechische recht verstünden. Hölderlin war einer der drei gewesen.<sup>17</sup> Schon in Maulbronn hatte er begonnen, die 'Ilias' zu übersetzen; und Pindar, dessen Hymnen er in seiner Tübinger Magisterarbeit zur 'Geschichte der schönen Künste unter den Griechen' als das „*Summum* der Dichtkunst“ wertete, stand dem jungen Dichter ebenfalls seit Maulbronn als hohes, nachstrebenswertes Vorbild vor Augen.<sup>18</sup> – Im Tübinger Stift hatte Hölderlin in Karl Philipp Conz nicht nur einen kenntnisreichen, sondern auch Griechen-begeisterten und für die Antike begeisternden Lehrer. Ihm verdankte er die Erweiterung des Blickfeldes, für die die eben genannte Magisterarbeit und die frühere über die 'Parallele zwischen Salomons Sprüchwörtern und Hesiods Werken und Tagen' die Belege liefern. Das gilt gleichermaßen für die griechische und römische Kunst und Literatur, wie für deren Rezeption im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts, im besonderen in der Folge Winckelmanns.

<sup>17</sup> Christoph Theodor Schwab; nach: StA VII, 1, 361. StA VII, 1, 463.

<sup>18</sup> Siehe dazu StA V, 1–30 und 335–358 (Übersetzung des ersten und zweiten Gesanges von Homers Iliade). Als „schwacher Schwung nach Pindars Flug“ erschienen dem Maulbronner Alumnus seine dichterischen Versuche, und er befürchtete: „Ich erreich' ihn nie den / Weltenumfliegenden Flug der Großen.“ (Mein Vorsatz; StA I, 28).

Nach allem, was wir aus Hölderlins weiterem Lebensgang und aus seiner Dichtung wissen, dürfen wir als Faktum nehmen, was er 1795 an den Anfang seiner Vorrede zur vorletzten Fassung des 'Hyperion' gesetzt hatte:

*Von früher Jugend an lebt' ich lieber, als sonstwo, auf den Küsten von Jonien und Attika und den schönen Inseln des Archipelagus, und es gehörte unter meine liebsten Träume, einmal wirklich dahin zu wandern, zum heiligen Grabe der jugendlichen Menschheit.  
Griechenland war meine erste Liebe und ich weiß nicht, ob ich sagen soll, es werde meine letzte seyn.*<sup>19</sup>

Antwort auf die vom Dichter hier noch offen gelassene Frage, ob Griechenland auch seine letzte Liebe sein werde, findet man in den späten mühevollen drei Ansätzen zu einer Hymne 'Griechenland', verschlossen in den 'Griechenland' überschriebenen Versen aus dem Tübinger Turm, offener in den Eingangsversen des nach der Jahrhundertwende begonnenen, aber Bruchstück gebliebenen Gesangs 'Der Einzige'. Sie evoziert zugleich eine neue Frage:

*Was ist es, das  
An die alten seeligen Küsten  
Mich fesselt, daß ich mehr noch  
Sie liebe, als mein Vaterland?*<sup>20</sup>

In diesem ‚vaterländischen Gesang‘ steht in der zweiten Strophe auch:

*Gehöret hab' ich  
Von Elis und Olympia [...]*

Gehört hatte Hölderlin von Elis und Olympia; mit eigenen Augen geschaut hatte er – wie gesagt – die Landschaft und die Orte nie – wie übrigens keiner derer, die Griechenland und Griechentum im 18. Jahrhundert den Deutschen wiederentdeckten und das Griechenbild unserer Klassik prägten. Weder Winckelmann noch Lessing, weder Goethe, Schiller, die Humboldts, noch eben Hölderlin haben den Fuß auf griechischen Boden gesetzt. – Hier ist nicht der Ort, nach den Gründen zu fragen. Nur dies (weil Hyperions Bemerkung, Europäer hätten die Säulen und Statuen aus dem Lande geschleift, stutzig macht): Daß Griechenland seit dem 15. Jahrhundert unter türkischer Oberhoheit stand und in die morgenländische Welt einbezogen war, bildete sicher eines der Hemmnisse, die den Deut-

<sup>19</sup> StA III, 235.

<sup>20</sup> StA II, 153.



schen Athen in Rom, Griechenland in Sizilien und Arkadien weiterhin in Italien erfahren ließen. Das Land der Griechen suchten sie – wie Goethes Iphigenie auf Tauris – mit der Seele.

Wenn Hölderlin sein Ionien, sein Attika nicht mit eigenen Füßen durchwandert hatte, wenn es für ihn immer bei dem Wunsche bleiben mußte:

*Ach! einmal dort an Suniums Küste möcht'  
Ich landen, deine Säulen, Olympion!  
Erfragen [. . .]<sup>21</sup>,*

so hatte er das Land der jugendlichen Menschheit *und* das nun schlafende Land derart erlebt, daß er sagen konnte:

*Dort bin ich, wo, wie Steine sagen Apollo gieng<sup>22</sup>.*

Der früher zitierte Satz aus der zweiten Strophe des 'Einzigen' war unvollständig, und er muß vollständig gelesen werden – hier in der dritten, Fragment gebliebenen Fassung:

*Und gehöret hab ich  
Von Elis und Olympia, bin  
Gestanden immerdar, an Quellen, auf dem Parnaß  
Und über Bergen des Isthmus  
Und drüben auch  
Bei Smyrna und hinab  
Bei Ephesos bin ich gegangen.<sup>23</sup>*

Und dann setzt die dritte Strophe mit der Verszeile ein:

*Viel hab' ich schönes gesehn*

Gehört, gesehen – und doch auch dort gewesen: „bin / Gestanden immerdar an Quellen, auf dem Parnaß / [. . .] Bei Ephesos bin ich gegangen.“ Zum Dortgewesensein-können verhalten Hölderlin auch die Quellen, die eben die Realien boten für das Bild der Landschaft. – Welches sind sie?

Auf der Suche danach hat es die Forschung nicht so leicht wie bei Schiller. Als dieser zum Beispiel am "Tell" arbeitete, erbat er sich, wie uns die

<sup>21</sup> StA I, 303 ('Der Main'); ähnlich dann in der Ode 'Der Nekar':  
*Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug entflieht  
Verlangend nach den Reizen der Erde mir,  
Zum goldenen Paktol, zu Smirmas  
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht ich*

*Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad  
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!* (StA II, 17)

<sup>22</sup> 'Der Einzige', 2. und 3. Fassung (StA II, 157 und 161).

<sup>23</sup> StA II, 161.

Briefe wissen lassen, von seinem Verleger Johann Friedrich Cotta eine „genaue SpecialCharte von dem Waldstätensee und den umliegenden Cantons“<sup>24</sup>, auch Bücher wie Faesis 'Staats- und Erd-Beschreibung der ganzen Helvetischen Eidgenossenschaft', Zschokkes 'Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone', auch Johann Gottfried Ebels 'Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz'. Wir wissen aus Briefen und Berichten, daß er das 'Chronicon Helveticum' von Tschudi studierte, Partien daraus wörtlich oder leicht verändert in sein Drama übernahm; wissen ebenso von seinen Schwierigkeiten, „ein Volk und Land zu schildern“, wo er „nie gewesen und wo doch das Locale und Individuelle so sehr mit in Anschlag“ kämen, und von dem daraus resultierenden Wunsch, „Alpen und Alpenhirten in der Nähe“ zu sehen.<sup>25</sup> Wir wissen, daß ihm die Schilderung so gut gelungen war, daß ein Schweizer hätte schwören wollen, „Schiller habe seines Lebens größten Theil in Schwyz oder Uri gelebt“.<sup>26</sup> Und endlich wissen wir auch, daß er sich seit dem 'Wallenstein' vorgenommen hatte, „keine andre als historische Stoffe“ für seine dramatischen Arbeiten zu wählen; frei erfundene würden seine Klippe sein – denn: „Es ist eine ganz andere Operation das realistische zu idealisieren, als das ideale zu realisieren“.<sup>27</sup> – Ähnliche Quellenlagen gelten für andere Autoren, jedoch nicht für Hölderlin. Nur noch ein auf ihn zurückführendes Beispiel: Im März 1781 – genau zwei Jahre nach dem Abschluß der Prosafassung seiner 'Iphigenie auf Tauris' – schickte Goethe an Charlotte von Stein eines seiner Billets, in dem er berichtet: „Ungerührt von den zwey Canonschüssen bin ich an meinem Tische geblieben, habe verschiedne Arbeit verrichtet und nachher in Chandlers Reisen nach Griechenland gelesen.“<sup>28</sup>

Die von Goethe erwähnte Lektüre, Richard Chandlers 'Travels in Asia Minor, and Greece / or, An Account of a Tour, made at the Expense of the Society of Dilletanti', war 1775 und 1776 in zwei Bänden in Oxford erschienen. Der Reisebericht des erst 38jährigen englischen Archäologen

<sup>24</sup> Brief vom 16. März 1802; Schillers Briefe. Hrsg. von Fritz Jonas. Band 1–7. Stuttgart u. a. (1892–1897). Hier: Band 6, S. 365.

<sup>25</sup> Brief an Cotta vom 9. August 1803; ebd. Band 7, S. 61.

<sup>26</sup> Wilhelm Tell von Schiller, beurtheilt von einem Schweizer. (In zwei Briefen an einen Freund im nördlichen Deutschland.) In: Isis, Zürich, März 1805. Zitiert nach: Julius W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Erste Abt., 3. Band (Schiller im Urtheile seiner Zeitgenossen. 1801–1805), S. 433.

<sup>27</sup> Brief an Goethe vom 5. Januar 1798; Schiller-Nationalausgabe Band 29, S. 183.

<sup>28</sup> Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Hrsg. von Jonas Fränkel. Umgearbeitete Neuausgabe. Berlin 1960, Band 1, S. 291.

wurde von Heinrich Christian Boie unter Mithilfe von Johann Heinrich Voß sofort ins Deutsche übersetzt. Schon 1776 kamen bei Weidmanns Erben und Reich in Leipzig die 'Reisen in KleinAsien' und im Jahr darauf die 'Reisen in Griechenland' heraus. Die Bände sind mit Karten und Plänen versehen, die zum Teil aus anderen geographischen Publikationen übernommen, verbessert „und auf dieses Werk passend gemacht“ wurden. So enthält der Griechenland-Band zum Beispiel Karten vom südlichen Teil des griechischen Festlandes und vom Peloponnes, von der Bucht von Salamis, vom korinthischen Isthmus und von drei der ionischen Inseln, darunter Zante, ferner Pläne von Piräus, von Athen und von der Insel Kalaurea.<sup>29</sup> Es wäre wohl der Mühe wert, dem Einfluß und den Wirkungen dieses Werkes auf den deutschen Philhellenismus einmal gründlich nachzugehen. – Wir wissen: Goethe hat es nicht nur gelesen, sondern auch besessen; und vielleicht hatte Voß, wie Ludwig von Pigenot vermutete<sup>30</sup>, den Anstoß zu seiner Homer-Übertragung durch seine Mitarbeit an der Übersetzung des Chandler erhalten. Doch eindeutiges, herausragendes Beispiel für die lebendige Einwirkung ist bis auf den heutigen Tag nur Hölderlins Dichtung geblieben.

Hölderlin erwähnt den Chandler in den uns verbliebenen Briefen und Dokumenten nicht. Auch die Zeugnisse der Freunde wissen nichts von einer solchen Lektüre Hölderlins. Das gilt ebenso für die anderen Werke, von denen noch zu sprechen sein wird. Eine Ausnahme macht da nur die 'Reise des jüngern Anacharsis durch Griechenland' vom Abbé Barthelemy, deren Studium – wenigstens des zweiten Bandes – Hölderlin in seiner 'Geschichte der schönen Künste unter den Griechen' nachweist. – Schon das erste aus der endgültigen Fassung des 'Hyperion' gebrachte Zitat ist ein Beweisstück dafür, daß Hölderlin den Chandler gelesen, im Gedächtnis behalten und in Dichtung umgesetzt hat. Zur Erinnerung:

[...] *ach! die ausgestorbenen Thale von Elis und Nemea und Olympia, wenn wir da, an eine Tempelsäule des vergessnen Jupiters gelehnt, umfangen von Lorbeerrosen und Immergrün, in's wilde Flußbett sahn [...]*

Schlägt man Chandlers 'Reisen in Griechenland' auf, liest man zu Beginn des 56. Kapitels, das die Ankunft in Nemea schildert und den dortigen Jupitertempel beschreibt, das folgende:

<sup>29</sup> Reisen in Griechenland unternommen auf Kosten der Gesellschaft der Dilettanti und beschrieben von Richard Chandler. Leipzig 1777. Die sieben „Karten und Plane“ sind über 79 Kapitel verteilt.

<sup>30</sup> Von Chandlers 'Reisen in Griechenland' erschien 1976 bei Georg Olms, Hildesheim, ein photomechanischer Nachdruck mit einem Vorwort von Ludwig von Pigenot (fünf ungezählte Seiten). Pigenots Vermutung auf S. (3).

Der Weg läuft an einem tiefgehöhlten, mit dicken Gebüsch von Lorbeerrosen, Myrten und Immergrün verwachsenem Flußbette hin.

Und wenig später:

Wir stiegen auf der andern Seite wieder herunter in ein langes Thal, und sahen vor uns die Säulen, oder die Ruinen des Tempels, bey welchem vormals das Dorf Nemea stund. [...]

Der Tempel des Jupiter Nemeus [...] war von der Dorischen Ordnung, und hatte vorn sechs Säulen. Die Ueberbleibsel bestehn in zwey Säulen, die ihr Architrav unterstützen, nebst einigen Fragmenten.<sup>31</sup>

Den 'Hyperion' Seite für Seite umschlagend und daneben in Chandlers Bänden nachblättern, könnten der Belege viele gebracht werden. Vielleicht noch diese wenigen:

Als Hyperion von einem ‚Bekanntem‘ auf die Insel Kalaurea eingeladen wurde, lockte dieser in seinem Brief damit, daß auch „da blüheten, mitten unter den Fichtenwäldern und reißenden Wassern, Limonienhaine und Palmen und liebliche Kräuter und Myrthen und die heilige Rebe“. Hyperions Zitat hat seine Entsprechung bei Chandler im 49. Kapitel der Griechenlandreise: „Umher waren grüne Weingärten, Myrtengebüsche, Pomeranzen- und Limonienbäume in Blüte [...] der Oleander (Lorbeerrose) oder Pikrodaphne und Oelbäume mit Blumen bedeckt; lieblichduftende Fichten und Immergrün.“<sup>32</sup> – Der ‚Bekannte‘ wird später mit Namen genannt: Gorgonda Notara. Auch diesen Namen hatte Hölderlin bei Chandler gefunden. Dort war es ein Korinther, der Chandler und dessen Reisegefährten in seinem Hause freundlich bewirtet hatte. – Von den „Düften des Ladanstrauchs“ spricht Hyperion. In Chandlers Schilderung seiner 'Reisen in KleinAsien' war die Luft vornehmlich von Ladan ‚durchbalsamt‘, und die Wohlgerüche dieser Sträucher wehten dem Archäologen vom Tmolus entgegen.<sup>33</sup> – Als Hyperion später auf der Insel Salamis lebt, baut er sich auf dem Vorgebirge eine Hütte aus Mastixzweigen. Chandler legte sich nach der Landung auf Salamis mit seinen Reisegefährten „unter den Mastixbüschen zum Schläfe nieder“.<sup>34</sup> – Neben diesen Beispielen aus der Flora sind viele der ethnographischen und landesgeschichtlichen Anspielungen und Details im 'Hyperion' Lesefrüchte aus dem Chandler. So, wenn „Karabornische Räuber“ Hyperion während eines Ausritts aus Smyrna in die „Wälder des Mimas“ überfallen.<sup>35</sup> Und wenn Hyperion

<sup>31</sup> StA III, 14 und 442; Chandler, S. 329–331.

<sup>32</sup> StA III, 48 und 456; Chandler, S. 299.

<sup>33</sup> StA III, 20 und 446 f.

<sup>34</sup> StA III, 47 und 455; Chandler, S. 285.

<sup>35</sup> StA III, 25 und 449.

danach mit Alabanda, dem ein Gleiches widerfahren, in einem „Khan“ übernachtet, so ist Hölderlin auf dieses türkische Wort für eine Herberge ebenfalls in Chandlers Bericht über die kleinasiatische Reise gestoßen.<sup>36</sup> Auch Hyperion/Hölderlins spitze Bemerkung, daß die Europäer die Antiken aus dem Lande geschleppt und zu Geld gemacht hätten, mag bei Chandler – mehr als drei Jahrzehnte vor Lord Elgin – ihren Beleg haben; denn Chandler gehörte selbst, wie er schreibt, zu den Touristen, die „Steine“ kauften und mit zurück nach England nahmen.<sup>37</sup> – Vielleicht auch sollte am Rande erwähnt sein, daß zwar Ladanstrauch und Lorbeerrose im ‚Hyperion‘ grünen und duften, daß in ihm die Fliegen – offensichtlich nicht störend – summten, daß es aber vergeblich wäre, wollte der Leser nach den Fliegen und Mücken suchen, die nach Chandler nicht nur die Menschen in Elis plagten und um den Schlaf brachten, oder gar nach den Myriaden von Flöhen, die sich in der Kleidung der Reisenden eingenistet hatten.<sup>38</sup> Paßten solche „Realien“ nicht in Hölderlins Griechenland der Alten, das auch ihm damals leitbildhaft noch durch Winckelmann vorgezeichnet war?

Chandler nahm 1764/65 den Weg, der in dem ersten Zitat von Hölderlin mit weitausholender Geste, die Ägäis umfassend, beschrieben und in dem Werk des Engländers auf einer Karte festgehalten ist: Vom Hellespont die kleinasiatische Küste entlang über die Inseln hinüber zum Peloponnes. Nahezu den gleichen Weg beschrieb der Abbé Jean Jacques Barthelemy in seiner siebenteiligen ‚Reise des jüngern Anacharsis durch Griechenland, viertehalbundert Jahr vor der gewöhnlichen Zeitrechnung‘, 1790 aus dem Französischen von dem Berliner Bibliothekar Johann Erich Biester ins Deutsche übersetzt. Auch dieses Werk – eine Fleißarbeit, eine Kompilation von Fakten aus den antiken Schriftstellern (das Verzeichnis der ausgewerteten Literatur umfaßt 35 Seiten!) – ist mit zahlreichen Kupfern: Karten, Plänen und Illustrationen, ausgestattet. Der 1787 erschiene französische Ausgabe wurde 1789 sogar ein eigener Band mit über dreißig Karten, Plänen, Ansichten und Wiedergaben von Münzen angefügt. Neben dem Chandler gehört diese vielgelesene, mehrfach aufgelegte Reisebeschreibung zu den Büchern, die Hölderlin Realien für sein Bild von Griechenland geliefert haben.<sup>39</sup>

<sup>36</sup> StA III, 26 und 449.

<sup>37</sup> Chandler, S. 81 f.

<sup>38</sup> Chandler, S. 409, 411 und 422 f.

<sup>39</sup> Hölderlin ist wahrscheinlich die „Neue wohlfeilere Ausgabe“, 1793 in Berlin bei F. T. Lagarde erschienen, zugänglich gewesen.

Ein Beispiel aus unserem Roman. Wenn Hyperion der ‚alten Zeit‘ gedenkt, so ist ihm der Mensch noch „Mittelpunkt der Natur“, und er sieht ihn

*auf dem Vorgebirge, auf Suniums grüner Spitze unter den horchenden Schülern gelagert, sich die Zeit verkürzen mit hohen Gedanken.*<sup>40</sup>

Abgesehen davon, daß auch der zu Platons Zeit lebende wirkliche ältere Anacharsis als einer jener unverdorbenen Naturmenschen angesehen wurde, sei diesmal der Blick auf ein Bild gelenkt. Der fünfte, 1793 erschienene Band der ‚Reise des jüngern Anacharsis‘ enthält einen Kupferstich mit der Unterschrift: „Platon mit seinen Schülern auf dem Vorgebirge Sunium“. Man kann sich die eben zitierte ‚Hyperion‘-Stelle ohne dieses Bild und den dazu gehörenden Text kaum denken. – Daß Hölderlin die Abbildungen in diesen Reisebeschreibungen ebenso stark wie die Texte in seinem Gedächtnis behalten haben wird, daran ist kaum zu zweifeln. Er wird sich die Pläne von Athen genau angesehen haben, die ihm den Ort der Platonischen Akademie ebenso wie den des Tempels für den olympischen Zeus, die Lage der Akropolis, des die alte und neue Stadt trennenden Tores, des Lykabettos und des Hymettos oder den Lauf des Cephissos oder des Ilissos in malerischer und plastischer Weise bezeichneten. Er hat auch den Karten entnehmen können, daß Athen am Ende des 18. Jahrhunderts tot war, daß dafür Piräus blühte. Allein schon der Blick auf den Plan von Athen zwingt fast zu der Frage, die Hölderlin im ‚Archipelagus‘, dem großen Gedicht von und auf Griechenland, elegisch stellt:

*Sage, wo ist Athen? ist über den Urnen der Meister  
Deine Stadt, die geliebteste dir, an den heiligen Ufern,  
Trauernder Gott! dir ganz in Asche zusammengesunken,  
Oder ist noch ein Zeichen von ihr, daß etwa der Schiffer,  
Wenn er vorüberkommt, sie nenn' und ihrer gedenke?  
Stiegen dort die Säulen empor und leuchteten dort nicht  
Sonst vom Dache der Burg herab die Göttergestalten?*

Ähnliches mag für die Salamis-Verse gelten:

*Aber an Salamis Ufern, o Tag an Salamis Ufern!  
[. . .] dort [. . .]  
Wankt seit Tagesbeginn, wie langsamwandelnd Gewitter,  
Dort auf schäumenden Wassern die Schlacht [. . .]*<sup>41</sup>

<sup>40</sup> StA III, 84 f.

<sup>41</sup> StA II, 105, v. 62–68, und 106, v. 104–111.

War die Karte von der Schlacht bei der Insel mit den genauen Aufstellungen der Flotten und der Heere die Realie?

Noch aber fehlt uns die Quelle, der Hölderlin die Nachrichten für die in den Roman einbezogenen geschichtlichen Geschehnisse verdankte. Der Leser des Ersten Bandes war durchaus im Unklaren darüber geblieben, zu welchem Zeitpunkt sich das Erzählte ereignet haben sollte. Er fand keinerlei konkreten historischen Hinweis. Das änderte sich 1799 mit dem Zweiten Band. Dem Leser wird jetzt die Jahreszahl 1770 genannt; er erfährt ohne Umschweife, daß sich Hyperion am Befreiungskampf der Griechen vom türkischen Joch beteiligte, und er versteht nun vielleicht besser die den Ersten Band beschließenden Sätze:

*Ich stand nun über den Trümmern von Athen, wie der Akersmann auf dem Brachfeld. Liege nur ruhig, dacht' ich [...] schlummerndes Land! Bald grünt das junge Leben aus dir [...] Bald regnen die Wolken nimmer umsonst, bald findet die Sonne die alten Zöglinge wieder.*

*Du fragst nach Menschen, Natur? [...] Sie werden kommen, deine Menschen, Natur! Ein verjüngtes Volk wird dich auch wieder verjüngen [...]*<sup>42</sup>

Wie und wann mag es zu dieser historischen Fixierung der Handlung auf den griechischen Befreiungsversuch gekommen sein? – Vielleicht ist sie schon in den Anfängen der Arbeit am Roman zu suchen; vielleicht im Jahre 1793, als Hölderlin, sein Studium gerade beendend, erste Teile des 'Hyperion' seinem Entdecker und Förderer Gotthold Friedrich Stäudlin vorgelesen und zur kritischen Lektüre geschickt hatte. Stäudlin, der Herausgeber der Schwäbischen Musenalmanache und Blumenlesen, in denen 1792/93 zum ersten Male Gedichte Hölderlins – die Tübinger Hymnen – gedruckt worden waren, und der Fortsetzer der eben wegen ihrer engagierten Parteinahme für die Französische Revolution verbotenen Schubarth'schen 'Chronik', hatte damals Hölderlin geraten: „Unterlassen Sie doch nicht, ... versteckte Stellen über den Geist der Zeit in dieses Werk einzuschalten“.<sup>43</sup> – Der „Geist der Zeit“: das war die Begeisterung für die Sache der Franzosen, für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Stäudlins Aufforderung könnte Hölderlin dazu bewogen haben, diesen Geist der Zeit eben dadurch ‚versteckt‘ einzuschalten, daß er den Aufstand der Griechen in den Handlungsablauf des Romans einbaute. Denn kaum dürfte die schon beim Erscheinen manchen Leser empörende Scheltrede wider die Deutschen die Kaiserlich-königliche Bücherzensur in Wien *allein*

<sup>42</sup> StA III, 90.

<sup>43</sup> StA VII, 1, 38.

zu der Verfügung veranlaßt haben, dieser Zweite Band dürfe nicht öffentlich, sondern nur auf amtliche Einzelgenehmigung verkauft werden.<sup>44</sup> Es werden solche Sätze, die den Geist der Zeit atmen, ihren Anteil an der Wiener Entscheidung gehabt haben:

*[...] habe vor Freude meinen türkischen Kopfbund in den Eurotas geworfen und trage seitdem den griechischen Helm.*

*[...] bald! in einer Woche vielleicht ist er befreit, der alte, edle, heilige Pelopones.*

*O dann, du Theure! lehre mich fromm seyn! [...] Ich sollte schweigen [...] Aber was kann ich dafür, daß mein Gedanke schneller ist, wie die Zeit? Ich wollte so gern, es wäre umgekehrt und die Zeit und die That überflöge den Gedanken und der geflügelte Sieg übereilte die Hoffnung selbst.*

*[...] Diotimal ich möchte dieses werdende Glück nicht um die schönste Lebenszeit des alten Griechenlands vertauschen, und der kleinste unsrer Siege ist mir lieber, als Marathon und Thermopylä und Platea.<sup>45</sup>*

Von diesen kleinen Siegen und von dem ganzen grausamen Kriege, der die Stadt Koron an der Südküste des Peloponnes in einen Haufen Schutt verwandelt, schließlich ganz Griechenland ‚albanischen Horden‘<sup>46</sup> ausgeliefert und den Traum vom „Freistaat“<sup>47</sup> zerstört hatte, davon berichtete der Graf von Choiseul-Gouffier in seinem 'Voyage pittoresque de la Grèce'. Von dem groß angelegten, auf bestem Papier vorzüglich gedruckten Werk in Folio erschien der erste Band von 1780 bis 1782 in drei Lieferungen in Paris. Ein zweiter Band folgte dann erst 1809. – Gleich nach Erscheinen der ersten Lieferungen begann Heinrich Ottokar Reichard mit der Übersetzung ins Deutsche. Ein erster Band mit dem „Ersten Heft“ (wohl die erste Lieferung) erschien 1780 in Gotha bei Karl Wilhelm Ettlinger; ein zweiter Band mit dem „Zweiten Heft“ folgte 1782.<sup>48</sup> Dabei blieb es. Die Aufmachung der deutschen Übersetzung war unendlich bescheidener als beim mit vielen hervorragend gestochenen Kupfern gezierten bibliophilen französischen Prachtwerk. Das Format ist – dementsprechend – Klein-Oktav, gedruckt in einer schlecht geschnittenen Fraktur. Von den vielen Kupfern der französischen Vorlage sind nur eine Karte von Griechenland, zwei Frontispize und zwei weitere Kupfer im Text, fast primitiv nachgestochen, übriggeblieben.

<sup>44</sup> StA VII, 2, 160.

<sup>45</sup> StA III, 114 f.

<sup>46</sup> StA III, 114, 470 und 476.

<sup>47</sup> StA III, 96, 108 und 112.

<sup>48</sup> Dazu StA III, 434 f., 469 f. et passim.

Diese Reichard'sche Übertragung hat Hölderlin gekannt. Sie ist seine Hauptquelle für alle historischen Einzelheiten im zweiten Band des 'Hyperion', aber auch für manches topographische Detail schon, dem wir im ersten begegnen. – Wir hörten, daß Hyperion „an der Granitwand des Cynthus die alten Marmortreppen“ hinaufgestiegen sei. Dafür gab Choiseul-Gouffier die Vorlage. Dort heißt es: „Wenn man fortfährt weiter aufwärts zu steigen, so kömmt man, durch einen in Granit gehauenen Weg, auf den Berg Cynthus; alte marmorne Stufen helfen vollends auf den Gipfel hinauf.“<sup>49</sup> Daß Hölderlin die Reichard'sche Übersetzung und wohl kaum das Original dieser Reisebeschreibung benutzt hat, wird durch die Tatsache belegt, daß er Einzelheiten bringt, die im Originaltext nicht, wohl aber bei Reichard zu finden sind. Reichard war nämlich bei den Schilderungen des Aufstandes der Griechen gegen die Türken willkürlich vom französischen Text abgewichen, um die Griechen in diesem Kampf noch unrühmlicher als bei Choiseul-Gouffier hervortreten zu lassen. Eben diese Verzerrungen übernahm dann Hölderlin in Unkenntnis des wahren Sachverhaltes. Besonders offensichtlich wird das bei der Beschreibung der kriegerischen Vorgänge in Mistra: „Es ist aus, Diotima!“, so schreibt Hyperion der Freundin, „unsre Leute haben geplündert, gemordet, ohne Unterschied, auch unsre Brüder sind erschlagen, die Griechen in Misistra, die Unschuldigen [...]“<sup>50</sup> Das hat Hölderlin von Reichard übernommen; denn bei Choiseul-Gouffier steht kein Wort von Plünderung und Totschlag; das hatte Reichard weitschweifig hinzugedichtet: „[...] aber diese Räuber, denen der Verlust einer so reichen Plünderung, des einzigen Zweckes ihrer Heldenzüge, nahe gieng, verbreiteten sich durch die Stadt aller angewandten Mühe der Russen ohngeachtet, tödteten ihre Einwohner, ihre Mitbürger, ihre Freunde, ihre Verwandte zu tausenden, und erneuerten jene Auftritte des Abscheus und Entsetzens, wovon die Jahrbücher der Welt, leider! nur zu voll sind.“<sup>51</sup> – Solche die Griechen gesellschaftlich und moralisch abwertenden Zusätze bei Reichard scheinen vom Zeittenor eingegeben zu sein. Im Zedler, der großen Enzyklopädie des 18. Jahrhunderts, erfährt man über die Nachkömmlinge, sie seien den alten Griechen nicht gleich, „indem sie nichts von derer [...] Klugheit, Weisheit und Verstand“ hätten, „sondern insgemein dumme, falsche und heim-

<sup>49</sup> Nach StA III, 443.

<sup>50</sup> StA III, 117. Vielleicht manifestiert sich in der Übernahme dieser erschreckenden chaotischen Auswüchse und Verirrungen des Freiheitskampfes auch Hölderlins Ernüchterung über das Abgleiten der Französischen Revolution ins jakobinische Schreckensregiment?

<sup>51</sup> Nach StA III, 476 f.

tückische Leute“ seien, „die sogar andere Christen als ihre Feinde zu ermorden sich nicht gescheuet.“<sup>52</sup>

Es war früher schon gesagt worden, die Heimat Hyperions sei seit 'Hyperions Jugend' die Insel Tina. Das ist richtig und falsch. Richtig, weil Hölderlin „Tina“ schreibt; falsch, weil es eine Insel dieses Namens nicht gibt. Sie heißt Tinos oder Tenos, in der französischen Schreibung Tené. Reichard übernimmt in seinen Text die französische Namensform; aber die Unterschriften zu den Frontispizen beider Bände bringen die falsche Form „Tina“: „Weibliche Bediente“ und „Frauenzimmer von Stande auf der Insel Tina“.<sup>53</sup> Von diesen Illustrationen also übernahm Hölderlin die unrichtige Form. – Desgleichen war schon die Rede vom Ronneca-Tanz. Richtig und falsch: Hölderlin hatte den durch einen Druckfehler verderbten Namen übernommen. Im französischen Original steht für den Volkstanz richtig „Roméca“.<sup>54</sup>

Das längere Zitat aus Hyperions viertem Brief an Bellarmin nannte als erstes den Berg Athos. Die der Reichardschen Übersetzung beigegebene Karte Griechenlands „ziert“ auch eine Ansicht des Athos mit dem Kloster. Die Karten vor allem hatte sich Hölderlin sehr genau angesehen.

Beim Namen Adamas, dem väterlichen Freund Hyperions, wird in Erläuterungen auf die mehrfache Erwähnung des Troers in der 'Ilias' hingewiesen.<sup>55</sup> Sollte Hölderlin den Namen für seinen Griechen wirklich dort entlehnt haben? Nicht vielleicht ebenfalls von Choiseul/Reichard? Dort wird ein in einem Steinbruch auf Paros gefundenes Basrelief beschrieben, das zwei Griechen – Adamas und Odryses – den „Nymphen des Landes“ gewidmet haben.<sup>56</sup>

Ferner: Auf seiner Reise hatte der Graf Choiseul-Gouffier auf Patmos eine ihn äußerst erregende und beeindruckende Begegnung. Er traf einen Mönch aus dem Kloster des heiligen Johannes, der ihn nach den Geschehnissen in Europa fragte, da seit sieben Jahren kein Schiff mehr auf Patmos festgemacht habe. Die Hauptfrage war, ob Voltaire und Rousseau noch lebten, die Gewährsmänner der Freiheit und für die Abwehr jeder despotischen Willkür. Der Mönch erzählte dann seine Lebensgeschichte: Auf dem Archipelagus geboren; in jungem Alter aus seinem niedergegangenen

<sup>52</sup> Grosses vollständiges Universal Lexicon Aller Wissenschaften und Künste, Welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden [...] Halle und Leipzig: Johann Heinrich Zedler. Band 11 (1735), Sp. 897.

<sup>53</sup> Dazu StA III, 436 f.

<sup>54</sup> Dazu StA III, 511 f.

<sup>55</sup> StA III, 436.

<sup>56</sup> Choiseul-Gouffier/Reichard, Erster Band, Erstes Heft, S. 146.

Volk entflohen; unter großen Entbehrungen Studium in Italien; Bemühungen um eine Stelle, „die seinen Bedürfnissen abhelfen konnte“; Angebot einer Bibliothekarsstelle bei einem Kardinal mit der entwürdigenden Bedingung, der Religion seiner Väter zu entsagen. Der Mönch lehnte ab; mußte, da er äußersten Mangel litt, nach Griechenland zurückkehren und suchte Zuflucht im Kloster, das Reichard als „Einsiedelei der Apokalypse“ bezeichnet; dort Abkehr von allem gelehrten Denken, Verlust eines Großteils seines Wissens (von achtzig Mönchen können nur drei lesen); Hinwendung zur einfachen Arbeit in der Natur. „Wir haben nur wenige Bücher und wozu sollten sie uns helfen? Das Vergangene interessiert so wenig, wenn das Gegenwärtige nichts für uns ist.“ So der dem Grafen in seinem Reden überspannt erscheinende, aber gleichwohl außerordentliche Mann.<sup>57</sup> Sollte Hölderlin diese ihn gewiß berührende Begebenheit, die Biographie des Mönches – ganz unabhängig von allen differierenden philosophischen Anschauungen und geistigen Einsichten (Ausflug und Rückkehr in sich selbst), von persönlichen Motivationen –, sollte sie ihn zum alternativen Titel für den ‚Hyperion‘ geführt und manches an der Struktur desselben mitbewirkt haben: „oder Der Eremit in Griechenland“?<sup>58</sup>

Und endlich: Im Athener Brief des Ersten Bandes des ‚Hyperion‘ werden zwei britische Gelehrte erwähnt, die „unter den Altertümern in Athen ihre Ernte hielten“.<sup>59</sup> Wiederum an Chandler zu denken, liegt nahe. Doch jüngst erst sind die beiden Männer als historische Personen identifiziert worden, und mit ihnen ist eine weitere mögliche Quelle für Hölderlins Griechenland-Realien aufgetan. Es handelt sich um das vierbändige, zwischen 1762 und 1816 in London erschienene Monumentalwerk des Malers James Stuart und des Architekten Nicholas Revett.<sup>60</sup> Daß Hölderlin die ersten drei Bände gekannt und genutzt hat, ist nicht auszuschließen. Als Zeugen dafür werden wiederum Bildtafeln herangezogen.

Genug der Exempel, von denen die meisten und darüber hinaus noch zahllose andere in der Stuttgarter Ausgabe gesammelt sind. Sie zwingen,

<sup>57</sup> Choiseul-Gouffier/Reichard, Erster Band, Zweites Heft, S. 8–13.

<sup>58</sup> „Einsiedelei der Apokalypse“ nennen Choiseul-Gouffier/Reichard das Kloster des heiligen Johannes auf Patmos, in dem der Mönch mit „brausendem Charakter“ und „einer lebhaften, gespannten und durch Unglücksfälle verbitterten Einbildungskraft“ Zuflucht gesucht hatte (S. 13 und 9).

<sup>59</sup> StA III, 86.

<sup>60</sup> Siehe dazu Jochen Briegleb, „Zwei britische Gelehrte, die unter den Altertümern in Athen ihre Ernte hielten“ – Stuart und Revett in Hölderlins ‚Hyperion‘. In: Praestant Interna. Festschrift für Ulrich Hausmann. Hrsg. von Bettina von Freytag gen. Löringhoff u. a., Tübingen 1982, S. 418–425.

will man nicht im Stofflichen verharren, zu vielerlei Fragen: Was sind Quellen? – Was alles kann zu den „Realien“ gerechnet werden? – Sind „Realien“ nur die Dinge, die Sachen, die als wirkliche, reale Objekte vor unseren Sinnen erscheinen? – Darf man sich auf die Quellen für die „Realien“ beschränken, ohne – bei aller Begrenzung unseres Themas – Hölderlin hoffnungslos ungerecht zu werden? Wie steht es also mit Schillers ästhetischen und philosophischen Schriften, mit Kant, mehr noch mit Rousseau und Fichte? – Wie verhält es sich, nur an den Namen Diotima denkend, mit Platon, mit dessen ‚Gastmahl‘ und Dialogen; wie mit der griechischen Literatur überhaupt, mit Homer vor allen anderen, auf dessen Spuren Hyperion in Kleinasien und in Griechenland ohne Unterlaß wandert? „Wie oft gieng ich unter den immer grünen Bäumen am Gestade des Meles, an der Geburtsstätte meines Homer [...] Ich fand ihn [...] Ich schlug sein göttlich Gedicht mir auf [...]“<sup>61</sup> Und Pindar? Plutarch? Wie endlich steht es mit dichterischen Werken der Zeitgenossen Hölderlins, mit – um nur an ein Beispiel zu erinnern – Heinses Ardinghello, der anders als Chandler den Archipelagus durchstreift und dann aus Scio geschrieben hatte: „Paradies der Welt, Archipelagus, Morea, Karien und Ionien, o daß ich würdig werde, euer ganz zu genießen.“<sup>62</sup> Haben sie alle irgend Einfluß auch auf die Realisierung des Bildes von Hölderlins griechischer Landschaft? Und welchen vielleicht auch persönliche Lebenserfahrungen? Wie verwebt sich das Bild der schwäbischen Landschaft in das der uns vorgestellten griechischen? Der Versuch, darauf zu antworten, böte Vortrags- und Diskussionsstoff für Stunden.

Zum Schluß sei andeutend nur noch dies enger zum Thema Gehörnde gesagt: Daß im ‚Hyperion‘, im ‚Archipelagus‘, in ‚Brod und Wein‘, in der ‚Wanderung‘ und in vielen anderen Gedichten Hölderlins Griechenland lebendig, wirklich geblieben ist bis auf den heutigen Tag, das hat seinen Grund auch darin, daß Hölderlin Gelesenes nicht nur übernahm und abschilderte, sondern daß er es trauernd und hoffend zugleich ergriff, sich aneignete, einverleibte und aus dem Vorgefundenen und nun Erlebten eine neue Wirklichkeit in der Dichtung und durch die Dichtung schuf. Sie entstand aus der Diskrepanz und der Verschränkung von Gegenwärtigem und Vergangenen. Das historisch Gegenwärtige ist für Hölderlin das Tote, „Lacedämons heiliger Schutt“<sup>63</sup>, der Schutt des gefallenen, des ge-

<sup>61</sup> StA III, 20.

<sup>62</sup> Hülhelm Heinse, Ardinghello und die glückseligen Inseln. (W. Heinse, Sämtliche Werke, Band 4. Hrsg. v. Carl Schüddekopf. Leipzig 1924, S. 386.)

<sup>63</sup> StA III, 280. So nur in der Vorstufe der endgültigen Fassung. In der Druckfassung, in anderem Zusammenhang, „Lacedämons Schutt“ (StA III, 119).

stürzten Athen. „Ruhmlos und einsam kehrt' ich zurück und wandre durch mein Vaterland, das, wie ein Todtengarten, weit umher liegt“, klagt Hyperion im zweiten Brief an Bellarmin<sup>64</sup>; und die Menschen, die Adamas suchte, „waren einmal da gewesen [...] Wo sie da gewesen, wußt' er auch. Da wollt' er hin und unter dem Schutt nach ihrem Genius fragen, mit diesem sich die einsamen Tage zu verkürzen. Er kam nach Griechenland.“<sup>65</sup> Oder wenn Diotima das folgende an Hyperion schreibt, so spricht auch aus ihr Hölderlin: „Nun, im Schutt des heiteren Athens, nun gieng mirs selbst zu nah, wie sich das Blatt gewandt, daß jetzt die Todten oben über der Erde gehn und die Lebendigen, die Göttermenschen drunten sind [...]“<sup>66</sup> – Und was hatte Hölderlin dem Bruder am Neujahrstag 1799 – also noch vor dem Erscheinen des zweiten ‘Hyperion’-Bandes – geschrieben?

*O Griechenland, mit deiner Genialität und deiner Frömmigkeit, wo bist du hingekommen? Auch ich mit allem guten Willen, tappe mit meinem Thun und Denken diesen einzigen Menschen in der Welt nur nach, und bin in dem, was ich treibe und sage, oft nur um so ungeschikter und ungereimter, weil ich, wie die Gänse mit platten Füßen im modernen Wasser stehe, und unmächtig zum griechischen Himmel emporflügle.*<sup>67</sup>

Das Vergangene, selbst der Schutt – „heilig“ ist er ja –, war für Hölderlin aber zugleich auch das Lebende. Der Trauer um den gegenwärtigen Zustand widerstreitet die Hoffnung auf die endliche Wiederkunft des Gewesenen. Deshalb vergegenwärtigte sich für Hölderlin das Vergangene, konnte er es sich zum realen Gegenüber machen, in dem selbst die Sache, der Gegenstand personalisiert ist durch das ständige Ansprechen, durch den Anruf, die Preisung, oft erhöht bis in die Sphäre des Seligen, Heiligen und Göttlichen. Der alte Archipelagus wird angerufen. Die Inseln sind dessen Töchter, sind nicht die Geburtsstätten der Heroen, der Halbgötter, sondern die „Heroënmütter“.<sup>68</sup> – Aus der sachlichen, oft recht trockenen Beschreibung und Schilderung eines Chandler, Choiseul-Gouffier oder Barthelemy wird bei Hölderlin die Apostrophe:

*„Ihr lieben Ionischen Inseln! und du, mein Kalaurea“,  
„O Pelopones! o ihr Quellen des Eurotas und Alphens!“,  
„O Lacedämons heiliger Schutt!“*

<sup>64</sup> StA III, 8.

<sup>65</sup> StA III, 13.

<sup>66</sup> StA III, 130.

<sup>67</sup> StA VI, 307.

<sup>68</sup> StA II, 103.

Oder im berühmten Athener Brief (verbunden mit dem Vergleich):

*O Parthenon! [...] Stolz der Welt! zu deinen Füßen liegt das Reich des Nepetun, wie ein bezwungener Löwe, und wie Kinder, sind die andern Tempel um dich versammelt, und die beredete Agora und der Hain des Akademus –*<sup>69</sup>

Der Hain: Bei Chandler heißt es nüchtern:

[...] Gärten von Angele. Dieser Ort wird des Sommers von den Athenischen Griechen besucht, die hier, in einem Walde von Oelbäumen, Zypressen, Pomeranzen und Zitronen, mit untermischten Weinbergen, ihre Häuser haben.<sup>70</sup>

Bei Hölderlin aber liest man dann:

*O ihr Haine von Angele, wo der Ölbaum und die Zypresse, umeinander flüsternd, mit freundlichen Schatten sich kühlen, wo die goldne Frucht des Zitronenbaums aus dunklem Laube blinkt, wo die schwellige Traube muthwillig über den Zaun wächst, und die reife Pomeranze, wie ein lächelnder Fündling, im Wege liegt! ihr duftenden heimlichen Pfad! ihr friedlichen Size, wo das Bild des Myrtenstrauchs aus der Quelle lächelt!*<sup>71</sup>

Die angestaute, vor der Entladung stehende Kraft der aufbegehrenden Griechen wird nicht nur konstatiert; sie wird – wieder durch einen Vergleich – überhöht, zur Naturgewalt: „Voll rächerischer Kräfte ist das Bergvolk hierherum, liegt da, wie eine schweigende Wetterwolke, die nur des Sturmwindes wartet, der sie treibt.“<sup>72</sup> Noch ist alles offen: Das Wetter kann lösen, reinigen; es kann versengen, zerstören.

Anruf, Vergleich, Gleichnis, Bild, schmückendes, erhöhendes Beiwort – sie kommen aus Erwartung, Begeisterung, aus Ergriffen-sein. Durch die Sprache wird im Geist Geschautes Realität. „Siehest du Griechenland nicht schon?“ fragt voll Hoffnung Hyperion seine Diotima während der Kämpfe.<sup>73</sup> – Das wäre beliebig fortzuführen, wäre zu differenzieren und zu vertiefen. „Der nach optischen Regeln gezeichnete Vor- und Mittel- und Hintergrund ist noch lange nicht die Landschaft, die sich neben das lebendige Werk der Natur allenfalls stellen möchte“, hatte Hölderlin in dem schon zitierten Brief vom Neujahr 1799 geschrieben.<sup>74</sup> Im ‘Hyperion’ und in den Gedichten gab er die Landschaft, die sich neben das lebendige Werk

<sup>69</sup> StA III, 84, 103, 121 und 280. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren und wären eigens zu untersuchen.

<sup>70</sup> Chandler, S. 242.

<sup>71</sup> StA III, 87.

<sup>72</sup> StA III, 104.

<sup>73</sup> StA III, 108.

<sup>74</sup> StA VI, 307.

der Natur stellen konnte, und damit ein eben noch immer lebendiges Griechenland. Denn – hier können wir das vom Kanzler von Müller 1824 notierte Wort Goethes zitieren – „Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes.“<sup>75</sup> Das ist Bescheidenheit und Anspruch zugleich. Hölderlin ist beidem gerecht geworden. Warum? Vielleicht sind diese Sätze Hyperions an Bellarmin eine Antwort: „Ich liebe diß Griechenland überall. Es trägt die Farbe meines Herzens. Wohin man siehet, liegt eine Freude begraben.“<sup>76</sup>

## Die Stimme der Muse in Hölderlins Gedichten

Von

Renate Böschstein-Schäfer

### 1. Fragestellung

„Ofters hab ich Gesang versucht, aber sie hörten dich nicht.“ (StA II, 322). Wer spricht hier? Mitten im Vers wird der Sprechende zum Angeredeten, aber die Stimme, die ihn anredet, spricht *seine* Erfahrung aus. Das ist möglich, weil zwischen ihnen ein ganz Eigentümliches Verhältnis von Identität und Nicht-Identität besteht: zum Dichter spricht seine Muse. In der Gestaltung dieses antiken Figurationsmodells vollzieht sich zu einem guten Teil die Selbstreflexion von Hölderlins Dichten. Der Versuch scheint verheißungsvoll, diesen von der Frühzeit an sein Werk durchziehenden Motivkomplex zu verfolgen.<sup>1</sup> Dabei muß man sich aber bestimmter methodischer Schwierigkeiten bewußt sein. Was die Muse figuriert, entspricht in großen Zügen dem, was man aus heutiger Perspektive die „Schreibsituation“ nennt – in den letzten Jahren ein Gegenstand fesselnder und fruchtbarer Untersuchungen. Wie C. F. Meyer, Keller, Kafka, denen solche gelolten haben, befindet sich Hölderlin in der Situation des einsam für ein weithin unbekanntes Publikum schreibenden modernen Dichters, der weiß, daß er Impulse sowohl aus der Außenwelt wie aus dem eigenen Innern empfängt, wobei der Anteil des Unbewußten eine große Rolle spielt. Mit der Gestalt der Muse und den ihr zugehörigen Attributen wird aber ein Bildzusammenhang gewählt, für den konstitutiv sind: die Situation des mündlichen Vortrags (des Singens); die Schöpfung oder Neuschöpfung innerhalb einer Gemeinschaft und für diese; das Bewußtsein eines übersubjektiven, göttlichen Charakters der kreativen Impulse. Unter diesen seien verstanden sowohl die nonverbalen Vorgänge (Einfälle, Interpretation von Welt) wie die Verbalisierung in Gedanken

<sup>1</sup> Diese Untersuchung gehört zu den Vorarbeiten einer zusammenfassenden Darstellung der Musen-Mythologie in der deutschen Literatur. Hölderlins Musen-Motiv war Thema einer Arbeitsgruppe während der Hölderlin-Tagung in Heidelberg (1984), deren Teilnehmern ich für ihre Anregungen herzlich danke. Grundlegend zum Thema: W. F. Otto, Die Musen und der göttliche Ursprung des Singens und Sagens. Düsseldorf/Köln 1955; Eike Barmeyer, Die Musen. Ein Beitrag zur Inspirationstheorie. München 1968.

<sup>75</sup> Kanzler von Müller, Unterhaltungen mit Goethe. Kritische Ausgabe besorgt von Ernst Grumach. Weimar 1956, S. 128 (Aufzeichnung vom 17. Dezember 1824).

<sup>76</sup> StA III, 47.



und Äußerungen. Die so entstandene Diskrepanz zwischen dem poetischen Bild der Schreibsituation und ihrer historisch bestimmten Realität – Celan hat sie in der Formulierung ‚singende Hände‘<sup>2</sup> thematisiert – ist allerdings keine radikal moderne. Sie wiederholt und verschärft Spannungen, die sich schon innerhalb der antiken Dichtung selbst abzeichnen. In einem grundlegenden Aufsatz: ‚Das Verhältnis des Schöpfers zu seinem Werk in der althellenischen Literatur‘ hat W. Kranz 1924 das Nebeneinander des sein Wissen von der Muse empfangenden und des sich seiner Autonomie bewußten Ich klar herausgestellt an den Prototypen Parmenides und Heraklit.<sup>3</sup> R. Häußler hat 1973 in einem materialreichen und temperamentvollen Aufsatz den ‚Tod der Musen‘ durch Parodie und gelehrte Allegorisierung nicht nur für die römische Kaiserzeit nachgewiesen, sondern die zu diesem Tod führende Verfallslinie bis zu Hesiod und Pindar aufzuspüren gesucht.<sup>4</sup> Dabei mißt er dem mit Hesiod beginnenden Mißtrauen gegen die Wahrheit der Musenrede die Bedeutung des entscheidenden ‚Todeskeims‘ zu. Wenn Demokrit sagt: „Ein Dichter aber – was er auch schreibt mit Gottbegeisterung und heiligem Anhauch, das ist sicherlich schön“<sup>5</sup>, überträgt er den Entrückungszustand des archaischen Sängers, der im Kontext der Musik und der Festversammlung produziert oder reproduziert, auf die Situation des einen Text fixierenden ποιητής mit seiner stärker hervortretenden Individualität. Im carmen IV/3, das Hölderlin übersetzt hat, stellt sich Horaz als „Saitenspieler“ dar, der seinen Ruhm einzig der Melpomene verdanke – eine allegorisch verfremdete Situation und ein – bei allen augusteischen Restaurationsbemühungen – zweifelhafter Glaube an die Göttlichkeit der kreativen Instanz. Falls jene neueren Forschungsmeinungen recht haben, die sogar der Hauptquelle der Musentopologie, dem Prooimion von Hesiods ‚Theogonie‘, einen primär schriftlichen Status zusprechen, wäre schon das Urbild der singenden Musen und des ihnen nachsingenden Dichters auf dem Wege zur Metaphorisierung.<sup>6</sup>

<sup>2</sup> Gesammelte Werke. Bd. III. Frankfurt 1983, S. 117.

<sup>3</sup> In: Studien zur antiken Literatur und ihrem Fortwirken. Hrsg. v. E. Vogt, Heidelberg 1967, S. 7–26.

<sup>4</sup> In: Antike und Abendland, Bd. XIX, H. 1, 1973, S. 117–145.

<sup>5</sup> Die Fragmente der Vorsokratiker. Hrsg. v. Diels-Kranz, Bd. II, Berlin 1956, S. 146 (fr. 18).

<sup>6</sup> Vgl. dazu A. Lenz, Das Proöm des frühen griechischen Epos. Ein Beitrag zum poetischen Selbstverständnis, Bonn 1980, S. 202; zum Problem von Mündlichkeit und Schriftlichkeit überhaupt vgl. E. Vogt, Die griechische Literatur. In: Neues Handbuch der Literaturwissenschaft Bd. 2, S. 1–18; M. Detienne, L'invention de la mythologie. Paris 1981, chap. II; M. Frank, Textauslegung. In: Erkenntnis der Literatur. Hrsg. v. D. Harth u. P. Gebhardt, Stuttgart 1983, S. 123–160.

Wenn die Problematik der Produktionssituationen in der Antike hier nicht in ihrer Vielfalt in den Blick kommen kann, so ist es doch sehr wichtig, sich ihrer stets bewußt zu bleiben, um nicht etwa angesichts der manifesten Inkohärenz des modernen Autorsubjekts die illusorische Folie eines mit sich identischen kohärenten schreibenden Ich in die Antike hineinzuprojizieren. So scheint es richtig, bei der Untersuchung der Integration der antiken Musentradition in Hölderlins Schreiben auf die besonderen Akzentsetzungen zu achten, die aus jenen Spannungen entstehen. Dazu gehören: das Verhältnis der von der Muse figurierten Instanz zum Status des schreibenden Subjekts; die Bedeutung der Muse für Hölderlins Weltverständnis; das Gewicht, das den einzelnen Phasen der Produktion – Stimulation und Sprachgebung im engeren Sinne – verliehen wird.<sup>7</sup> Dabei muß man sich darüber im klaren sein, daß der Motivkomplex „Muse“ natürlich im Zusammenhang anderer Figurationsformen der Schreibthematik sowie der poetologischen Theorie steht, mit denen er idealiter vermittelt werden müßte. Das würde aber die dieser Studie gesetzten Grenzen ebenso sprengen wie die Einbeziehung des – für die Subjektproblematik zentralen – ‚Empedokles‘.

## 2. Der historische Ort von Hölderlins Muse

Die Eigenart von Hölderlins Gestaltung der Musenthematik kann nicht erfaßt werden, ohne ihre Position innerhalb einer Entwicklung zu bezeichnen, die man die Renaissance der Musen in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts nennen kann. Diese sei ganz kurz skizziert. In ‚Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter‘ hat E. R. Curtius das erfolgreiche Bemühen der mittelalterlichen Dichter geschildert, die Funktion der Musen aufrechtzuerhalten inmitten des christlichen Weltbildes, das sie als illegitim verbannen mußte.<sup>8</sup> Den Tod der Musen sieht Curtius dann aber gekommen mit dem Ende des 18. Jahrhunderts, und zwar im Zusammenhang mit dem Untergang der epischen Gattung, mit der sie durch die Topoi der Invokation am Anfang und an schwierigen Stellen besonders verbunden waren. Die Prüfung der literarischen Empirie gibt aber Curtius

<sup>7</sup> Auf die generelle Problematik des Schreibakts kann hier nicht eingegangen werden. Aus der anwachsenden Literatur sei als besonders förderlich genannt: P. v. Matt, Die Opus-Phantasie. In: Psyche Bd. 33, 1979, S. 193–212. Einen Überblick bietet der Sammelband: Theorien der künstlerischen Produktivität. Hrsg. v. M. Curtius, Frankfurt 1976.

<sup>8</sup> Bern/München 1984, Kap. 13.

darin nicht recht. In der deutschen Literatur – und, soweit ich sehe, auch in der französischen, angelsächsischen und russischen – läßt sich durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch eine Fortsetzung lebendiger Gestaltung der Musen beobachten. Sie findet ihr – vielleicht scheinbares – Ende erst mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Dieses poetische Leben der Musen seit dem 18. Jahrhundert hat offenbar zwei Wurzeln. Die erste: Dante hatte in seinem wirkungsmächtigen Epos die inspiratorische Instanz in vier Formen angerufen und erfahren: als die Musen, als das „alto ingenio“, als seinen eigenen alles erinnernden Geist („mente“) und schließlich als die in Menschengestalt inkarnierte Muse, die tote Beatrice.<sup>9</sup> Milton schuf dann in einem nie ganz gelingenden Verschmelzungsprozeß, der für sein Gedicht zur fruchtbaren Spannung wurde, die antike Muse um zur christlichen, zur „Heav’nly Muse“, die anstatt des Helikon den Horeb bewohnt.<sup>10</sup> Er behielt aber den „Holy Spirit“ als weitere Instanz bei. Im Anschluß an ihn berief sich Klopstock für sein religiöses Epos auf drei Instanzen: die Sionitin (die himmlische Muse), den Geist Schöpfer und seine eigene unsterbliche Seele.<sup>11</sup> Die Einführung dieser letzteren Instanz, welche innovatorisch ausgezeichnet wurde durch ihren Platz als erste der Angerufenen, war für die zeitgenössischen Leser bekanntlich ebenso Anlaß zur Begeisterung wie zur Kritik.<sup>12</sup> Die Dominanz der Seele war entscheidend beteiligt an jener Entwicklung, die der deutschen Dichtung ein neues Leben der Musengestalt brachte: der Integration der traditionell übersubjektiven Stimme der Inspiration ins Innere des Dichters. Einen frühen Höhepunkt erreicht diese internalisierte Existenzform der Muse bei Goethe, dessen Schreiben sich vor allen Dingen auf dem Feld der Gedichte, die seit der Leipziger Zeit von Musenthematik durchzogen sind, als wesentlich dialogischer Vorgang enthüllt. Als unabdingbare Partnerin öffnet Goethes Muse dem Ich die Augen für die Welt, spricht zu ihm, hört ihm zu, tröstet es. Fast programmatisch hat Goethe diese völlig personalisierte Musenfunktion dargestellt im Gedicht ‘Hans Sachsens poetische Sendung’ (1776), dessen altdeutsche Manier offenbar als Maske notwendig war für das sehr Intime des Ausgesprochenen. In enger zeitlicher Nachbarschaft zu ‘Warum gabst du uns die tiefen Blicke’ entstanden, figuriert es die platonische Idee ursprünglicher Einheit der Liebenden und hat

<sup>9</sup> ‘La Divina Commedia’, ‘Inferno’, Canto II, 7–9.

<sup>10</sup> ‘Paradise Lost’; vgl. vor allem die Anfänge der Bücher I, III, VII und IX.

<sup>11</sup> ‘Der Messias’, 1. Gesang, Vers 1–17 und 242–244.

<sup>12</sup> Vgl. dazu Lessing, Briefe (15.–19. Brief). In: Gesammelte Werke in zehn Bänden. Hrsg. v. P. Rilla, Bd. III, Berlin 1955, S. 431–456.

somit einen engen Bezug zu Hölderlins Erfahrung der Muse. An Goethes Darstellung der Musenweihe fallen folgende Merkmale auf. Die Sprachgebung und die ihr vorangehenden Akte sind stark voneinander geschieden. Als die Musen beschlossen haben, Hans Sachs zum Meistersänger zu weihen, senden sie zunächst drei allegorische Figuren, die man auffassen kann als die Beobachtung gegenwärtiger Realität, als die bereits vorliegende fiktionale Interpretation von Welt (historia, fabula) und als den kritisch-satirischen Blick. Angesichts der von diesen Figuren geoffenbarten Bilderfülle empfindet der Dichter Angst in bezug auf seine Kraft sprachlicher Gestaltung. Jetzt erst erscheint die Muse selbst. Charakteristischerweise verweist sie ihn aber auf sein eigenes Inneres als auf die Quelle seiner Kraft. Wichtige Züge dieser jugendlichen Musenkonzeption sind: ihre Verwandtschaft mit der Madonna („Wie’n Bild unsrer lieben Frau“) und die Delegation ihrer Trost- und Wiederbelebungsfunktion an eine Geliebte, die „Nahrung und Balsam“ spendet. Wenn die Verschmelzung von Mutter, Schwestergestalt, Geliebter sich regelmäßig als Fundament der modernen Muse wiederholen wird, so variiert bei den einzelnen Dichtern der Bezug auf den – in Goethes Gedicht ausgesparten – Vater. Ebenso variiert die Spannung zwischen dem Bewußtsein der innerpsychischen Herkunft und Wirkungsweise der Muse und den Resten des Glaubens an eine übersubjektive Inspirationsquelle. Diese Spannung, die dort offenbar noch nicht problematisiert wurde, zeichnet sich in der antiken Dichtung schon ab durch den fluktuierenden Gebrauch von Einzahl und Mehrzahl, wenn die Museninstanz als ganze genannt wird. Die Doppelheit von „Muse“ und „Musen“ prägt auch jenes gängige metonymische Sprachklischee, das als zweite Wurzel von Hölderlins Beziehung zur Muse nicht unbeachtet bleiben darf: die Gleichsetzung von „Muse“ mit „Poesie“, auch mit der spezifischen Poesie eines bestimmten Autors („Herrn Wielands Muse“). Zwar bedrohte dies Klischee einerseits die lebendige Präsenz der Muse durch entleerende Repetition, aber andererseits blieb es doch die sprachliche Matrix, aus welcher die Gestalt jederzeit wieder aufsteigen konnte. So auch beim jungen Hölderlin, der aus dem Stift an seine Mutter schrieb, daß „die Muse gleich ein saures Gesicht macht, wenn ihre Söhne einzig und allein auf dem philosophischen und theologischen Altare opfern“<sup>13</sup> und der gleichen Muse eine seiner ersten Hymnen widmete.

<sup>13</sup> StA VI, 54, Nr. 33.

### 3. Die Gegenwart der antiken Musen

Befindet sich Hölderlin mit den Anfängen seiner Musendichtung bereits innerhalb des Prozesses moderner Internalisierung, so stehen ihm andererseits die antiken Musen offenbar überwältigend nahe als eine an die griechische Sprache geknüpfte Denk- und Vorstellungsform. Neben Homer (Hölderlins Übersetzung der Ilias bricht gerade mit dem Musenanruf vor dem Schiffskatalog ab) ist vor allem Hesiod wichtig, dessen Musenweihe ein Fundament seiner Konzeption des dichterischen Prozesses war. Hesiods große Bedeutung für Hölderlin ist erstaunlicherweise – soweit ich sehe – noch kaum gewürdigt worden. In der Magisterarbeit gibt er diesen Akt nicht so wieder, wie ihn Hesiod berichtet (die Musen am Helikon hätten für den Hirten Hesiod den Lorbeerzweig gebrochen oder ihn diesen zu brechen geheißt<sup>14</sup>), sondern in der Variante der Hesiodvita: „Da sollen neun Frauen zu ihm getreten sein, die von einem Helikonischen Lorbeerbaum Zweige abbrechen und ihn damit speisten, und so war er mit Weisheit und Dichtung kräftig genährt.“ Hölderlin drückt das vorsichtig so aus, daß ihm „die Musen den Lorbeer zu kosten gegeben haben“.<sup>15</sup> Beißner hat schon darauf hingewiesen, daß diese Vorstellung vom Kosten des Lorbeers wiederkehrt im späten Hymnenfragment 'Einst hab ich die Muse gefragt...'.<sup>16</sup> (Das Kauen der Lorbeerblätter galt im Apollonkult als das Mittel, das die Pythia zur Weissagung befähigte.<sup>17</sup>) Charakteristischerweise verbindet schon der junge Hölderlin die Vorstellung der Musenweihe Hesiods mit dem Bild der Natur als der Erweckerin und Erhalterin von Hesiods Dichtergabe. Aus der Schilderung von Geburt, Eigenart und Tätigkeit der Musen im Prooimion der 'Theogonie' möchte ich jetzt nur jene Züge herausgreifen, die Hölderlin, wenn man von seiner Dichtung zurückschließt, besonders ansprechen mußten.

1. Hesiod, der Zeusverehrer, betont stark die Beziehung der Musen zum Vater. Die Töchter des Zeus und der Nymphe Mnemosyne verkör-

<sup>14</sup> Zu den Varianten der Überlieferung (δρέψασαι gegen δρέψασθαι) vgl. Lenz, a.a.O., S. 149 und die Aufsätze von P. Friedländer und K. v. Fritz in: Hesiod. Hrsg. von E. Heitsch, Wege der Forschung Bd. XLIV, Darmstadt 1966. Die die Argumentation bestimmende Opposition/Fiktion/Erlebnis ist freilich sehr fragwürdig, wie die ganze Diskussion über das Prooimion ein fesselndes Stück Mentalitätsgeschichte darstellt.

<sup>15</sup> StA IV, 192, Z. 24.

<sup>16</sup> StA II, 854; dort auch das Zitat aus der Vita Hesiodi.

<sup>17</sup> Vgl. den Artikel ‚Lorbeer‘ in: Der kleine Pauly, hrsg. v. K. Ziegler und W. Sontheimer, Bd. 3, München 1979, Sp. 736 f.

pern den Logos und sind doch zugleich Naturgottheiten, also geborene Vermittlerinnen. Ihre erste Bestimmung ist es, den göttlichen Vater durch ihren ‚süßen Gesang‘ zu erfreuen.

2. Innerhalb der Natur haben sie einen besonderen Bezug zum Wasser und zu den Bergen, wo sie wohnen und über die sie hinziehen, in Nebel oder Wolken (ἡέρι πολλῆ) gehüllt.

3. Ihr Gesang findet sein Echo in der Natur: „das Haupt des beschneiten Olympos und die Häuser der Unsterblichen“ hallen davon wider.

4. Die Gabe der Musen ist von größtem Wert für die Gemeinschaft: vor den Sängern (die eine Trostfunktion für den einzelnen haben) nennt Hesiod die ausgezeichneten Könige, die dank der von den Musen verliehenen Redekunst gewaltlos Frieden zu stiften vermögen.

5. Die Musen haben eine doppelte Beziehung zur Zeit: einerseits sind Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges Inhalt ihres Gesanges; andererseits unterstehen sie als Singende und Tanzende dem Gesetz des Rhythmus.

6. Auffallend ist schließlich die Aufforderung der Musen zu dem, was in moderner Perspektive als die Selbstreflexion der Dichtung erscheint: „sie selbst immer zuerst und zuletzt zu besingen“.

Zu dieser hesiodeischen Basis tritt die Allgegenwart der Musen in den Hymnen Pindars. Sie erscheinen allein in den von Hölderlin übersetzten Gedichten sechsmal, als „Mir neuerfreulich erfindend eine Weise“ (StA V, 51; 3. olymp. Ode) oder an der Seite der Wahrheit, als Tochter Jupiters (9. olymp. Ode). Nicht ohne Bedeutung für Hölderlin war es vielleicht, daß Pindar die Muse einmal als „unsere Mutter“ anredet (3. nem. Ode). Hölderlins Verständnis der Musen wird besonders deutlich an den Veränderungen, die er bei seiner Neubearbeitung an der Übersetzung der 1. phythischen Ode vorgenommen hat. Übersetzte er um 1800 einigermaßen konventionell:

*Was aber nicht geliebt hat  
Zeus, stößt sich an der Stimme  
Der Pieriden, der singenden,* (StA V, 63)

so heißt es später (um 1803):

*Die aber nicht liebgehabt Zeus,  
Denen ekelt an der Stimme  
Der Geistergöttinnen, auf dem Pierion blasend* (StA V, 291)

Der ‚hesperische‘, explizierende Name „Geistergöttinnen“ bezeichnet die Musen als Logos – und als dämonische Wesen, und die Verwandlung der

Geburtslandschaft Pierien zum Berg „Pierion“ scheint diesen und damit die Natur zugleich zu ihrem Instrument zu machen. Bis zu diesem späten Verständnis wird ein langer Weg zurückgelegt, wobei doch bestimmte Grundvorstellungen auffallend erhalten bleiben im charakteristischen Ineinander von Zeitlichkeit und Zeitlosigkeit der poetischen Imagination.

#### 4. Die präexistente Muse und Diotima

Nicht ausgemacht ist meines Wissens, ob Hölderlin Kenntnis gehabt hat vom Bericht des Aristeides über den verlorenen Zeushymnus Pindars, der die Erschaffung der Musen aus einem Mangel der Welt herleitet: „als Zeus die Götter fragte, ob sie noch etwas brauchten, hätten sie ihn aufgefordert, noch Götter zu schaffen, welche diese großen Werke und seine Weltordnung mit Worten und Musik ausschmücken sollten“.<sup>18</sup> Diese Betonung der Unvollständigkeit des Kosmos vor der Existenz des ihn wiederholenden Gesangs entspricht jedenfalls einem Ansatz in der Konzeption von Hölderlins Muse, die schon die ersten Versuche zur Gestaltung des Themas erkennen lassen. W. Binder hat in seiner aufschließenden Würdigung der Tübinger Hymnen gezeigt, wie Hölderlin sich hier selbst die Legitimationsinstanzen für seine Dichtung erschafft: in Gestalt der von ihm zu Gottheiten mythisierten Werte wie „Schönheit“, „Liebe“, „Harmonie“.<sup>19</sup> Dabei wird in einem paradoxen Vorgang – der eben das Moderne von Hölderlins Schreibsituation beleuchtet – das vom dichterischen Subjekt selbst Gesetzte zum Ursprung seines Dichtens erklärt. Zwischen diesen neugeschaffenen Gottheiten scheint die alte Muse fast fremd zu stehen. Sie ist aber mit ihnen verbunden, indem etwa die „Harmonie“ geschaut wird im Bild einer Urania, die Züge der himmlischen Aphrodite und zugleich der Muse trägt, wie überhaupt die angeredeten Gottheiten weithin ineinander übergehen infolge der Verwandtschaft der ihnen zugesprochenen Attribute. Das jugendliche Musen-Gedicht 'Hymne an die Muse' (StA I, 135 ff.) zeigt die für Hölderlin spezifische Gesetzmäßigkeit, daß sich eine Konstellation bildhafter Vorstellungen herauskristallisiert, der gegenüber die gedanklichen Verknüpfungen sekundär sind. Die Muse wird im Jugendgedicht gefeiert als Erkenntnismächtige, Erweckerin ruhmreicher Vergangenheit, Erzieherin der zunächst barbarischen Menschheit, Patronin großer geistiger und heroischer Taten. Diese von der Tradition inspi-

rierten Gedanken umschließen folgende Elemente, die sich fixieren werden: 1. ein Oszillieren zwischen einem weiblich-mütterlichen und einem männlich-väterlichen Prinzip. Die Pieride, die „mütterlich die Sorgen“ ablenkt (v. 92), Mutterschoß der Menschheit (v. 43 f.), verwaltet zugleich auch die Aegis des Göttervaters. 2. In ihrer Nähe zeigt sich die Natur schön und freigebig; dabei kehrt in den Motiven ‚kosten‘ (v. 117) und ‚Stab‘ sichtlich das Hesiod-Modell wieder. Die Musenpriester schwingen den „Pilgerstab“ (v. 90) wie sie selbst den „Zauberstab“ (v. 60). 3. Zu den konstitutiven Elementen der Musenkonstellation gehört auch der Adler: hinter den trivialen ‚Adlerblicken‘ der Forscher (Str. 4) verbirgt sich der Zeus-Adler der 1. pythischen Ode, der Apollon und den Musen lauscht. Seine Wiederkehr im ‚Hyperion‘ bezeichnet die moderne Verpflanzung der Muse nach innen: „Wie Jupiters Adler dem Gesange der Musen, lausch‘ ich dem wunderbaren unendlichen Wohlklang in mir.“ (StA III, 48) 4. Vage deutet sich in der frühen Hymne schon der für die ganze spätere Dichtung wesentliche Versuch an, die Sphäre des Heroischen mit der der Muse zu vereinen. Der vom Gedankengang her eher überraschende Schluß: „Liebt und stirbt für Freund und Vaterland!“ (v. 120) läßt sich einerseits vom Bezug der Muse zum Vater her deuten; andererseits trägt der Begriff des ‚Vaterlandes‘ auch die antikisch überhöhten revolutionären Konnotationen jener Phase. Im Versuch, hier eine Einheit zu schaffen – wofür die antike Musenfunktion, den Helden Unsterblichkeit zu verleihen, einen der Ansatzpunkte bietet – muß Hölderlin gleichsam den berühmten Wettkampf zwischen dem Kriegsdichter Homer und dem Friedensdichter Hesiod noch einmal austragen.

Diese früh entworfene Konstellation, die sich bereits durch das poetische Klischee hindurch als individuelle abzeichnet, erhält ihre entscheidende Prägung durch das Hinzutreten der Muse in Gestalt der Geliebten, der Beatrice.

*Götter wandelten einst bei Menschen, die herrlichen Musen  
Und der Jüngling, Apoll, heilend, begeisternd wie du.  
Und du bist mir, wie sie, als hätte der Seligen Einer  
Mich ins Leben gesandt, geh ich, es wandelt das Bild  
Meiner Heldin mit mir, wo ich dulde und bilde, mit Liebe  
Bis in den Tod, denn dies lernt ich und hab ich von ihr. (StA I, 247)*

Begeistert evoziert und zugleich problematisiert wird die stimulierende Begegnung mit der Geliebten als der verlorenen Seelenhälfte im strophischen Diotima-Gedicht (StA I, 212 ff.), dessen drei erhaltene Fassungen

<sup>18</sup> Pindarus. Ed. B. Snell. Leipzig/Berlin 1959, S. 186 (fr. 31 [7]).

<sup>19</sup> Einführung in Hölderlins Tübinger Hymnen. HJb 18, 1973/74, S. 1–19.

erkennen lassen, wie sich aus der idealischen Schwestergestalt die Muse kristallisiert. Die in den ersten beiden Fassungen als ‚Hohe, Gute‘ (214, v. 68; 217, v. 52) apostrophiert wird, heißt in der letzten an der gleichen Stelle „Holde Muse!“ (221, v. 40). Die Vermittlung hat der Vergleich mit Urania geleistet. Die „Blumen“ der ersten Fassungen werden in der letzten deutlich als „Gesanges Blumen“ (220, v. 3) erkennbar. Der allen Fassungen eigene Hinweis auf die Präexistenz des Diotima-Geistes in der Kindheit deutet die mütterliche Komponente der Musengestalt an. Im Zentrum dieser Gedichte steht aber eine konfliktuelle Beziehung des beseligten Ich zu seiner in göttergleicher „Stille“ und „Fülle“ verharrenden Schwestergestalt. Die erste Fassung spricht den Riß in der vermeintlichen Harmonie am krassesten aus: [Ich habe] „Wenn ihr Geist, der mich begeistert, / An der hohen Stirne tagt, / Von Bewundrung übermeistert, / Zürnend ihr mein Nichts geklagt“ (215). Das ist jene für Hölderlin zentrale Narzißmus-Problematik, auf die J. Laplanche den Blick gelenkt hat.<sup>20</sup> Da sie sich am deutlichsten im ‚Hyperion‘ entfaltet, muß die Diotima des Romans hier einbezogen werden in der Form eines knappen Überblicks über die für den Musencharakter wesentlichen Punkte, der weder der Narzißmus-Thematik im ganzen noch der Problematik der Diotima-Gestalt und ihrer narratologischen Gebrochenheit gerecht werden kann. Auch die Beziehung des Musen-Themas zum philosophischen Gehalt des Romans muß ausgespart bleiben. Was ist „dies“, was der Dichter von der inkarnierten Muse gelernt hat? Gewiß das ‚Bilden‘, dem sich das Ausdauern im Leben verbindet – aber wenn die grammatische Konstruktion des Satzes diesen Sinn ergibt, so fällt von der Struktur des Verses her der Schatten des benachbarten ‚Todes‘ auf das Gelernte. So verrät sich schon in dieser Verklärung von Diotimas Musenfunktion die Ambivalenz dieser Gestalt.<sup>21</sup> Der Konzentration halber sollen nur das ‚Fragment von Hyperion‘, ‚Hyperions Jugend‘ und der ausgeführte Roman betrachtet werden.

Es ist hier nicht möglich, den Umfang des – bekanntlich in den letzten Jahren gefährlich ausgeweiteten – Narzißmus-Begriffs zu erörtern. Für Hölderlin bestimmend ist jene Variante des Liebesverlangens, welche die Andersheit des geliebten Menschen nicht ertragen kann und von ihm sowohl Spiegelbildlichkeit wie idealische Totalität fordert als Voraussetzung einer ausschließlichen dualen

<sup>20</sup> Hölderlin et la question du père, Paris 1961. Dt.: Hölderlin und die Suche nach dem Vater, Stuttgart 1975.

<sup>21</sup> Ich möchte versuchen, diese Funktion ohne Rekurs auf die biographische Basis zu erfassen, nicht weil ich ihn für illegitim hielte, sondern weil die Lückenhaftigkeit der Dokumente in die Spekulation führt.

Beziehung. Die Vorstellung von der Vollkommenheit des geliebten Objekts und die Sehnsucht nach Identität mit ihm zeigt den Ursprung dieser Form von Liebe in der – illusionären – Einheit des kleinen Kindes mit seiner Mutter. Diese Sehnsucht scheint immer in Zeiten aufzuflammen, in denen eine starke Individualisierung dem Subjekt den Zugang zu einer größeren Gemeinschaft erschwert – von Sokrates über Gottfried zu Roland Barthes, dessen ‚Fragments d’un discours amoureux‘<sup>22</sup> davon eines der jüngsten und bewegendsten Zeugnisse ist. Hölderlin zeigt in den Gedichten wie im Roman überdeutlich das Moment der Unerfüllbarkeit, das dieser Liebeserwartung ihrer Struktur nach inhärent ist. Gerade wenn die Forderung nach Vollkommenheit des Objekts – im Wahn des Subjekts – erfüllt ist, macht sie die Spiegelbildlichkeit mit dem notwendig unvollkommenen Ich unmöglich und stürzt dieses in Verzweiflung über sein „Nichts“. Die krude Darstellung dieser Aporie macht ‚Fragment‘ und ‚Jugend‘ zu genialen psychopathologischen Studien, die um so bewundernswerter sind, als der Autor auf der begrifflichen Ebene sich kaum über das Beobachtete und Dargestellte im klaren sein konnte.

Die Melite des ‚Fragments‘ ist, trotz der ‚himmlischen Worte‘, die sie gelegentlich spricht, weithin reduziert auf die Sprache der reinen überwältigenden Erscheinung, welche, als Inkarnation der Idee konzipiert, nicht nur bei Hölderlin leicht den Charakter der reinen Projektionsfigur enthüllt.<sup>23</sup> Ohne jeden äußeren Grund geht Hyperions Begeisterung in eine masochistische Raserei der Verzweiflung über: sie bedarf in ihrer Vollkommenheit seiner nicht und postuliert diese Selbstgenügsamkeit dazu als Lehre des Vaters. Der Verweis auf den Vater gehört zu den Zügen, die den – hier noch nicht expliziten – Musencharakter der Diotima vorbereiten.<sup>24</sup> Dem physischen Vater, welcher Melites Liebe zu Hyperion indirekt entgegensteht – durch seine Lehre und durch den Befehl zur Abreise –, tritt zur Seite ein geistiger in Gestalt Homers, dem Melite ihre Locke opfert. Ein zweiter Zug der Narzißmus-Musen-Thematik, der in allen Fassungen konstant bleiben wird, ist das Motiv der Dioskuren, die das Ideal vollkommener Spiegelbildlichkeit in seiner homoerotischen und heroischen Form figurieren. Diese Relation tritt im Roman in erst geheime, dann offene Rivalität zur Diotima-Relation, die, naiv-idealisch getönt, von Frieden und Harmonie bestimmt ist, was oft durch arkadische oder elysische Konnotationen signalisiert wird. Ein dritter Zug: der allegorisierte Frühling, der jeweils die Erscheinung der Diotima vorbereitet, spielt als fast menschlich präsenter ‚holder Fremdling‘ eine doppelte Vermittlerrolle. Er trägt – wie der ihr oft zugesprochene ‚Genius‘ – zu dem durch den integrierten Vater begründeten hermaphroditischen Charakter der Muse bei, verbindet sie aber auch mit dem mütterlichen Prinzip der Natur. Diese

<sup>22</sup> Paris 1977. Dt.: Fragmente einer Sprache der Liebe. Frankfurt a. M. 1984.

<sup>23</sup> Zur Problematik der Diotima-Gestalt vgl. auch M. Janz: Hölderlins Flamme – Zur Bildwerdung der Frau im ‚Hyperion‘. HJb 1980/81, S. 122–142.

<sup>24</sup> Hederichs mythologisches Lexikon erwähnt Melete („fleißiges Nachdenken“) als eine der von Pausanias angeführten Musen.

bietet sich, noch abgetrennt von den Menschen, am Ende des Fragments dem Liebesverlangen als Ersatzobjekt an: „warum liebst du nicht *mich*?“ (StA III, 183).

In 'Hyperions Jugend', welche die Selbsterstörung der narzißtischen Liebe mit reichem Detail wiederholt, verstärkt und verwandelt sich der väterliche Ursprung der Muse durch die Einführung des Vater-Lehrers, der mit Diotimas physischem und geistigem Vater identisch ist. Im Verhältnis des ‚Fremden‘ zum Schüler Hyperion zeigt sich ansatzweise die Möglichkeit, ein narzißtisches Verhältnis zu sublimieren. Das narzißtische Element äußert sich in dem Einsamkeitsgebot, das der Lehrer Hyperion erteilt, so daß dieser das Mißlingen seiner menschlichen Kontakte als verdiente Strafe empfindet: „Nun bist du gerächt!“ Aber seine Formulierung des Auftrags, Erneuerer des Altertums und Volkserzieher zu werden, impliziert eine Sinnggebung der Dyade auf dem Wege der Integration ins Ich: „daß mein Leben fortdaure in dir und denen, die du bildest“. So gewinnt auch die Tochter, durch das Geschenk der Minerva-und-Apollon-Münzen sich als Muse signalisierend, gerade da lebendige Sprache, wo sie das Bild einer neuen, von Geist und Seele getragenen Geselligkeit entwirft. Diese Konzeption einer natur-und-götternahen Idyllengemeinde kontrastiert implizit bereits mit dem – gesprächsweise immer wieder mit der Diotima-Beziehung parallelierten – heroischen Dioskurenprinzip.

Dieser Antagonismus entfaltet sich dramatisch im ausgeführten Roman, in dem nun Diotima klar als Muse konzipiert ist und auch als solche bezeichnet wird, und zwar an zwei Höhepunkten des Romans: einmal auf den Ruinen von Athen, über denen ihre „stillen Gedanken“ herrschen „wie das Saitenspiel der himmlischen Muse über den uneinigen Elementen“, und in ihrem letzten Brief: „Hyperion! Hyperion! Hast du nicht mich, die Unmündige, zur Muse gemacht?“ Den Roman strukturiert das Rivalitätsverhältnis zwischen zwei auf ausschließende Totalität und Spiegelbildlichkeit tendierenden Relationen. Dem Dioskurenverhältnis zu Alabanda, gekennzeichnet durch Temperamentsunterschiede, aber gleiches Geschlecht, konkurriert das Verhältnis zur Muse Diotima, gekennzeichnet durch verschiedenes Geschlecht, aber Seelenverwandtschaft. Das Logos-Element in dieser Diotima ist so stark, daß seine Symbolisierung durch die physische Verwandtschaft mit dem Vater-Lehrer aufgegeben werden konnte. Gegenüber den früheren Fassungen und auch gegenüber dem antiken Modell hat nun Hölderlins Muse eine spezifische Veränderung durchgemacht. Hatte die – ferne oder tote – Mutter der Diotima als einstige ‚Krone Ioniens‘, welche Bezeichnung auch auf eine Stadt oder Kultur passen würde, auch eine Konnotation von Mnemosyne, so ist – bei aller Bindung an die altgriechische Kultur – im Roman der mütterliche Ursprung ganz eindeutig die Natur. Das wird ganz klar in der Verlobungsszene beim Abschied Hyperions, wo die physische Mutter, ohnehin der ‚Königin des Hauses‘ untertan, nur die Folie bildet für die Anrufung der Natur – jener Mutter, der gegenüber Diotima Schuldgefühle hat wegen ihrer Konzentration auf Hyperion. Dieser ihr Konflikt gehört zu dem den Roman

kennzeichnenden Versuch, das ‚Götterbild‘ zu vermenschlichen, dem Umgang mit der begeisternden Instanz jenen Charakter lebendiger Wechselbeziehung zu geben, der die moderne Muse, Integration lebendiger Personen, kennzeichnet, und damit auch die Starrheit der narzißtischen Polarisierung aufzuschmelzen. Der Prozeß der Sublimation der narzißtischen Bindung stellt sich zunächst dar als gegenseitiger Erkenntnisvorgang. Im Spiegel von Hyperions Liebe wird Diotima ihrer selbst bewußt; sie dagegen vermag dem Geliebten als Grund seiner permanenten Depression seine utopischen Ansprüche an die Welt nachzuweisen. Infolge dieser Wechselbeziehung, welche die inspirierende Instanz abhängig macht von der inspirierten, wird auch der Übergang der Begeisterung ins Verzagen milder. Er wird hier altruistisch-politisch akzentuiert: Hyperion will die Friedliche nicht mit seinen Sorgen belasten (was vielleicht ins Gebiet der subtilen Rationalisationen gehört, welche der Autor allen Personen mit erstaunlicher Kunst attribuiert). Der Konflikt kommt somit nicht mehr aus der Struktur der dyadischen Beziehung selbst. Diese ist sinnvoll sublimiert, indem die Muse Hyperion zum Volkserzieher beruft und er die Berufung annimmt. Es ist die Weisheit der Muse, wenn sie die heroische Dioskuren-Beziehung diesem Sublimations- und Sinnggebungsprozeß integrieren will, indem sie sich selbst mit Kastor (dem sterblichen Partner) identifiziert. Aber die Stimme der homoerotischen Bindung in Gestalt von Alabandas Brief, Solidarität und Rivalität aufstachelnd, ist stärker, zumal auch sie eine Öffnung auf die Gemeinschaft verspricht. Deren illusorischen Charakter – da es sich nicht um persönliche Schüler, sondern eine unbekannte Menge handelt – vermag Hyperion nicht zu durchschauen. Hyperion erleidet den privaten und öffentlichen Schiffbruch, weil er der Mahnung der Musenstimme, abzuwarten und zu lernen, vorbereitende Bewußtseinsbildung anstelle spontaner Aktion zu betreiben, nicht gehorcht. Sehr subtil wird Alabanda in einem beiläufigen Vergleich als ‚verbotne Frucht‘ charakterisiert (StA III, 24), wie später im Hymnen-Fragment das „Vaterland“. Wenn aber Diotima in ihrem letzten Brief die Vision von Hyperions Tätigkeit als Volkserzieher noch einmal beschwört, so ist das nicht nur der Abschied von einem Traum. Ihr Brief, ein poetischer Gipfel des Romans, ist auch der Gipfel der Sprachentwicklung dieser einstmals unmündigen Muse, welche, dank dem Transgreß der narzißtischen Beziehung, ihre Musensprache vom Musenschüler erhalten hat. Die „liebende Schweigende, die so ungern sich zur Sprache verstand“ und sich allein im Gesang – also in gesteigerter, aber imitativer Sprache – äußern konnte, ist schon in Athen zu eindringlicher Rede fähig geworden. Diese vollendet sich in der Schrift, in den Briefen, wo sie zum erstenmal anders als durch die Brechung in Hyperions Bericht zum Leser sich äußern darf. Daß ihre Sprache die gleiche ist wie die Hyperions, darf man nicht zu sehr im Hinblick auf die Narzißmusproblematik deuten, da das von Hölderlin gewählt Genus des lyrischen Romans der Ausbildung individualisierter Personensprache nicht günstig ist. Im letzten Brief gewinnt die Muse ihre älteste Funktion zurück und schreibt diese zugleich allen Menschen zu: „wie Harfenspieler“, mit Tanz und Gesang, in wechselnden

Gestalten und Tönen „das Leben der Götter, den Triumphzug der Natur“ zu begleiten. In den Formulierungen, namentlich der vom „Lebenslied“ der Menschen, deutet sich eine Aufhebung der Differenz zwischen Sprache und Sein an. Die Muse, die als Botschafterin des väterlichen Logos die Wirkung auf Hyperion verfehlt hat, kann ihn nur erreichen durch Regreß auf das mütterliche Prinzip, die Natur, mit der sie sich im Tod vereinigen muß, um zu deren Stimme zu werden. „Warum liebst du nicht mich?“ – diese Frage der heiligen Natur am Ende des ‚Fragments‘ braucht nicht mehr gestellt zu werden, wenn am Ende des Romans aus der Natur die Stimme der menschlichen Muse spricht. Sie vermag es, daß Hyperion, wenngleich gebrochen, doch nicht zum Selbstmörder, sondern zum Dichter des Romans wird. Die unzerstörbare Gegenwart der internalisierten Muse im überlebenden Hyperion ist gewiß keine ideale Lösung des Narzißmusproblems: sie impliziert die Resignation in bezug auf ein praktisches Wirken für die Gemeinschaft, ja auf das Leben in ihr, und enthält in der Hinwendung zur Natur ein gefährlich regressives Moment<sup>25</sup> – aber sie ist ein Mittel zum „Bleiben im Leben“ und eine – wenn auch vermittelte – Möglichkeit zum Umgang mit der Gemeinschaft durch die Sprache.

„Verzeih mirs, daß Diotima stirbt.“ (StA VI, 370): der Tod der Roman-Diotima bedeutet nicht, daß die Muse Hölderlins nur als tote wirken kann. In der letzten Fassung des Diotima-Gedichts wird gleichfalls die Lösung des narzißistischen Paradoxons durch den Musencharakter der Schwestergestalt gefunden: ihre „Melodien“ ermutigen das zuerst unterlegene Ich, sich selbst den gleichen götternahen Status zuzutrauen (StA I, 222). Wenn das Ich sich am Schluß als Sänger der Gemeinschaft der „Sterblichen“ zuwendet, so wird charakteristischerweise der Vergleich mit dem „Stern der Tyndariden“ (219, v. 105) aus der mittleren Fassung ersetzt durch den mit dem gemeinsamen Vater, zu dem sich Jupiter und Sonnengott in Klarheit vereinen.

Im Zeichen dieses Vatergottes nimmt die Diotima-Muse, schließlich als physisch Abwesende ganz internalisiert, ihre verklärteste Gestalt an: in ‚Menons Klagen um Diotima‘ (StA II, 75 ff.). Wichtig ist, daß hier der Versuch gemacht wird, die personale Muse in einem gewissen Maß zu reobjektivieren, indem sie in Beziehung zu einer göttlichen Musen-Instanz gesetzt wird. Es zeigt sich hier in bezug auf die Musen das Bemühen, das Hölderlin im Fragment ‚Über Religion‘ (StA IV, 275 ff.) an die Gottesvorstellungen überhaupt gewandt hat: mittels der Fähigkeit des Menschen, sich in andere und somit auch in deren Götter zu versetzen, wird dort die Eingeschlossenheit in die eigene Sphäre mit dem jeweils eigenen Gott auf-

<sup>25</sup> Die am Anfang des Romans berufene Eigenschaft der Natur, Tochter des „Vaters“ zu sein, scheint am Schluß aus dem Blick gekommen.

gebrochen. In ‚Menons Klagen‘ erhält das ‚Götterbild‘, das den Dichter gelehrt hat, „Großes zu sehn, und froher die Götter zu singen“, selber die Kraft zum Dulden von übersubjektiven Botinnen Gottes:

*Und der Vater, er selbst, durch sanftumatmende Musen  
Sendet die zärtlichen Wiegenesänge dir zu.* (StA II, 78, v. 99 f.)

Dabei fällt auf, daß in der ‚Elegie‘ „die Natur und ihre melodischen Musen“ (73, v. 89) diese Funktion hatten; ihr weibliches Element lebt jetzt in den ‚Wiegenesängen‘ fort, wie überhaupt zwischen dem väterlich-logoshaften und dem weiblich-naturhaften Element im Ursprung der Musen in den idealischen Zuständen ein Verhältnis gegenseitiger Repräsentation herrscht. Die Seligkeitsvision am Schluß der Elegie wird in ‚Menons Klagen‘ stärker auf die Musensphäre hin akzentuiert: die ‚silbernen Berge Apollons‘ und seine ‚heilige Leier‘ sind Vorzeichen eines Zustandes der Vereinigung, der auch das heroische Prinzip einbezieht:

*Dort, wo die Adler sind, die Gestirne, die Boten des Vaters,  
Dort, wo die Musen, woher Helden und Liebende sind* (StA II, 79)

Durch die Zusammenführung der subjektiven und der übersubjektiven Inspirationsinstanz wird nun auch eine Öffnung der dyadischen Beziehung auf die Gemeinschaft hin möglich. Aus der gleichen Epoche (1799/1800) stammen die Oden ‚Der Frieden‘ und ‚An die Deutschen‘, welche die göttlichen Musen herbeirufen, um die deutschen Berge in Pindos, Helikon und Parnassos zu verwandeln. Doch ist es nur die Vision ihres öffentlichen Wirkens, die die Muse im Gedicht aktualisieren kann. Die Spannungen, die seiner Musenthematik inhärent sind, können nie gelöst, sondern nur immer neu bearbeitet werden. So besteht eine dauernde Ambivalenz darin, daß die Rückbindung der Diotima-Muse, der verinnerlichten Menschenstimme, an eine übersubjektive Musen-Instanz einerseits zwar eine Unterwerfung unter ein göttliches Prinzip bedeutet, andererseits aber gerade dadurch, indem nämlich die menschliche Muse sich unter die Boten Gottes einreicht, zur Hybris tendiert.

### 5. Die arkadische Regression

Allerdings gibt es einen Musen-Text Hölderlins, in dem geradezu die Auflösung aller Spannung thematisiert scheint: seinen Kommentar zum Pindarfragment ‚Vom Delphin‘ (140 b), der als ein eigengesetzlicher poetischer Text von besonders subtiler Struktur gelten kann. Geschildert wird

auf den ersten Blick ein ausgezeichneter Zustand totaler Harmonie, in der die Natur und ihre Geschöpfe singend sich selbst darstellen, so daß das Ideal des ἐν διαφέρον ἑαυτῷ sich verwirklicht.

*Den in des wellenlosen Meeres Tiefe von Flöten  
Bewegt hat liebenswürdig der Gesang.*

*Der Gesang der Natur, in der Witterung der Musen, wenn über Blüten die Wolken, wie Flocken, hängen, und über dem Schmelz von goldenen Blumen. Um diese Zeit gibt jedes Wesen seinen Ton an, seine Treue, die Art, wie eines in sich selbst zusammenhängt. Nur der Unterschied der Arten macht dann die Trennung in der Natur, daß also alles mehr Gesang und reine Stimme ist, als Akzent des Bedürfnisses oder auf der anderen Seite Sprache.*

*Es ist das wellenlose Meer, wo der bewegliche Fisch die Pfeife der Tritonen, das Echo des Wachstums in den weichen Pflanzen des Wassers fühlt.*

(StA V, 284)

Auf den zweiten Blick stellt dieses Bild der Harmonie eine Reihe von Fragen.

1. Kann hier ein Zustand der Vollkommenheit im Sinne des ‚Brautfestes‘ gemeint sein, ohne daß die Sphären des Vatergotts und der Geschichte genannt wären?

2. Wie verhalten sich die Musen und die Natur genau zueinander? Gegenüber Hesiod fällt sogleich die Verschiebung der Funktionen auf: die Natur ist nicht mehr Echo des Musengesangs, sondern selbst die Singende, während die Musen sich darauf zu beschränken scheinen, durch ihre „Witterung“ die Voraussetzung für diesen Gesang zu schaffen.

3. Gibt es in diesem Text überhaupt ein wahrnehmendes Bewußtsein, an das sich die Selbstdarstellung der Wesen richtet? Oder wird versucht, einen Zustand reiner Immanenz zu imaginieren, in dem der Unterschied zwischen dem menschlichen Bewußtsein und dem Fühlen der Natur hin-fällig würde im Sinne jener den Hyperion-Schluß charakterisierenden Tendenz? (Die einzige Stelle, an der Hölderlin in seinen Gedichten das Wort ‚Instinkt‘ gebraucht, ist die Notiz „Die Instinkte der Menschen zur Musenzeit“. – StA II, 327).

Eine Analyse der einzelnen Textelemente soll versuchen, diese Fragen zu beantworten.

Bestimmend für den geschilderten Zustand ist der Begriff der „Witterung“ der Musen. Im vorangehenden Fragment ‚Von der Ruhe‘ (fr. 109; StA V, 283) übersetzt Hölderlin mit „stiller Witterung“ die pindarische Wendung ἐν εὐδίᾳ (in heiterem Wetter, bei Windstille). Der politische Kontext („Das Öffentliche, hat das ein Bürger / in stiller Witterung ge-

faßt“) zeigt hier schon an, daß in der für Hölderlin typischen Kombination ein Element von geschichtlicher Zeit in die Naturzeit eingeführt wird. Fingerzeige dafür, wie die „Witterung der Musen“ vorzustellen ist, geben die Feiertagshymne, wo ‚günstige Witterung‘ den Zustand nach dem Gewitter bezeichnet, und vor allem ‚Griechenland‘, ein Hymnenfragment, auf dessen Nähe zum Delphin-Text schon Beißner hingewiesen hat: „Der Wolken heitere Stimmung, gut / Gestimmt von Dasein Gottes, dem Gewitter“ (StA II, 257). Was bedeutet aber der Genitiv? Die den Musen angemessene Witterung, die von den Musen herbeigeführte Witterung? Es scheint, als ob die Gegenwart der Musen den Zustand bewirke, in dem die Natur singen kann. Vielleicht sind aber die Musen selbst unausgesprochen auch am Gesang beteiligt, „wenn über Blüten die Wolken, wie Flocken, hängen, und über dem Schmelz von goldenen Blumen“. Diese Beschreibung der Musenzeit charakterisiert sie als Vermittlung. Flocken sind Blüten wie Wolken gemeinsam; Wolken schützen vor der Schärfe des Lichts. Dem Bild der Wolken nun scheint mir eine eminente Bedeutung zuzukommen. ‚Griechenland‘ gibt den Wolken selbst eine Gesangstimme: „Tönt wie der Amsel Gesang / Der Wolken heitere Stimmung“; „die Wissenschaft / Und Zärtlichkeit und den Himmel breit lauter Hülle naher / Erscheinend singen Gesangeswolken“ (StA II, 257).

So heißt es auch in einer Lesart zum ‚Quell der Donau‘: „In Wolken des Gesangs thront, her(r)schet über die / Völker, über die Fürsten ein Gott“ (StA II, 690). Ganz deutlich wird in diesen Formulierungen die Präsenz von Hesiods Prooimion, in dem gleich zu Anfang die Musen als nächtlich Wandernde erscheinen, in Wolken gehüllt (Vers 9/10), welche die Götter besingen. Im Delphin-Text herrscht allerdings der Tag, vielleicht der Mittag<sup>26</sup>, aber solch freier Gebrauch der antiken Elemente ist selbstverständlich. Hier scheint aber in bezug auf die Eigenart von Hölderlins Konzeption der Musenstimme etwas Entscheidendes zu geschehen. Werden in den „Gesangeswolken“ die Musen metonymisch mit den sie umgebenden Wolken gleichgesetzt, in jenem Modus, der die Minerva zur ‚Eule der Schriften‘, den Dionysos zum ‚Geist‘ schlechthin und den Himmel zur ‚Schule‘ macht, so treten sie in die Reihe der Himmelszeichen: „Zeichen des Himmels auch singen, bei Tag und bei Nacht, / Witterungen“ (StA II, 598). Auf diese Weise würden die Musen, ohne ihre ‚Stimme‘ zu verlieren, in eine visuelle Sprache verwandelt, in eine Schrift. Davon findet sich hier im Delphin-Text nur eine Andeutung, denn gerade die

<sup>26</sup> Vgl. die Notiz ‚Gesang der Musen am Mittag‘, StA II, 317.



Selbstdarstellung der Wesen, auf phonetischen Ausdruck abgestellt, zeigt noch die Versuchung, sich einem ontologisch-pantheistischen (wenn man will goethisch-symbolischen) Weltverständnis anheimzugeben. Eine leichte Distanz gegenüber diesem Verfließen in die Natur bedeutet vielleicht die Wahl des Wortes „Schmelz“ (Email) für das Leuchten der (Gesanges-) Blumen, ein Wort, das, wenngleich damals geläufige Metapher für „Glanz“<sup>27</sup>, doch die Konnotation des kunstvoll Hergestellten, des Gefäßes, mitbringt. Eine subtile Spannung durchzieht auch den zweiten Satz, welcher den Gesang der Natur präzisiert: daß der „Ton“ der Wesen auf der gleichen Ebene erscheint wie ihre Identität (die Treue zu sich selbst) und ihre Kohärenz, deutet in die Richtung des ‚Lebenslieds‘ am Ende des ‚Hyperion‘, wo Sein und Gesang zusammenfallen wollen: andererseits setzt das Verbum ‚angeben‘ einen Wahrnehmenden voraus, und auch der Sprung in die Sphäre der Abstrakta deutet auf die Anwesenheit eines der Natur transzendenten Bewußtseins. Die starke Betonung des Eigenseins der Wesen hält das διαφέρων gegenüber dem ἐν wach, mag auch dieses Eigensein der Wesen, wie der dritte Satz vermuten läßt, mehr gattungshaft als individuell sein. Der phonetische Ausdruck der Natur im Zeichen der Musen wird mit einer Vorsicht, welche wiederum die Suggestion eines vollkommenen Zustands hemmt, definiert als „mehr Gesang und reine Stimme [...] als Akzent des Bedürfnisses oder [...] Sprache“. „Akzent“ bedeutet offenbar den rohen Laut des Physischen, Triebhaften, „Sprache“ das konventionalisierte oder begrifflich festgelegte Kommunikationsmedium, in einem bei Hölderlin seltenen pejorativen Sinn.

Sinnlich evoziert wird der Zustand der Naturharmonie im letzten Satz, der die ganze Magie ursprünglicher Vertrautheit und Nähe des Lebendigen ausströmt. Besonders evident wird die Abgeschlossenheit der Natur in sich, indem der Delphin, der bei Pindar natürlich ein Flötenspiel oberhalb des Wassers vernimmt, eine Naturmusik innerhalb des Wassers hört. Die geschilderte Welt trägt die Züge der Idylle, einer Meeres-Idylle (eine Variante der bukolischen Gattung, die sich auch bei anderen Autoren um 1800 ausformte, so bei Bronner und Kosegarten); sie bildet eine Art Pendant zu der Erd-Idylle des Gedichtes ‚Heimat‘ (StA II, 206), mit dem sie durch das gemeinsame Motiv des hörbaren ‚Wachstums‘ verbunden ist. Wie alle bedeutenden Idyllen ist auch diese unterlaufen von Zeichen, die ihren problematischen Status als Ausnahmezustand, der sich verabsolutieren möchte, signalisieren. Das wellenlose Meer ist ambivalent: Bild der epikureischen *beatitudo*, der Galene, ist es schicksallos und damit doch

<sup>27</sup> Vgl. den Artikel im Grimmschen Wörterbuch.

unterlegen gegenüber „des Herzens Woge“, die, durch den Felsen Schicksal aufgewühlt, zu Geist wird. Fink<sup>28</sup> schlägt vor, im ‚beweglichen Fisch‘ eine Metapher für den Dichter – und damit für ein wahrnehmendes Bewußtsein im Text – zu sehen. Für diese Deutung spricht, daß „beweglich“ in der Sprache der Zeit auch „fühlend“ heißen kann<sup>29</sup>, doch scheint mir die Reduktion des traditional als menschen- und kunstnah vorgestellten Delphins auf den „Fisch“ – ein bei Hölderlin auffallend seltenes Wort – gerade dessen Rücknahme in die Natur zu betonen. Der Ersatz der Flöten durch ‚Pfeifen‘, wie sie, in der bukolischen Tradition und so auch in der zeitgenössischen Idyllenpoesie, mannigfach aus Hafer oder Schilf geschnitten werden (*avena*, *calamus*), hebt das Naturhafte dieser Wassermusik hervor – einen unheimlichen Beiklang erhält sie aber durch die Einführung der Tritonen, fischleibiger Seedämonen. In Hesiods ‚Theogonie‘ wird Triton, Sohn des Poseidon und der Amphitrite, als δεινός bezeichnet (Vers 930). Sein Titanisch-Elementares ist aber zur Musenzeit offenbar gedämpft durch sein Musizieren. Das Wachstum schließlich ist eine letzte Marke der Ambivalenz in der fluiden Glückswelt dieser Natur. Schon Beißner bemerkt, daß mit dem Begriff des Wachstums die Dimension der Zeit eingeführt werde.<sup>30</sup> Ob seine Annahme, daß deren Fortschritt schließlich doch zum Bedürfnis und zur Sprache führe, richtig ist, sei dahingestellt; jedenfalls weist das Wachstum, so sehr es auch durch die Integration in die Pflanzen versinnlicht und verräumlicht ist, als ein gleichsam zeitweilig angehaltenes Werden über die idyllische Statik hinaus.

Eben in diesen ambivalenten Elementen scheint sich mir – durchaus implizit – ein Bewußtsein auszusprechen, das der Verlockung zur Verabsolutierung des arkadisch-regressiven Einheitszustandes widersteht. Mit welchem Recht wird dann aber von *der*, nicht nur von *einer* spezifischen Musenzeit gesprochen? Der bestimmte Artikel ist zu verstehen als Signal der größten Innigkeit, die in der Vorläufigkeit der unerfüllten Geschichtszeit denkbar ist, der Vollendung der femininen Seite der Muse. Indem aber diese Musen in Wolkengestalt als Schriftzeichen des Vaters über dieser harmonischen Natur schweben, erhalten sie die Differenz zum Zustand vollkommener Vereinigung der Weltelemente aufrecht.

<sup>28</sup> Markus Fink, *Pindar-Fragmente. Neue Hölderlin-Deutungen*, Tübingen 1982, S. 61 ff.

<sup>29</sup> Vgl. den Artikel im Grimmschen Wörterbuch.

<sup>30</sup> Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen. Stuttgart 1961, S. 55.

Was in der Pindar-Idylle ins Ungesagte verwiesen wurde, beherrscht den großartigen, noch wenig erforschten Hymnen-Entwurf 'Einst hab ich die Muse gefragt . . .': der Bezug zur Geschichte und zum Vater.

*Einst hab ich die Muse gefragt, und sie  
Antwortete mir  
Am Ende wirst du es finden.  
Kein Sterblicher kann es fassen . .  
Vom Höchsten will ich schweigen.  
Verbotene Frucht, wie der Lorbeer, aber ist  
Am meisten das Vaterland. Die aber kost'  
Ein jeder zuletzt,*

*Viel täuscht Anfang  
Und Ende.  
Das letzte aber ist  
Das Himmelszeichen, das reißt  
und Menschen  
Hinweg. Wohl hat Herkules das  
Gefürchtet. Aber da wir träge  
Geboren sind, bedarf es des Falken, dem  
Befolgt' ein Reuter, wenn  
Er jaget, den Flug.  
Im wenn  
Und der Fürst*

*und Feuer und Rauchdampf blüht  
Auf dürrem Rasen  
Ein heimlicher Ort  
Doch ungemischt darunter  
Aus guter Brust, das Labsal  
Der Schlacht, die Stimme quillet des Fürsten.*

*Gefäße machet ein Künstler.  
Und es kauft*

*wenn es aber  
Zum Urteil kommt  
Und keusch hat es die Lippe  
Von einem Halbgott berührt,  
Und schenket das Liebste*

*Den Unfruchtbaren  
Denn nimmer, von nun an  
Taugt zum Gebrauche das Heilge . .<sup>31</sup>*

Der Dialog des Dichters mit der Muse, mit dem der Text einsetzt, trägt gegenüber den an die Diotima-Muse gerichteten Gedichten viel stärker antikisierende, dem hesiodeischen Modell entsprechende Züge: die Muse ist die Wissende, die Frage des Dichters eine – formal abgeschwächte, inhaltlich gesteigerte – Form des Musenanrufs an schwierigen Stellen. Ob diese Muse sich innerhalb oder außerhalb der Seele befindet, bleibt zunächst offen, wie überhaupt das Gespräch charakterisiert ist durch das hohe Maß des Unausgesprochenen. Die Frage wird nicht explizit formuliert; die Muse umschreibt dreifach den Gegenstand, um den es geht: zweimal als „es“, einmal als das „Höchste“. Ihre Rede ist Verheißern, Verweigern, Verschweigen. Dabei wird in der dritten Umschreibung das Verschwiegene so gewendet, daß es auch ein Maskulinum sein könnte. Wenn die triadische Steigerung keinen Zweifel daran läßt, daß die stummen Objekte dieser Sätze identisch sind, so ist zunächst nicht ausgemacht ihre Identität mit dem in den folgenden Versen berufenen „Vaterland“. Für die Identität spricht – ganz abgesehen vom Kontext der späten Hymnendichtung –, daß für „aber“ zuerst das deutlichere „nämlich“ erwogen wurde. Wenn in der frühen Musenhymne in der patriotischen Bedeutung von „Vaterland“ der Bezug auf den Vatergott mitklang, so wird er hier dominant durch die eschatologische Erhöhung des Begriffs. Der Musenkontext erlaubt es, die Doppelheit des Denkbilds „Vaterland“ genauer zu fassen: es ist jenes am Ende von 'Menons Klagen' evozierte Reich, das den Vater mit den Seinen (Musen, Heroen, Liebenden) vereint. Hier muß ein erstes Mal auf die enge Verflechtung des Fragments mit dem auf dem gleichen Blatt befindlichen Entwurf 'Wenn aber die Himmlischen . . .' hingewiesen werden. Dort (StA II, 223, v. 57 ff.) kehrt dieses ganze Reich in einer von der neuen Hymnensprache bewirkten Re-Interpretation wieder.

Die politische Dimension dieses verweigerten Vaterlands, d. h. seine Realisierung als konkrete Form der Menschengemeinschaft, deutet sich an durch den Rückbezug der Formel 'verbotene Frucht' auf Alabanda. Verboten ist aber nicht nur der Versuch vorschneller Aktualisierung des Vaterlands, sondern auch der, Aussagen über sein Kommen zu machen. Das signalisiert die Verweigerung des Lorbeers, der die Gabe der Weissagung verleiht. Bezieht sich durch das Zitat aus der Hesiod-Vita dieser Dialog

<sup>31</sup> Der hier zugrunde gelegte Text weicht an einigen Stellen von dem StA II, 220 f. ab. Für wertvolle Hinweise hierzu danke ich D. Uffhausen.

mit der Muse auf Hesiods Dichterweihe, so im Sinne einer Umkehrung: Hesiod, den Lorbeer kostend, erhielt die Fähigkeit zum wahren Sprechen über Götter und Geschichte; der moderne Dichter darf sich nicht anmaßen, Prophet sein zu wollen. Die gleiche Thematik darf man annehmen für den 'Gesang der Musen am Mittag', da als zugehöriges Stichwort „Katastrophe Phaeton“ (StA II, 317) erhalten ist: der Untergang des Jünglings also, dessen Wunsch nach Legitimation durch den Vater gleich in den Übergang, sich an dessen Stelle zu setzen. Ein Moment der Zurücknahme ist auch die Wendung, „Ein jeder“ koste das Vaterland zuletzt: sie insistiert auf dem Moment moderner Vereinzelung noch für die antizipatorische Vision dessen, was seinem Wesen nach gerade Aufhebung dieser Vereinzelung ist. In diesem Dialog geschieht etwas in der Geschichte der Musendichtung vielleicht Einzigartiges: die Instanz, die ihrer Definition nach dem Dichter das Sprechen ermöglicht, heißt ihn schweigen. Was sie ihm zu sagen erlaubt, steht als Vermitteltes, Vorläufiges, Umschreibendes im Schatten dieses Verbots. Ganz deutlich wiederholt und steigert sich hier die Warnung der Muse am Anfang des 2. Buches von 'Hyperion', welcher der Held nicht folgt. Der Dichter dieses Fragments aber gehorcht seiner Lehrerin. Daß in den folgenden Strophen ihre Stimme in die des Schülers übergegangen ist, ist nicht klar markiert, geht aber aus dem Inhalt, namentlich aus dem „wir“ in Vers 15 hervor. Durch diese Zweiteilung unterscheidet sich dieser Dialog mit der Muse von dem verwandten im Bruchstück 'Aber die Sprache –' (StA II, 322).

Der Anfang der zweiten Strophe: „Viel täuscht Anfang / Und Ende“ antwortet der Lehre der Muse mit einer Zurücknahme der hybriden Geschichtsphilosophie. Die fundamentale Einsicht mag sich gerade an der Geschichte der Dichtung selbst exemplifizieren lassen: „Zu Geringem auch kann kommen / Großer Anfang.“ ('Griechenland'; StA II, 256, v. 21 f.); „Jetzt aber blüht es / Am armen Ort.“ (StA II, 222, v. 18 f.): gering war auch der Hirt Hesiod, als ihn die Musen beriefen. Die von der Hybris gereinigte Sprache des Gedichts scheint im folgenden eine gegenläufige Bewegung zu vollziehen zu der hölderlinischen Versuchung, Bewußtsein und Sein nicht mehr zu trennen. ‚Das Letzte‘ ist hier nicht mehr das Ende der Geschichte, sondern das Äußerste, was das Bewußtsein erkennen kann: das „Himmelszeichen“, die Schrift des Vatergottes am Himmel.<sup>32</sup> Zu dieser Schrift gehören, wie sich zeigte, als Wolken auch die Musen, und so wird verständlich, daß das Ich des Fragments sich dieser ihrer im Transsubjek-

tiven gegründeten Erscheinung besser unterwerfen kann als das Ich Hyperions der menschengestaltigen Diotima-Muse. In diesem Text hat die Muse also einen Doppelstatus als sich deutlich artikulierende innere Stimme und als zu deutendes Schriftzeichen. Der Zusammenhang beider besteht darin, daß die im Subjekt wohnende Stimme infolge ihrer Identität mit dem Himmelszeichen zwar gerade nicht dessen Bedeutung aussprechen kann, aber weiß, wo sie Schweigen gebieten muß. Über diese ihre zweite Gestalt, in welcher sich das Göttliche der ältesten Muse erhält, aber in jener vermittelten modernen Form, die des lesenden Subjekts bedarf, unterrichtet gründlicher das Fragment 'Wenn aber die Himmlischen . . .', das die Himmelszeichen wunderbar konkretisiert:

*die gelbem Feuer gleich, in reißender Zeit  
Sind über Stirnen der Männer,  
Die Prophetischen* (StA II, 224)

Die Reihe der Helfer des Vaters in diesem Gedicht zeigt wieder das Bemühen, das Heroische zu integrieren: zu ihnen gehören Herkules und die Dioskuren. Wenn es aber heißt:

*wenn von himmlischer Burg  
Die Berge fernhinziehen  
Bei Nacht, und hin  
Die Zeiten*

so sind diese „Zeiten“ niemand anders als die dem Prinzip der Zeit so innig verbundenen Musen. Das zeigt schon der zuerst entworfene Name „die Töchter des Himmels“ (StA II, 857 u. 859). (Umgekehrt hieß es zuerst: „Gesang der Horen am Mittag“.) Die Stichworte „Pythagoras“ und „Gedächtnis“ in den folgenden Versen bekräftigen die Deutung, daß hier die nächtliche Wanderung der hesiodeischen Musen sich mit der gesteigerten Funktion wiederholt, ‚unzeitiges Wachstum‘ zu verhüten. In 'Einst hab ich die Muse gefragt . . .' liegt der Akzent gleichfalls auf dem Brennenden, Zornigen der Himmelszeichen, welche die Menschen verstören und aufwühlen. Ob die enge Beziehung zwischen antikem Herakles- und Musenkult Hölderlin bekannt war, steht dahin.<sup>33</sup> Der Herkules dieses Textes ist offenbar verwandt dem des 'Ister', der die Gefahr des Feuers kennt. Mit ihm, der einst zum Heroischen leitender Vaterersatz war<sup>34</sup>, erweitert sich das Gedicht zu einem Überblick über die Geschichtszeiten.

<sup>32</sup> Vgl. dazu Otto, a.a.O., S. 56 f.

<sup>34</sup> Vgl. die Hymne 'An Herkules'.

<sup>32</sup> Zum Kontext vgl. Verf.: Die Sprache des Zeichens in Hölderlins hymnischen Fragmenten. HJb 19/20, 1975/76, S. 267–284.

Der Nennung der Antike durch den Halbgott folgt ein Bild des ritterlichen Mittelalters. Wichtiger als das aus dem 1. Boehlendorff-Brief bekannte Moment der hesperischen Nüchternheit ist für unseren Problemzusammenhang die Funktion des Falken als „Himmelszeichen“. An den historischen Kontext gebunden, verbietet er eine ontologische Interpretation der Zeichen, zu welchen die übrigen in ihrer Eigenschaft als Naturphänomene (Gestirne, Wolken) oder überdauernde mythische Gestalten verlocken könnten. Die Differenz, in der das Zeichen verbleibt, wird auch dadurch deutlich, daß der Reiter ihm nur indirekt folgen kann, indem er an ihm eine Richtung abliest und diese auf die Erde überträgt, in einem Vermittlungsprozeß des Bewußtseins also.<sup>35</sup>

Die Zusammenhänge mit und zwischen den weiteren Strophen zu rekonstruieren, läßt der Zustand des Textes nicht zu. Vielleicht läßt sich über die Gleichsetzung: „Wie Fürsten ist Herkules.“ (StA II, 753) eine Brücke schlagen. Die Mikrostruktur der Verse ist höchst komplex. „Feuer und Rauchdampf“, durch die in ‚Lebensalter‘ die hybriden Sterblichen gestraft wurden, sind schon von ihrem biblischen Hintergrund her bestimmt als warnende göttliche Zeichen (StA II, 660). Sie erfahren hier eine Verwandlung, die sie der hölderlinischen Musenkonzeption angleicht. Es scheint, als ob versucht würde, die Elemente „Poesie“ und „Krieg“ in der Mikrostruktur der Sprache zu versöhnen. Zu „Doch“ kontrastiert auf der gedanklichen Ebene das Wilde der Schlacht und die Stimme des Fürsten. Aber diese Antithese ist schon unterlaufen durch die Ambivalenz der Worte. Aus ‚dürerer Hülse‘ brachen im ersten Diotima-Gedicht die Blumen, wie hier aus „dürrem Rasen“ Feuer und Rauchdampf ‚blühen‘. Der ‚Dampf‘ nähert sich schon der Musenhülle, dem Nebel; wie ‚Feuer‘ wirkt auch der Anstoß der Himmlischen in der „Brust der Männer“ (StA II, 223). Ist es so zu verstehen, daß das Schlachtfeld zum ‚heimlichen Ort‘ wird? Das Positive dieser Untertöne wird manifest in der Stimme des Fürsten, welche der Musenstimme darin gleicht, daß die Richtung und Ordnung angibt. In ihr sublimiert sich das Feuer zu Wein: sie „quillet“ „ungemischet“ als „Labsal“.

Wie bei Hesiod geht die praktische Funktion der Musenstimme der künstlerischen voran. Implizit sind die Strophen, die den Heros und den Künstler parallelisieren, verbunden durch das Bild des Weins als Feuer im Gefäß. Mit diesem Motiv ist eine Frage gestellt: sind Gefäße hier die Gedichte oder die Dichter selber (wie in ‚Buonaparte‘), was Gott zum

„Künstler“ machen würde? (Das Bruchstück 38: „Denn nirgend bleibt er. / Es fesselt / Kein Zeichen. / Nicht immer / Ein Gefäß ihn zu fassen.“ (StA II, 325) kann in seiner Abgerissenheit keine Hilfe leisten.) Der Vorstellungszusammenhang der entworfenen Strophen spricht eher für die Deutung auf das Gedicht. Hiermit ist aber die Musentopologie in einer ganz entscheidenden Weise transformiert. Der die Warnung der Muse empfangen hat, ist nicht mehr der Erwählte, der „Des Vaters Strahl“ fassen und dem „Volk“ reichen will (StA II, 119 f.). Sicher soll auch das Gefäß das ‚Heilige‘ enthalten. Aber das ‚Machen‘ der Gefäße hat im antiken Kontext, in den das Gedicht zurückgekehrt ist, keine Konnotation von Ruhm. Der Dichter ist hier nicht der inspirierte Sänger, sondern der Handwerker, dem, wie man weiß, in der griechischen Kultur ein sehr bescheidener Platz zukam.<sup>36</sup> Das Demütige seiner Position wird betont durch den Verkauf der Gefäße. Das ändert nichts an ihrer potentiellen Heiligkeit. Die letzten Verse des Fragments schildern eine ausgezeichnete Situation, in der diese Heiligkeit zutage tritt. Was ist mit dem „Urteil“ gemeint? Hölderlins etymologische Deutung des Worts im Aufsatz ‚Urteil und Sein‘ ist hier kaum anwendbar. Die einleuchtendste Deutung scheint mir die auf das Urteil des Schiedsrichters in einem Agon. Pindar erwähnt Gefäße als Siegespreise: „Und teile ihn aus, des Weinstocks gewaltigen Sohn / in der silbernen Schale, die einst die Rosse erwarben dem Chromios“ (9. nem. Ode).<sup>37</sup> Der Halbgott wäre dann der Sieger, „keusch“ seine Lippe wie – der grammatischen Konstruktion nach – auch das Gefäß. ‚Keusch‘ taucht als Wertbegriff erst spät in Hölderlins Gedichten auf. In diesem Fragment scheint eine Isotopie zu reichen von „ungemischet“ über „keusch“ zu den „Unfruchtbaren“. Wer ist mit diesen gemeint? „Sie werden insgesamt für Jungfern angegeben“, heißt es bei Hederich über die Musen. Obgleich „unfruchtbar“ bei Hölderlin sonst nur pejorativ gebraucht wird, scheint es doch, als bezeichne die Umschreibung hier jungfräuliche Göttinnen, Vestalinnen, Priesterinnen, Prophetinnen. Ganz deutlich ist der Zusammenhang mit dem Bruchstück ‚Aber die Sprache –‘, in dem die Muse – sie dürfen wir als Sprecherin annehmen – den Dichter über seine Echolosigkeit tröstet.

<sup>36</sup> Vgl. dazu J. P. Vernant: *La travail et la pensée technique*. In: *Mythe et pensée chez les Grecs II*, Paris 1965, S. 5–64.

<sup>37</sup> Übersetzung von Dornseiff. Zum Motiv der Schale bei Pindar vgl. A. Seifert: *Untersuchungen zu Hölderlins Pindar-Rezeption*. München 1982, S. 150–157.

<sup>35</sup> Daß sich der Dichter hier nicht mit dem Falken identifiziert, betont schon B. Allemann (Hölderlin und Heidegger, Zürich und Freiburg 1956, S. 57).

[...]

*Öfters hab ich Gesang versucht, aber sie hörten dich nicht. Denn  
so wollte die heilige Natur. Du sangest, du für sie in deiner Jugend  
nicht singend*

*Du sprachest zur Gottheit,  
aber dies habt ihr all vergessen, daß immer die Erstlinge Sterblichen  
nicht, daß sie den Göttern gehören.  
gemeiner muß, alltäglicher muß  
die Frucht erst werden, dann wird  
sie den Sterblichen eigen.*

(StA II, 322)

Wird das mosaische Gebot, die Heiligkeit der Erstgeburt betreffend (5. Mose 15, 19), auf das Gedicht angewandt, so wird gewiß die Demut seines Schöpfers wieder eingeschränkt. Dennoch ist die Gebärde, die der Gottheit ein noch so hoch geachtetes Weihgeschenk darbringt, eine andere als die dessen, der selber Prophet sein will. Bezeichnend ist auch hier das Vorsichtige und Vermittelnde: das Gefäß ist nicht das Vollkommenste, sondern das Liebste, und geheiligt wird es erst durch die Berührung des Halbgotts.

Es war schon die Rede von der Gefahr, in die Hölderlins Muse in ihrer Verfassung als innerpsychische Stimme gerade durch ihre Rückbindung an eine göttliche Instanz gerät. Diese Gefahr scheint – nicht immer, aber an den entscheidenden Stellen – gebannt durch die Transformation dieser ihrer zweiten Natur in ein Schriftzeichen des Vatergottes. „Die Schrift ist ursprünglich die Sprache des Abwesenden“, hat sich Celan aus dem „Unbehagen in der Kultur“ herausgeschrieben. Er hat den Sinn des von Freud eher technisch gemeinten Satzes dahin vertieft: „im Gedicht wird ein abwesendes nahe, tritt es an dich einen noch abwesenderen, heran“.<sup>38</sup> Man kann den Akzent auch auf die Abwesenheit legen, die durch die Schrift als durch das Verfremdende immer erhalten bleibt. Hölderlins Muse gießt nicht jene „wahrhaft beglückende, entrückende, zweifellose und gläubige Inspiration“<sup>39</sup> über den Dichter aus, die Nietzsche-Leverkühn empfängt, sondern sie verlangt von ihm die Anstrengung des an der Entzifferung ihrer Botschaft arbeitenden Bewußtseins.

<sup>38</sup> Handschriftliche Notiz. Für die Erlaubnis, sie zu zitieren, danke ich Gisèle und Eric Celan.

<sup>39</sup> Th. Mann, Doktor Faustus, Kap. XXV; F. Nietzsche: Ecce homo, Also sprach Zarathustra, 3.

Darf man eine einmalige Wort-Parallele als Signal auffassen, das einen eigenen Deutungszusammenhang eröffnet? Die mehrmals in allen Teilen interpretierte Ode 'Heidelberg'<sup>1</sup> enthielt im zweiten Vers zunächst die Form „Mutterstadt“<sup>2</sup>, auf die, wie mir scheint, bisher kein Interpret geachtet hat. In Hölderlins Gedichten kommt sie nie wieder vor, wohl aber in seiner Sophokles-Übersetzung, im letzten, Dionysos gewidmeten Chorlied der 'Antigone':

*Hier aber, Freudengott,  
In der Mutterstadt, der bacchantischen,  
In Thebe wohnest du, an Ismenos kaltem Bach . . .<sup>3</sup>*

Darf man, von diesem Stichwort ausgehend, den zu seiner „Mutterstadt“ Heidelberg zurückkehrenden Dichter mit dem Halbgott Dionysos, dem Gott der Dichter, vergleichen, der nach Theben zurückkehrt, am Anfang der von Hölderlin übersetzten 'Bakchen' des Euripides?:

*Ich komme, Jovis Sohn, hier ins Thebanerland,  
Dionysos, den gebar vormals des Kadmos Tochter  
Semele, geschwängert von Gewitterfeuer,  
Und sterbliche Gestalt, an Gottes Statt annehmend*

<sup>1</sup> Von den zahlreichen Interpretationen der Ode sind in erster Linie diejenigen von Emil Staiger (in: Meisterwerke deutscher Sprache aus dem 19. Jh., Zürich 1948, S. 13–24), Adolf Beck (jetzt in: Forschung und Deutung. Ausgewählte Aufsätze zur Literatur, hrsg. von U. Fülleborn, Frankfurt-Bonn 1966, S. 265–278), Wolfgang Binder (in: Dichtung und Zeit, Tübingen 1955, masch. Habilitationsschrift), Cyrus Hamlin (in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 14, 1970, S. 437–455) und Karlheinz Stierle (in: Identität. Poetik und Hermeneutik VIII, München 1979, S. 505–552, besonders S. 535–552) hervorzuheben. Ihre Ansätze berühren sich jedoch kaum mit dem meinigen.

<sup>2</sup> StA II, 409. Z. 4. Die Orthographie wird nach der Kleinen Stuttgarter Ausgabe normalisiert.

<sup>3</sup> StA V, 253, v. 1169–1171. Das Wort „Mutterstadt“ begegnet auch in Hölderlins Pindarübertragungen: Pyth. Ode IV, v. 34 (StA V, 84). Auf die Wichtigkeit des Themas der Stadt als Mutter bei Pindar hat mich der beste Kenner der Beziehung zwischen den beiden Dichtern, Albrecht Seifert, hingewiesen.

*Bin ich bei Dirzes Wäldern, Ismenos Gewässer.  
Der Mutter Grabmal seh ich, der gewitterhaften,  
Dort, nahe bei den Häusern, und der Hallen Trümmer,  
Die rauchenden, noch lebend göttlichen Feuers Flamme . . .<sup>4</sup>*

Die Erwähnung der „Wälder“, des Flusses Ismenos, vor allem aber der vom Gewitter des Zeus erzeugten Trümmer von Semeles Haus könnten die hier aufzunehmende Spur innerhalb der Ode 'Heidelberg' durchaus bestätigen, zumal auch der Efeu, in der Elegie 'Stuttgart' „das bacchantische Laub“ genannt<sup>5</sup>, über die „Burg“ Heidelbergs „herabrauscht“, derselbe Efeu, der im Euripideischen Prolog den Thyrsos des Gottes umschlingt. Hölderlin, „des Weingotts heiliger Priester“<sup>6</sup>, kehrt hier in eine seiner Heimatstädte zurück wie der Gott, dem er dient, in sein Theben. Unterstützt wird diese Lesung noch durch 'Stuttgart', wo gleichfalls ein dionysischer Kontext eine heimatliche Stadt zu einem Ort antiker Festlichkeit umdeutet:

*. . . von Dorfe zu Dorf jauchzt es, von Tage zu Tag,  
Und wie Wagen, bespannt mit freiem Wilde, so ziehn die  
Berge voran und so trägt und eilet der Pfad.<sup>7</sup>*

Die offenen Stadttore laden zum Gastmahl der Freunde ein, „der gemeinsame Gott“ Dionysos macht aus den „wilden / Seelen der streitenden Männer“ einen Chor. Und der dionysische Festzug der Wanderer verlängert sich bis zur ‚Vaterstadt‘ des Dichters, bis nach Lauffen am Neckar, wo der Anblick der efeubedeckten Burg die Landesheroen aufrufen läßt. Mit Dionysos verbindet sich hier also die Vorstellung von der Geburt des Dichters Hölderlin (die unausgesprochen die Geburt des Halbgotts unter Blitz und Trümmern in Erinnerung ruft).

Auch 'Heidelberg' kann diesem Muster zur Seite gestellt werden, wobei freilich bedeutsame Unterschiede hervortreten.

*Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen  
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn  
All ihm nach, und es bebt  
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.*

<sup>4</sup> StA V, 41, v. 1–8.

<sup>5</sup> StA II, 87, v. 52.

<sup>6</sup> StA II, 94, v. 123.

<sup>7</sup> StA II, 86, v. 16–18. Die Verwandtschaft zwischen 'Heidelberg' und 'Stuttgart' wurde von den Diskussionspartnern der Arbeitsgruppe betont.

*Aber schwer in das Tal hing die gigantische,  
Schicksalskundige Burg nieder bis auf den Grund,  
Von den Wettern zerrissen;  
Doch die ewige Sonne goß*

*Ihr verjüngendes Licht über das alternde  
Riesenbild, und umher grünte lebendiger  
Efeu; freundliche Wälder  
Rauschten über die Burg herab.*

*Sträucher blühten herab, bis wo im heitern Tal,  
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,  
Deine fröhlichen Gassen  
Unter duftenden Gärten ruhn.<sup>8</sup>*

Denn wenn Stuttgart als „priesterlich Haupt“ die „Größeren“, die „Väter droben“ mit schauen läßt und so den Blick in eine große historische Zukunft des ganzen Volks weitet, so ist Heidelberg als „Mutterstadt“, in einem engeren, idyllischeren Sinn, ein Ort der umfangenden Beruhigung, ohne Zukunftsaussicht, vielmehr auf Heilung der Geschichtswunden angelegt, deren Evokation in 'Stuttgart' mit Konradins frühem Tod eine schmerzlichere Feier des Vergangenen kannte. Jedoch sind die „Berge“, die „Quellen“, die „Gestade“, der „lebendige Efeu“, die „freundlichen Wälder“ und „fröhlichen Gassen“, mit denen der „vertriebene Wanderer, / Der vor Menschen und Büchern floh“, geheilt werden soll<sup>9</sup>, alle auch in jenem letzten, Dionysos gewidmeten Chorlied der 'Antigone' enthalten, sei es in Hölderlins treuer oder verändernder Übersetzung, sei es ausschließlich im Original:

*. . . Kastalias Wald auch.  
Und unter Nyssäischen Bergen regen  
Fernhorchend Brunnen dich auf,  
Und grün Gestad,  
Voll Trauben hängend,  
Nach Thebes  
Unsterblichen Worten zu gehn,  
In die Gassen, da sie frohlockten.<sup>10</sup>*

„Kastalias Quelle“ (bei Sophokles) – „Kastalias Wald“ (bei Hölderlin); „der Nyseischen Berge Efeuhänge“ (bei Sophokles) – „unter Nyssäischen

<sup>8</sup> StA II, 14 f., v. 17–32.

<sup>9</sup> StA II, 410, Z. 24 f. Vgl. dazu A. Beck, a.a.O. (Anm. 1), vor allem S. 269–271.

<sup>10</sup> StA V, 253, v. 1178–1185. Zur Eigenart der Übersetzung dieses Chorlieds vgl. meinen Aufsatz: Zu Hölderlins Dionysosbild (demnächst in DVJS).

Bergen [...] Fernhorchend Brunnen“ (bei Hölderlin); „Und grün Gestad“ (bei beiden), schließlich, besonders deutlich: „die Gassen, da sie frohlockten“ (bei Hölderlin).

Wenn nun an diese Evokation bei Sophokles in Hölderlins Übersetzung anschließt:

*Denn die ehrst du vor allen  
Als höchste der Städte  
Mit der blitzgetroffenen Mutter.*

so wird mit der Stadt Theben sogleich die Geburt des Dionysos erinnert, genau wie im Prolog der ‚Bakchen‘ des Euripides. Diese wiederum handeln davon, wie der von Pentheus gefangengenommene Gott sich am König rächt, indem er dessen Burg in einem Unwetter, das dem seiner Geburt entspricht, zerstört:

Ah! Ah!  
Gleich wird Pentheus' Schloß hin und her geschüttelt zum Zusammensturz!  
Dionysos – nah ist er dem Schlosse!  
Betet!  
...  
Zünde des Donnerstrahls leuchtende Fackel an!  
Brennend, in Flammen laß Pentheus' Palast aufgehn!  
...  
Um Semeles Grabstätte, die heilige, flammt auf,  
Was einst der Blitzschleudrer an Feuer dort ließ von Zeus' Donnerschlag!<sup>11</sup>

Das vom Unwetter zerstörte thebanische Königsschloß wird nun in der Ode ‚Heidelberg‘ mit der „schicksalskundigen Burg“ verschmolzen, die „nieder bis auf den Grund, / Von den Wetter zerrissen“ ins Tal hing. Die geschichtlichen Wetter, die Raubkriege Ludwigs XIV. am Ende des 17. Jahrhunderts, und die natürlichen Gewitter haben gleichermaßen an dieser Zerstörung teilgehabt, die Hölderlin, wie gesagt, allein schon durch den „lebendigen Efeu“, der die Wunden bedeckt, in einen dionysischen Kontext einbindet. Beides gehört zum antiken wie zu seinem eigenen Dionysos: das „Schicksal“ der Blitzgeburt und die Heilkraft der Vegetation. Und sein Wesen als „Freudengott“ erscheint ebenso in den „fröhlichen Gassen“ Heidelbergs wie in Thebens „Gassen, da sie frohlockten“ (Sophokles, nur bei Hölderlin).

Was bedeutet nun aber diese Transposition Heidelbergs in den dionysischen Modus auf Grund sophokleischer und euripideischer Vorstellungen?

Der gleiche Dionysos, der die Wunden aufreißt, um die Ungläubigen strafend an seine von Zeus her legitimierte Göttlichkeit zu erinnern, läßt hinterher sein Efeulaub verjüngend über die von Geschichts- und Naturwetter zerrissene Burg wachsen und ist in den „fröhlichen Gassen“ der Stadt gegenwärtig. Seine Spannweite reicht von der tödlich gefährdenden Zeus-Nähe zum Frieden einer schützenden Vegetation, ähnlich wie in ‚Wie wenn am Feiertage...‘, das entstehungsgeschichtlich ja auch, und zwar aufs engste, mit dem Prolog der ‚Bakchen‘ verbunden ist.<sup>12</sup> Der Umschlag von der Blitzgeburt zum gefahrlosen Trunk des „himmlischen Feuers“ dort findet auch hier, in ‚Heidelberg‘, statt, im Verlauf der sechsten Strophe der Ode. Dieser Umschlag ist der entscheidende Vorgang bei jeder Gedichtentstehung Hölderlins, wie, in Analogie zur ‚Verfahrungsweise des poetischen Geistes‘, eben diese erste pindarisierende Hymne des Dichters zeigt. In ‚Heidelberg‘ wird die „bleibende“ Seite des Dionysos über die blitzgetroffene gesetzt, wie in der Hymne. Ähnlich muß in der Hymne ‚Der Rhein‘ der unbedachte junge Strom, der „wie der Blitz“ die Erde spalten will, von seinem Vater Zeus gezähmt werden.<sup>13</sup> Seine Versuchung erinnert an den „Jüngling, den Strom“, dessen Fortgang das Herz zum liebenden Untergang in den „Fluten der Zeit“ verführen möchte. Auch diese Versuchung steht der Blitz-Natur des Halbgotts Dionysos nahe und muß durch die folgenden Gegenbilder überwunden werden. Der Zauber, der den Dichter bannen, der Fortriß, der ihn in den Abgrund ziehen möchte, der Blick auf die Burg, der an „himmlische“ Zerstörung erinnert, sie alle müssen den Umschlag in die Verjüngung, in das bleibende Grün des Efeus, in die Fröhlichkeit der Gassen miterleiden, zum Wohl des Dichters und seines Gedichts. Was mit der Mutterstadt Theben geschah, als, durch das erste und das zweite Unwetter hindurch, dasjenige bei der Geburt und dasjenige bei der Rückkehr des Dionysos, eine bleibende Läuterung zugunsten der endgültigen Anerkennung des Weingotts sich ergab, das muß auch der Dichter durchmachen, der die ihn verzehrende Untergangslust umsetzen muß in die Hervorbringung eines Bleibenden, seines Gedichts. Daß „die Fluten der Zeit“ durch Elemente der Mutterstadt eines Gottes ersetzt werden, der für Hölderlin der Gott des Bleibens ist, findet genau in der Mitte der Ode statt. Aber die Brücke, die den Dichter festhält, ist bereits der Ort der Antizipation dieses Umschlages vom ‚Zeitlichen‘ ins ‚Ewige‘, Figur sowohl der strömenden Zeit als der

<sup>12</sup> StA II, 118–120, durchgehend. Zum handschriftlichen Zusammenhang mit Euripides' ‚Bakchen‘: StA II, 677.

<sup>13</sup> StA II, 144, v. 71–75.

<sup>11</sup> Euripides: Die Bakchen. Übersetzung von Oskar Werner, Stuttgart 1974 (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 940), S. 24 f., v. 586–599.

bleibenden Gestalt.<sup>14</sup> In diesem Übergang ist der Wechsel von der ‚zeitlichen‘ Erscheinung des Dionysos (Geburt) zur ‚ewigen‘ („Efeu“, „fröhliche Gassen“) gegeben. Es ist die Figur, die mit der Heimkehr des Gottes nach Theben, das von den Gottesverächtern gereinigt werden soll, und mit der Reinigung Thebens von der Krankheit, im letzten Chorlied der ‚Antigone‘, parallel läuft. So verbirgt sich in der scheinbar idyllischen Ode ‚Heidelberg‘ ein Drama, das durch den läuternden Blick auf das Schicksal des Dionysos bewältigt werden kann, ohne daß darauf explizit verwiesen würde. Darum haben die bisherigen Interpretationen nicht auf diese Zusammenhänge geachtet, die doch dieses Gedicht an mehreren entscheidenden Stellen mittragen. Das Lied, das Hölderlin der Stadt Heidelberg schenkt, enthält so durch die verborgenen Hinweise auf Dionysos auch die mit dem Schicksal des Gottes gegebene Umschlagsfigur seiner eigenen Hervorbringung.<sup>15</sup>

<sup>14</sup> Die Kategorien von Zeit und Ewigkeit, Irren und Tod hat Wolfgang Binder überzeugend auf die Grundstruktur dieser Ode angewandt (a.a.O., Anm. 1).

<sup>15</sup> Der Diskussion meiner These im Rahmen der Heidelberger Arbeitsgruppe verdanke ich konstruktive Kritik auch hinsichtlich der Integration meines Ansatzes in das Gesamtgefüge der Ode. Ich danke besonders Michael Franz, Friedhelm Kemp, Lawrence Ryan und Albrecht Seifert für ihre produktiven Fragen, Einwände und Ergänzungen.

## Die Poetik des Gedächtnisses

Aus einem Gespräch über Hölderlins ‚Andenken‘ \*

Von

Cyrus Hamlin

Für Dieter Henrich

Leser von Hölderlins spätem Gedicht ‚Andenken‘ haben trotz Meinungsdivergenzen über die Gattungsform des Werks (Hellgrath ordnete es in Band 4 seiner Ausgabe unter die „im engern Sinne lyrischen Gedichte“ ein) und den besonderen Anlaß seiner Entstehung (viele Vertreter der Literaturkritik, darunter in jüngster Zeit Bertaux und Sattler, betrachten den Text vor allem als ein autobiographisches Dokument) allgemein erkannt, daß nichtsdestoweniger die zentrale Herausforderung dieses Gedichtes an die Interpretation programmatisch und poetologisch ist. Wie der Titel zeigt, wird hier Dichtung vor allem als eine Form des Gedächtnisses betrachtet, als verbales Vehikel, mit dessen Hilfe der Dichter über das nachdenkt, was er einst erlebte, aber dessen er sich jetzt nicht mehr erfreut. ‚Andenken‘ stellt somit eine Poetik der Abwesenheit dar. Das Gedicht versucht, durch seine eigene besondere Verfahrensweise als verbale Denkleistung des sich erinnernden Geistes des Dichters aufzuzeigen, wie sich solch ein allgemeiner Anspruch an Dichtung bewahrheiten könnte. Die überzeugendsten und umfassendsten Interpretationen von ‚Andenken‘ – jene von Martin Heidegger, der diesen Text in den frühen 40er Jahren als Grundlage für eine ganze Vorlesung benützte (jetzt in der Gesamtausgabe des Werkes des Philosophen verfügbar), später als die längste, ehrgeizigste und bei weitem umfassendste seiner ‚Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung‘ veröffentlicht; und die von Jochen Schmidt, dessen Monographie über ‚Hölderlins letzte Hymnen‘ dieses Gedicht und den rekonstruierten Text von ‚Mnemosyne‘ aus dem Homburger Folioheft

\* Dieser Essay, in möglichst knapper Form für das Hölderlin-Jahrbuch auf Englisch verfaßt und mit Hilfe von Ludwig Fiebig ins Deutsche übersetzt, versucht eine Art Protokoll zu geben von einem Gespräch mit Dieter Henrich, das bei seinem Seminar über Hegel und Hölderlin an der Harvard University im Frühjahr 1984 anfang und dann bei der Tagung der Hölderlin-Gesellschaft in Heidelberg im folgenden Juni gemeinsam weitergeführt wurde. Die Gedanken von Professor Henrich zu diesem Gedicht erscheinen demnächst gesondert in Buchform unter dem Titel ‚Der Gang des Andenkens‘.



den wohlbekannten Briefen an Böhlendorff gegenüberstellt, um eine allgemeine Poetik für den späten Hölderlin zu umreißen, die Schmidt in der Folge unter Hinweis auf Bearbeitungen von Oden aus den sogenannten „Nachtgesängen“, veröffentlicht in Wilmans' „Taschenbuch für das Jahr 1805“, unter der allgemeinen Rubrik 'Hölderlins später Widerruf' (1978), die ihm als Titel seines Buches diente, überarbeitet und weiterentwickelt hat – haben in der Tat die zentrale Position und die Autorität dieses täuschend einfachen Gedichtes erkannt, einer der geradlinigsten und anscheinend harmonischsten dichterischen Leistungen Hölderlins, ein Gelegenheitsgedicht, welches seine grundlegende Einsicht in bezug auf das Verhältnis von Dichtung und Gedächtnis in dem berühmten Sinnspruch thematisiert, mit dem das Werk endet: „Was bleibt aber, stiften die Dichter.“

Die Absicht meiner kurzen Bemerkungen in diesem Essay ist es, die offensichtliche Autorität von *Gedächtnis* als Modell für Dichtung im allgemeinen herauszufordern, vor allem aber die Leistung dieses Gedichtes als *Gedächtnis* gerade in Hinblick auf die Begriffe Dauer und Abgeschlossenheit in Frage zu stellen. Ich glaube nicht, daß das Zeugnis des Gedichtes selbst die von der Kritik gemachten Ansprüche auf den privilegierten Status von *Stiften* und *Bleiben* als ästhetische Kriterien stützt. Sorgfältige Beachtung der dynamischen Diskursverschiebungen innerhalb des Textes enthüllt, daß, entgegen der offensichtlichen Übereinstimmung in der Feier der Leistung dieses Gedichtes als Bestätigung dichterischen Vermögens, der Text tatsächlich einen grundsätzlichen Gegensatz dokumentieren mag, ein Paradoxon oder sogar das Unvermögen des Geistes, jenes Gefühl von Vollendung oder Erfüllung zu erreichen, das die Poetik des Gedächtnisses zu implizieren schien. Dieses Gedicht besitzt eine dunkle Unterseite, die alles in Zweifel zieht, einschließlich seines eigenen programmatischen Unternehmens, und die womöglich sogar eine kategorisch tragische Wendung des dichterischen Prozesses des Erinnerens thematisiert, der alles offen und unversöhnt läßt. Genau in diesem Bereich von Unsicherheit und Unbestimmtheit, wo der Stellenwert des Geistes für die Dichtung nicht so sehr bestätigt als gefährdet wird, können der wahre Wert und die repräsentative Kraft dieses Textes für eine, wie ich sie nunmehr nennen möchte, Poetik der Moderne gefunden werden. Somit kann 'Andenken' als Beispiel für den Fall Hölderlin als Dichter in all der Komplexität seines letztendlichen Zusammenbruchs und Scheiterns, ja als Vorwegnahme der Krise der modernen Kunst gelten, die für uns gültig bleibt, wie sie für ihre eigene Zeit prophetisch war – wie sehr sie auch von Lesern sowohl damals als auch heute unbeachtet bleibt. Dieses Gedicht

hält eine Gedenkfeier für das Ende einer Tradition der ästhetischen Affirmation gerade für die Poetik des Gedächtnisses ab.

## 1.

Die Herausforderung von Hölderlins 'Andenken' wird deutlich innerhalb von traditionellen Konzepten von Gedächtnis, von denen – ob mit bewußter Intention oder nicht – das Gedicht einen Nachhall von Komplexität bezieht. Sowohl die klassische als auch die christliche Literatur haben spezifische Privilegien für das Erinnerungsvermögen als Gedankenmotiv und -medium eingerichtet, zu denen Hölderlins Gedicht spezifische Merkmale des Gegensatzes und Kontrasts anbietet. Einerseits postuliert der Begriff *anamnesis*, von Plato vor allem in Phaidros (249) entwickelt, einem Text, der Hölderlin wohlbekannt war, eine enge Verbindung zwischen Erinnerungsvermögen und Erinnerung an einen vor der bewußten Erfahrung liegenden Zustand (ganz in der Art von Mythen der Metempsychose, auf die Plato zurückgreift) und dem Gemeinplatz der dichterischen Inspiration als einer Form von göttlichem Wahnsinn, analog zur Raserei erotischen Verlangens. Es ist ganz offensichtlich, daß Hölderlins 'Andenken' systematisch sowohl das Gefühl eines transzendenten Ursprungs als auch eine begleitende Kraft dichterischer Inspiration vermeidet, außer in einem spezifisch säkularen, naturalistischen Kontext im Diskurs des Gedichtes. Kein größerer Vorwand für Gedächtnis scheint in diesem Gedicht hervorgerufen zu werden als die Tatsache, daß der Nordostwind weht, und keine größere räumliche und zeitliche Distanz wird als Parameter dessen, an das sich erinnert wird, aufgestellt als der Aufenthalt des Dichters an der südfranzösischen Küste, vermutlich gerade ein Jahr vor dem Schreiben des Gedichtes. Andererseits entwickelte Augustinus in seinen 'Bekennnissen' ein Modell von *memoria*, zweifellos seinerseits in großem Maße von der Tradition des Platonismus übernommen, das eine systematische Korrelation zwischen Erkenntnis und Offenbarung absteckt. Der Geist ist ein Ort, wo Bilder wohnen, beinahe wie die Schatten der Toten in einer mythischen Unterwelt: Die Höhle der Erinnerungen. Doch Erinnerungsvermögen ist durch solche sterbliche und zeitliche Vermittlung – wie Augustinus mit der Dringlichkeit rhetorischer Überzeugung durch die direkte Anrede an Gott versichert – auch das Vehikel für die Erfahrung der Transzendenz und das sichere Wissen um sie, jene Eingebung eines Friedens, der das Verständnis übersteigt. Im Gegensatz dazu würden die Grenzen von Hölderlins dichterischem Gedächtnis aus-

drücklich menschlich und zeitlich erscheinen, markiert durch das von den dunkelhäutigen Frauen von Bordeaux mit Wein, Musik und einheimischen Tänzen gefeierte Frühlingsfest und auch markiert durch die Spitze des Lands, wo Reisen von Matrosen über das offene Meer zu den Indiern jenseits des Horizonts beginnen.

Das für Hölderlins Gedicht wichtigste Modell von Gedächtnis, unverfälscht sowohl durch den Gestus als auch durch die rhetorische Handlung, aber auch durch eine radikale Verneinung – die die Kritiker bislang vernachlässigt oder vermieden haben – in die Gedichtmitte gestellt, ist sakramental. Ein wesentlicher Bestandteil der Eucharistie in der traditionellen christlichen Liturgie ist stets, seit ihrem Ursprung in der Erzählung des Neuen Testaments, ein Akt des Gedächtnisses gewesen. Beim letzten Abendmahl, bevor Jesus gekreuzigt wurde, so informieren uns die synoptischen Evangelien, saßen die Jünger mit ihrem Herrn beim Passah-Mahl zusammen, brachen zusammen das Brot und teilten Wein, was Jesus als Begründung des neuen Testaments für sie deutet (Mark. 14, 22 u. 24; siehe auch Matth. 26, 28–29 und Luk. 22, 14–20). Nur bei Lukas kommt der entscheidende Satz vor, und zwar nach der Deutung des Weines als Teil des mystischen Körpers Christi: „das tut zu meinem Gedächtnis“ (Luk. 22, 19). Das griechische Wort, das hier gebraucht wird, ist *anamnesis*, in der lateinischen Vulgata als *commemoratio* und in Luthers deutscher Bibel als „Gedächtnis“ übersetzt. Dieser Satz wurde seit frühesten Zeiten in der christlichen Kirche dem eucharistischen Gebet in der Liturgie der Messe direkt vor der Kommunion angepaßt.

Sollen wir annehmen, daß Hölderlin, Autor der Elegie 'Brod und Wein', der erst kurz vorher (falls die Datierung von 'Andenken' auf Frühjahr 1803 stimmt) das Widmungsexemplar von 'Patmos' für den Landgrafen von Homburg vollendet hatte, wo des letzten Abendmahls, des Todes Jesu und der Segnung der eucharistischen Zeichen Brot und Wein gedacht wird, von seinen Lesern nicht auch erwartet hätte, das Echo dessen in der entscheidenden Mittelstrophe des späteren Gedichts zu hören?

*Es reiche aber,  
Des dunkeln Lichtes voll,  
Mir einer den duftenden Becher,  
Damit ich ruhen möge; denn süß  
Wär' unter Schatten der Schlummer.*

Was hier vor allem auffällt, sobald die Parallele zu dem sakramentalen Zeichen des Gedächtnisses einmal erkannt wurde, ist die Tatsache, daß jegliche ausdrückliche Anspielung auf die traditionelle Funktion dieser

Handlung als liturgisches Gedenken unterdrückt wird. Die Bitte, an dem erinnerten Fest Wein zu trinken, ist von dem Verlangen nach Ruhe und Schlummer motiviert. Mehr noch, nach dem Modell von Gedächtnis als Rede, welches das Gedicht aufstellt, ist der Ausgang dieser säkularen Kommunion – so impliziert es die Aussage in der zweiten Hälfte der dritten Strophe – durch ein gegenseitiges Austauschen von Worten definiert, die solcherart gesprochen und gehört werden, daß „Gespräch“ das Vehikel von Gedächtnis wird.

*Nicht ist es gut,  
Seellos von sterblichen  
Gedanken zu seyn. Doch gut  
Ist ein Gespräch und zu sagen  
Des Herzens Meinung, zu hören viel  
Von Tagen der Lieb',  
Und Thaten, welche geschehen.*

Somit stellt das Gedicht selbst einen persönlichen, spezifisch säkularen Ersatz für die traditionelle eucharistische Handlung auf, was schließen läßt, daß Gedächtnis, in der Form des Gedichtes selbst als sprachliches Ereignis, das liturgische Schema des Gedenkens in der Form des Austausches, welcher die Kommunikationshandlung ausmacht, wiederholt. Wir als Leser des Gedichtes sollen an einer Gedächtnishandlung teilnehmen, indem wir hören und verstehen, was gesagt wird, weitgehend in derselben Weise, in der der Dichter bittet, daß ihm jemand den duftenden Becher mit seinem dunklen Licht reichen möge. Eine gewagte und problematische hermeneutische Äquivalenzfigur ist hier für das Gedicht aufgestellt. Wer reicht dem Dichter den Becher? Wer hört und versteht, was in diesem hypothetischen Dialog gesagt wird? Die implizierte Szene im Diskurs für 'Andenken', innerhalb derer der Dichter spricht, ist die völlige Einsamkeit – die Freunde des Dichters sind fort –, wo Sprache zu nichts anderem wird als zu einer Antwort auf das bloße Wehen des Windes, zu einem Grüßen, in die leere Luft gesprochen, das einen Festtag ins Gedächtnis zurückruft, der nicht mehr stattfindet, außer in dieser Einsamkeit des sich erinnernden dichterischen Geistes. Sogar die Möglichkeit von Gemeinschaft als Basis der Feier dieses Festes scheint gezeugnet zu werden. Das sakramentale Zeichen des Gedächtnisses ist in eine leere Fiktion oder ein Hirngespinnst verwandelt worden.

'Andenken' liefert somit angemessene Signale für die Art und Weise der Erinnerung, die seine Sprache entwirft. Mehrere spezifische Begriffe sowie Momente rhetorischer Aussage versetzen den aufmerksamen Leser in die Lage, den Verschiebungen und Wendungen zu folgen, durch die dieser Prozeß des dichterischen Gedenkens voranschreitet.

Der Gedanke des Dichters wendet sich anfangs der Garonne und den Gärten von Bordeaux in Antwort auf den Wind zu, der in jene Richtung weht und den der Dichter auffordert, seine Grüße dorthin zu tragen. Eine ausgedehnte beschreibende Passage beschwört dann ein treffliches Bild davon herauf, umgangssprachlich in der Eröffnungszeile der zweiten Strophe ausgedrückt – welche die Kontinuität der Beschreibung unterbricht, wie eine schwebende Parenthese innerhalb eines strophischen Enjambements – „Noch denkt das mir wohl.“ Das Aussprechen dieses Satzes erreicht ein vorläufiges Stadium des Gedächtnisses, wie es im Gedicht bekannt und gegenwärtig ist, wo das gedankliche Objekt oder der gedankliche Bezugspunkt durch die vermittelnde Kraft des Diskurses in unmittelbarer Verbindung zum Bewußtsein steht, als ob das Objekt selbst auch der Verursacher oder Ursprung solchen Gedankens wäre. Aber konstituiert ein solcher Gedanke schon Gedächtnis?

Der zweite Teil der zweiten Strophe schildert die Umstände des Frühlingfestes an jenem Ort, anscheinend gestützt auf die tatsächliche Erfahrung des Dichters bei seinem Aufenthalt dort, somit, wie im Gedicht abgebildet, in sich selbst das Wesen und den Inhalt von Erinnerung darstellend. Diese Erinnerung ist aber mehr als bloßer Inhalt und konstituiert eine Szene oder einen Rahmen für das, was als vorgestelltes Ereignis erinnert wird, wodurch der Dichter in der dritten Strophe durch die evokative Kraft seines Diskurses in jenen Rahmen eintritt, um zu sprechen, *als ob* er selbst wirklich und wahrhaftig dort wäre und an dem Fest als unmittelbarer Gegenwart teilnähme. Das Signal für eine solche vorgestellte Teilnahme sind die goldenen Träume, die angeblich von den Lüften getragen werden. Sind solche Träume das Ergebnis der Grüße des Dichters, vom Wind dorthin getragen, als ob für den Dichter Gedenken heißt, daß die Aneignung innerhalb seines Bewußtseins (oder besser: innerhalb der Sprache des Gedichtes) von jenen Träumen wäre, zu denen er jetzt Zugang hat, die sich in der Szene, deren er sich erinnert, wie ein Wiegenlied rhythmisch bewegen?

Aus solchen Träumen gehen Gedanken hervor, wie in der dritten Strophe angedeutet, wo der Diskurs des Gedichtes vom Ausdruck der Bitte

(um Wein) und des Verlangens (nach Ruhe) voranschreitet, eine Bewegung von einem direkten Befehl zur Wunschform einer hypothetischen Möglichkeit, zur Allgemeinheit entgegengesetzter erkenntnisthafter Bedingungen, formuliert, als seien sie universelle Wahrheiten. Jenem seelenlosen Zustand, der aus sterblichen Gedanken resultiert und als *nicht gut* bezeichnet wird, wird das Gespräch gegenübergestellt, als das gemeinsame Sagen der Meinung des Herzens und als das Hören von Taten der Liebe und Taten, welche geschehen. Es wird als *gut* bezeichnet. Gedächtnis bewegt sich so über das vorgestellte Ereignis, bei dem der Dichter erscheinen kann, um daran teilzunehmen, hinaus zu einer hypothetischen Form des Gespräches, die als Modell eines ethischen Wertes dient. Gespräch ist definiert als Wechselseitigkeit von Sprechen und Hören, die grundlegende Struktur der Kommunikation in der Sprache, der das Gedicht selbst implizit als eine Figur oder ein Modell von Selbstbezug verpflichtet sein mag. Gedächtnis bewegt sich somit durch das vorgestellte Fest zu dieser Norm des dialogischen Austauschs hin. Der zentrale hermeneutische Anspruch von Hölderlins Gedicht liegt in der bildlichen Gegenüberstellung der vorgestellten Teilnahme an dem Fest und der allgemeinen Aufwertung von Gespräch als Modell für den Diskurs, durch das allein, als eine Art säkularer metaphorischer *anamnesis* oder *commemoratio*, die Erfahrung dieser Teilnahme als dichterisches Ereignis vergegenwärtigt und bestätigt werden kann.

Aber gerade solch ein Modell von Gedächtnis als Gespräch stellt sich für das Gedicht als unmöglich zu realisieren heraus, es sei denn als Fiktion oder momentane Illusion. Die Frage, mit der die vierte Strophe beginnt, erlegt der vorgestellten Festszene implizit eine kategorische Desillusionierung auf. Nach Freunden zu fragen, die abwesend sind – „wo sind sie?“ – bedeutet für den Dichter nichts weniger, als sich seine eigene Einsamkeit einzugestehen, die Bedingung, in der sein Diskurs zuerst begann und in dem er schließlich verbleiben muß, trotz der Kraft seiner dichterischen Sprache, einen fiktionalen Rahmen für sein Gedächtnis des Festes wiederzuerrichten, als ob er wirklich wäre und als ob er daran teilnähme. Ebenfalls bedeutsam für eine Interpretation der letzten Strophen von 'Andenken' ist der systematische Rückzug des dichterischen Ich vom Diskurs des Gedichtes. Der pronominale Bezugspunkt der ersten Person ist nirgends in der vierten und fünften Strophe in seiner grammatischen Form ausgedrückt. Der Fokus des Gedichtes wird von den abwesenden Freunden aufrechterhalten, definiert durch einen Zustand der Negation auf ihrer jahrelangen Reise auf See unter einem entlaubten Mast, außerhalb der Reichweite jeglicher menschlichen Gemeinschaft, wo keine Feiertage der

Stadt stattfinden und keine Musik und kein eingeborener Tanz. Ihre Einsamkeit jenseits des Horizonts steht in Wechselbeziehung zu der des Dichters, von der er im Gedicht spricht. Bezeichnend für diese Konzentrierung auf Negation ist die strategische Platzierung des plötzlichen Einsilbers „nicht“ als letztes Wort der vierten Strophe. Ebenfalls bedeutsam für die Rhetorik der Trennung und Isolierung als Negation ist das Erkenntnismuster, das der Reise dieser abwesenden Freunde zugeordnet wird. Paradoxerweise sollen diese Reisenden die Reichtümer der Erde als Kaufleute und Händler (vermuten wir) zusammentragen, in einer Form von mimetischer Vergegenständlichung, wie Maler – so behauptet Hölderlins Gleichnis –, die ihre Leinwände mit farbenfrohen Bildern der Welt füllen. Nichtsdestoweniger sind sie über die Grenze des reflektierenden Denkens hinaus entrückt, so daß sich durch scheinbaren Widerspruch der Begriff „Quelle“ auf das Meer als den *Beginn* von Reichtümern bezieht, während wir sonst annehmen würden (wie Kritiker es getan haben), daß das Meer als das Ziel von Flüssen und Strömen das polare Gegenteil der Quelle darstellen muß. Abwesenheit und Ursprung bedeuten für die Freunde auf ihrer Reise draußen auf See den Ausschluß vom fiktionalen Bereich des Gedächtnisses innerhalb des Gedichtes. Sie sind somit jenseits des Denkens, sowohl für den Dichter als auch für sein Gedicht.

Dieses Negationsmuster wird, wenn auch unausgesprochen, von der kraftvollen Folgerichtigkeit kompensiert, mit der das dichterische Selbst als Vehikel für die Gedächtnishandlung sein eigenes reflektierendes Streben aufrechterhält. Das Gedicht schreitet voran als ein zielstrebiges gedankliches Ringen, heldenhaft und sogar tragisch in seinem unnachgiebigen Engagement. Selbstbewußtsein zeigt sich per se als unvereinbar mit den Werten von Gedächtnis als ethischem Modell für die Menschheit, sowohl in seiner gemeinsamen Form als Gespräch als auch in seiner heldenhafteren Gestalt als Queste.

Der endgültige Blickpunkt des Gedichtes schildert eine andere Szene, vom früheren Rahmen des Festes verschieden und doch mit ihm verwandt, immer noch Teil der Region im südlichen Frankreich, die von Bordeaux und der Garonne geprägt wird. Es ist der Ort des Aufbruchs am Ende des Lands, wo die Reisenden aufgebrochen sind und die menschliche Domäne zurückgelassen haben und wo nur der Wind noch weht („luftig“) als eine Kraft oder Macht, die nunmehr ohne Gruß und Träume unverständlich, unproduktiv und ohne sichtbare Hoffnung auf Widerruf scheint. Dieser Ort ist unbarmherzig unmenschlich, auch wenn die Flüsse an steilen Weinbergen vorbeifließen, wo (nehmen wir an) die Trauben angebaut werden, die schließlich das dunkle Licht des Festweines liefern. Die nächste

bildliche Entsprechung dieses Ortes – wenn mir gestattet wird, Hölderlins Landschaft mit derjenigen zu verbinden, die vom überaus kraftvollen ihm verwandten Geist unter den deutschen romantischen Malern abgebildet wurde – wäre jene wilde Seelandschaft von Caspar David Friedrich mit dem Titel ‘Der Mönch am Meer’ (ausgestellt in Berlin, 1810). Trotz der Einbeziehung des Mönchs als winzige Rückenfigur löste dieses Gemälde wegen seiner offensichtlichen Beleidigung von Geschmack und Dekorament einen Skandal aus. Ist es nicht ironisch, daß sogar von den ergebensten Lesern des Dichters nicht erkannt wurde, daß Hölderlins ‘Andenken’, von Seckendorff in seinem ‘Musenalmanach’ zwei Jahre, bevor Friedrichs Gemälde gezeigt wurde, veröffentlicht, doch für mehr als ein Jahrhundert völlig vernachlässigt, einen noch erbarmungsloseren und unmenschlicheren Anblick bietet? Das Äußerste, was wir bei Hölderlins Beschreibung vermuten können, ist die implizite Stimme, die spricht, völlig ohne Zuordnung und Selbstdarstellung, als ob Friedrichs Mönch von der jähren Perspektive einer leeren Vision aus einer Stellung nachdenklicher Einsamkeit abgelöst würde, die auf der offenen See nichts als Abwesenheit sieht. Der abschließende Blickpunkt von Hölderlins Gedächtnis bestätigt nichts und schreibt nur auf, was vergangen ist, wie ein Epitaph auf einem Grab, sich der Toten erinnernd. Das Gedicht ersetzt somit – gewiß absichtlich? – das sakramentale Modell des eucharistischen Zeichens durch eine radikale Alternative. Gedächtnis wird eine *commemoratio* für das, was verloren wurde und jetzt tot und vergangen ist, so, als wäre der Text nicht mehr als die Inschrift auf einem Grabmal.

### 3.

Auf der Grundlage dieser Interpretation, die der Dynamik von Gedächtnis durch die Sprache des Gedichtes als gedanklicher Ausführung nachspürt, können wir den dreifachen Sinnspruch, mit dem das Gedicht schließt, noch einmal betrachten. Alle drei beziehen sich programmatisch auf das Gedicht selbst, wie die Kritik allgemein erkannt hat, besonders in den detaillierten Kommentaren Jochen Schmidts; und dennoch würde ich abweichend von der offensichtlichen Übereinstimmung der Kritik behaupten, daß von allen dreien auch eine implizite Herausforderung für Gedächtnis als dichterische Handlung ausgeht. Das wesentliche Anliegen, das von dieser gnomischen Sequenz artikuliert wird, betrifft die Vorstellung von gedanklicher Dauer oder Sicherheit, insbesondere als eine Form von Wissen, wenn auch nicht begrifflich und absolut, oder von Erfah-

rung, die als Erkenntnis oder reflektierte Erinnerung mitgeteilt werden soll, ausgedrückt durch die Sprache des Gedichtes als Diskurs.

In der ersten dieser gnomischen Äußerungen ist der Begriff, der das Problem von Gedächtnis als gedanklicher Struktur definiert, eben „Gedächtnis“, derselbe Begriff, den, wie oben erwähnt, Luther in seiner Übersetzung des Berichts vom Abendmahl im Lukas-Evangelium gebraucht hat, und derselbe Begriff, den Hegel in der Folge, in seiner 'Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaft', im Gegensatz zu „Erinnerung“ und „Einbildungskraft“ unter der allgemeinen Überschrift „Vorstellung“ gebraucht hat. Dem Bild der Reise als kreisförmiger Weg hinaus auf die See und wieder zurück nach zu urteilen, das Hölderlins Assoziation von „Gedächtnis“ mit dem Meer als etwas, das zuerst nimmt, dann wieder zurückgibt, innewohnt, bedeutet der Begriff für das Gedicht eine an sich selber erinnernde Struktur des Denkens, sowohl ein Inhalt als auch eine Bedingung für Selbsterkenntnis, die durch die Dynamik der Handlung aufgegeben und auch wiederhergestellt werden kann. Auf See zu gehen, nach den Reichtümern der Erde suchend und sie zusammenhäufend, heißt, solche gedankliche Sicherheit (die Hegel den Zustand des *an sich* nennt) verlieren, Gedächtnis aufgeben oder zulassen, daß es vom Meer weggenommen wird. Dennoch würde eine erfolgreiche Heimkehr folgerichtig eine Erholung, Erinnerung, Wiederherstellung dessen darstellen, was durch den bloßen Aufbruch verloren wurde und was – wie die idealistische Theorie unter der grundlegenden Rubrik der Dialektik allgemein bestätigen würde – somit auf einer höheren Ebene der Gewißheit und der Selbstentwicklung (die Hegel den Zustand des *für sich* nennt) wiedererlangt wird. In genau solcher Weise, so können wir Hölderlins Bild interpretieren, schreitet der dialektische Prozeß des dichterischen Gedächtnisses durch anfänglichen Verlust fort, um sich als Gedanke zu sichern. Wir sollten mit einiger Vorsicht fragen, ob dies für 'Andenken' als eine Bewegung des reflektierenden Denkens zutrifft.

Zweitens, worüber sich die meisten Interpreten ebenfalls einig sind, bestätigt das Zeichen der Liebe als menschliche Bindung den wesentlichen Wert der Existenz als intersubjektiv, eine Wahrheit, die von der ethischen Theorie von Aristoteles bis Hegel und über ihn hinaus bestätigt wird. Gemäß der Formulierung hier ist eine solche Bindung durch den Blick der Liebenden von Auge zu Auge symbolisiert, obwohl sie sonst bei Hölderlin genausogut durch einen Händedruck oder eine Umarmung dargestellt werden kann (wie in der Elegie 'Stuttgart' oder der Hymne 'Der Rhein') oder sogar (wie durch die liebenden Schwäne in 'Menons Klagen um Diotima' oder 'Hälfte des Lebens' symbolisiert) durch einen Kuß.

Für dieses Gedicht sind die Zeichen der Liebe in der mittleren Strophe eingeschrieben, einerseits als der Austausch der Reden selbst, bezeichnet hinsichtlich der Form des Gesprächs als *gut*, und andererseits als das Teilen des Weines durch das Weiterreichen des Bechers. Beide Gesten als Formen des Austausches symbolisieren den grundlegenden Wert des Festes und die Freude, die es allen verschafft, die daran teilnehmen (als ein *gegenseitiges Anerkennen*, wie Hegel es ausdrückt). Wie ich gezeigt habe, liegt hier auch das Modell für den Wert der dichterischen Erfahrung, das höchste Ziel dichterischen Gedächtnisses, durch das die Voraussetzungen des Festes wiedererlangt und mitgeteilt werden können, als ob es hier und jetzt vorhanden wäre. Doch für 'Andenken' dient diese Norm gleichermaßen als die größte Fiktion des Gedichtes, die die Bewegung des reflektierenden Denkens in seiner Kraft der Verschiebung und der unbarmherzigen Dekonstruktion als nichts weiter anerkennt als einen Traum oder eine Illusion, ein vorgestelltes Kunstgebilde, eine Schöpfung (oder Neuschöpfung) der dichterischen Sprache allein, die als solche die Bedingung für Einsamkeit und Isolierung bleibt, kategorisch jeder authentischen Festgemeinschaft entrückt. Ebenso folgerichtig ist der Wert der Liebe nur sterblich und wie die gelegentlichen Augenblicke der Festtagsfeier zeitlicher Veränderung und Verlust unterworfen, genau wie – wie wir auch vermuten dürfen – die Erfahrung von Dichtung selbst auf die *condition humaine* als zum Leben gehörend beschränkt bleibt. In dieser Hinsicht sind deshalb die Gedanken eines dichterischen Gedächtnisses, denen dieser Text auch unterworfen ist, in die Struktur der Sterblichkeit eingeschlossen, das schließlich – gemäß dem Ausdruck der dritten Strophe – als *seellos* anerkannt sein muß.

Schließlich bestätigt die dritte und berühmteste der gnomischen Äußerungen ein klassisches Diktum über die Dauer von Dichtung, und zwar – wie Kritiker von Hans Pyritz bis Jochen Schmidt anerkannt und dokumentiert haben –, von solchen Gemeinplätzen wie der Ovidschen Redensart *durat opus vatium* übernommen. Dieser Anspruch von Dauer unterstellt einen zweiseitigen, ja widersprüchlichen Status für das Gedicht, der es beschließt und auf den es sich bezieht. Wir können darin übereinstimmen, daß das Gedicht eine Art Dauer als Artefakt oder Werk erreicht, als das Produkt oder Ergebnis eines gründenden Ereignisses allein schon durch den Akt der Äußerung selbst oder den Prozeß des Schreibens. Gleichzeitig kann solche Dauer aber grundlegend nicht mit dem menschlichen Wert des Gedächtnisses übereinstimmen, das es zu verkörpern und zu verkünden sucht. Nur durch das lebendige Verhältnis von dialogischem Austausch kann diese Bestätigung von Gedächtnis als etwas *für uns* Unmittelbares und

Reales und im Geiste Gegenwärtiges (im Hegelschen Sinn auch als *an und für sich*) erreicht werden. Nur die Bedingung wechselseitiger Interaktionen und gegenseitiger Anerkennung, die für Hölderlin im wesentlichen die Bedeutung von Fest ist, könnte solches Gedächtnis authentisch darstellen. Im Gegensatz dazu stellt das Gedicht als Artefakt, wovon das Schweigen von Hölderlins Wahnsinn und das Scheitern seiner Laufbahn als Dichter beredtes Zeugnis ablegen, schließlich nicht mehr dar als die sterbliche *commemoratio*, die der unbarmherzigen Einsamkeit am Rand des Lands, beschrieben in der Schlußszene von 'Andenken', entspricht, mehr wie die einsame Inschrift auf einem Grabstein als irgendeine Form von Festtagsfeier, die eine sakramentale *anamnesis* als geteiltes Ereignis oder als eine Wechselseitigkeit von Handlung und Rede bestätigen könnte. Würden die Bedingungen solcher Dauer das Scheitern der *poiesis* bedeuten, oder ist sie nicht die grundsätzliche Natur der Kunst, insbesondere aus einer Perspektive, die modern genannt werden könnte?

#### 4.

Eine weitere Art von erlösender Bestätigung bleibt 'Andenken' als eine Möglichkeit der Erfüllung und Verifizierung seines dichterischen Programms zugänglich. Nur durch die hermeneutische Aneignung des Textes im Leseakt kann diese Form von Gedächtnis *für uns* (wieder im Hegelschen Sinn) erreicht werden, wodurch jene von dem Gesprächsmodell angedeutete Form von Gemeinsamkeit als wechselseitige und selbstreflexive Beziehung zwischen Leser und Text etabliert wird, eine Beziehung, die sich ihrer Eigenschaft als lebendige Gestalt (in Schillerschem Sinne) von Gedächtnis bewußt ist. Solches Wissen, als eine grundlegende Bedingung von menschlicher Erfahrung und Bedeutung, zu erlangen, definiert das zentrale Ziel von hermeneutischem Bewußtsein – von Hans-Georg Gadamer etwas umständlich als „wirkungsgeschichtliches Bewußtsein“ bezeichnet – dem die Arbeit der Interpretation stets verpflichtet sein muß. Hölderlins dichterisches Werk bietet reichlich Belege, daß solch eine hermeneutische Aufgabe dem Leser der Gedichte tatsächlich auferlegt ist. Belege hierfür sind in der Sprache und der formalen Organisation des Textes enthalten. Um nur ein einziges geeignetes Beispiel zu bieten, könnten wir den Gebrauch der direkten Anrede an die in den verschiedenen Widmungen genannten spezifischen Empfänger in den späten Elegien und Hymnen betrachten, zum Beispiel an Heinse für 'Brod und Wein' und „An die Verwandten“ für 'Heimkunft', an Sinclair für 'Der Rhein' und an den Landgrafen

von Homburg für 'Patmos'. In seinem Werk finden sich auch durchgängig formale Mittel, um ein intersubjektives, dialogisches Bemühen, oft durch den Gebrauch von solchen Begriffen wie „Gespräch“ signalisiert, um die Herausforderung und die Schwierigkeit der erfolgreichen Übermittlung der Botschaft des Gedichtes an sein intendiertes Publikum zu thematisieren. In 'Andenken' ist keine solche Anrede an einen Empfänger enthalten, doch das Bemühen um Kommunikation kann, wie indirekt auch immer, innerhalb der Anlage des ganzen Gedichtes verfolgt werden. Ich möchte diese kurze Untersuchung der Poetik des Gedächtnisses beschließen, indem ich einige weitere Beispiele solcher Signale oder Figuren von kommunikativer Form innerhalb des Textes betrachte. Dies ist auch ein Aspekt des Gedichtes, den die Forschung vernachlässigt hat.

Die Interpreten von 'Andenken' haben die Bedeutung von Hölderlins Roman 'Hyperion' für das Gedicht erkannt. Das frühere Buch dient als ein ausdrücklicher Intertext, auf den das Gedicht anspielen kann oder an dem das Muster des Diskurses gemessen werden kann. In dieser Hinsicht können die zentralen Charaktere des Romans auch als Rollenmodelle für die verschiedenen im Gedicht beschriebenen Aktivitäten dienen. Alabanda, der enge Freund des Helden, der einen radikalen politischen Aktivismus vertritt, nimmt seinen endgültigen Abschied von Hyperion, indem er mit einem Schiff davongesegelt und sogar noch in diesem Abschied ein Muster des heroischen Verlusts aufstellt. Diotima, deren Anwesenheit als schöne Seele und deren Sorge um den Helden einen Maßstab für die höchsten Werte von Menschlichkeit und Liebe im Roman liefern, bezeichnet durch ihren Tod ebenfalls ein Gefühl tragischer Resignation für den Helden, auf dem die Motivation, den Roman zusammenzustellen, weitgehend fußt. Hyperion selbst, schon durch den Symbolismus seines mythologischen Namens, der mit dem Titanen der Sonne als „einer-der-vorüber-reist“ verbunden ist, stellt ein Modell für Dichtung auf, besonders durch seinen Rückzug als „Eremit in Griechenland“, wo er sich seines vergangenen Lebens in der Einsamkeit erinnert. Alle diese drei Charaktere können unmittelbar spezifischen Aspekten von 'Andenken' zugewiesen werden, und zwar jeweils heroischer Handlung und Verlust, Liebe und tragischem Opfer und nachdenklicher Einsamkeit und dichterischem Gedächtnis. Doch nur Bellarmin, der Empfänger von Hyperions Korrespondenz, die den Text des Romans ausmacht, selbst offenbar ein Freund in Deutschland, den der Held zurückgelassen hat und dem die Gesamtheit seiner Rede mitgeteilt wird, wird tatsächlich in 'Andenken' genannt, in der merkwürdigen Frage der vierten Strophe: „Bellarmin / Mit dem Gefährten?“ Diese abrupte Formulierung folgt unmittelbar auf die Frage nach den abwesenden

Freunden und scheint in Apposition dazu zu stehen. Wie ist das zu verstehen?

Kein Interpret des Gedichtes hat meines Wissens die volle Bedeutung dieses Satzes über Bellarmin mit seinem Gefährten als übertragenes Zeichen für die kommunikative Strategie des dichterischen Diskurses angemessen berücksichtigt. Im Roman erfüllt Bellarmin eine ausschließliche Funktion: er ist der Empfänger der Briefe, die ihm vom Helden geschrieben werden. Es ist nicht schwer zu erkennen, besonders von der symbolischen Bedeutung seines Namens als „Bell-arminius“ her, daß er als hypothetisches Modell des implizierten Lesers stehen mag. Sein einzig möglicher Gefährte innerhalb des Romans kann nur der Autor der Briefe sein, die er empfängt, mit anderen Worten Hyperion selbst, dessen griechischer Name – wenn ein wenig ironische Freiheit gestattet ist – sehr wohl als „Gefährte“ übersetzt werden könnte, d. h. als „Mit-Reisender“. Diese Anwendung des Wortes *Gefährte* auf Hyperion nimmt größere Überzeugungskraft an, wenn wir das Ausmaß betrachten, in dem der Akt des Schreibens als verbales Gedächtnis für den Erzähler seiner Lebensgeschichte eine reflektierende Gedankenreise durch die Sprache darstellt, für die der Name vortrefflich geeignet ist. Die Implikationen der präpositionalen Verbindung in der Frage in 'Andenken': „Bellarmin / Mit dem Gefährten?“ werden somit deutlich. Die Frage des Dichters definiert ein hypothetisches intertextuelles Modell für die grundlegende hermeneutische Struktur von Kommunikation, der der Diskurs seines Gedichtes als Gespräch verpflichtet ist. Es ist das grundsätzliche Muster jenes „wirkungsgeschichtlichen Bewußtseins“, das die Grundlage des Verstehens als einer wechselseitigen, dialogischen Erkenntnis bildet. Die Fragen des Dichters nach seinen abwesenden Freunden in der vierten Strophe von 'Andenken' geht somit über ein implizites Anerkennen seiner unaufhebbaren Einsamkeit hinaus. Seine Anspielung, wie verschlüsselt auch immer, auf die Gesprächsform, die den Diskurs von 'Hyperion' als hermeneutisches Bewußtsein bildete, stellt somit genau jene Struktur von Gespräch als Austausch von Sprechen und Hören, in Analogie zum Austeilen des Bechers Wein, den man unter Freunden herumreichte, in Frage, die die mittlere Strophe des Gedichtes als das wesentliche Modell für seine Poetik des Gedächtnisses thematisiert hat.

5.

Das Muster gemeinsamer Beziehungen, wie ich es in bezug auf Bellarmin mit seinem Gefährten beschrieben habe, kann durchweg in 'Andenken' verfolgt werden, und zwar derart, daß Diskursverschiebungen des Gedichtes von der Folge dieser figürlichen Mittel mitgeteilt und implizit kommentiert werden. Der zentrale Fokus für dieses Muster tritt in der mittleren Strophe auf, wo der in der Bitte, den Wein auszuteilen, implizite Austausch von Freundschaft der Präsentation von Gespräch als einer Norm des Diskurses gegenübergestellt wird. Die Feststellung, daß diese Passagen ein Modell für die Poetik als eine paarweise Wechselbeziehung (gepaarte gegenseitige Belebung) umreißen, kann die Behauptung stärken, daß Hölderlin dem Gedicht solche Reflexivität als Strukturmerkmal auferlegte. Ich würde sogar noch weiter gehen und vorschlagen, daß die Abfolge dieser Figuren zusammengenommen eine beabsichtigte Allegorie des Lesens darstellt, eine dynamische, durchkomponierte Metapher für das hermeneutische Selbstbewußtsein des Gedichtes in seiner Abhängigkeit von der aktiven Teilnahme und der Reaktion des Lesers. Um diese Behauptung mit weiteren Belegen zu verteidigen, werde ich zwei weitere Beispiele aus dem beschreibenden Material des Gedichtes berücksichtigen, eines ziemlich am Anfang und das andere am Schluß. Von diesen Beispielen aus können schlußfolgernd allgemeinere Fragen bezüglich des Verhältnisses von Lesen und Gedächtnis abgeleitet werden.

Die erste dieser Figuren kommt am Ende der ersten Strophe vor, mitten in der ersten beschreibenden Passage, wo die Szene des Frühlingfestes an der Garonne und den Gärten von Bordeaux in Erinnerung gerufen wird. Nach dem Überblicken der Situation des Flusses mit seinem scharfen Ufer, seinem Steg und Bach – alle irgendwie in dichter Wechselwirkung durch einen dynamischen Bewegungskomplex: fließen, gehen, fallen – verschiebt der Dichter seinen Blick mit einem lakonischen, beinahe orakelhaften Ausspruch bezüglich des edlen Baumpaars Eiche und Silberpappel, die angeblich über die beschriebene Szene hinschauen. Kein Leser, dem diese Aussage zum ersten Mal begegnet, könnte anders handeln, als dieses Baumpaar als buchstäbliches, naturalistisches Artefakt innerhalb der erinnerten Landschaft des Festes zu akzeptieren. Nur schrittweise und in der Rückschau, aus dem Wissen dessen, was im folgenden über die wechselseitige Reflexivität von Gedächtnis gesagt wird, wird deutlich, daß die zugeordnete Funktion dieser Bäume als Posten oder Wächter, die Ausschau halten, in enger Verbindung mit der entwickelten Bewegung des erinnernden Gedankens im Gedicht stehen kann. Es muß in der Tat die Rolle der Bäume

sein, durch diese Aktivität den anfänglichen thematischen Selbstbezug auf den Gedanken des Dichters über das strophische Enjambement hinaus zur ersten Aussage der zweiten Strophe: „Noch denket das mir wohl“ zu legitimieren. Noch wichtiger, wenn auch bei diesem Bild vielleicht nur unterschwellig vorhanden, ist das Muster der Wechselseitigkeit, das in solchem geteilten Blick angedeutet ist. Die Bäume als edles Paar können später mit Bellarmin und seinem Gefährten verglichen werden. Wir können die Figur somit innerhalb des allgemeinen Musters von wechselseitigen Paarungen im gesamten Verlauf des Gedichtes als ein vorläufiges, hypothetisches Modell für die Beziehung interpretieren, die zwischen Text und Leser erst noch hergestellt werden muß. Das hermeneutische Bewußtsein des Gedichtes muß solch eine gegenseitige Ausschau sein, von der aus Gedächtnis zu Gespräch voranschreiten kann, wobei Sprechen und Hören gleichzeitig und wechselseitig werden.

Der abschließende Augenblick des Zusammenseins in 'Andenken' ist auch der problematischste und am meisten herausfordernde für dieses metaphorische Interpretationsmuster, auch wenn kein Interpret bis jetzt dieses Dilemma berücksichtigt hat, das dadurch unserem Verständnis des Gedichtes auferlegt wird. Die zweite Landschaftsbeschreibung, die die luftige Landspitze präsentiert, von wo die Reisenden auf das Meer hinaus aufbrechen, wird durch den Zusammenfluß zweier Flüsse bestimmt. Die Garonne, vorher als *schön* bezeichnet und jetzt *prächtig* genannt, verbindet sich mit der Dordogne, die aus den Weinbergen herabkommt, wie ein Flüchtling aus dem Gebiet des Weins. Sogar die geographischen Namen dieser Flüsse beschwören ein Muster phonetischer Harmonie herauf, als ob sie dem Gedicht einen angemessenen Endreim lieferten: *Garonne* und *Dordogne*. Zusammen *gehen sie aus*, so wird uns gesagt, als Strom ins offene Meer. Diese Bewegung über die organisierte Domäne menschlichen Lebens hinaus in das ursprüngliche und undifferenzierte Element des Meeres bedeutet, unter Anleihe eines literarischen Archetypus, für Hölderlin stets den Tod und die Auflösung aller Individualität: „Ins All zurück die kürzeste Bahn“ (um aus 'Stimme des Volks' zu zitieren). Doch die Verbindung dieser zwei Flüsse zu einem einzigen Strom stellt auch einen Spielraum und Bewegungsfreiheit für dieses Ereignis her, von dem behauptet wird, es sei „meerbreit“. Der Akt des Hinausfließens würde somit, vermutlich aufgrund der einzigartigen Qualität dieses Zusammenflusses, eine Wechselseitigkeit in der räumlichen Dimension mit dem Meer selbst zu erreichen scheinen, als ob es sich um eine Verbindung von verwandten Mächten handelte. Tod oder Auflösung für diesen zweifachen Strom wird somit ins Gleichgewicht gebracht mit einem Gefühl von Bahn

oder Route oder Kurs für die Fahrt der Schiffe. Die Implikation solcher Bewegung kann nur ein Zeichen des Privilegs oder der Segnung für *poiesis* sein, was unser endgültiges Verständnis von Gedächtnis beeinflussen muß. Diese Figur eines gemeinsamen Hinausfließens bedeutet die Vollendung oder die Erfüllung jener dialektischen Bewegung für den reflexiven Geist, die das Gedicht als Gedächtnis konstituiert. Die Implikationen von all diesem für unser Verständnis des Gedichtes bedürfen reiflicher Überlegung.

## 6.

Was impliziert dieses Schlußbild für die Bedeutung von Gedächtnis in der Perspektive des Gedichtes als Ganzes? Ist nicht der Augenblick des Hinausgehens für den Strom zwangsläufig das Ende aller Erkenntnis, aller Danklichkeit, ja allen Erinnerungsvermögens selbst? Und wie verhält sich unsere Interpretation zu diesem offensichtlichen Symbol eines ehelichen Todes? Ich gebe zu bedenken, daß die grundlegende Struktur hermeneutischen Bewußtseins solch einem Tod widerstehen muß. Der Dichter beabsichtigt vielleicht, implizit in dieses Bild sowohl sich selbst als auch die gesamte Menschheit einzubeziehen, als Hinweis auf unsere gemeinsame Sterblichkeit als ein zweifaches Ausströmen. Doch das Gedicht als Gedankenfigur widersteht solchem Verlust, ja muß dies in Übereinstimmung mit dem dreifachen Muster von Dauer auch tun, das durch die abschließenden gnomischen Aussagen des Gedichtes ausgedrückt wird.

Wo steht der Leser am Ende von 'Andenken', und was ist die Bedeutung dieser Position für die Poetik des Gedächtnisses? Ich habe ausgeführt, daß die Norm des Gesprächs als ein wechselseitiges Teilhaben an Rede mit dem reflexiven Zustand der Einsamkeit, aus dem Gedächtnis hervorgeht, im wesentlichen unvereinbar ist. Gleichzeitig dient das Paarungsmuster, das im gesamten Gedicht entwickelt wird – von dem edlen Baumpaar, das Wache hält, über das Herumgehenlassen des Bechers Wein und die Definition von Gespräch als Sprechen und Hören bis zu der Frage nach Bellarmin mit seinem Gefährten und, schließlich, dem Blickpunkt auf den Zusammenfluß der Flüsse, die sich ins Meer hinaus ergießen – dazu, die Beziehung von gemeinsamem Denken und Erfahrung zu thematisieren, die als allegorisches Modell für den Leseakt angemessen ist. Unglücklicherweise jedoch verlangt die dialektische Gedankenbewegung, von der ein hermeneutisches Bewußtsein von Gedächtnis abhängt, eine endgültige Wendung des Geistes, eine Umkehrung oder Katastrophe, die unsere eigne Perspektive kategorisch von dem äußeren Akt der Selbstaufgabe, dem



Aufbruch auf die See, abtrennt. Unser Ausgangspunkt für das Verständnis muß genau (und absichtlich) auf der einsamen Landspitze ganz am Rand oder an der Grenze angesiedelt werden, von wo aus wir nachdenklich über das, was verloren und vergangen ist, zum leeren Horizont blicken.

Ich kehre noch einmal zu der vorher erwähnten Analogie zwischen Hölderlins Gedicht und dem Gemälde von Caspar David Friedrich 'Der Mönch am Meer' zurück, mit dem verstärkten Gefühl, daß die einsame Figur des Mönches, der auf das Meer hinausblickt, die endgültige Perspektive des Lesers in 'Andenken' verdeutlichen helfen kann. In dieser Hinsicht mag der von Heinrich von Kleist in den 'Berliner Abendblättern' veröffentlichte Kommentar über Friedrichs Seestück meiner eigenen Aufmerksamkeit für die Haltung des Lesers angemessen sein, nämlich daß wir uns beim Hinausblicken fühlen, „als ob einem die Augenlider weggeschnitten wären“. Ironischerweise stimmt diese Haltung in ihrer nachdenklichen Einsamkeit genau (und absichtlich) mit der geistigen Verfassung des Dichters beim Schreiben des Gedichtes in Antwort auf den Nordostwind überein. Tatsächlich ist daher sein Dilemma des Gedächtnisses jetzt unser Dilemma der Interpretation geworden. Es handelt sich hierbei um die grundlegende hermeneutische Zwickmühle für eine moderne Poetik. Das dichterische Ich, worunter ich *nicht* den historischen Autor Friedrich Hölderlin verstehe, sondern das reflexive, nachdenkliche Selbstbewußtsein, das dieses Gedicht spricht, das somit durch seine Sprache den Akt des Gedächtnisses ausführt, macht im Verlaufe seiner Aussage eine radikale Veränderung durch – eine eigene Flutverwandlung<sup>1</sup>, um Shakespeares Formulierung zu entlehnen –, so daß es am Ende nicht mehr als Subjekt dieser Rede fungiert, sondern stattdessen zum Objekt seines eigenen Gedächtnisses geworden ist. Wir können ein Parallelbeispiel solch kategorischer Verschiebung zitieren, wo, weniger radikal, das Objekt des Diskurses (ein Fluß beim Eisgang im Frühling) nur implizit mit dem Dichter als sprechendem Subjekt identifiziert wird (durch eine mythologische Assoziation), nämlich am Ende der Ode 'Ganymed', für die Veröffentlichung in Wilmans' 'Taschenbuch' zu einem Zeitpunkt überarbeitet, der vermutlich einige Monate nach der Abfassung von 'Andenken' lag.

*Der Frühling kömmt. Und jedes, in seiner Art,  
Blüht. Der ist aber ferne; nicht mehr dabei.  
Irr gieng er nun; denn allzugut sind  
Genien; himmlisch Gespräch ist sein nun.*

<sup>1</sup> Der Originaltext lautet: „a sea-change of its own“; vgl. 'The Tempest', I, ii.

Die letzte Strophe, die vom Gedächtnis handelt, stellt für den Leser eine Beziehung zum Gedicht als sprachlichem und intellektuellem Ereignis her und bringt es zu einer spezifisch hermeneutischen Einstellung, wodurch die Figur des Dichters als Schöpfer von Gedächtnis der Fokus jener Einstellung als ein Ausleeren oder Wegfließen wird, das ein Symbol für den Verlust oder das Scheitern oder gar den Tod der *Mnemosyne* selbst darstellt. Der Dichter als in seinem Gedicht implizite Figur liefert sich einer Form von tragischer Opferung aus, die paradoxerweise einen geistigen oder dichterischen Tod bedeutet. Ich gehe davon aus, daß es kein Zufall ist, daß solche Opferung – wie Hölderlins eigene Theorie der Tragödie implizieren mag – als weltliches Analogon genau dem Gründungsereignis des christlichen Glaubens entspricht, dessen in den eucharistischen Zeichen des Abendmahls gedacht wird. Im vollständigen Sinn des traditionellen liturgischen Sakramentes, wo das Essen des Brotes und Trinken des Weins auch ein Akt des Lebens sein muß, können wir von Hölderlins 'Andenken' auch sagen, daß wir das Gedicht zu seinem Gedächtnis lesen. Für uns wird das Gedicht dadurch schließlich zur *anamnesis*, und der Ort der Einsamkeit am Rande des Lands als für uns repräsentative Perspektive wird ein Andenken seines Verlustes, *nicht* an jener geographischen Halbinsel im südlichen Frankreich, auf die sich das Gedicht bezieht, sondern vielmehr in dem symbolischen, imaginären Raum, der innerhalb des Gedichtes eröffnet wird und von dessen Text als eine Art Epitaph oder *commemoratio* für das, was verloren wurde, errichtet wird.

In einem kürzlich verfaßten Essay über 'Andenken' von Eric Santner<sup>2</sup> wird der Vorschlag gemacht, daß der abschließende Sinnspruch des Gedichtes nicht, wie üblicherweise angenommen, als das klassische Konzept von Dichtung als Dauer verstanden werden kann, sondern vielmehr mit einem Gefühl für das Gedicht als Rest, als das, was übrigbleibt, nachdem das Ereignis, dessen es gedenkt, abgeschlossen ist. Ich bin nicht überzeugt, daß diese Bedeutung von „übrig-bleiben“ für Hölderlins Gebrauch des traditionellen Gemeinplatzes korrekt ist, aber es scheint jetzt klar zu sein, daß, ungeachtet der beabsichtigten Implikationen der Schlußzeile, das, was am Ende übrigbleibt, trostlos und leer und leblos ist. Wir stehen in Einsamkeit auf der einsamen Landspitze und hören – wie es der Dichter am Anfang tat – dem Pfeifen des Windes zu, der seine Grüße nicht länger zu uns herüberträgt und der nicht länger mit goldenen Träumen beladen ist, sondern der nur eine natürliche Kraft oder Geräusch geworden ist, so-

<sup>2</sup> 'Hölderlin and the Liberation of Memory', Princeton University, bislang unveröffentlicht; ich bin dem Autor sehr verbunden, daß er mir ein Exemplar überlassen hat.

gar ohne Stimme und ohne Sprache. Eine letzte Parallele aus Hölderlins sogenannten „Nachtgesängen“ mag dazu dienen, diesen Essay zu beschließen. Ich denke an die unbarmherzige Verneinung allen hermeneutischen Austausches in dem Schlußbild des Gedichtes 'Hälfte des Lebens', das jetzt dem Bild, mit dem 'Andenken' schließt, so nahe scheint:

*Die Mauern stehn  
Sprachlos und kalt, im Winde  
Klirren die Fahnen.*

## Hölderlins Laufbahn als Schriftsteller

Von

Gerhard Sauder

Auch hier wohnen die Götter,  
sagte jener Philosoph von seiner Küche.<sup>1</sup>

1

Gemessen am wachsenden Ruhm Hölderlins seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, erweist sich sein Schicksal, von den lesenden Zeitgenossen kaum in seiner Bedeutung erkannt worden zu sein, noch immer als Problem der historisch-literarischen Konstellation um 1800. Das Dilemma spiegelt sich in den literarhistorischen Gemeinplätzen wider, die teilweise bis heute von der Schwierigkeit zeugen, Hölderlins historischen Ort zu bestimmen. Auf die triviale Lösung, ihn mit Jean Paul und Kleist in einem Sonderkapitel der Einzelgänger zu charakterisieren, die keiner der großen literarischen Gruppierungen zugehören, haben die neueren Literaturgeschichten verzichtet. Zumindest für Jean Paul ergab sich dank einer intensiven Forschungsdiskussion eine stärkere Bindung an die Tradition des Romans der Aufklärung. Für Kleist und Hölderlin sind vergleichbare historische Präzisierungen noch zu erwarten.

Das Werturteil von Hölderlins „Einzigartigkeit“ hat gewiß wesentlich dazu beigetragen, ihn eher aus der ihm zeitgenössischen literarischen Kommunikation herauszulösen als seine Verflechtung mit dem literarischen Kontext zu erfassen. Die Rühmung des Dichters als Seher und Sänger Griechenlands, die Apotheose seines Werkes („Reinheit des Dichterschen“), die Dominanz der philosophischen Interpretation aus der Perspektive der Tübinger Freunde Hegel und Schelling zum einen, Fichtes zum anderen stilisieren Hölderlin immer mehr zum dichtenden Philosophen und lassen ihn weniger als einen Zeit und Bedingungen seines Schaffens scharfsinnig reflektierenden philosophischen Dichter erkennen. Die Entdeckung des „Jakobiners“ Hölderlin hat einiges an diesem Bilde zu korrigieren erlaubt – aber der Gegenpol zur Geistesgeschichte hieß nur

<sup>1</sup> J. G. Hamann an F. H. Jacobi, 10. 3. 1788; J. G. Hamann, Briefwechsel. Hrsg. v. A. Henkel, Bd. 7, Frankfurt/M. 1979, S. 426.

zu oft Realgeschichte. Der Schriftsteller Hölderlin, der eben keine Flugschrift wie Büchner geschrieben hat, wird so den „Dichtern unserer Zeit“<sup>2</sup> entrückt.

Die Aufmerksamkeit auf literarische Verbindungen, die Pläne des Schriftstellers, die Druckgeschichte seines Werkes, die sozialen Bedingungen einer Autorenexistenz um 1800 verhilft nur in Maßen zum Verständnis des dichterischen Werks. Aber Dichtung und Werkgeschichte Hölderlins fordern nicht zuletzt die historische Präzisierung.

Drei neue Literaturgeschichten demonstrieren die Problematik des Versuchs, Hölderlins literarhistorischen Ort zu bestimmen. In der von Viktor Žmegač herausgegebenen Darstellung überschreibt Kurt Bartsch ein Kapitel mit 'Klassizismus und Revolution: Hölderlin'.<sup>3</sup> Ob der Epochenbegriff „Klassizismus“ Hölderlins Werk tatsächlich zureichend charakterisieren kann, wird nicht argumentativ begründet. Sein Werk entziehe sich sowieso der gängigen literarischen Einordnung; der Autor stehe in seiner Zeit isoliert. Victor Lange nennt das VI. Kapitel seiner Literaturgeschichte 'Klassisch und romantisch'; der Hölderlin geltende Abschnitt trägt die Überschrift: 'Kohärenz und Harmonie: Schelling und Hölderlin'. Obwohl die Darstellung dieser Konstellation zunächst originell zu sein scheint, wird das Werk des Dichters nach einigen verbindenden Passagen über Goethes Griechenlandbild für sich beschrieben: Hölderlins Klassizismus habe in seiner bezwingenden Unmittelbarkeit alle Zeitgenossen übertroffen.<sup>4</sup> Der überzeugendste Versuch, Hölderlin literarhistorisch zu verstehen, findet sich in dem von Gerhard Schulz vorgelegten Band VII/1 der De Boor-Newaldschen Literaturgeschichte. Das Kapitel 'Lyrik' enthält einen eigenen Abschnitt über Hölderlin (fast 30 Seiten). Zuvor werden gründliche Darstellungen der Lyrik im Umkreis von Jena und Weimar (Schiller und Goethe) und der 'Jungen Lyrik um 1800' gegeben – damit sind die Brüder Schlegel, Tieck, Novalis, Brentano und Karoline von Günderode gemeint. Schulz fragt nach den Gründen der marginalen Wirkung Hölderlins um 1800. Er sei selbst von aufmerksamen literarischen Beobachtern als Klassizist beurteilt worden, als Traditionalist und Epigone Schillers, als talentierter Eklektiker, aber kaum als origineller Künstler. „Statt der Stanzen, Terzinen und Sonette schrieb er Hymnen, Elegien und

<sup>2</sup> StA VI, 356, Nr. 189, an Neuffer, zweite Hälfte Juli 1799.

<sup>3</sup> Viktor Žmegač (Hrsg.), Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Band I/2, Königstein/Ts. 1978, S. 77.

<sup>4</sup> Victor Lange, Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur 1740–1815, München 1983, S. 245.

Oden, und anstatt daß er die Antike lediglich als Fixpunkt für die Reflexion auf die Gegenwart benutzte oder sich ihrer – wie Tieck und Brentano – gänzlich begab, huldigte er einem idealen Griechenland, dessen Unwirklichkeit in der Zeit der Koalitionskriege nur allzu offenbar war. Hölderlin schrieb gegen die poetischen Moden seiner Zeit, und für die Engagierten unter den Jüngeren sprach er die Sprache von gestern.“ Aus der Perspektive des Historikers lasse sich der Reichtum seiner Gedanken und sein Verständnis für die „Komplexität von Zusammenhängen“ am ehesten mit dem Fragmentwerk Friedrich Schlegels und Novalis' vergleichen.<sup>5</sup>

2

In den letzten Jahren hat sich die Diskussion auf Hölderlins republikanische Position und die Frage nach der gesellschaftlichen Bedingtheit oder Authentizität seiner Krankheit konzentriert. Aber die elementaren sozialgeschichtlichen und literarhistorischen Konstanten in Hölderlins Schriftstellerlaufbahn sind kaum ins Blickfeld geraten. Verglichen mit den Autoren der mittleren und späten Aufklärung, des Sturm und Drang, der Klassik und Romantik erweist sich Hölderlins Autorleben als geradezu typisch. Nach 1750 mehren sich die Versuche, die gesicherten Bedingungen literarischer Produktivität aufzugeben, die ständische Dichter (Hagedorn, Brockes) oder Gelehrtendichter (Haller, Gottsched, Bodmer) noch selbstverständlich voraussetzten. Die von den Jüngeren angestrebte „freie“ Schriftstellerexistenz orientierte sich am aufgeklärten Ideal geistiger und finanzieller Unabhängigkeit. Zu Hölderlins Versuchen, völlig der dichterischen Aufgabe zu leben, gibt es zahlreiche Parallelen von Schriftstellerlaufbahnen seit Klopstock und Lessing. Der Vergleich mit der schwierigen Karriere eines Lenz oder Voss bietet sich an<sup>6</sup>, wenn auch unterschiedliche materielle Voraussetzungen gegeben waren. Auch im Scheitern fügt sich

<sup>5</sup> Gerhard Schulz, Die deutsche Literatur zwischen französischer Revolution und Restauration. Erster Teil: Das Zeitalter der französischen Revolution 1789–1806, München 1983 (= De Boor-Newald, Geschichte der deutschen Literatur, Bd. VII/1), S. 650 f.

<sup>6</sup> Zur „Schriftstelleremanzipation“ vgl. den vorzüglichen Beitrag von Wolfgang von Ungern-Sternberg 'Schriftsteller und literarischer Markt' in: Rolf Grimminger (Hrsg.), Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789 (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 3), München/Wien 1980, S. 133–185.

Hölderlin in eine stattliche Reihe von Schriftstellern ähnlichen Schicksals ein: Die Experimente der Gründung einer unabhängigen Schriftstellerexistenz von Hölty, Boie, Bertuch, Claudius und Bürger mißlingen. Z. T. aus politischen Gründen verfehlten Wezel, Schubart, Leuchsenring oder Rebmann das gesteckte Ziel. Erst in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts gab es eine größere Zahl „professionalisierter Schriftsteller“, die überwiegend oder völlig vom Ertrag ihrer Feder leben konnten: Klopstock, Wieland, Gleim, Schiller, Jean Paul, Knigge. Lessing brauchte die Stütze des Bibliothekarsamtes. Nicht zu vergessen sind auch die Anstrengungen der Romantiker, der Brüder Schlegel, Tiecks und Brentanos, möglichst unabhängig von einem Amte oder Brotberuf von Literatur und ganz für die Literatur zu leben. Die nur selten gelingende tatsächliche „Emanzipation“ war in den Folgen nichts Äußerliches – das Scheitern führte bei vielen Autoren zu schmerzlichen Beeinträchtigungen ihrer Produktivität. „Brotstiftstellerei“ und „Lohnschreiberei“ für einen schwieriger werdenden literarischen Markt waren ungeliebte Auswege. Hölderlins gefährdete und zerbrechende Dichtereristenz hat nicht zuletzt in solchen Bedingungen sozialer Ortlosigkeit ihren Grund.

3

Familienditionen und Sozialisation bestimmten Hölderlin von Kindheit an für einen akademischen Beruf. Die Anlehnung an die Laufbahnen, wie sie in der väterlichen oder mütterlichen Familie üblich waren, lag nahe. Der Vater hatte die Lateinschule und das Gymnasium besucht und in Tübingen Jura studiert. Auch der Großvater war akademisch gebildet und schloß sein Studium mit dem Titel eines Lizentiaten beider Rechte ab. Die Mutter stammte aus der schwäbischen „Pfarraristokratie“. Noch an den Taufpaten der Kinder wird die Reputation der Familie Hölderlin erkennbar: Sie gehören zur Beamtschaft und zur protestantischen Geistlichkeit, zur bürgerlichen „Ehrbarkeit“ Altwürttembergs. In den Porträts von Hölderlins Vater und Mutter – heute in Marbach – signalisiert kostbare Kleidung die angesehene gesellschaftliche Stellung der Eltern.

Diese Familienkonstellation war der Poesie gegenüber keineswegs gleichgültig oder gar ablehnend eingestellt. Das Verfertigen von Gedichten gehörte noch immer zur selbstverständlichen bürgerlichen Kultur. Von Hölderlins Vater ist ein Hochzeitscarmen erhalten. Er besaß eine für damalige Verhältnisse nicht unansehnliche Sammlung von Büchern. Vor dem Umzug nach Nürtingen sind sie wohl verkauft worden. Es ist von 154

Bänden die Rede, wobei alles, was auch weiterhin gebraucht werden konnte, natürlich in den Besitz der Mutter nach ihrer Wiederverheiratung überging. Auch Hölderlins Stiefvater, der Nürtinger Kammerrat, Oberumgelter (= Steuer- und Zolleinnehmer) und spätere Bürgermeister Johann Christoph Gok, Sohn eines Schulmeisters, war literarisch interessiert. Eine Bücherliste, die 1774 anlässlich seiner Heirat mit der Witwe Hölderlin aufgestellt wurde, führt Werke von Wieland, Gellert, Hagedorn, Klopstock, Swift, Kleist und Holberg neben Erbauungsbüchern auf.

Im Verlauf von Hölderlins Schulzeit stand offenbar schon früh fest, daß alle Bemühungen zunächst dem Bestehen des Landexamens zu gelten hatten. Intensiver Privatunterricht sollte die Vorbereitung neben der schulischen Lehre verstärken. Über seine Erfolge in der Nürtinger Lateinschule heißt es: „Unter der Leitung tüchtiger Lehrer entfalteten sich bei Hölderlin, mit seinem Körper Schritt haltend, die Fähigkeiten des Geistes und frühzeitig entschied sich jene Vorliebe für die Classiker Griechenlands und Roms, welche einen Hauptzug seines poetischen Charakters bildet.“<sup>7</sup> Im Landexamen 1783 erhielt Hölderlin in Griechisch die beste Note. Der für künftige Theologen besonders wichtige Unterricht in Latein und Griechisch umfaßte Rhetorik und Poetik – neben den übrigen Disziplinen der altphilologischen Fächer. So wurde besonders in den alten Sprachen auch gründliche Kenntnis von Metrik, Versformen, Gattungen, Metaphorik und Topik vermittelt. Diese Exerzitien waren schon von der wöchentlichen Stundenzahl her gesehen für den Schüler bedeutsamer als mögliche Anregungen aus der deutschen Literatur. Selbst das private Lesen sollte in den Klosterschulen unter Aufsicht betrieben werden. Aber Hölderlin hatte schon in Nürtingen Klopstock entdeckt; die Schwaben Schiller und Schubart sind ihm früh schon vertraut neben Stolberg, Pfeffel und Ossian. Wieland schätzte er nicht.

Die Statuten der Klosterschulen verlangten von den Schülern, sich „besonders auch des Lesens schädlicher Bücher und *Romanen*, in und ausserhalb des Closters gänzlich [zu] enthalten. Wo einer hierüber ergriffen würde, der soll von dem Prälaten mit dem *Carcere* gestraft, und dem Verschulden nach mit Wasser und Brod gespeiset, und solche schädliche Bücher ihnen alsleich abgenommen und *aboliret* werden“.<sup>8</sup>

Wo auch immer Hölderlin seine literarischen Anregungen in deutscher Literatur fand, er schrieb bereits als Schüler – ausgestattet mit dem

<sup>7</sup> StA VII, 1, 300. Zum Vorhergehenden vgl. auch ebd. 265, 272, 275, 294.

<sup>8</sup> StA VII, 1, 309. Vgl. 311.

Instrumentarium griechischer und lateinischer Poetik und mit vorzüglicher Kenntnis der großen Beispiele – deutsche Gedichte. In den Zeugnissen werden ihm recht gute Leistungen in deutscher Poesie bescheinigt; seine Gedichte waren den Lehrern nicht unbekannt geblieben. Im Maulbronner Abgangszeugnis von 1788 wurden seine vorzüglichen Lateinkenntnisse und die Fertigkeit, „schöne deutsche Verse“ zu machen, gelobt. Unter den Mitschülern genoß er den Ruf eines ausgezeichneten Hellenisten.<sup>9</sup> Im Tübinger Abgangszeugnis von 1793 findet sich die Formel: „litterarum elegantiorum assiduus cultor“.<sup>10</sup> Die Vorbereitung auf das Theologiestudium schloß die Beschäftigung mit den alten Sprachen und Literaturen ein – die Studienzeit ermöglichte Erweiterung und Vertiefung der literarischen Kenntnisse, und zwar weit über das für Theologen Notwendige hinaus.

4

Das Dilemma von Hölderlins Laufbahn als Schriftsteller ist von seiner Bindung an die bestimmende Mutter nicht zu lösen. Der Tod von zwei – offenbar geliebten – Vätern in Hölderlins Kindheitsphase führte zu einem Verantwortungsdruck, der gewiß nicht leicht auf der Mutter lastete, die den Tod zweier Gatten und mehrerer Kinder zu verarbeiten hatte. Obwohl ihre wirtschaftliche Lage gesichert war und durch weitere Erbschaften für die Kinder noch verbessert wurde, lebte sie offensichtlich in einer elementaren Furcht, aus den Kindern, und vor allem aus Fritz, könne „nichts Rechtes“ werden. Zweifellos spielte bei solchen Befürchtungen Anpassung keine geringe Rolle, die die Mutter auf die Familientradition und die soziale Norm der „Ehrbarkeit“ des Landes verpflichtete. Die Erfüllung der gesellschaftlichen Erwartungen stellte sie sichtlich höher als das Lebensinteresse des Sohnes – für sie waren die für ihn einmal gewählten Lebensbahnen absolut mit den eigenen Normerwartungen und -erfüllungen identisch, so daß sie sich der Einsicht, gerade daraus könne das Unglück ihres Kindes erwachsen, verschloß.<sup>11</sup> Für die Mutter hat es offenbar nur einen Weg gegeben, den der Sohn zu beschreiten habe: die geistliche

<sup>9</sup> StA VII, 1, 360 f.

<sup>10</sup> StA VII, 1, 479.

<sup>11</sup> Kritisch schreibt über die Mutter: Pierre Bertaux, *Friedrich Hölderlin*, Frankfurt/M. 1981, S. 598 ff. Vgl. auch Eva Carstanjen, *Hölderlins Mutter*, in: HJb 22, 1980/81, S. 357–360.

Berufung. Damit stellte sie den Sohn in ihre Familien- und Pfarrertradition. Die Versagung eines Jurastudiums bedeutet – mit welcher Bewußtheit auch immer – die Distanzierung vom Lebensgang des Vaters und von dessen leichterem, offener und „ästhetischer“ Lebensweise. Mit der für den Sohn früh schon vollzogenen Berufswahl glaubte die Mutter, ihn im Grunde für sich zu behalten. Balint hat dieses Verhalten „naiven Egoismus“ genannt: Der Realitätssinn in bezug auf die Interessen des Gegenstandes der Liebe fehlt.<sup>12</sup> Diesen „naiven Egoismus“ erfährt der betroffene Sohn durchaus als Gewalt. Die Verwaltung des väterlichen Erbes hat die Mutter seit Beginn seiner Schulzeit als indirektes Druckmittel benutzt. In die Ausgabenliste schrieb sie die Maxime: „Ausgaben vor den L. Fritz. / welche aber wan Er im gehorsam Bleibt / nicht sollen abgezogen werden.“<sup>13</sup> Es ist unwichtig, ob dies Hölderlin bewußt war. Der erwartete und erzwungene Gehorsam in der Annahme der mütterlichen Lebensdirektive war ihm Last genug. Sohnespietät und Nachgiebigkeit haben ihn lange daran gehindert, das Gewaltverhältnis zwischen Mutter und Sohn beim Namen zu nennen. Am 11. Dezember 1798 schreibt er: „O meine Mutter! es ist etwas zwischen Ihnen und mir, das unsre Seelen trennt; [. . .] und bei jedem Anlaß fühl' ich wunderbar, wie Sie mich ingeheim beherrschen, und wie mit unauslöschlich treuer Achtung mein Gemüth sich um das Ihrige bekümmert“.<sup>14</sup> Im Januar 1799 bezichtigt sich Hölderlin gegenüber der Mutter, er habe statt des unschuldigen Geschäfts der Poesie manches andere betrieben, „was ich vielleicht zu gutmüthig gewissenhaft meinen Verhältnissen und der Meinung der Menschen zu lieb trieb“.<sup>15</sup> Wilhelm Waiblinger berichtet, Hölderlin habe in seinen späteren Jahren, „ja noch zur Zeit seines Irrens“, gesagt, er sei „von außen bestimmt“ und gezwungen worden, sich der Theologie zu widmen.<sup>16</sup>

Die Entscheidung für das Landexamen, die Seminare und das Stift war zwar grundsätzlich nicht irreversibel. Aber im Falle eines „Abspringens“ standen finanzielle Rückforderungen ins Haus, die der Mutter wohl nicht zuzumuten waren. Bei der Aufnahme in Maulbronn mußten sich die Klosterschüler verpflichten, den Unterricht als Vorbereitung auf das Theologie-Studium zu betrachten, um danach als Diener der Kirche oder in der

<sup>12</sup> Vgl. Alice Balint, *Liebe zur Mutter und Mutterliebe* (1939), in: Michael Balint, *Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse*, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1981, S. 121.

<sup>13</sup> StA VII, 1, 281.

<sup>14</sup> StA VI, 298, Nr. 170.

<sup>15</sup> StA VI, 311, Nr. 173.

<sup>16</sup> StA VII, 3, 53.

Schule „nach seinem Göttlichen Willen, und Ihrer Hoch-Fürstl. Durchleucht, auch Dero verordnetem Beruf gemäÙ“, „gebraucht“ zu werden.<sup>17</sup>

Theologie als „Profession“, der „geistliche Stand“ als Lebensperspektive – für den mündigen Hölderlin war diese Entscheidung und die Verpflichtung gegenüber dem Stift eine Fessel, die ihm die Lebensluft zu nehmen drohte und seine Krankheit zumindest mitverursachte. Das älteste von Hölderlin überlieferte Gedicht, das Denkendorfer ‚Dankgedicht an die Lehrer‘ (1784), ist noch Zeugnis einer gehorsam angenommenen Ausbildung. Das Widmungsgedicht erforderte es, daß die Adressaten als die zum geistlichen Amt Berufenden dargestellt werden:

*Uns würdigte einst eurer Weisheit Wille,  
Der Kirche Dienst auch uns zu weihn,  
Wer, Brüder, säumt, daß er die Schuld des Danks erfülle,  
Die wir uns solcher Gnade freun?<sup>18</sup>*

Aber damit klingt in der ersten Strophe des ersten „offiziellen“ Gedichts das Dilemma an, das, verbunden mit den Gehorsamsforderungen der Mutter, seit dem Frühjahr 1787 den jungen Hölderlin quält. Nach den Osterferien versichert er der Mutter, es komme ihm nie mehr – „außer in einem ganz außerordentlichen Fall, wo mein Glück augenscheinlich besser gemacht wäre“ – der Gedanke, aus seinem Stand zu treten. Man könne als Dorfpfarrer der Welt so nützlich sein.<sup>19</sup> Im Herbst 1789 verschärft sich der Konflikt mit der Mutter, die ein Ausscheiden aus dem Stift und ein Jurastudium nicht toleriert. Die Formulierungen der Ergebung in den mütterlichen Willen wiederholen sich. Anfang 1790 schreibt er, er habe sich entschlossen, „von nun an in der Lage zu bleiben“, in der er sei. Die ungewisse Zukunft, Vorwürfe der Familie, Rat von Freunden, das nun als ‚ekles Studium‘ beurteilte Rechtsstudium, die Possenreißerei der Rechtsanwaltspraxis kontrastieren erneut mit den „Freuden einer ruhigen Pfarre“.<sup>20</sup>

Hölderlin hat auf der „Galeere der Theologie“ gelitten, aber sein Studium dem Wunsch der Mutter gemäß mit dem Magister und dem Konsistorialexamen abgeschlossen. Die folgenden Jahre wurden ihm als Wartezeit auf ein geistliches Amt auch von der Mutter konzidiert. Aber der Widerwille, sich als Vicarius in die Botmäßigkeit eines Pfarrers zu begeben, bringt ihn erneut in Konflikt mit der Mutter. Es ist nicht zuletzt

die Furcht, das eigene Glaubensbekenntnis nicht offen ablegen zu können und den „Theologen von *Profession*“ nach dem Munde reden zu müssen, „die nicht frei und von Herzen, sondern aus Gewissenszwang und von Amtswegen es sind“.<sup>21</sup> Dreimal hat er die Bewerbung um eine angebotene Pfarrstelle unterlassen (zuletzt 1796 und 1797). An der Lateinschule in Nürtingen wollte er nicht Lehrer sein. Aber noch im Januar 1799 wird die Diskussion vorläufig mit dem Versprechen beendet, er strebe künftig das „anspruchsloseste Amt“ an, das es für ihn gebe. Nur ein „recht einfaches Amt“ wolle er finden, „weil sich ein anderes nicht wohl mit meinen Lieblingsbeschäftigungen reimen lieÙe.“ Bis in die Wortwahl kehrt Hölderlin nun seine eigentliche Bestimmung nach außen – was er seit 1787 zaghaft und nachgiebig angedeutet hat, was er der Mutter gegenüber wohl selten in aller Offenheit auseinanderzusetzen wagte, kommt in diesem zentralen Brief zur Sprache. Jetzt erst versucht er auch unter den Augen der Mutter zu sein, ‚wie er wirklich ist‘, die der Schwester so gepriesene „Wahrhaftigkeit“<sup>22</sup> auch für sich und sein Verhältnis zur Mutter zu praktizieren. Um das Verständnis der Mutterwerbend, umreißt er die Schriftstellerproblematik, ein Amt zu finden, das sich auf Dichtung „reimen lieÙe“:

*Es hat es mancher, der wohl stärker war, als ich, versucht, ein großer Geschäftsmann oder Gelehrter im Amt, und dabei Dichter zu seyn. Aber immer hat er am Ende eines dem andern aufgeopfert und das war in keinem Falle gut, er mochte das Amt um seiner Kunst willen, oder seine Kunst um seines Amts willen vernachlässigen; denn wenn er sein Amt aufopferte, so handelte er unehrlich an andern, und wenn er seine Kunst aufopferte, so sündigte er gegen seine von Gott gegebene natürliche Gaabe [. . .]. Der gute Gellert, von dem Sie in Ihrem lieben Briefe sprechen, hätte sehr wohl gethan, nicht Professor in Leipzig zu werden. Wenn er es nicht an seiner Kunst gebüÙt hat, so hat er es doch an seinem Körper gebüÙt. MuÙ ich also ein Amt annehmen, wie es denn wohl nicht anders thunlich ist, so glaub' ich eine Pfarrstelle auf dem Dorfe (recht weit von der Hauptstadt und von den hohen geistlichen Herren weg) wird das Beste für mich seyn. [. . .] Übrigens ist es mir lieb, wenn es noch einige Jahre ansteht [. . .].<sup>23</sup>*

Nicht allein die letzte Bemerkung verrät, daß Hölderlin seine Hoffnung darauf setzte, um die Annahme eines Amtes heranzukommen. Vom ‚klei-

<sup>17</sup> StA VII, 1, 355.

<sup>18</sup> StA I, 1.

<sup>19</sup> StA VI, 13, Nr. 9.

<sup>20</sup> StA VI, 48, Nr. 29.

<sup>21</sup> StA VI, 308–314, Nr. 173. Vgl. Barbara Vopelius-Holtzendorff, Friedrich Hölderlin und das Geld, in: Kürbiskern 1980/2, S. 139–159, bes. S. 142, 158.

<sup>22</sup> StA VI, 66, Nr. 43, wohl vom Ende März 1791.

<sup>23</sup> StA VI, 312.

nen Dorfpfarrer<sup>c</sup> schrieb er der Mutter, um sie zu beruhigen; sein bescheidener Wunsch war es, „in Ruhe und Eingezogenheit einmal zu leben – und Bücher schreiben zu können, one dabei zu hungern“.<sup>24</sup> Als im Juni 1804 Christian Landauer an Hölderlins Mutter schrieb, demnächst sei ihr Sohn an der Reihe, eine Stelle zu erhalten, befürchtete er die „Ehempfndlichkeit“ Hölderlins, falls er wegen ‚seines Zustandes‘ übergangen würde. Aber gerade deshalb könne ihm das Konsistorium eben keine Predigerstelle geben. Sobald Hölderlin von dieser Sachlage wisse, seien äußerst nachteilige Wirkungen zu erwarten.<sup>25</sup> Am 8. März 1805 stellte das Konsistorium fest, die „ser kranke Thätigkeit seiner Phantasie“ habe ihn „bald seiner Haupt Bestimmung entrückt“, so daß er „bei Kirchen Geschäften, und auf Vikariaten“ nicht habe verwendet werden können.<sup>26</sup> Einen durchaus wohlwollenden Bericht über Hölderlin erstattete Dekan Denk von Nürtingen am 11. März 1805. Sein Urteil über Hölderlins Haupt-Sache dürfte mit dem der Mutter identisch gewesen sein:

Er hat in den Klöstern sich immer gut aufgeführt, hat gute *Studia*, *excelliert* sonderlich in der Griechischen Sprache, ist an zerschiedenen Orten Hofmeister gewesen, aber dadurch von seinem Hauptzwek, dem *Studio theologico*, abgekommen, wie er dann sich mit vieler Anstrengung auf Neben-Sachen gelegt, z. B. auf die *Poësie*, den Sophokles übersezt, und in den Druk gegeben, und ist eben dadurch, nemlich durch das überspannte *Studieren* in eine solche Verwirrung seines Gemüths gerathen, daß er ganz unbrauchbar worden.<sup>27</sup>

Die Duldung der Poesie als Nebensache in den Klöstern und im Stift ließ Lehrer und Professoren, die Mutter und die Pfarrer zu spät erkennen, daß Dichtung für den jungen Hölderlin früh schon die Hauptsache war. Neuffer berichtet am 12. Juli 1785 von einem „sehr guten Freund“, der „mit vollem Enthusiasmus für Dichtkunst eingenommen sei“ – er meinte Hölderlin.<sup>28</sup> Im Februar 1788 teilte dieser der Mutter mit, bei der Geburtstagsfeier des Herzogs habe er die Ehre gehabt, „bei unserm Festin als Dichter aufzutreten“.<sup>29</sup> Nicht nur im Seminar und Stift galt Hölderlin als Poet – er nährte seine labile Identität mit dichterischer Produktivität. Bei einem Besuch Schubarts im April 1789 habe sich dieser nach den Eltern erkundigt und ihn gefragt, ob er auch „zu den oft großen Ausgaben eines

<sup>24</sup> StA VI, 66.

<sup>25</sup> StA VII, 2, 284 f.

<sup>26</sup> StA VII, 2, 325.

<sup>27</sup> StA VII, 2, 328.

<sup>28</sup> StA VII, 1, 12.

<sup>29</sup> StA VI, 27, Nr. 18.

Poëten gehörig unterstützt werden könne“, was Hölderlin keck bejahte.<sup>30</sup> In dem bereits mehrfach zitierten Bekenntnisbrief vom Januar 1799 an die Mutter erwähnt er seine „vielleicht unglückliche Neigung zur Poësie“, die in ihm bleibe, so lange er lebe.<sup>31</sup> Der „Freudē am Wahren u. Schönen“ habe er sich „von Jugend auf im Stillen“ geweiht. Aus den „Erfahrungen und Belehrungen des Lebens“ sei er „nur um so entschloßner“ zur Dichtung zurückgekehrt.<sup>32</sup>

Hölderlins Selbstanalyse im Hinblick auf seine Berufsproblematik ist von erstaunlicher Klarheit. Er bemerkt schon früh, daß seine Launen, sein „sonderbarer Charakter“<sup>33</sup>, Unfriede und Mißmut Folgen des ertragenen Zwanges sind. Er kann „ganz heiter, ganz froh und gesund“ nur dann sein, wenn die Theologie zur Nebensache und die Poesie zum Hauptgeschäft werden kann. Die deformierende Kraft der beruflichen Lage wird erkannt: „daß ich ein ganz anderer Mensch sein könnte, wenn meine Lage nicht wäre, die eben gerade für mich am wenigsten ist, dann möcht' ich freilich weit weg aus dieser Lage“.<sup>34</sup> Im Bekenntnisbrief an die Mutter nennt er als Ursache seines Mißmuts das ‚redliche Bemühn‘, der Neigung zur Poesie durch „sogenannt gründlichere Beschäftigungen“ entgegen gearbeitet zu haben. Selbst die eindringlichen Philosophiestudien hätten seiner Natur kaum entsprochen, seien aber von ihm betrieben worden, weil er sich „vor dem Nahmen eines leeren Poëten“ gefürchtet habe. Auch die Philosophie habe ihn von seiner „eigentümlichen Neigung“ nur entfernt. Der Topos von der Nostalgie-Erkrankung der Schweizer, die zu lange fern ihrer Heimat leben müssen, dient Hölderlin zum Vergleich mit seiner Situation: „und mein Herz seufzte bei der unnatürlichen Arbeit, nach seinem lieben Geschäfte, wie die Schweizerhirten im Soldatenleben nach ihrem Thal und ihrer Heerde sich sehnen.“<sup>35</sup>

## 5

Die Übernahme von Hofmeisterstellen durch Hölderlin entsprach der Berufssituation eines examinierten Theologen: Für die Kandidaten eines Pfarramtes gab es lange Wartezeiten. Auf 22 Pfarrstellen, die jährlich neu

<sup>30</sup> StA VI, 45, Nr. 26.

<sup>31</sup> StA VI, 311.

<sup>32</sup> StA VI, 372, Nr. 199.

<sup>33</sup> StA VI, 68, Nr. 45.

<sup>34</sup> StA VI, 70, Nr. 47, 28. Nov. 1791, an Neuffer.

<sup>35</sup> StA VI, 311.

zu besetzen waren, kamen 150 bis 200 Anwärter. Das Konsistorium sah es deshalb nicht ungern, wenn die arbeitslosen Jungtheologen Hofmeisterstellen annahmen; Hölderlins Gesuche um Genehmigung wurden durchweg anstandslos bewilligt. Es ist eine überspitzte These, Hölderlin sei Hofmeister geworden, um nicht Pfarrer werden zu müssen.<sup>36</sup> Für einen jungen Theologen war die „Hofmeisterei“ während des 18. Jahrhunderts die selbstverständliche Tätigkeit, um die Wartezeit, bis eine Stelle frei würde, zu überbrücken. Dies wußte auch Hölderlins Mutter, die deshalb die Annahme solcher „Bedienungen“ in adligen oder begüterten Häusern akzeptierte. Obwohl die für Hölderlin – nach den Kloster- und Stiftsjahren – sicher angenehm empfundene relative Freiheit des Hauslehrers dazu verlocken konnte, diese Tätigkeit als eine dauernde und nicht nur vorübergehende zu betrachten, um so dem Zwang des Pfarramtes zu entrinnen, fehlte es nicht an Beteuerungen der Mutter zuliebe, am Ende der Wartezeit das ironisch umschriebene Dorfpfarramt anzustreben. Für Hölderlin war das Erziehen und Unterrichten zwar wie die Zwangsvorstellung des Pfarramtes eine Denaturierung des geheimen Lebensplanes, aber sichtlich erträglicher als der Gedanke an die von der Mutter erhoffte „honnete“ Versorgung. Über die Ursachen des nur kurzen Wirkens in Waltershausen, Hauptwil und Bordeaux sind Mutmaßungen geäußert worden, die hier nicht zur Diskussion stehen. Die längere Hauslehrer-Zeit im Hause Gontard war nachweislich auch in pädagogischer Hinsicht für Hölderlin und die ihm anvertrauten Kinder erfolgreich. Für die geleistete Arbeit wurde ihm auch nach den Dienstverhältnissen in Waltershausen, Hauptwil und Bordeaux ein positives Zeugnis ausgestellt. Doch hat es in den verschiedenen Stellungen zweifellos an herben und deprimierenden Erfahrungen nicht gefehlt. Dies gilt nicht zuletzt für den Frankfurter Dienstherrn Gontard: Hölderlin war in seiner Sicht ein Bedienter, und nichts mehr.

Hölderlin beginnt sein nachuniversitäres Leben unter den schlechten Bedingungen, die für den größten Teil der jungen bürgerlichen Intelligenz typisch waren. Bei einem Überblick über die Berufsfindungsphase der Schriftsteller, Philosophen und Theologen des späteren 18. Jahrhunderts wäre es einfacher, diejenigen zu nennen, denen die Hofmeisterei erspart blieb, als alle aufzuzählen, die darin ihren ersten Lebensunterhalt fanden. Die Hofmeisterzeit Hölderlins ist überdies auch im engeren Sinne typisch für Theologen – diese stellten die Mehrzahl der Hofmeister, da sie auch

<sup>36</sup> So Ludwig Fertig, *Die Hofmeister. Ein Beitrag zur Geschichte des Lehrerstandes und der bürgerlichen Intelligenz*, Stuttgart 1979, S. 27.

für die religiöse Kindererziehung und gelegentlich für den Hausgottesdienst Sorge zu tragen hatten. Die soziale Stellung des Hofmeisters entsprach in wenigen Fällen der Selbsteinschätzung und der Geltungserwartung der jungen Akademiker. Die Spekulation auf die spätere Belohnung durch ein Amt, falls der adlige Herr über das Patronats- und Kollaturrecht verfügte und damit Pfarr- und Schulstellen zu besetzen hatte, erleichterte die Arbeit kaum. Rechtlich zählte der Hauslehrer zwar nicht zu den Domestiken, aber in der Praxis wurde er meist so behandelt. Der Hofmeister aß am Gesindetisch und wurde nicht selten auch zu berufsfremder Arbeit (Sekretärs- und Verwaltertätigkeit, Botengänge, Servieren und Einschenken bei Gesellschaften, Heu einfahren oder Stiefelputzen) herangezogen. Die Stellung in der Familie war schwierig: Zwischen Eltern und Kindern war ein erträglicher sozialer Ort, der sich mit dem Selbstwertgefühl vereinen ließ, kaum zu finden. Isolation, Resignation, Verlust des Selbstbewußtseins und Depression waren häufige Folgen. Starker Konkurrenzdruck zwang zu Selbstverleugnung und Anspruchslosigkeit. Die Bezahlung war nicht festgelegt; Hölderlin erhielt offenbar an allen Stellen eine Entlohnung, die an der oberen Grenze lag. 150 bis 200 Gulden pro Jahr waren normalerweise zu fordern, aber nicht immer zu bekommen. Nicht zuletzt die dienerartige Entlohnung trug zur Verachtung des Standes beim Adel und im Bürgertum bei. Um 1800 befand sich die Hofmeisterei in einer Krise. Die Freiheits- und Gleichheitsforderung der Revolution ließ die jungen Theologen an der Notwendigkeit der erwarteten Servilität zweifeln, ohne daß jedoch realistische Alternativen in Sicht waren. Der Pfarrer Gedeon aus dem Magdeburgischen, der selbst eine längere Hofmeisterzeit hinter sich hatte und den fehlenden Mut der meisten Pfarrer gegenüber ihrer Herrschaft auf das im Hofmeisterstand „gebrochene Rückgrat“ zurückführte, gab zu bedenken: „entweder muß also der Hofmeisterstand weit erhöht werden, der Reiche und Große muß sich ganz ändern, und der Pardel seine Flecken ablegen – oder der Edle kann nicht mehr zu ihnen gehen, und muß sich lieber dem Zobelfang in Sibirien unterziehen, als in den Pallästen als Hofmeister unter den gens de la maison paradieren.“<sup>37</sup> In dieser Krise der häuslichen Erziehung

<sup>37</sup> Joseph Gedeon, *Ueber Schwärmerey, Toleranz und Predigtwesen*, Upsala 1776, S. 155. Vgl. die materialreiche Skizze zur Lage des Hofmeisters in: Franz Werner, *Soziale Unfreiheit und ‚bürgerliche Intelligenz‘ im 18. Jahrhundert. Der organisierende Gesichtspunkt in J. M. R. Lenzens Drama ‚Der Hofmeister oder Vorteile der Privat-erziehung‘*, Frankfurt/M. 1981 (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft, Bd. 5), S. 95–110.



dachte Hölderlin allerdings nie daran, sich eine Aufgabe an einer öffentlichen Schule zu suchen.

Selbst bei verständnisvoller Herrschaft – wie in Waltershausen – hat Hölderlin unter der ihm bisher ungewohnten Einschränkung gelitten; seine eigentümliche Empfindlichkeit mußte ihm schon in der ersten Stelle schwer zu schaffen machen, zumal dort noch zusätzliche psychische und pubertätsbedingte Schwierigkeiten seines Zöglings hinzutraten. Charlotte von Kalb hat Hölderlins Belastung durch seine Tätigkeit bemerkt. Das folgenreiche Verhältnis mit Wilhelmine Kirms hat seine Lage überdies kompliziert. Am 17. Januar 1795 schrieb Frau von Kalb an Hölderlins Mutter: „aber ich möchte auch nicht das *H.* je durch Umstände in den fall versetzt würde wieder eine Erziehung zu übernehmen. Sein Geist kann sich zu dieser kleinlichen Mühe nicht herablassen. – Oder vielmehr sein Gemüth wird zu sehr davon *afficirt.* –“<sup>38</sup> Dennoch hat Hölderlin nach den Erfahrungen im Hause Gontard seine Tätigkeit als Hauslehrer nicht durchweg negativ eingeschätzt. Er war sicher, falls es notwendig würde, schnell wieder eine ähnliche Stelle zu bekommen; er hielt sich für einen Hofmeister, der wohl dank seiner Examina einen „Anspruch“ machen könne. Doch sprach er auch offen von dem ‚in unseren Zeiten so mißlichen Verhältniß‘ der Hofmeisterei, in dem man all den Mißverständnissen ausgesetzt sei,

*die jezt in diesem zweideutigen Stande so unausbleiblich sind, denn ein bestimmtes Amt, wo der Mann sein vorgeschrieben mechanisch Geschäft hat, ist etwas ganz anderes und läßt sich viel leichter im Frieden abmachen, als die Kindererziehung, die etwas so unendliches ist, und das tägliche Leben in Einem Hauße, wo man gegenseitig die Präntensionen bis aufs geringste ausdehnen muß, wenn man sich nicht in die Länge zur Last fallen will, und, wie gesagt, die Stimmung, in der sich jezt beinabe alle Personen finden, die sich Hofmeister halten, ist, bei dem besten Gemüth und der höchsten Vorsicht von beiden Seiten doch so schwer zu behandeln, daß ein junger Mann wirklich wohlthut, sich nicht an diese schwere Aufgabe zu wagen, so lang ihm noch ein ander Verhältniß bleibt, woran er sich nicht zu schämen hat, und wo er sein mäßiges Auskommen findet. Da sich aber alles lernen läßt und ich nun so ziemlich zu wissen glaube, wie man auch als Hofmeister in den meisten Häußern friedlich leben kann, so würde ich diß Verhältniß weniger als andere fürchten, die es noch nicht erfahren haben und ungeübter und ungedultiger sind, nur muß ich immer ebensoviel an Lebhaftigkeit des Geistes verlieren, als ich an Zurückhaltung und Gedult in einem solchen Verhältnisse zuseze.<sup>39</sup>*

<sup>38</sup> StA VII, 2, 23.

<sup>39</sup> StA VI, 296 f., Nr. 170, an die Mutter, 11. Dez. 1798.

Trotz der einschränkenden Bemerkungen am Anfang und Ende dieser Briefpassage überwiegt bei Hölderlin die Hoffnung auf eine Fortsetzung der Hauslehrertätigkeit. Mit dem verdienten und ersparten Geld – dies teilt er der Mutter im selben Brief mit – wolle er sich ein Jahr „schonen“ und ein Jahr „in den höhern und reinern Beschäftigungen“ leben, zu welchen ihn Gott „vorzüglich bestimmt“ habe. 1799 scheint Hölderlin noch darauf vertraut zu haben, im Wechsel als Hofmeister und als freier Schriftsteller leben zu können. Wenn das ersparte Geld verbraucht sei, wolle er eben wieder Hofmeister werden.<sup>40</sup> Während der Vorbereitung auf die Reise nach Bordeaux klingen die Worte an die „Seinigen“ geradezu heiter: Er erwarte eine „sorgenlose Existenz“ bei einer Beschäftigung, die ihm „zur Gewohnheit“ geworden sei. „Ins abhängige Leben muß ich hinein, es sei, auf welche Art es wolle, und Kinder zu erziehen, ist jezt ein besonders glückliches Geschäft, weil es so unschuldig ist.“<sup>41</sup> Bisher kannte Hölderlin nur ein ‚unschuldiges Geschäft‘: die Dichtung. In der Vorfreude auf die Reise durch Frankreich und die Stelle in Bordeaux verdient die häusliche Erziehung dasselbe Attribut! Im Hinblick auf die Kürze der Arbeitsverhältnisse in Waltershausen, Hauptwil und Bordeaux überrascht Hölderlins positive Beurteilung seines Hofmeisteramts. Immerhin bot es ja die Möglichkeit, vor dem ungeliebten Pfarramt noch einmal sicher zu sein. Der neue Lebensplan, der im Wechsel zwischen Hofmeisterabhängigkeit und der Freiheit des Schriftstellers realisierbar schien, hat Hölderlin noch einmal beflügelt. Im Paß für die Reise nach Bordeaux gab Hölderlin als Berufsbezeichnung „homme de lettre“ an. Im Paß für die Heimreise heißt es: „profession d’instituteur“.<sup>42</sup> Aber solcher Wechselwirksamkeit war keine Dauer beschieden. Es ist überdies fraglich, ob die Mutter die endgültige Abkehr vom geistlichen Amt akzeptiert und Hölderlin nicht – wie immer – der „Harmonie“ zuliebe schließlich erneut eingelenkt hätte.

Am 11. Juli 1803 schrieb Schelling an Hegel über den gemeinsamen Freund: „Wer sich seiner annehmen wollte, müßte durchaus seinen Hofmeister machen und ihn von Grund aus wieder aufbauen.“<sup>43</sup>

<sup>40</sup> Vgl. StA VI, 312.

<sup>41</sup> StA VI, 424, Nr. 234, An die Seinigen, Ende Okt. 1801.

<sup>42</sup> StA VII, 2, 195, 199.

<sup>43</sup> StA VII, 2, 262.

Erweist sich Hölderlins Schriftstellerlaufbahn in der für fast alle jungen Autoren des 18. und frühen 19. Jahrhunderts unvermeidlichen Hofmeisterphase als durchaus typisch, so unterscheidet sie sich doch im Hinblick auf die ökonomische Sicherung von den Schicksalen der meist unbemittelten älteren und gleichaltrigen Schriftsteller. Hölderlins Vater war vermögend; bereits 1774 stand Friedrich ein Erbe von rund 2300 Gulden zu. Weitere 1393 Gulden fielen ihm nach dem Tod seiner Tante von Lohenschöld zu; 1775 war ihm nach dem Tod der jüngsten Schwester ein weiterer Erbanteil zugesprochen worden, so daß dem Jungen mit rund 4300 Gulden ein beträchtliches Kapitalvermögen durch die Mutter verwaltet wurde. Seit 1774 lebte sie in Erbgemeinschaft mit den Kindern. Die gesamte Erbmasse wurde erst nach ihrem Tode im Jahre 1828 aufgeteilt. Bei der Erbausinandersetzung kam es zu einem Vergleich – er bekam 9074 Gulden zugesprochen, die bei einem Zinssatz von 5 % und nur 100 Gulden Abzug jährlich für Unterkunft und Pflege bei Zimmer (150 Gulden zahlte das Konsistorium jährlich für den Kranken) bis zu seinem Tod auf 12959 Gulden angewachsen waren. Hölderlin bekam in seiner ersten Lebenshälfte das Erbe nicht ausbezahlt. Dem Konsistorium gegenüber behauptete die Mutter nach Ausbruch der Krankheit, er habe es aufgezehrt. Neuere Untersuchungen der finanziellen Umstände der Familie Hölderlin haben dargetan, daß die Mutter nicht etwa aus Geiz oder moralischer Gründe wegen das Erbe ihres Sohnes wie ihr eigenes bewahrt hat. Durch den Tod ihres zweiten Mannes und darauf folgende Veränderungen und Verpflichtungen – etwa gegenüber der Schwester Heinrike bei ihrer Heirat – hatte Frau Gock ihr persönliches Vermögen eingebüßt und mußte von den Zinsen leben, die das Erbe ihrer Kinder abwarf. Deshalb war sie immer bestrebt, das Kapital nicht anzugreifen. Die Ausbildung im Seminar und Stift und die Erwartung, daß der begabte Sohn nach der leider notwendigen Wartezeit eine Pfarrstelle bekäme, waren in dieser Lage nicht zuletzt mit dem Interesse verbunden, im Alter durch den Sohn versorgt werden zu können, ohne allzu hohe Ausbildungskosten investieren zu müssen. Hölderlins Mutter betrieb mit dem von ihr verwalteten Kapital geradezu ein Kreditinstitut: Ihr Schuld- und Anschreibebuch gibt über 170 Schuldner Auskunft, die bei ihr Summen zwischen 50 und 200 Gulden zu 5 % Zins liehen – größtenteils Handwerker, aber auch Bauern, Weber und Weingärtner gehörten zu ihrer Kundschaft. Hölderlins Bindung an die Mutter bekundet sich als eine psychische und finanzielle Abhängigkeit – die Mutter lebte vom Gehorsam des Sohnes, war sie doch zeitweise ganz

von seinem Vermögen abhängig. Hätte sie ihm jemals den wiederholten Wunsch erfüllt, eine freie Schriftstellereexistenz zu begründen, was zumindest für die ersten Jahre Minderung des Erbkapitals bedeutet hätte, so wäre sie durch Verzicht auf die Vermögensverwaltung selbst zur bedürftigen Frau Kammerrätin geworden.<sup>44</sup> Im Gegensatz zu den meisten zeitgenössischen jungen Schriftstellern hätte Hölderlin ohne Amt seiner ‚unschuldigsten Beschäftigung‘ nachgehen können, wäre er nicht unlösbar an die Mutter gebunden gewesen und sie an ihn.

Hätte er auch nur, wie er es 1799 plante, einige Jahre die „Wechselwirksamkeit“ als Hauslehrer und freier Schriftsteller, gestützt auf sein Erbe, realisieren können, so hätte sich wohl ein zum Leben hinlänglicher finanzieller Gewinn allmählich eingestellt. In den vier Hofmeisterstellen hat Hölderlin von 1794 bis 1802 etwa 1500/1600 Gulden verdient, wobei die Hofmeisterzeit selbst durch freie Kost und Wohnung Ersparnisse ermöglichte.

Doch sind Zweifel daran geboten, daß Hölderlin eine Sicherung seines Lebensunterhalts mit Hilfe von Honoraren, die ja allmählich an die Stelle des Hofmeistersalärs und der „Zuwendungen“ der Mutter hätten treten sollen, hätte erreichen können. Es war ihm klar, daß die zielbewußte Publikation seiner Dichtung das Opfer forderte, sie auf den Markt zu bringen und anzubieten. Vor jeder Bemühung dieser Art hatte er jedoch eine gründliche Scheu. Seine Gedichte, der Roman und die Sophokles-Übersetzung wurden durch Anstrengungen der Freunde zum Druck befördert; Hölderlins Anteil an der Drucklegung bestand meist darin, daß er die Freunde bei der Suche nach einem Verleger gewähren ließ. So nimmt es nicht wunder, daß in Hölderlins erster Lebenshälfte nur zwei Werke neben etwa siebzig Gedichten erschienen sind, die in einer Vielzahl von Zeitschriften, Taschenbüchern und Almanachen gedruckt wurden: in Schillers ‚Thalia‘ 1794 und in den ‚Horen‘, im ‚Schwäbischen Musenalmanach für das Jahr 1792‘, in der Zeitschrift ‚Urania‘, in Schillers Musenalmanachen von 1796–1800, in der Zürcher ‚Einsiedlerin aus den Alpen‘, im ‚Almanach und Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden 1797‘, in Neuffers ‚Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799‘ und ‚auf das Jahr 1800‘, in dem Taschenbuch ‚Für Herz und Geist‘ 1801, im ‚Brittischen Damenkalender für das Jahr 1800‘, in

<sup>44</sup> Vgl. StA VII, 1, 295 ff.; StA VII, 2, 283, 361; StA VII, 3, 98 ff. und die Darstellungen von Barbara Vopelius-Holtzendorff, Familie und Familienvermögen Hölderlin-Gock. Vorstudie zur Biographie Friedrich Hölderlins, in: HJb 22, 1980/81, S. 333–356; und dies., Friedrich Hölderlin und das Geld, a.a.O. (vgl. Anm. 21).

'Aglia', einem 'Jahrbuch für Frauenzimmer auf 1801', in Vermehrens Musenalmanachen für 1802 und 1803, in Cottas Zeitschriften 'Flora. Teutschlands Töchtern geweiht' (1801) und den 'Vierteljährlichen Unterhaltungen' von 1804, in Wilmanns 'Taschenbuch für das Jahr 1805. Der Liebe und Freundschaft gewidmet', in Leo von Seckendorfs 'Musenalmanach' 1807 und 1808 und in Neuffers 'Taschenbuch von der Donau' 1824 und 1825.<sup>45</sup>

So bunt auch dies Panorama der Almanach- und Zeitschriftenkultur wirken mag, so wenig förderlich waren die meisten Taschenbücher für Hölderlins Ruhm. In diesen oft ephemeren Publikationen, die zum einen nur eine adressatenspezifische, zum andern eine regional beschränkte Distribution erwarten durften, gingen seine Dichtungen unter. Das kritische und lesende Publikum reagierte auf die Veröffentlichungen Hölderlins in Schillers 'Horen' und Musenalmanachen nicht – erst Neuffers 'Taschenbuch für Frauenzimmer' (1799 und 1800) mit vierzehn und neun Gedichten lenkte die Aufmerksamkeit auf den Lyriker. August Wilhelm Schlegels Lob in der 'Allgemeinen Literaturzeitung' maß auch Hölderlin größte Bedeutung bei. Bei Cotta war die Sammlung von Hölderlins Gedichten durch Freunde so gut vorbereitet worden, daß die Auflagenhöhe (1000), das Bogenhonorar von einem alten Louisdor (9 Gulden) für die ersten 500 verkauften Exemplare (erneut ein Louisdor pro Bogen für das zweite Halbttausend) vereinbart waren. Das Erscheinen des Bandes war für Herbst 1802 vorgesehen. Warum dies schon so weit gediehene Projekt gescheitert ist, das Hölderlins Geltung als Lyriker überzeugend ins Licht gestellt hätte, ist unbekannt. Mit den Bogen- oder Seitenhonoraren für Gedichte war wirtschaftliche Unabhängigkeit nicht zu erzielen. Überdies war Hölderlin nicht erfahren genug, den Verlegern ein optimales Honorar abzufordern.<sup>46</sup> Mit 100 Gulden für beide Bände seines 'Hyperion'-Romans war er einverstanden – er wollte mit Cotta nicht 'jüdeln'.<sup>47</sup> Der zweite Band (1799), der dem ersten (1797) relativ spät folgte, wurde in nur 350 Exemplaren gedruckt – vom ersten Band waren wohl kaum mehr als 300 abgesetzt worden.

<sup>45</sup> Vgl. Paul Raabe, Hölderlins Bemühungen um den Druck seiner Werke, in: P. R., Bücherlust und LeseFreuden. Beiträge zur Geschichte des Buchwesens im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Stuttgart 1984, S. 239–250.

<sup>46</sup> Vgl. Herbert G. Göpfert, Zur Geschichte des Autorenhonorars, in: H. G. G., Vom Autor zum Leser. Beiträge zur Geschichte des Buchwesens, München/Wien 1977, S. 155–164.

<sup>47</sup> StA VI, 169, Nr. 99, 28. Apr. 1795.

Offenbar wiesen ihn die Freunde bei künftigen Projekten auf Verhandlungsspielraum der Verleger hin. Für die geplante Zeitschrift 'Iduna', die der Stuttgarter Verleger Steinkopf in Obhut nehmen wollte, forderte Hölderlin ein Bogenhonorar von elf Gulden. Er machte sich Hoffnungen, bei Gelingen des Journalplans jährlich 500 Gulden verdienen zu können – damit hätte sich jede weitere „Wechselwirksamkeit“ erübrigt. Aber auch 'Iduna' gehört zu Hölderlins gescheiterten Hoffnungen.

Das höchste Honorar seiner schriftstellerischen Laufbahn erhielt er für die Übersetzung der Trauerspiele des Sophokles: Ende Mai 1804 wurden ihm 222 Gulden angewiesen.

Der kranke Hölderlin hat bekanntlich das Schreiben nicht völlig aufgegeben. Aber die Erinnerung an seinen Schriftstellerruhm wies er mit zunehmendem Alter zurück. Mit der Ablehnung des eigenen Namens war die Distanzierung von der früheren Autorschaft verbunden. Der Stiefbruder Gock – in Amt und Würden – kümmerte sich nun um die Honorare: für die erste Gedichtsammlung (1826), die Neuauflage des 'Hyperion' (1822) und die zweite Auflage der Gedichte (1841) wurden Verträge zu recht guten Bedingungen abgeschlossen. Vom Honorar 1842/43 (198 Gulden für die ersten 500 verkauften Exemplare, für das zweite Halbttausend nach vier Jahren erneut 198 Gulden) sollten Hölderlin täglich einige „zusätzliche Erfrischungen“ gereicht werden, was offenbar geschah. Während sich Hölderlins Ruhm ausbreitete und seine Gedichte 1844 schon in fünfhundert Exemplaren verbreitet waren, zehrte der Kranke in Form von Wein und Backwerk von seiner früheren Schriftstellerei.

Die Gründe für Hölderlins Zurückhaltung, für sein Desinteresse an der möglichst lohnenden Publikation seiner Werke sind dunkel. Er arbeitete langsam, verbesserte immer wieder und gab seine Manuskripte ungerne aus der Hand. Aber angesichts seiner zahlreichen Erwägungen über die Möglichkeit einer freien Schriftstellereexistenz ist die Schamhaftigkeit gegenüber finanziellen Notwendigkeiten schwer zu verstehen. Gewiß – er lehnte das Feilschen ab. Warum aber hat er – nach so guter Vorbereitung einer ersten Gedichtsammlung durch Freunde – auch dieses Projekt so dilatorisch behandelt, daß es dann scheiterte? Die Verbindung mit Cotta hätte die Basis seiner künftigen Schriftstellerei werden können. Anpassung und Popularisierung seines Geschmacks, die Steinkopf forderte<sup>48</sup>, spielten bei diesem Verleger doch offensichtlich keine Rolle. War es schließlich doch das Bewußtsein des stattlichen Erbes, das Hölderlin eine

<sup>48</sup> Vgl. StA VII, 1, 141, Steinkopf an Hölderlin, 18. Sept. 1799.

zielstrebige Verbesserung seiner ökonomischen Eigenständigkeit nicht als dringlich erscheinen ließ?

7

Ohne seine Freunde wäre kaum ein Werk Hölderlins im Druck erschienen. Als Herausgeber von Taschenbüchern und Almanachen kannten sie die Bedingungen des literarischen Marktes und konnten Beziehungen zu Verlegern nutzen. Hölderlin hat sich bei der Suche nach einer Publikationsmöglichkeit seiner Bücher und Gedichte völlig auf die Freunde verlassen.

Die Freunde und Freundschaftsbünde seit Maulbronn und Tübingen waren nicht zu unterschätzende Helfer für Hölderlins Schriftstellerlaufbahn. Im Verein mit ihnen erfuhr er einen sekundären Sozialisationsprozeß, der es ihm erlaubte, in vielen Bereichen – nicht zuletzt in politischen Einsichten – von den eher „kleinbürgerlichen“ Normen der Mutter und der ehrbaren Verwandtschaft abzurücken. Die Freundschaftsbünde der Revolutionszeit ermöglichten eine Festigung von Hölderlins dichterischer Identität – die Freundesgruppe konnte als Vorwegnahme einer in Liebe vereinigten Gesellschaft, ihr Dichter als Anwalt dieser Vereinigungsphilosophie verstanden werden. Klopstock war nicht nur Hölderlins Vorbild von Anfang an. Er verkörperte auch die identitätsstiftende Kraft des „heiligen Dichters“ für eine Gruppe Gleichgesinnter. Beispiel dafür waren die Freundesgruppe der Bremer Beiträger und der Göttinger Hain: Dessen Almanach galt der poetischen Repräsentation des ganzen Bundes, wie ja auch die Gedichte jedes Mitglieds in gemeinsamer Kritik und Anregung entstanden waren.

Bereits im Maulbronner Freundeskreis, zu dem Nast, Bilfinger, Hiemer, Märklin und Efferenn zählten, waren Freundschaft und gemeinsame Hochschätzung der Poesie eines. Widmungsgedichte zeugen davon. Die Intensität der Dreierfreundschaft in Tübingen, die Hölderlin mit Neuffer und Magenau verband, bekunden mehrere Zeugnisse der Freunde. Nach dem Vorbild von Klopstocks 'Gelehrtenrepublik' wurde abwechselnd einer der Freunde zum Aldermann gewählt. Bei regelmäßig stattfindenden Treffen sollte jeder ein Gedicht vorlesen, das tags zuvor der „Gesellschaft“ eingereicht worden war. Die „gesichteten“ Gedichte wurden, wie bei den Göttingern, in ein Bundesbuch eingetragen. In Magenaus Erinnerungen heißt es: „In gleicher Laufbahn rangen wir nach dem Ziele, dem Dank der Müßen. [...] Einer war der Ramler des andern. [...] Wie seelig entflohen

diese Tage in eurem Bruderbunde, edle unvergeßliche Freunde! [...] Eine Seele in 3. Leibern waren wir!“<sup>49</sup>

Neuffer rühmt schon im Rückblick die Hölderlinsche Produktivität „in jenen Stunden des philosophischen Priesterthums“.<sup>50</sup> Die Wortwahl verriet, was die Freunde *auch* zusammenhielt: die Opposition gegen die ungeliebte Rolle des Theologen und Pfarrers. In der Distanz zur erwarteten „bürgerlichen“ Identität stärkten sich die Freunde untereinander – die Politisierung durch die Revolution der „Neufranken“ intensivierte die in der Gruppe gebildete Gegenidentität. Doch erlaubten sich die Freundschaftsbünde neben der Losung „Reich Gottes!“ auch den Rückzug auf ihre privateste Problematik. Die nach der Trennung ausgetauschten Widmungsgedichte der drei Freunde spiegeln diese Ambivalenz. Die Freundesgruppen in Jena und Homburg, von den Gedanken und Ereignissen der Revolution beflügelt, sahen im literarisch-politischen Bund das Zentrum künftiger Vereinigung von Idee und Tat. Hölderlin stand dem Studentenkreis der „Gesellschaft der freien Männer“ in Jena nahe. Im Stuttgarter Zirkel um Landauer erfuhr er zum letztenmal die bergende Kraft der Freundschaft. Resignation angesichts der nicht realisierten Revolutionshoffnungen und bedrückende politische Verhältnisse ließen Hölderlin nach 1800 noch einmal auf den vorpolitischen Freundschaftsenthusiasmus zurückgreifen. Das Widmungsgedicht erhielt die Qualität einer autonomen Gattung<sup>51</sup>; die Hymnen repräsentierten die Verbundenheit mit den Freunden. Der Verlust der ins „Allgemeine“ ausgreifenden Aspirationen schränkte das Publikum der Gedichte auf die „wenigen Edlen“, auf die Freunde, ein – das große Publikum, das zu solcher Sympathetik unfähig war, wurde durch Esoterik eher provoziert.

Dichterpatronage ist seit der antiken Literatur als Element des literarischen Lebens praktiziert worden. Bei den Freunden, in Freundschaftsbünden und literarischen Zirkeln ist gerade im Hinblick auf die Hilfestellung bei der Vermittlung von Publikationsmöglichkeiten die Funktion der Patronage offensichtlich. Erfahrene jüngere Autoren haben diese Aufgabe für Hölderlin in besonderem Maße übernommen: So war Gotthold Stäudlin der erste, der sich des Landsmanns annahm, seine ersten Gedichte veröffentlichte und darüber hinaus, wie einige Generationen zuvor Bod-

<sup>49</sup> StA VII, 1, 349 f.

<sup>50</sup> StA VII, 1, 39, Neuffer an Hölderlin, 3. Juni 1794.

<sup>51</sup> Vgl. hierzu die vorzügliche Untersuchung von Heinrich Hirblinger, Widmungsgedicht und Freundschaftsbund. Hölderlins Lyrik im politischen und sozialen Kontext seiner Zeit. Diss. München 1979.

mer oder Gleim, auch in der Empfehlung für Hofmeisterstellen aktiv war. Stäudlin führte in seinen 'Schwäbischen Musenalmanachen' von 1792 und 1793 die jungen schwäbischen Poeten zusammen. Als er aus politischen Gründen Württemberg verlassen mußte und sich 1796 das Leben nahm, verlor Hölderlin einen treuen und selbstlosen Förderer, der ihm – unter anderen Bedingungen – manchen Weg geebnet hätte.

Im Sinne einer freundschaftlichen Patronage trat auch Ludwig Neuffer für Hölderlins Werk ein. Er empfahl ihm den Verleger Steinkopf in Stuttgart und veröffentlichte in seinem 'Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799' und 'auf das Jahr 1800' die umfangreichste Sammlung Hölderlinscher Gedichte.<sup>52</sup>

Hölderlin verdankte seinen schwäbischen Freunden umfassende literarische Förderung – Stäudlin machte ihn mit seinem berühmt gewordenen schwäbischen Freund Schiller bekannt und schlug ihn für die Hofmeisterstelle bei Charlotte von Kalb vor. Ende September 1793 kam es in Ludwigsburg zur ersten Begegnung zwischen Schiller und Hölderlin. Er wurde vom Herausgeber der 'Thalia' und der 'Horen' zur Mitarbeit eingeladen. Schiller versuchte den jungen Autor durch behutsame Kritik zu lenken. Er warnte vor dem 'Iduna'-Projekt – „selbst in Rücksicht auf das Lukrative, die wir Poeten oft nicht umgehen können“, seien periodische Werke „nur scheinbar vorteilhaft“, vor allem dann, wenn es sich um einen unerfahrenen Verleger handle.<sup>53</sup> Er empfahl Hölderlin die Konzentration „auf einen bestimmten Kreis des Wirkens“.

Charlotte von Kalb machte sich des öfteren zu Hölderlins Fürsprecherin bei Schiller. Sie bat darum, ihm bei der Beschaffung von Arbeit – wohl literarischen Aufträgen – behilflich zu sein, um ihn von seinen materiellen Sorgen zu befreien. Sie wünsche dem Rastlosen – „Er ist ein Rad welches schnell Läuft!!“ – Ruhe, Selbstgenügsamkeit und Stetigkeit.<sup>54</sup> Sie berichtete der Mutter Hölderlins, daß er in Jena und Weimar „unter den wichtigsten Männern Gönner und Freunde“ gefunden habe, daß er mit deren Hilfe auf eine Stelle an der Universität hoffe.<sup>55</sup> Schiller bat auch Immanuel Niethammer, der Hölderlin vom Stift her kannte, um Protektion für „den jungen Schwaben“.<sup>56</sup> Doch zerschlug sich dessen Plan, in Jena über

griechische Literatur zu lesen. Ob sich Schiller dabei zu wenig bemühte, ist nicht bekannt. Dieser nannte Hölderlin immerhin seinen „Freund und Schutzbefohlenen“, äußerte sich Goethe gegenüber lobend über dessen poetisches Talent. Nach dem peinlichen und stummen Zusammentreffen mit Goethe in Schillers Wohnung kam es später doch zu einem Gespräch Hölderlins mit dem Weimaraner. Bei aller Scheu, die aus den Briefen an Schiller spricht, bestand doch ein Verhältnis des Vertrauens. An die Mutter schreibt er 1795, „Schiller nimmt sich meiner recht herzlich an“.<sup>57</sup> In dem Brief vom 2. Juni 1801 aus Nürtingen, in dem Hölderlin Schiller um Fürsprache bei der Universität und Unterstützung seines Jena-Planes bittet, kommt die Beschwerlichkeit seiner schriftstellerischen Laufbahn zur Sprache: „Ich habe bisher gefunden, daß es mir nicht möglich ist, bei ganz unabhängiger Beschäftigung eine ganz unabhängige Existenz zu gewinnen.“ Das gerade wieder einmal drohende Angebot, als Vikar zu einem Landpfarrer zu gehen, kommentiert er so: „Aber ich sehe, daß die Beschäftigung und ganze Manier, die einmal zur Bedingung geworden ist in dieser Lage, doch zu sehr mit meiner Äußerungsart kontrastirt, als daß ich über diesem Widerspruche nicht am Ende alle Mittheilungsgaabe verlieren müßte.“<sup>58</sup> Vier Jahre zuvor hatte Schiller, der diesen Brief nicht beantwortet hat, Goethe versichert, er würde Hölderlin nicht aufgeben, wenn er nur eine Möglichkeit wüßte, „ihn aus seiner eignen Gesellschaft zu bringen“ – als Hofmeister in Frankfurt bleibe er in „Sachen des Geschmacks und der Poesie bloß auf sich selber eingeschränkt und wird in dieser Lage immer mehr in sich selbst hineingetrieben“.<sup>59</sup> Nach so viel Einblick in Hölderlins Bedrohung durch sich selbst – auf Grund welcher Bedingungen auch immer – blieb für Schiller entweder die intensivste Form der Patronage, die Sorge für eine Arbeitsmöglichkeit in seiner Nähe, oder die Distanz. Er wählte diese. So wußten ja auch Schelling und Hegel, daß sie als Freunde zu Hölderlins Hofmeistern werden müßten, um ihn zu retten. Freundschaft und Patronage haben ihren Grenzen.

8

Zumindest während seines letzten Homburger Aufenthalts vom Sommer 1804 bis September 1806 genoß Hölderlin mäzenatische Förderung. Die

<sup>57</sup> StA VI, 148, Nr. 92, 16. Jan. 1795.

<sup>58</sup> StA VI, 421, Nr. 232.

<sup>59</sup> StA VII, 2, 98, Schiller an Goethe, 30. Juni 1797.

<sup>52</sup> Vgl. Paul Raabe, Hölderlins Bemühungen um den Druck seiner Werke, a.a.O. (Anm. 45), S. 240 ff.

<sup>53</sup> StA VII, 1, 137, Schiller an Hölderlin, 24. Aug. 1799.

<sup>54</sup> StA VII, 2, 21, Charlotte von Kalb an Schiller, 14. Jan. 1795.

<sup>55</sup> StA VII, 2, 23, Charlotte von Kalb an Hölderlins Mutter, 17. Jan. 1795.

<sup>56</sup> StA VII, 2, 27.

großzügigen Pensionen, die der König von Dänemark und der Markgraf von Baden-Durlach Klopstock als „Ehrensold“ zugewandt hatten, mögen ihm als erstrebenswertes Beispiel vor Augen gestanden haben. Der Freund Isaak von Sinclair, Regierungsrat im Dienst des Landgrafen Friedrich V. Ludwig von Hessen-Homburg, knüpfte die Verbindung mit diesem Fürsten und dessen Familie. Als Hölderlin den Freund Sinclair im Herbst 1802 nach Regensburg begleitete, erwies ihm der Landgraf bereits verschiedene „Wohlthaten“ – offenbar war er dort Gast des Fürsten, der sich mit seiner Familie durch unaristokratische Lebensart und „egalitäre“ Gesinnung auszeichnete. Da Klopstock sich für zu alt hielt, noch ein großes Gedicht zur Rechtfertigung und zum Ruhm der Religion zu schreiben, übertrug der Landgraf die Aufgabe Hölderlin. 'Patmos' ist „Dem Landgrafen von Homburg“ gewidmet. Zum 23. Geburtstag überreichte Hölderlin während seines ersten Homburger Aufenthalts der Prinzessin Auguste ein Gedicht („Der Prinzessin Auguste von Homburg. Den 28ten Nov. 1799“), die in ihrem Dankesbrief im Hinblick auf den gerade erschienenen zweiten Band des 'Hyperion' feststellte: „Ihre Laufbahn ist begonnen, so schön und sicher begonnen, daß sie keiner Ermunterung bedarf; nur meine wahre Freude an Ihre Siege und Fortschritte wird Sie immer begleiten.“<sup>60</sup> 1804 eignete er ihr seine Übersetzung der 'Trauerspiele des Sophokles' zu – in der Widmungsvorrede bedankte er sich für die Ermunterung des Briefes von 1799.<sup>61</sup> Während des zweiten Aufenthaltes in Homburg hat ihm die Prinzessin ein Klavier geschenkt.

Von einer mäzenatischen Förderung Hölderlins kann allerdings – bei aller Wertschätzung, die ihm die landgräfliche Familie entgegenbrachte – nur in einem indirekten Sinne gesprochen werden. Der wahre Mäzen hieß Sinclair. Im Mai 1804 besuchte er den Freund in Nürtingen und lud ihn ein, als Bibliothekar in den Dienst des Landgrafen zu treten. Im Juni 1804 reiste Hölderlin mit Sinclair nach Homburg. Hölderlin wurde sofort zu „HöchstDero Bibliothekar“ ernannt.<sup>62</sup> Die Besoldung von 200 Gulden war ein Geschenk des Freundes: Sinclair bat den Landgrafen, die ihm vor zwei Jahren gewährte Zulage von 200 Gulden für Hölderlins Salär zu verwenden. Über die Ernennungsurkunde scheint Hölderlin besonders

<sup>60</sup> StA VII, 1, 149 (nach dem 28. 11. 1799). Über Auguste vgl. Gerhard Kurz, 'Hyperion' auf dem Fenster. Auguste von Hessen-Homburg und Hölderlin, in: Homburg vor der Höhe in der deutschen Geistesgeschichte. Studien zum Freundeskreis um Hegel und Hölderlin. Hrsg. v. Christoph Jamme und Otto Pöggeler, Stuttgart 1981, S. 48–66.

<sup>61</sup> StA V, 119 f.

<sup>62</sup> StA VII, 2, 289.

glücklich gewesen zu sein. Er wollte sie der Mutter schicken, damit sie und seine Geschwister sich darüber freuen könnten, daß er jetzt „auch eine Bestimmung“ habe.<sup>63</sup> Nach Aufhebung der Landgrafschaft Hessen-Homburg verfügte der Erbprinz am 28. September 1806 äußerste Sparsamkeit in der Hofhaltung. Auch die Besoldung des „Hofbibliothekars Hölderlin“ wurde gestrichen – er war ohnehin schon nach Tübingen abgeschoben worden.

Nur im Zusammenhang der geschilderten Auseinandersetzungen Hölderlins mit der Mutter wegen Annahme eines „honetten Amtes“ ist die Beharrlichkeit verständlich, mit welcher Hölderlin bis an sein Ende an diesem Titel hing. In Homburg unterschrieb er die Quittungen für Gehaltszahlungen mit „Bibliothekar Hölderlin“. Wer ihn seit 1807 bei Zimmer besuchte, hatte ihn mit „Herr Bibliothekar“ zu titulieren.<sup>64</sup> Das Festhalten an diesem Relikt eines zumindest bescheidenen gesellschaftlichen Aufstiegs – immerhin konnte an den berühmten Bibliothekar Lessing in Wolfenbüttel erinnert werden – erweist sich geradezu als ironisches Nachspiel zu den vorausgegangenen Rollenkonflikten. Was den Erwartungen der Mutter wenigstens teilweise entgegenkam, ein richtiges „Amt“, internalisierte Hölderlin erneut in dem Maße, daß er jede Nichtverwendung dieses Titels als Angriff auf einen Rest seiner sozialen Identität verstehen mußte.

## 9

Die Ode 'Dichterberuf' gilt als Dokument der Hölderlinschen Einsicht in die schwieriger gewordene Lage seines Dichtens.<sup>65</sup> Seine Funktionsbestimmung des Dichters als „des Tages Engel“<sup>66</sup>, der aus der erfahrenen Geschichte seiner Zeit in diese wirken soll, als ein dem ‚Höchsten‘ Geeigneter<sup>67</sup>, der das „schlaue Geschlecht“<sup>68</sup> mit seiner Götterferne zu konfrontieren hat, bis es den Höchsten wieder vernimmt, spricht in den letzten Strophen die nach 1800 sich abzeichnende Distanz zu den gesellschaftlichen Entwicklungen aus. Der Beginn restaurativer Tendenzen mit politischen

<sup>63</sup> StA VII, 2, 289 ff.

<sup>64</sup> StA VII, 2, 291, 367; VII, 3, 61, 300.

<sup>65</sup> Vgl. die historisch präzisierende neue Interpretation von Walter Müller-Seidel, Hölderlins Ode 'Dichterberuf'. Zum schriftstellerischen Selbstverständnis um 1800, in: Gedichte und Interpretationen, Bd. 3: Klassik und Romantik. Hrsg. v. Wulf Segebrecht, Stuttgart 1984, S. 230–242.

<sup>66</sup> StA II, 46, v. 5.

<sup>67</sup> StA II, 46, v. 14.

<sup>68</sup> StA II, 47, v. 48.

Verfolgungen, der Verlust der Freundeskreise, die beginnende soziale Beziehungslosigkeit lassen die Rede vom Dichter, der sich gern zu ändern gesellt, damit diese zu verstehen helfen<sup>69</sup>, nun schon eher als Wunsch denn als Faktum verstehen. Die beginnende Vereinsamung, die Hölderlin mehrfach in Briefen zu erkennen gibt, die wachsende Selbstisolierung sind Vorzeichen der Krankheit, die sich als Störung der Fähigkeit, sich mitzuteilen, manifestiert. Gleichzeitig wächst sein Ruhm. In einem Bericht des Senats der Universität Gießen erscheint 1801 „der bekannte Dichter Hölderlin“ als Gutachter, seine Gedichte werden in den Lehrplan des Elbinger Gymnasiums für das Jahr 1804 aufgenommen, Charlotte von Kalb berichtet 1806 Jean Paul, Hölderlin sei jetzt „wütend wahnsinnig; dennoch hat sein Geist eine Höhe erstiegen, die nur ein *Seher*, ein von Gott belebter haben kann –“; Sinclair konstatiert – kurz nachdem Hölderlin nach Tübingen transportiert worden war –, „daß seine litterarische Celebrität so zunimmt“, was ihm, wieder geheilt, bei seinem „Fortkommen“ helfen werde. Dabei werde die Nachwelt auch der Fürsorge des Landgrafen gedenken. Friedrich Schlegel, Ludwig Tieck und Clemens Brentano seien „die größten Bewunderer Hölderlins“ und wiesen ihm „eine der ersten Stellen unter den Dichtern Deutschlands zu“.<sup>70</sup> Berliner Liebhaber seiner Dichtung haben in den zwanziger Jahren die Initiative zu neuen Ausgaben ergriffen. Berliner Romantiker, vor allem Achim und Bettina von Arnim, haben Hölderlins Werk den Zeitgenossen immer wieder rühmend ins Gedächtnis gerufen.

Seit Hölderlins Krankheit bekannt war und dazu beitrug, einem Trivialbild vom Künstler zu entsprechen, den „Apoll geschlagen“ habe, wuchs auch das Interesse der Studenten an dem Dichter im Turm. Herwegh schreibt 1839: „Es ist rührend mit anzusehen, welche Anhänglichkeit die akademische Jugend dem wahnsinnigen Dichter in Tübingen bewahrt hat; mehr als Neugierde mag es sein, wenn sie zu dem 70jährigen Greisen wallfahrt, der ihr nichts mehr bieten kann, als einige übelgegriffene Akkorde auf einem elenden Klaviere.“<sup>71</sup> Daß man um 1839 für Hölderlins Gedichte schwärmte, wie Herwegh berichtet, hat zweifellos nicht allein literarische Ursachen. Wilhelm Waiblingers Darstellung des „umnachteten Dichters“, die 1831 postum erschien<sup>72</sup>, hatte ein folgenreiches „biographisches“ Reizklima geschaffen.

<sup>69</sup> StA II, 48, v. 59 f.

<sup>70</sup> StA VII, 2, 187, 308 f., 351, 355.

<sup>71</sup> StA VII, 3, 198 ff.

<sup>72</sup> StA VII, 3, 50–88.

Wenn man seinem Bericht Glauben schenken darf – Waiblinger hat Hölderlin zwischen Juli 1822 und August 1823 etwa zehnmal besucht –, so beruhte der Hölderlin verbliebene Teil seiner Identität nicht nur auf der Forderung nach der korrekten Anrede als „Herr Bibliothekar“, sondern auch auf einer intensiven Schreibtätigkeit, die später sichtlich nachgelassen hat, obwohl noch in den vierziger Jahren Gedichte entstanden sind. „Es waren Briefe in Prosa, oder in pindarischen freyen Versmaassen, an die theure Diotima gerichtet, häufiger noch Oden in Alcäen.“<sup>73</sup> Hölderlin habe sich daneben mit Vorliebe mit seinem „Hyperion“ beschäftigt und voll Pathos daraus oder aus Klopstock vorgelesen.<sup>74</sup> Daneben aber scheint Hölderlin, auf seine Werke angesprochen, immer wieder seine Autorschaft bestritten zu haben – er sei „nicht mehr von demselben Namen“.<sup>75</sup> Das Spiel mit den bekannten „Pseudonymen“, das Kierkegaard in den vierziger Jahren mit anderer Zielsetzung für notwendig erachtete, ist wie das Spätwerk intensiver Analyse würdig. Besondere Beachtung verdient die Tatsache, daß er den größten Teil seiner nach 1807 entstandenen Gedichte nicht mehr mit Hölderlin unterzeichnete, sondern mit den wechselnden „Decknamen“. Die Briefe jedoch unterzeichnete er durchgängig mit seinem Namen – in stereotypen Formeln versicherte er die Mutter immer wieder des Sohnesgehorsams. Bis zu ihrem Tod (1828) bleibt diese Lebensrolle scheinbar unangefochten zu seiner Verfügung, während die Verleugnung des Namens als Schriftsteller darauf hinweisen dürfte, daß die Ausbalancierung der Konflikte mit sich selbst und der Mutter, mit dem von Jugend an plagenden „Ehrgeiz“, der ihn bis zur Melancholie trieb<sup>76</sup>, und den politischen und schriftstellerischen Zielsetzungen gescheitert war. Die selbstgestellten Aufgaben des „Dichters“, den Hölderlin aus den leidvollen Erfahrungen des eigenen Lebens und der allgemeinen Geschichte evoziert, aber auch mit den mythischen Bildern „Adler“, „Engel“, „Seher“ umschreibt, der im alttestamentlichen Sinne in den Locken gepackt wurde und zum Höchsten berufen sei<sup>77</sup>, waren unter den Bedingungen *seiner* schriftstellerischen Laufbahn nicht zu lösen. Die Spannung zwischen dem Harmoniestreben im Umgang mit der Mutter und den Freunden und dem gleichzeitig wachsenden Zwang der Distanz waren auf die Dauer weder im Dichten noch im Alltag zu ertragen.

<sup>73</sup> StA VII, 3, 63.

<sup>74</sup> StA VII, 3, 65 f. und 147.

<sup>75</sup> StA VII, 3, 69.

<sup>76</sup> StA VI, 68, 51.

<sup>77</sup> StA II, 46, v. 19 f.

Die immer unsicherer werdende soziale Rolle und die kritische Entfernung vom Gerede des ‚schlaun Geschlechts‘ trieben ihn selbst von den Freunden weg. Sie sahen „in seinem Weg in die Isolation die primäre Quelle seiner Gefährdung. Wesentlich treffender als in späteren Erklärungen von wissenschaftlicher Seite wurde Hölderlins Verrücktheit als Konsequenz seiner sozialen Beziehungslosigkeit gedeutet, als Folge seiner letztlich zu solip[s]istisch auf Emanzipation bedachten Dichteridentität“.<sup>78</sup>

Das Werk Hölderlins, das in seiner ersten und zweiten Lebenshälfte nur in der Anstrengung entstehen konnte, das Auseinanderstrebende zu vereinigen, ist unter solchen Voraussetzungen tatsächlich zu einem unerhörten geworden, das gerade in der kritischen Distanz zur Gesellschaft und Geschichte um 1800 die Zeit in poetische Bilder und Gedanken zu fassen vermag. Die Bemühung um die eigene Schriftstelleremanzipation verbindet ihn mit zahlreichen Autoren, die zwischen 1750 und 1800 zu schreiben begannen. Dem Bruder erklärte Hölderlin im Frühjahr 1798 seine Lage:

*Weist Du die Wurzel alles meines Übels? Ich möchte der Kunst leben, an der mein Herz hängt, und muß mich herumarbeiten unter den Menschen, daß ich oft so herzlich lebensmüde bin. Und warum das? Weil die Kunst wohl ihre Meister, aber den Schüler nicht nährt. Aber so etwas sag' ich nur Dir. Nicht wahr, ich bin ein schwacher Held, daß ich die Freiheit, die mir nöthig ist, mir nicht ertroze. Aber siehe, Lieber, dann leb' ich wieder im Krieg, und das ist auch der Kunst nicht günstig. Laß es gut seyn! Ist doch schon mancher untergangen, der zum Dichter gemacht war. Wir leben in dem Dichterklima nicht. Darum gedeiht auch unter zehn solcher Pflanzen kaum eine.*

*Ich habe unter meinen kleinen Arbeiten noch keine gemacht, während welcher nicht irgend ein tiefes Leiden mich störte. Sagst Du, ich soll nicht achten, was mich leiden macht, so sag' ich Dir, ich müßte einen Leichtsin haben, der mich bald um alle Liebe der Menschen brächte, unter denen ich lebe. –<sup>79</sup>*

Klarer konnte Hölderlin den Zusammenhang zwischen seinem scheitern den Versuch, als Schriftsteller zu existieren, und dem dabei entstehenden Werk nicht bestimmen.

<sup>78</sup> Heinrich Hirblinger, Widmungsgedicht und Freundschaftsbund, a.a.O. (Anm. 51), S. 63. Vgl. ebd. S. 47 ff.

<sup>79</sup> StA VI, 264, Nr. 152, 12. Febr./14. März 1798. Nur einmal äußerte Hölderlin den Gedanken, durch dichterische Lehrjahre die soziale Lage des Schriftstellers zu verbessern: „Es wird gut seyn, um den Dichtern, auch bei uns, eine bürgerliche Existenz zu sichern, wenn man die Poësie, auch bei uns, den Unterschied der Zeiten und Verfassungen abgerechnet, zur μηχανη der Alten erhebt.“ (StA V, 195).

## Mörike und Hölderlin Verehrung und Verweigerung\*

Von

Ulrich Hötzer

Mörikes Verhältnis zu Hölderlin ist nur schwer zu beschreiben, obwohl es nicht an schriftlichen Zeugnissen mangelt, welche die persönlichen Begegnungen der beiden und die Nachwirkung von Hölderlins Werk bei Mörike dokumentieren. Hinzu kommt ein sozusagen „ungeschriebenes Zeugnis“, das für das Verstehen dieser Beziehung von nicht geringer Bedeutung ist: Mörike hat gerade während der Zeit, als die persönlichen Begegnungen mit Hölderlin stattgefunden haben, über diese geschwiegen. Das löst Fragen aus: War es ein tiefes Betroffensein, eine lange nachwirkende Erschütterung, was ihn so scheu gemacht hat, daß er nicht davon sprechen kann, oder sind die Gründe anderswo zu suchen? Im Augenblick ist das nicht mit Sicherheit zu beantworten. Daß Mörike mit diesem Schweigen Abstand von dem Erlebten sucht, darf nicht ausgeschlossen werden. Aus mancher späteren Äußerung geht aber auch hervor, daß Mörike den älteren Landsmann und sein Werk sehr verehrt hat. Es ist allerdings eine nicht unkritische Verehrung, die sich wesentlich unterscheidet von dem naiven Enthusiasmus, mit dem Waiblinger sich Hölderlin nähert. Das zugleich in Verehrung verbundene und kritisch distanzierte Verhältnis Mörikes zu Hölderlin zeigt, daß Mörike von Anfang an ein Trennendes spürt. Eine Darstellung ihrer Beziehung muß deshalb auch von Mörikes Erfahrung des Verschiedenseins ausgehen. Sie ist wichtiger als die eher

\* Ich habe für Anregung und Hilfe während einer langen Zeit des Umgehens mit dem Gegenstand dieses Referats zu danken. Hubert Arbogast hat mich länger als zwei Jahrzehnte auf allen Wegen zu Mörike als kenntnisreich helfender, tröstender und treibender Gesprächspartner begleitet. Vieles von dem, was ich hier vorlege, ist in den Gesprächen dieser Zeit von ihm an mich weitergegeben worden. Ich danke ihm für seine Freigebigkeit.

Eine entscheidende Anregung, Mörike vor einem weiteren Horizont zu sehen, war mir der Mörike-Essay von Friedrich Sengle im dritten Band seiner Darstellung der ‚Biedermeierzeit‘. Vor allem der Ausblick auf eine weitere Dimension des Verhältnisses von Mörike zu Hölderlin, den ich am Ende nur noch in Fragen zu fassen gewagt habe, geht auf Grundgedanken dieses Essays zurück. Ich bin meinem früheren Tübinger Lehrer dafür in Dank verbunden.



zufällige Gemeinsamkeit der Herkunft und des Bildungsgangs. Der Untertitel 'Verehrung und Verweigerung' will Mörikes Verhalten gegenüber Hölderlin in die Formel eines harten Gegensatzes spannen, die zunächst wohl forciert erscheinen muß. Es wird sich aber zeigen, daß eine weniger in die Extreme drängende Formulierung wie „Verehrung und Kritik“ oder „Verehrung und Distanz“, aber auch eine Wendung wie 'Bezauberung und Grenze des Verstehens'<sup>1</sup> die Wurzel des Problems nicht erreichen kann.

Der Anfang der Kontakte zwischen Mörike und Hölderlin liegt im Dunkeln. Nach allem, was wir wissen, ist es wohl Waiblinger gewesen, der die erste Begegnung vermittelt hat. Es gibt von Mörike selbst ein einziges und spätes Zeugnis aus dem Jahre 1859, das uns die durch Hesses Erzählung 'Im Presselschen Gartenhaus' geläufige Vorstellung von gemeinsamen Nachmittagen Waiblingers, Mörikes und Hölderlins am Tübinger Osterberghang dokumentiert. Dieses findet sich in der Fußnote zu Mörikes Veröffentlichung der späten Ode Hölderlins 'Wenn aus dem Himmel...'. Dort heißt es: „Das vorliegende Stück des geisteskranken Dichters ist während seines langen Aufenthalts in Tübingen, wo ich ihn in Gesellschaft Wilh. Waiblinger's besuchte, um 1823 entstanden“.<sup>2</sup>

Zwei weitere Begegnungen Mörikes mit Hölderlin sind ausführlicher bezeugt. Der eine Besuch fand am 27. Juli 1823 statt. Als Ochsenwanger Pfarrverweser schreibt Mörike darüber am 7. April 1832 unter dem Titel 'Erinnerungen an Erlebtes':

[...] Rudolf Lohbauer und G. Schreiner (Lithograph) besuchten mich im Jul. 1823 in Tübingen; ich führte sie auch zu Hölderlin; nachher zeichneten sie, gleichsam wehmüthig spielend, das Profil des armen Manns miteinander auf einen Wisch Papier den ich noch verwahre.<sup>3</sup>

Auch diesmal kommt Mörike in Begleitung zu Hölderlin. Ist dies Zufall, oder zeigt sich darin eine Scheu Mörikes, den Kranken allein zu besuchen? Ich lasse die Frage offen und weise zunächst auf anderes: In den

<sup>1</sup> Dies ist der Untertitel von Adolf Becks Aufsatz über 'Mörikes Verhältnis zu Hölderlin' (in: Schwäbische Heimat, hrsg. vom Schwäbischen Heimatbund, 26. Jahrgang, 1975, Heft 3, S. 229-234). Beck hat diese Darstellung als profunder Kenner beider Dichter geschrieben, doch mit etwas einseitiger Abwehr von Mörikes kritischen Einwänden vor allem gegen den 'Hyperion'. Ich meine, daß Mörike durch mehr und anderes als eine „Grenze des Verstehens“ von Hölderlins Welt getrennt bleibt.

<sup>2</sup> Nr. 483, StA VII, 3, 30.

<sup>3</sup> Nr. 481, StA VII, 3, 28 f. Man beachte Adolf Becks Erläuterung zu der Zeitangabe: „Nach Mörikes Beischrift zu der Zeichnung in *Eile* am 27. 7.“

'Erinnerungen an Erlebtes' schreibt Mörike, daß er „von H.s eigener Hand, einige Blätter“ besitze, „welche etwa im J. 1823-24 in Tübingen geschrieben sind“. Diese Blätter habe er „durch Waiblinger erhalten“.<sup>4</sup> Waiblinger ist demnach der Hölderlin Näherstehende gewesen. Er hat diese und andere Zeugnisse seines Dichtens von Hölderlin erbitten können.

Für das Jahr 1826 wird ein dritter Besuch Mörikes bei Hölderlin bezeugt. Wieder begleitet er Schreiner, den Freund aus Ludwigsburger Kindertagen. Wieder hält Schreiner seinen Eindruck von Hölderlin in einer kleinen Skizze fest. Darüber haben wir zwei Zeugnisse von Mörikes Hand. Das eine ist die 'Erinnerg. an Friedrich Hölderlin', veröffentlicht 1863 in der Zeitschrift 'Freya'. Das andere ist ein Brief vom 13. Mai 1873 an Wilhelm Hemsen, den Neffen von Friedrich Theodor Vischer. Der Anlaß für den kleinen Artikel in der 'Freya' ist die Publikation der Schreinerschen Kohlezeichnung. Der vollständige Begleittext dazu lautet:

Das gegenwärtige kleine Profilbild des Dichters Friedrich Hölderlin wurde um's Jahr 1825 von dem Maler G. Schreiner, welchen ich noch als Tübinger Student bei ihm einführte, skizzirt. Es ist in hohem Grade ähnlich ausgefallen, besonders auch ist die Haltung, worin sich das Bemühen zeigt, einem subtilen Gedanken den gehörigen Ausdruck zu geben, sehr gut getroffen.<sup>5</sup>

Auffallend und des Nachdenkens wert ist die Beobachtung, daß das Erinnern, je länger das Erlebte zurückliegt, desto mehr an Einzelzügen des bewahrten Eindrucks wieder hervorbringt. In den 1832 geschriebenen 'Erinnerungen an Erlebtes' lesen wir nur: „ich führte sie auch zu Hölderlin“. Danach der Hinweis, daß Schreiner und Lohbauer „wehmüthig spielend“ das Profil des armen Mannes in einer gemeinsamen Zeichnung festgehalten haben. Einunddreißig Jahre später heißt es in dem Begleittext zu der Veröffentlichung der Zeichnung, als hätte sich dem älteren Mörike jener Augenblick bei Hölderlin aus der Rückschau in einer tieferen Schicht geöffnet: „besonders [...] ist die Haltung, worin sich das Bemühen zeigt, einem subtilen Gedanken den gehörigen Ausdruck zu geben, sehr gut getroffen.“ Und noch einmal zehn Jahre später, am 13. Mai 1873, schreibt Mörike in dem oben erwähnten Brief an Hemsen:

Mein alter Freund Gottlob<sup>6</sup> Schreiner, ein geschickter Zeichner (damals mit dem lithographischen Werk der Brüder Boisserée in Stuttgart beschäftigt und

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Nr. 482a, StA VII, 3, 29.

<sup>6</sup> Mörike nennt den Vornamen falsch. Schreiner hieß Johann Georg (s. Nr. 481, StA VII, 3, 29, Z. 32).

später in München selbständig arbeitend) besuchte mich im J. 1826. Ich führte ihn zum kranken Hölderlin, von welchem er mir das beifolgende Bildchen hinterließ, das Sie, so unansehnlich es auch ist, gewiß nicht verschmähen. Es wurde zwar nicht im unmittelbaren Anschauen der Person, doch gleich nachher aus frischester Erinnerung an meinem Pult gemacht und ist garnicht übel gerathen; besonders die Haltung mit dem bedeutsam demonstrirenden Gestus sehr charakteristisch.<sup>7</sup>

Dieser späteste Bericht von einer Zusammenkunft Mörikes mit Hölderlin ist der ausführlichste. Das gibt zu denken: Mit wachsendem zeitlichem Abstand zu dem Erlebten wird der erinnerte Eindruck lebendiger in den Einzelzügen und bewußter im deutenden Erfassen. Wird vielleicht Mörikes Berührungsscheu gegenüber Hölderlin und seinem Schicksal allmählich geringer?

Mörikes Besuch bei Hölderlin im Jahre 1826 bleibt – nach den überlieferten Zeugnissen zu schließen – der letzte. Zwischen 1826 und dem Todesjahr Hölderlins (1843) hat es keine nachweisbare persönliche Begegnung zwischen den beiden Dichtern mehr gegeben. Wohl aber finden sich durch Mörikes ganzen Lebensgang hindurch immer wieder Spuren von einzelnen Werken Hölderlins. Ihnen wollen wir nachgehen.

Für das Jahr 1832 sind zwei Spuren Hölderlins in den von Mörike überlieferten Zeugnissen erhalten. Unter dem Datum „1832. 7. April“ schreibt Mörike seine ‘Erinnerungen an Erlebtes’, von denen schon die Rede war. Darin heißt es zu Beginn:

Ich will bei Gelegenheit dem liebenswerthen, lange noch nicht genug erkannten Dichter, Fried. Hölderlin ein kleines Denkmal stiften u. über die Schönheiten wie die Fehler Hyperions etwas dabey sagen.<sup>8</sup>

Mörikes Blick auf die Dichtung Hölderlins wird jetzt nicht länger nur vom Gefühl der Erinnerung gelenkt wie im Brief an Mährlen vom 11. Mai 1827. Kritik mischt sich ein. Sein ästhetisches Urtheil ist bewußter geworden. Dies zeigen auch die Wendungen, mit denen er die in seinem Besitz befindlichen Gedichte Hölderlins charakterisiert. Sie folgen unmittelbar auf den Eingang, der eben zitiert worden ist:

– Ich besitze von H.s eigener Hand, einige Blätter, welche etwa im J. 1823–24. in Tübingen geschrieben sind; zwei metrische Poesien und einige Briefe als Fortsetz: des Romans Hyp. Letztere sind nur durch den ungeheuern Contrast

<sup>7</sup> Nr. 482b, StA VII, 3, 29 f.

<sup>8</sup> Nr. 481, StA VII, 3, 28.

gegen jenes ursprüngl. Produkt merkwürdig u. rührend – die beiden Gedichte aber, Räthsel des Wahnsinns, lassen den schönsten Sinn theils errathen, theils haben sie ihn offenbar; ihr Charakter – (elegisch-didakt.) ist durchaus entschieden und springt auch nicht in Einer Zeile ab.<sup>9</sup>

Das Urtheil über die beiden Gedichte ist erstaunlich hellsichtig für eine Zeit, in der schon Werke wie die Rheinymne als Zeugnisse der Krankheit galten<sup>10</sup>, von späteren ganz zu schweigen. Mörike ahnt bzw. sieht „den schönsten Sinn“ in ihnen und stellt die deutliche Bewußtheit und Folgerichtigkeit ihres Stils heraus. Der Schluß des Teils der ‘Erinnerungen an Erlebtes’, der Hölderlin gewidmet ist, erzählt den Besuch bei Hölderlin im Juli 1823, von dem eingangs schon die Rede war. Er sei an dieser Stelle ganz zitiert:

Rudolf Lohbauer und G. Schreiner (Lithograph) besuchten mich im Jul. 1823 in Tübingen; ich führte sie auch zu Hölderlin; nachher zeichneten sie, gleichsam wehmüthig spielend, das Profil des armen Manns miteinander auf einen Wisch Papier den ich noch verwahre. Jene poetisch. Stücke aber sind mir wahrhaft ein Heiligthum, und doppelt, ich habe sie, glaub ich, durch Waiblinger erhalten.<sup>11</sup>

Der von Mörike erwähnte Plan, „dem liebenswerthen, lange noch nicht genug erkannten Dichter, Fried. Hölderlin ein kleines Denkmal [zu] stiften“, ist leider nicht ausgeführt worden.

In einem Brief an Mährlen vom 21. Mai 1832, also nur sechs Wochen nach diesen Erinnerungen, schreibt Mörike ausführlich und recht kritisch über den ‘Hyperion’. Es ist eine harte Kritik, die aus dem wenig früher geäußerten Hinweis auf „die Fehler Hyperions“ geworden ist, und auffallend ist, wie sie sich dem Briefschreiber Mörike im Wachwerden der Erinnerungen aus einer gefühlsgesättigten Szene heraus allmählich kristallisiert:

Ach, Alter, neulich, d. h. vor drei Wochen, kam mich so ein hastig-süßes Frühlingsfieber, auf einem meiner Felsen, an; Erwinnere Dich, wie wir einmal vor der Allee in Tübingen, unter Schlüsselblumen u. Maikäfern den Hyperion lasen? Ich sehnte mich wieder nach dem lang nicht gesehenen Buche und verschrieb mir augenblicklich. O welch ein sinnbetäubender Dampf u. Blumengeruch der Vergangenheit stieg mir entgegen! Ich wollte gleich die Feder für

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Dazu Ulrich Hötzer, Hölderlins Dichtung als Gegenstand einer zeitgenössischen Vorlesung von W. S. Teuffel, HJb 6, 1952, S. 111–125.

<sup>11</sup> Nr. 481, StA VII, 3, 28.

Dich ergreifen, vermochts aber nicht; denn diese überschwellende Momente kehren zugleich auch die träge, resignierende Ohnmacht unseres Wesens heraus.

Lies doch gelegentlich den Hyp. wieder. Als ich ihn wieder vornahm, ward ich bei all seiner Herrlichkeit, nur um so mehr betrübt durch das unausweichliche Gefühl von Schiefheit im ganzen Sūjet, in der Anlage, ja zum Theil in der Darstellung des Hauptcharakters, dem, an sich rein elegisch (wie Hölderlin ihn selbst prädicirt) ganz heterogene Bestrebungen von Größe aufgebürdet werden. Am Ende sieht das Ganze doch nur wie ein rührendes Zerrbild aus, lauter einzelne unvergleichlich wahre u. schöne Lyrika, ängstlich auf eine Handlung übertragen. Der Eindruck des Lesers ist der peinlichst-glücklichst-complicirteste. Man fühlt sich ergriffen, wie mit Götterfingern plötzlich an der leisesten Seelfaser berührt, kräftig erhoben und dann wieder so krank, so pusillanim, hypochondrisch u. elend, daß von dem, was eigentlich Beruf aller, auch der tragischen Dichtung ist, jede Spur vertilgt wird. Hiezu kommt dann noch, wie gesagt, die eigene Verstimmung die ein *halbes* Kunstwerk, das, mit mehr Grundsatz u. Überlegung gedacht, so leicht hätte ein ganzes seyn können, auf unsere kritische Natur ausübt. – <sup>12</sup>

Das sind harte Worte, die wir wahrscheinlich nicht als Äußerung Mörikes gegenüber einem Werk Hölderlins erwartet hätten. Die einzelnen Punkte dieser Kritik lassen sich, zumal vom heutigen Stand der Forschung aus, als nicht zutreffend nachweisen.<sup>13</sup> Mörike hat den 'Hyperion' mißverstanden. Wichtiger aber und viel schwieriger als der Nachweis seines Mißverständens ist das Aufdecken der Gründe, die Mörike zu diesem Urteil veranlaßt haben. Dieses schwierige rezeptionsgeschichtliche Problem kann in dem uns gesteckten Rahmen kaum hinreichend formuliert, geschweige denn gelöst werden.<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Nr. 524, StA VII, 3, 125 f.

<sup>13</sup> Vgl. Adolf Becks Erläuterung zu Mörikes Vorwurf der „Schiefheit im ganzen Sūjet“: „Daß dieses Urteil dem Roman und seiner Composition nicht gerecht wird, haben Analysen der neueren Forschung erwiesen; s. bes. Lawrence Ryan, Hölderlins Hyperion, Stuttgart (1965).“ (Nr. 524, StA VII, 3, 126, Z. 32–35).

<sup>14</sup> Anders als Adolf Beck, der aus der Position der Hölderlin-Forschung Mörikes Kritik am 'Hyperion' zurückweist, versucht Kenzo Miyashita (Mörikes Verhältnis zu seinen Zeitgenossen, Bern und Frankfurt a. M. 1971) von Mörikes Entwicklungsstufe her dieses Urteil verständlich zu machen: „Eine Briefstelle Mörikes vom 21. Mai 1832 über den 'Hyperion' ist für seine äußerst einfühlsame, aber zugleich kritische Stellungnahme zu Hölderlin sehr bezeichnend. Da ist von der einfältigen Schwärmerei des Dichterjünglings von Orplid nichts mehr zu sehen. Da steht bereits der Meister des 'Maler Nolten', der darin kurz vorher Rechenschaft über seine ganze Jugend gegeben hat, und der, nachdem er den Höhepunkt seiner lyrischen Produktivität von 1827 und 1828 hinter sich gelassen hatte, auf dem Wege war, nach und nach sich die Verinnerlichung und Mäßigung des Pathos, die Geschlossenheit der Form und die Anmut zu

Eine begründete Antwort setzte die exakte Untersuchung von Mörikes Erfahrungen und Einsichten als Leser, Schriftsteller und Kritiker voraus, d. h. die exakte Beschreibung seines literarischen Erwartungshorizonts im Augenblick der Formulierung dieser Kritik. Auch müßte untersucht werden, inwiefern und in welchem Maße der 'Hyperion' als Roman diesen Erwartungshorizont überschreitet, gegen Mörikes literarische Vorstellungen gerichtet ist. Vielleicht könnte man auf diesem Wege Einsicht in Mörikes Gründe für seine Kritik am 'Hyperion' gewinnen. Dazu bin ich aber im Augenblick nicht in der Lage. Deshalb begnüge ich mich an dieser Stelle mit einem Hinweis auf den 'Maler Nolten'.

Vor allem im Sommer 1830 hat Mörike an seinem Roman geschrieben. Erschienen ist er im August 1832. Auch wenn wir aus dem Briefwechsel dieser Jahre – wie meist bei Mörike – wenig über die den Entstehungsprozeß des Romans begleitenden Überlegungen erfahren, dürfen wir doch annehmen, daß sich gerade in dieser Zeit, während der Arbeit am 'Maler Nolten' und durch die Lektüre des 'Wilhelm Meister', seine Vorstellungen von epischer Dichtung gebildet haben.<sup>15</sup> Diese wären zunächst zu erforschen, denn von ihnen aus wäre wohl am ehesten Anlaß und Richtung der Kritik am 'Hyperion' zu begründen.

Nach der 'Hyperion'-Kritik von 1832 vergehen sechs Jahre, bis Mörikes überlieferte Briefe Hölderlin wieder erwähnen. 1838 geschieht es gleich zweimal kurz hintereinander, beide Male im Briefwechsel mit Hermann Kurz. Mörike schickt ihm am 12. April von Cleversulzbach als Dank für eine völlig unbedeutende Zufallsgabe die Schreiner-Lohbauer-sche Zeichnung von Hölderlin. Er schreibt dazu:

Beiliegende Zeichnung (zum Theil von Lohbauer) in dankb. Erwiderung Ihrer Crokerschen Bildchen, die mich nebst dem Sonett sehr erfreut haben. Ja so! Daß ich's nicht vergesse: das Portrait stellt Friedrich Hölderlin vor und schien mir damals ziemlich charakteristisch.

erringen. – Trotz aller erhabenen Größe und aller Schönheit der Lyrik muß er seiner Wesensart nach im 'Hyperion' Ausgewogenheit und Einheit des Ganzen vermissen“ (a.a.O., S. 26 f.). Der Schluß von Mörikes Kritik findet die volle Zustimmung von Kenzo Miyashita. Letztlich stimmt Miyashita mit Friedrich Sengle überein (vgl. Anm. 50), wenn er schreibt: „Damit wird Mörikes Poetik deutlich, daß der Dichter nicht die Grenze der Schönheit überschreiten soll, daß man das Leben selbst, das letzten Endes die Hauptsache ist, über dem poetischen Schaffen nicht vergessen darf.“ (a.a.O., S. 27).

<sup>15</sup> Mörikes Lektüre des 'Wilhelm Meister' und der 'Wahlverwandtschaften' und sein wiederholtes Studium des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller während der Arbeit am 'Maler Nolten' ist durch die Briefe bezeugt. (Vgl. Hans-Ulrich Simon, Mörike-Chronik, Stuttgart 1981, Spalte 63 ff.).

Sie sollen ja kürzl. einige Gedichte von ihm ins 'Morgenbl.' gegeben haben? Ich besitze auch noch einiges Handschriftliche von ihm.<sup>16</sup>

Überraschend ist an diesem Brief, wie leicht Mörike ein Andenken an Hölderlin wegschenkt, überhaupt die Art, wie er, ganz nebenbei gesprochen, dem Beschenkten eröffnet, daß die Zeichnung Hölderlin darstellt: „Ja so! Daß ich's nicht vergesse . . .“ Aber es lassen sich daraus keine Rückschlüsse, etwa auf ein verändertes Verhältnis zu Hölderlins Dichtung, ziehen.

In einem der nächsten Briefe an Kurz (26. Juni 1838) schreibt Mörike: „Ich habe dieser Tage einen Rummel Hölderlinischer Papiere erhalten, meist unlesbares, äußerst mattes Zeug.“<sup>17</sup> Adolf Beck hält dies für eine „befremdlich wegwerfend[e]“<sup>18</sup> Äußerung Mörikes. Dem mag man zunächst zustimmen. Doch sollte man diese formlos spontane Äußerung nicht zu gewichtig nehmen. Enttäuschung über die schwer zu entziffernden Entwürfe mag darin mitschwingen, und vielleicht ist der ruppige Ton auch ein Zeichen der – damals! – engen Vertrautheit Mörikes mit Hermann Kurz. Die weiteren Äußerungen über Hölderlin in diesem Brief führen den Ton nicht fort. Vor allem aber zeigt eine Bemerkung Mörikes über eine Strophe der Rheinymne tiefes Verständnis für Hölderlins späte Dichtung. Hermann Kurz hatte in seinem Brief vom 18. Juni für Mörike die Verse 105–120 der Rheinymne abgeschrieben und hinzugefügt: „Die höchste Ironie gibt es doch bloß an der Grenze des Wahnsinns.“<sup>19</sup> Darauf erwidert Mörike: „Jene Idee von den sterblichen Gefäßen göttlicher Wahrheit hat freilich auch für mich einen ganz erschütternden Ausdruck in den bewußten Versen.“<sup>20</sup> Es ist deutlich: Während die Bemerkung von Hermann Kurz den Sinn der Verse völlig verfehlt, läßt Mörikes Äußerung ein erstaunliches Verstehen dieser für die Hymne zentralen Strophe erkennen. Sie ist ein seltenes Zeugnis eines wirkungsgeschichtlich frühen Hölderlin-Verständnisses.

Mörike waren Hölderlins Gedichte, gerade diejenigen aus der Zeit im Turm, die er handschriftlich besaß, ständig gegenwärtig. Durch einen Brief Klara Mörikes an Konstanze Hartlaub ist eine Szene aus dem Frühsommer 1840 überliefert, in der Mörike während eines Spaziergangs in Schön-

thal an der Jagst, vom Eindruck des Augenblicks angeregt, an eine Ode Hölderlins erinnert. Der Brief ist datiert vom 3. Mai 1840:

In Schönthal, traf man Hauffs nicht zu Hause, dafür spazierten wir ein wenig in den Gärten herum, wo alles weit voran ist, erquikten uns an dem berühmt kühlen, klaren Wasser des Klosterbrunnens u. zogen endlich unserer Straße weiters. Eduard u. ich den Berg hinauf voraus gehend, hörten hart neben uns auf der Waldigen Seite der ersten Nachtigall melodisches Klagen, u. das sanfte Rauschen eines Stromes; wobei mich Eduard an ein Gedicht von Hölderlin erinnerte – bereits aus seiner spätern wahnsinnigen Zeit.<sup>21</sup>

Es folgt das Gedicht 'Wenn aus dem Himmel . . .', das vor allem in seiner letzten Strophe der Szene in Schöntal nahestehen mag:

*Gewässer aber rieseln herab, und sanft  
Ist hörbar dort ein Rauschen den ganzen Tag;  
Die Orte aber in der Gegend  
Ruh'n und schweigen den Nachmittag durch.<sup>22</sup>*

Dieses Gedicht hat Mörike über viele Jahre seines Lebens hin begleitet. Daß es ihm viel bedeutet hat, darf man daraus schließen, daß drei Abschriften von seiner Hand überliefert sind.<sup>23</sup>

Sucht man in Mörikes Leben nach Szenen, die sein Verhältnis zu Hölderlin, in der unmittelbar persönlichen Begegnung wie in der Aufnahme von Hölderlins Dichtung, besonders deutlich sichtbar machen, so wird man sich vor allem an zwei Augenblicke in Mörikes Leben halten. Der eine Augenblick ist sicher Mörikes erster Besuch bei Hölderlin. Wir kennen das Datum nicht, wir erfahren keine Einzelheiten, nur dies: „in Tübingen, wo ich ihn in Gesellschaft Wilh. Waiblinger's besuchte.“<sup>24</sup> so schreibt Mörike 1859. Wir kennen diese kurze Bemerkung schon. Wichtig ist uns daran die Wendung „in Gesellschaft [...] Waiblinger's“. Wir kommen darauf zurück.

Die andere Szene, die das besondere Verhältnis zwischen Mörike und Hölderlin erkennen läßt, ereignet sich in Nürtingen.<sup>25</sup> Es ist Anfang Januar 1843. Mörike ist mit den Geschwistern Klara und Ludwig nach Nürtingen gereist. Am Nachmittag hat er Hölderlins Schwester, die ver-

<sup>16</sup> Nr. 536a, StA VII, 3, 169.

<sup>17</sup> Nr. 536e, StA VII, 3, 170.

<sup>18</sup> Nr. 536e, StA VII, 3, 173, Z. 76.

<sup>19</sup> Nr. 536d, StA VII, 3, 169.

<sup>20</sup> Nr. 536e, StA VII, 3, 170, Z. 27–29.

<sup>21</sup> Nr. 546, StA VII, 3, 183.

<sup>22</sup> StA II, 270.

<sup>23</sup> StA II, 900 f.

<sup>24</sup> Nr. 483, StA VII, 3, 30.

<sup>25</sup> Die Darstellung folgt Mörikes Brief an Hartlaub vom 6. Februar 1843. (Nr. 613, StA VII, 3, 313).

witwete Heinrike Breunlin, besucht und an sie – wohlgerichtet „durch die dritte Hand“ – die Bitte gerichtet, die in ihrer Verwahrung befindlichen Handschriften Hölderlins einsehen zu dürfen. Am Abend wird im Haus der Tante Mörikes ein großer Korb mit Manuskripten Hölderlins abgegeben. Die Tante hatte ihm, des ungestörten Studiums dieser Blätter wegen, ein „oberes Stübchen“ heizen lassen. Doch hören wir Mörike selbst! Er berichtet in einem Brief an Hartlaub, geschrieben am 6. Februar 1843 in Cleversulzbach, über diese Reise und den Besuch bei Hölderlins Schwester. Schon die Einführung des Berichts macht stutzig: „Von der Nürtinger Reise ist grade nicht viel zu erzählen . . .“ Das klingt ganz ähnlich wie in jenem Brief an Hermann Kurz, dem die Schreiner-Lohbauerische Bleistiftzeichnung von Hölderlin beigelegt ist: „Ja so! Daß ich's nicht vergesse: das Portrait stellt Friedrich Hölderlin vor“. Noch immer scheint die Scheu, an Hölderlins Welt zu rühren, wirksam zu sein. Hören wir den Brief, soweit er in unserem Zusammenhang von Bedeutung ist:

Von der Nürtinger Reise ist grade nicht viel zu erzählen . . . An einem Abend führte ich den längst gehegten Vorsatz aus, die Schwester Hölderlins, eine verwitwete Professor Bräunlin, zu besuchen. Sie hat die ehemalige Wohnung meiner Mutter inn u. ganz dieselben Zimmer. Es ist eine sehr redselige Frau. Sie hat mit ihrem Bruder in der Art zu sprechen, sofern von Natur etwas Hastiges, doch nicht Unangenehmes dabei ist, einige Ähnlichkeit. Sie zeigte mir verschiedene Portraits von ihm, darunter auch ein großes Pastellbild, das er ihr zur Hochzeit schenkte. Es ist nicht ganz getroffen, doch sieht man wohl, daß er von außerordentlicher Schönheit gewesen seyn muß. Auf meine, durch die dritte Hand an sie gestellte, Bitte, bekam ich einen großen Korb mit Manuskripten Hölderlins ins Haus geschickt. Die Frau Stadtschreiberin ließ mir zu ungestörter Musterung derselben ein oberes Stübchen heizen, wo sich ihre ältesten Möbel, u. Familienbilder befinden. Da saß ich ganz allein, nur hie u. da kam eins der Mädchen auf eine Viertelstunde mit dem Strickzeug herauf. So eine Ableitung war nöthig, sonst könnte man vor solchen Trümmern beinahe den Kopf verlieren.<sup>26</sup>

Mörike tastet sich über persönliche Erinnerungen und eher Nebensächliches an das Wichtige heran, an die Lektüre der Hölderlin-Handschriften. Die Szene im ‚oberen Stübchen‘ ist in einer gewissen Breite dargestellt. Ergreifend der Kontrast zwischen dem Besuch der strickenden Mädchen und dem lesenden, in die Wirrnisse und Schönheiten der Entwürfe und Abschriften eindringenden Mörike. Dazu die Rechtfertigung dessen, was ein anderer als Mörike wohl als Störung hätte empfinden müssen: „So eine

<sup>26</sup> Ebd.

Ableitung war nöthig, sonst könnte man vor solchen Trümmern beinahe den Kopf verlieren.“ In diesem Satz steckt das Wichtigste: Der Eindruck dieser Überreste ist gewaltig, un-geheuer im eigentlichen Wortsinn. Im lesenden Mörike wächst in diesem Augenblick eine gefährliche Spannung. Deshalb die „Ableitung“, das Entspannung auslösende Moment. „So eine Ableitung war nöthig.“ Mörike hätte, so verstehe ich diesen Satz, der gewaltigen Spannung dieser erregenden Eindrücke nicht standhalten können ohne die ablenkende, entspannende Unterbrechung durch die Mädchen mit ihrem Strickzeug, ohne die ableitende Gegenwart des Alltäglichen.

Zwischen dieser Szene in Nürtingen und der nächsten nachweisbaren Beschäftigung Mörikes mit einem Werk Hölderlins liegt dessen Tod. Mörike schweigt in seinen erhaltenen Briefen über dieses Ereignis.

In den folgenden Jahren beginnt Mörike, einzelne Werke Hölderlins herauszugeben. Das philologische Interesse an der Überlieferung dieses Dichters ist freilich immer schon vorhanden gewesen, eigentlich schon während der Freundschaft mit Waiblinger. Was ihm Waiblinger an Handschriften Hölderlins übergeben hat, wird zum Grundstock von Mörikes Handschriftensammlung. In späteren Jahren wird Mörike geradezu zum Experten für Hölderlinhandschriften. Viele tragen die Bestätigung der Echtheit von seiner Hand und sind dadurch doppelt wertvoll geworden.<sup>27</sup>

Ein Gedicht Hölderlins hat Mörike vor anderen geliebt. Er nennt es ‚das schönste Hölderlinische Gedicht‘.<sup>28</sup> Ich spreche von der Ode ‚Heidelberg‘. Mörikes Interesse an diesem Gedicht ist auch ein philologisches, aber es ist, wie ich glaube, noch tiefer zu begründen. Zwei Abschriften von Mörikes Hand liegen vor, welche die Schichten der Lesarten nach der Handschrift Hölderlins wiedergeben.<sup>29</sup> Das zuvor zitierte Wort vom ‚schönsten Hölderlinischen Gedicht‘ stammt aus Mörikes Brief an Hartlaub vom 26. März 1847. Diesem Brief ist eine der Abschriften beigelegt. Der Begleittext lautet:

Hierbei erhältst Du ein schon vor sechs Wochen oder länger für Dich geschriebenes und in der Zwischenzeit verlorenes Blatt, die Abschrift des schönsten Hölderlinischen Gedichts mit allen wesentlich veränderten Stellen des ersten

<sup>27</sup> Vgl. dazu Manfred Koschlig, Carl und Wilhelm Künzel. Zwei schwäbische Autographensammler des 19. Jahrhunderts. Der Autographensammler 2, 1952, 1–5, 34–37.

<sup>28</sup> An Hartlaub. Mergentheim, den 26. März 1847. Eduard Mörike, Sämtliche Werke. Briefe. Hrsg. von Gerhart Baumann in Verbindung mit Siegfried Grosse, 3 Bde., Stuttgart 1959, Bd. 3, S. 632.

<sup>29</sup> SNM 1862 und 48.2197.

Entwurfs nach seiner Handschrift. Es wird Dich unterhalten, in die Entstehung dieses Stücks hineinzusehn, wie es sich nach und nach gereinigt hat, Gedanke und Ausdruck immer klarer und kräftiger wurde. Es ist teils mit der Feder, teils mit dem Bleistift geschrieben; die halbverwischten Züge des letzteren sind nur eben noch lesbar.

Nirgendwo in Mörikes Werken und Briefen ist dessen verehrende Hinwendung zur Dichtung Hölderlins so unmittelbar gegenwärtig wie in diesem Brief an Hartlaub. Eine Einschränkung ist allerdings zu machen: Mörike, der so vieles verschweigt und so vieles nur in der Maskierung ausspricht, darf, wenn wir nach seinem Betroffensein von einem Menschen oder von einem Werk fragen, nicht nur von dem her beurteilt werden, was er nachweislich geäußert hat. Vielleicht spricht aus seinem Schweigen ein noch viel tieferes Betroffensein als aus den uns vorliegenden Zeugnissen. Dies macht es in seinem Falle besonders schwer, eine Nachwirkung zu beschreiben und deren Gründe freizulegen. Trotzdem wollen wir versuchen, den Gründen für Mörikes Liebe zu der Ode 'Heidelberg' nachzugehen.

Mörikes Interesse an diesem Gedicht ist auch philologischer Art. Es ist für ihn aufschlußreich, Einblick in das Werden des Gedichts zu bekommen, zu sehen, „wie es sich nach und nach gereinigt hat, Gedanke und Ausdruck immer klarer und kräftiger wurde.“ Das Bild von der Reinigung ist für Mörikes Blick auf poetische Werke anderer Dichter, für seinen bearbeitenden Umgang mit ihnen, aber ebenso für die Haltung zu seiner eigenen Dichtung höchst charakteristisch. Das Einschmelzen und Umformen vorliegender Übersetzungen zu einem neuen Text, das Herausschälen des in einem Werk angelegten, von seinem Autor aber nur unvollkommen in Erscheinung gebrachten poetischen Kerns in seiner reinen Gestalt, kurz: die ‚Reinigung‘ eines poetischen Gebildes, das hat Mörike an Werken anderer Dichter, aber auch an eigenen, praktiziert wie niemand sonst.<sup>30</sup> Wie sehr muß Mörike angesprochen worden sein von der Einsicht in das Werden dieser Ode, deren Schönheit er zunächst einmal darin sah, daß die im Bilde

<sup>30</sup> Die Bände 8, 1 und 8, 3 der historisch-kritischen Mörike-Ausgabe, welche das Übersetzungswerk enthalten, geben Einsicht in sein Übersetzungsverfahren. Er kontaminiert und bearbeitet vorhandene Übersetzungen. Erst im letzten Übersetzungswerk, der Anakreon-Übersetzung, geht Mörike mit großer Wahrscheinlichkeit Vers für Vers auf den griechischen Urtext zurück. Band 9 wird dieses besondere Verhältnis Mörikes zu fremden Texten vor allem an seiner Bearbeitung der Gedichte Waiblingers zeigen, aber auch an der Beratung von Karl Mayer und vielen anderen. Die Forschung hat diese Eigenart Mörikes in den letzten Jahren mehrfach erörtert, so vor allem Hans-Henrik Krummacker (Sannazaro und Venantius Fortunatus. In: Mannheimer Hefte 1978/2, S. 73–83) und Friedrich Sengle (Biedermeierzeit, Bd. III, Stuttgart 1980, S. 725 f.).

der Heidelberger Landschaft und der Stadt Heidelberg aufgenommene Erfahrung von Hölderlin zu ihrer „reinen“ ästhetischen Erscheinung ausgeformt worden ist.

Der Einblick in den Reinigungsprozeß des Gedichts ist aber sicher nicht der einzige Grund für Mörikes Hochschätzung. Hinzu kommt ein anderes: Nach meinem Dafürhalten kommt die in dieser Ode poetisch gefaßte Grunderfahrung einem besonderen Bedürfnis seiner gefährdeten Person mehr entgegen als die meisten der ihm bekannten Dichtungen Hölderlins, sehr viel mehr vor allem als der 'Hyperion'. Die Ode 'Heidelberg' legt das Bild der Stadt und ihrer Landschaft in den diesem Bilde eigentümlichen Gegensätzen aus: Strom und Brücke, Enge des Tals und Weite der Ebene, Zerstörung durch Menschen und Erneuerung, Verjüngung durch die Sonne und schließlich die durchgehende, vor allem im Strömen des Flusses gegenwärtige Bewegung im Kontrast zu dem Beharrenden, Ruhenden der Stadt. Alle Bewegung, in welche die Eindrucksfülle dieses Augenblicks den Leser hereinnimmt, mündet in die Vorstellung des Ruhenden: „Unter duftenden Gärten ruhn“.<sup>31</sup>

Selten nur formt sich in einer Dichtung Hölderlins so wie hier aus Bildern des Flüchtigen am Ende die Erfahrung des Bleibenden und Bergenden. Und dies ist, so meine ich, der eigentliche Erfahrungsgrund des Gedichts: Die Stadt am Fluß, der aus der Enge seines Tales in die Weite der Ebene hinausströmt, erscheint am Ende als Ort des Bleibens, des Da-Seins zwischen Eingrenzung und Entgrenzung.<sup>32</sup>

Den Leser Eduard Mörike, den der Sog des Abgründigen früh und übermächtig gefaßt hatte, und der viel dahingegeben hat, um zu bleiben, um leben zu können, der sich viel Maskenhaftes zu eigen gemacht hat, um sich vor der zudringlichen, vor der erdrückenden und verlockenden Fülle der Welt abzuschirmen, den Leser Eduard Mörike muß gerade dieses Gedicht besonders berührt haben, weil es gegen alle Verlockung, sich zu verströmen, am Ende in das erfüllte Da-Sein einmündet. Mörikes Wort vom ‚schönsten Hölderlinischen Gedicht‘ kommt aus tiefen Gründen eigener Lebenserfahrung. Vielleicht können wir von hier aus eher als zuvor die Kritik am 'Hyperion' verstehen. Seine Begegnung mit der Elementar-

<sup>31</sup> Vgl. Emil Staiger, Hölderlin: Heidelberg, in: Gedicht und Gedanke. Hrsg. von Heinz Otto Burger, Halle (Saale) 1942, S. 175. Auch in: Meisterwerke deutscher Sprache aus dem neunzehnten Jahrhundert, Zürich 1948, S. 13–24.

<sup>32</sup> „Zum Entgrenzungsverlangen des »Jünglings« bildet die Stadt das Gegengewicht. Sie ist das Bleibende gegenüber dem »Flüchtigen.« So Jochen Schmidt im 'Begleitwort' zum Faksimiledruck eines Doppelblatts des Homburger Handschriftenbestandes. (Friedrich Hölderlin, Empedokles, Heidelberg, Die Götter, Der Nekar, Nürtingen 1983, S. 2).

gewalt der Leidenschaft, seine Angst vor dem Soge des Abgrunds und sein entsagungsvoller Versuch, in einem, wenn auch engen, Dasein zu bleiben, all dies mag zu der kritischen Distanzierung vom 'Hyperion' und dessen Erfahrungswelt beigetragen haben.

Die weiteren Spuren Hölderlins in den Lebenszeugnissen von Mörike möchte ich nur kurz erwähnen, um deren chronologische Betrachtung damit abzuschließen: In den Jahren nach diesem Brief an Hartlaub mit dem Wort vom 'schönsten Hölderlinischen Gedicht' veröffentlicht Mörike mehrere Gedichte Hölderlins in Zeitschriften.

So erscheint zehn Jahre nach Hölderlins Tod von Mörike herausgegeben und mit einem längeren Nachwort versehen die Ode 'An eine Verlobte' in Christian Schads 'Deutschem Musenalmanach'. Seinen Bemerkungen zufolge<sup>33</sup> möchte Mörike mit der Veröffentlichung des Gedichts einen Nachtrag zu den Hölderlin-Ausgaben von 1826 und 1846 bringen. Die Herausgeber dieser Ausgaben legten „das Stück, als zweifelhaften Ursprungs, bei Seite, vermuthlich durch Verstöße gegen das Versmaas beirrt“. Mörike begründet sein eigenes Urteil, daß es sich nämlich um ein Gedicht Hölderlins handele, folgendermaßen:

Was aber die Authentie des Gedichts betrifft, so bin ich aus innern Gründen weit mehr noch als den äußern überzeugt, es kann nur von Hölderlin seyn, und zwar ist es gewiß aus seiner besten Zeit. Ich habe bedauert diese angenehme Entdeckung nicht noch vor dem Erscheinen der sämtlichen Werke an Herrn Christoph Schwab haben bringen zu können, welcher mit so viel Liebe und kritischem Takt bei der Herausgabe verfuhr; einstweilen soll es nun den Lesern dieser Blätter als eine wehmüthige Gabe rein und hell gediegner Poesie vorgelegt seyn.

Zwar ist Mörikes Urteil nicht ganz so hochhebend wie im Falle der Ode 'Heidelberg'. Aber es kommt ihm doch recht nahe: „[...] es kann nur von Hölderlin seyn, [...] gewiß aus seiner besten Zeit [...] wehmüthige Gabe rein und hell gediegner Poesie“.

Nicht vergessen dürfen wir, daß gerade bei diesem Gedicht noch immer Mörikes Spur sichtbar ist: Die Überschrift 'An eine Verlobte' stammt von ihm. Die verschollene Vorlage für Mörikes Abschrift – sie ist heute der einzige handschriftliche Textzeuge – trug keine Überschrift. Mörikes Nachbericht vermerkt ausdrücklich, das Gedicht sei „ohne Überschrift“.<sup>34</sup>

<sup>33</sup> StA II, 448 f.

<sup>34</sup> StA II, 448, Z. 19.

1856 erscheint, wieder in Christian Schads 'Deutschem Musenalmanach', die Ode 'Heidelberg', und zwar wie in den Abschriften von Mörikes Hand mit allen Lesarten der Originalhandschrift und einer längeren Fußnote Mörikes.<sup>35</sup> Er nennt jetzt dieses Gedicht „eines der vorzüglichsten Gedichte Hölderlins“. Auch weist er den Leser auf die Verwendung von zwei verschiedenen Schriftgraden im Druck des Gedichts hin: „Das im Druck durch größere Schrift Hervorgehobene nahm der Verfasser vorerst als geltend an.“ Schließlich sei noch die Bemerkung Mörikes zu einer Textentscheidung zitiert: „Zu den glücklichen Verbesserungen in der Ausgabe, die ohne Zweifel von Hölderlin selbst herrühren, gehört auch die, mit feinem Gefühl, wiederhergestellte ursprüngliche Lesart des letzten Worts in Str. 4 (tönt)“.

1859 erscheint im 'Düsseldorfer Künstleralbum' (hrsg. von Christian Höppl) unter der Überschrift 'Eine Reliquie von Hölderlin. Mitgetheilt von Eduard Mörike' die Ode 'Wenn aus dem Himmel ...' mit einigen interessanten, weil kritisch wertenden Bemerkungen Mörikes:

Man darf es ohne Frage zu dem Lieblichsten zählen, was sich unter dem Wust dieser traurigen Spätlinge fand. Von Krankheitsspuren fällt am stärksten das unwillkürliche Abreißen der schwungvollen Reflexion, bei dem jähen Eintreten des landschaftlichen Bildes, in der zweiten Strophe auf. Es ist hier keine Lücke, die der Dichter etwa noch auszufüllen gedacht hätte; die Zeilen stehn im Manusk. genau so regelrecht hintereinander wie ich sie gebe. –<sup>36</sup>

Mörikes Stilempfinden stößt sich hier an dem Anakoluth nach Vers 7, das aber sicher keine ‚Krankheitsspur‘ ist, und fährt dann fort:

Eine gewisse prosaische Ausdrucksweise und Unbehülflichkeit in einzelnen Wendungen und Worten, der sonderbare präcisirende Gebrauch des *zwar*, sind Eigenheiten, welche die Poesien H.s aus jener Zeit auf eine mehr rührende als störende Art kennzeichnen.<sup>37</sup>

Mörike stößt sich vermutlich an der über weite Strecken hin glanzlosen Sprache, an ihrer spröden Wörtlichkeit, an der auf den ersten Blick flachen Unmittelbarkeit dieser benennenden Sprache, mit der sich – vielleicht! – eine neue Stufe der Hölderlinschen Dichtung ankündigt, deren Stil dann nicht mehr zur Reife gekommen ist. So fühlt sich Mörike befremdet von einer Dichtung, die sich weit jenseits seiner eigenen Vorstellung von Poesie

<sup>35</sup> Deutscher Musenalmanach, herausgegeben von Christian Schad, Würzburg 1856, S. 107–109.

<sup>36</sup> StA II, 901, Z. 21–28.

<sup>37</sup> StA II, 901, Z. 28–31.

bilden wollte, und spürt doch den hohen Grad des Dichterischen gerade dieser Ode. Sonst hätte er nicht in der gleichen Fußnote geschrieben: „Man darf es ohne Frage zu dem Lieblichsten zählen, was sich unter dem Wust dieser traurigen Spätlinge fand“. Auch hätte er sicher nicht diese Ode unter dem Eindruck einer ähnlichen Situation erwähnt.<sup>38</sup> Er hätte sie nicht dem Freunde Theodor Storm im Manuskript gezeigt<sup>39</sup>, und er hätte sich nicht noch im Jahre 1871 „in einem undatierten Brief, sicherlich an Chr. Schwab vor dem Erscheinen“<sup>40</sup> eines Aufsatzes von diesem über 'Beiträge zur Biographie Hölderlin's' in 'Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte', eingehend über den Text dieses Gedichts geäußert. Er hatte nämlich anlässlich der Publikation im 'Düsseldorfer Künstleralbum' 1859 den Text, in bester Absicht zwar, aber doch recht eigenmächtig, geändert. Diese Eingriffe widerruft er in dem Brief an Chr. Schwab:

Aus purer Liebe nemlich für dies Stück ließ ich mich seiner Zeit zu einer leichten Verbesserung an zwei mangelhaften Stellen verführen, die jetzt, da es gedruckt werden soll, als apokryph gewissenhaft zurückzunehmen ist.

In Strophe 3 schrieb Hölderlin mit einer allerdings wehthuenden Kakophonie:

»Die Wiesen aber, welche mit lautrem Grün  
Bedeckt sind, sind etc.

In Str. 6 schrieb er:

»Zwar gehn die Treppen unter den Reben hoch  
Herunter, wo der etc.

Hier stört nicht bloß die starke Verletzung des Metrums, sondern auch die ungeschickte Wiederholung des kurz vorhergegangenen Wortes *hoch* – allein man ist einmal in einem solchen Falle zu einer Änderung nicht befugt, und so habe ich mir erlaubt, die ursprüngliche Lesart in Ihrer Handschrift säuberlich wiederherzustellen.<sup>41</sup>

Mörike muß, trotz mancher ihn störenden Züge dieses Gedichts, von der Wirkung dieses neuen, ihm gänzlich fremden poetischen Stils zutiefst berührt gewesen sein. Die vielen Spuren, die das Gedicht bei ihm hinterlassen hat, bezeugen dies. Daß Mörike eine aus „purer Liebe“ angebrachte

<sup>38</sup> Vgl. den Brief von Klara Mörike an Konstanze Hartlaub vom 3. Mai 1840 (Nr. 546, StA VII, 3, 183).

<sup>39</sup> Vgl. StA II, 903, Z. 14–16.

<sup>40</sup> Friedrich Beißner, StA II, 902, Z. 1 f.

<sup>41</sup> StA II, 902, Z. 8–23.

Veränderung eines Gedichts von Hölderlin wieder zurücknimmt, ist nicht nur ein Zeugnis seiner philologischen Redlichkeit, sondern mehr noch ein Zeichen hoher Achtung vor diesem Gedicht und seinem Autor, ein Zeichen der Verehrung.

1863 veröffentlicht Mörike in der Zeitschrift 'Freya' unter dem Titel 'Erinnerung an Friedrich Hölderlin' das zweite Hölderlin-Bild von Schreiner, den Nachhall von Schreiners Besuch bei Hölderlin zusammen mit Mörike im Jahre 1826, und die beiden Gedichte 'An Zimmern' ('Von einem Menschen sag ich...') und 'An eine Verlobte'. Was Mörike in diesem Zusammenhang über die zuletzt genannte Ode schreibt, ist zum größten Teil wörtliche Wiederholung des Erstdrucks im Schadschen Musenalmanach von 1853.<sup>42</sup> Neu sind dagegen die Bemerkungen zu der Ode 'An Zimmern'.<sup>43</sup>

Mörike betont die besondere Zuwendung Hölderlins zu seinem Kostherrschaft, dem Schreinermeister Zimmer, indem er „in seiner gewohnten, feierlich idealischen Weise“ sich auf die Alltagswelt des Adressaten, „die liebevolle Pflege seines Weinbergs“ und auf „seine Handwerks geschicklichkeit“ einlasse.<sup>44</sup> – Vielleicht ist es gerade diese Spannung zwischen der Alltagswelt des Handwerksmeisters und dem griechischen Mythos vom erfindungsreichen Handwerker, die Mörike angezogen hat. Vielleicht ist es aber auch der Lobpreis menschlicher Größe, der diesem, Mörike wohlbekannten, Manne gilt.

Die späteste Hölderlinspur in Mörikes Leben finden wir im Brief an Wilhelm Hemsen, den Neffen Friedrich Theodor Vischers, vom 13. Mai 1873. Mörike schickt ihm als Dank für den ‚gehaltvollen Trinkspruch bei der Hölderlinsfeier‘ (Einweihung des Hölderlin-Denkmal in Lauffen a. N.) ‚zwei kleine Reliquien‘ aus seiner ‚Tübinger Zeit‘.<sup>45</sup> Es handelt sich um das Original der Schreinerschen Kohlezeichnung von Hölderlin, die

<sup>42</sup> Vgl. Beißners Bemerkung und den veränderten Anfang von Mörikes Begleittext (StA II, 448, Z. 3–8).

<sup>43</sup>

*An Zimmern*

Von einem Menschen sag ich, wenn der ist gut  
Und weise, was bedarf er? Ist irgend eins  
Das einer Seele gnüget? ist ein Halm, ist  
Eine gereifteste Reb' auf Erden

Gewachsen, die ihn nähre? Der Sinn ist deß  
Also. Ein Freund ist oft die Geliebte, viel  
Die Kunst. O Theurer, dir sag ich die Wahrheit.  
Dädalus Geist und des Walds ist deiner.

(StA II, 271)

<sup>44</sup> Eduard Mörike, Sämtliche Werke. Briefe, a.a.O., Bd. 2, S. 308.

<sup>45</sup> Nr. 482b, StA VII, 3, 29 f.



er 1863 in der 'Freya' veröffentlicht hatte, und eine Abschrift der Ode 'An Zimmern' (ebenfalls 1863 in der 'Freya' veröffentlicht) von der Hand des Adressaten dieses Gedichts.

An dieser Stelle ist ein Geständnis fällig: Ich habe noch etwas, wie man so zu sagen pflegt, in der Hinterhand, und zwar eine Äußerung Mörikes über Hölderlin, die nach der chronologischen Folge meiner Darstellung längst fällig gewesen wäre, die sich aber von den bisher betrachteten Spuren des Mörikeschen Hölderlinverständnisses so wesentlich unterscheidet, daß ich glaubte, sie für den Abschluß zurückhalten zu dürfen. Es handelt sich um die Rezension von Mörikes Ausgabe der Waiblingerschen Gedichte, erschienen in den 'Monatsblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung', September 1845, signiert mit „W.“ Der Verfasser ist – Mörike selbst. Eine Selbstrezension also in der Maske der Anonymität. Ich zitiere die wichtigsten, Hölderlin betreffenden Stellen:

Waiblinger bewegt sich in diesen Gedichten [...] zumeist in der klassischen Richtung, und zwar in der Art, wie sich solche unter andern vorzüglich durch *Hölderlin* mit dem Gemüt der deutschen Dichtung vereinigt. Die tiefe elegische Schönheit des letzteren, seine krankhafte, man darf es wohl sagen, schon sehr frühzeitig beinahe zur fixen Idee gewordene Sehnsucht nach dem Griechentum hatte den mächtigsten Einfluß auf Waiblingers Lyrik.

Nach dem Hinweis auf die Bedeutung Hölderlins für Waiblinger erwähnt Mörike den Einfluß Platens auf diesen, die Verschiedenheit der Waiblingerschen „elegisch-epigrammatischen Stücke“ von Goethes entsprechenden Gedichten und kommt dann wieder auf Hölderlin zu sprechen:

Es finden sich zwar außer den im antiken Gewand auftretenden Stücken auch viele gereimte; sie sind jedoch mit wenigen Ausnahmen alle durch ihre stofflichen Ingredienzien mehr oder weniger von jenem Element durchdrungen und tingiert, und wenn auch manche andere, uns näher verwandte Töne nicht fehlen, so würden wir einen spezifisch deutschen Charakter doch überall vergeblich suchen. [...] Etwas hellenistische Hoffahrt ist, ehrlich gestanden, bereits bei unserem erwähnten herrlichen Landsmann Hölderlin sichtbar, noch mehr Derartiges vielleicht bei Waiblinger, dessenungeachtet aber liegt bei dem einen wie bei dem andern ein echter Enthusiasmus und die natürliche Verwandtschaft zugrunde.<sup>46</sup>

Das sind harte Worte. Seit der 'Hyperion'-Kritik – und das war ein Brief an den literarischen Intimus Mährlen – hat Mörike nie mehr so hart von Hölderlin gesprochen. Freilich, es sind Worte, die hinter dem Schirm

<sup>46</sup> Eduard Mörike, Sämtliche Werke. Briefe, a.a.O., Bd. 2, S. 789.

der Anonymität gesprochen sind. Das ist für ihr Verständnis entscheidend wichtig. Auch diesmal geht das Urteil nach entgegengesetzten Richtungen: „tiefe elegische Schönheit“, „echter Enthusiasmus“ und „natürliche Verwandtschaft“. Diese Worte kommen aus tiefer Verehrung Mörikes für Hölderlin. Dagegen steht die Kritik: „krankhafte [...], schon sehr frühzeitig beinahe zur fixen Idee gewordene Sehnsucht nach dem Griechentum [...] Etwas hellenistische Hoffahrt ist, ehrlich gestanden, bereits bei unserem erwähnten herrlichen Landsmann Hölderlin sichtbar“. Was meint Mörike hier mit „hellenistische Hoffahrt“? Spricht er hier aus der Perspektive des Lesers, der Mühe hat mit Hölderlins Dichtung, weil er nicht mit der klassischen griechischen Kultur vertraut ist und sich deshalb befremdet fühlt? Das ist schwer vorstellbar. Oder ist es der Anspruch der Unbedingtheit, der Konzessionslosigkeit, den Hölderlin an sich und seine Leser stellt? Ist es die – im eigentlichen Wortsinne verstandene – „Ausschließlichkeit“, die Mörike mit der Formel von der ‚hellenistischen Hoffahrt‘ fassen möchte? Das könnte schon eher zutreffen. Ich muß diese Fragen offen lassen. Wichtiger ist es mir, noch einmal eindringlich herauszustellen, daß diese kritischen Äußerungen zu Hölderlins Dichtung, wie immer sie im einzelnen zu deuten sein mögen, vor allem im Zusammenhang mit ihrer Äußerungsform gesehen und verstanden werden sollten: Mörike hat sie im Schutze der Anonymität formuliert. Maskierung, Abschirmung aber ist die Voraussetzung dafür, daß sich Mörike über Erfahrungen so besonderer Art mitteilen kann, wie sie für ihn die Begegnung mit Hölderlin und seiner Dichtung sind, denn diese rührt an eine überaus empfindliche, verletzliche Erfahrungsschicht in der Person Mörikes.

Abschirmung waren ihm bei den Besuchen im Turm Waiblinger, Schreiner und Lohbauer. Noch einmal halte ich fest: Mörike hat nach allen überlieferten Zeugnissen Hölderlin nie allein besucht. „Ableitung“ war ihm der Besuch der strickenden Mädchen, während er sich den späten Gedichten und Entwürfen Hölderlins lesend ausgesetzt hatte. Und schützende Maske war ihm die Anonymität. Nur hinter ihr verborgen konnte er seine Kritik an Hölderlin aussprechen.<sup>47</sup>

<sup>47</sup> Hubert Arbogast hat mich auf eine Szene in Mörikes Leben aufmerksam gemacht, die gerade in diesem Zusammenhang besonders bedeutsam wird. Zwar ist sie nicht in allen Details mit letzter Sicherheit dokumentiert, trotzdem soll sie hier festgehalten werden. Es handelt sich um eine Begegnung der Sängerin Pauline Garcia Viardot, der Freundin Turgenjews, mit Mörike. Frau Viardot, wie Turgenjew eine Verehrerin von Mörikes Gedichten, hatte einige davon vertont und wollte sie anläßlich eines Gastspiels am Stuttgarter Hoftheater Anfang April 1865 Mörike vorsingen. Die Zusammenkunft

Unsere Skizze der Begegnungen zwischen Mörike und Hölderlin und der Nachwirkung von Hölderlins Dichtung in den Lebenszeugnissen Mörikes läßt keinen Zweifel darüber, wie schwierig es ist, die Beziehung zwischen diesen beiden großen Dichtern, die sich mindestens räumlich über längere Zeit nahe gewesen sind, zu beschreiben und zu deuten. Sicher ist dies: „Der Abstand von Hölderlin [...] ist trotz der beide verbindenden Antikeverehrung gewaltig.“<sup>48</sup> Und gerade die Antikeverehrung macht die ganz verschiedene Orientierung der beiden deutlich. Ihre Leitbilder sind andere. Während Hölderlin an die Tradition der feierlichen Lyrik hohen Stils anknüpft, die in der deutschen Dichtung vor ihm insbesondere Klopstock repräsentiert, und deren antike Vertreter der Horaz der Odendichtung und in der griechischen Dichtung vor anderen Pindar ist, sucht Mörike in keinem Augenblick den Anschluß an diese Tradition. Er hat keine Oden nach antikem Vorbild geschrieben oder doch nur parodistische. In dieser Hinsicht hat er die Nachfolge Hölderlins verweigert, die Waiblinger mit leidenschaftlicher Verehrung dieses Dichters versucht hat. Mörikes Verweigerung ist die Voraussetzung für seine Größe. Diese besteht vor allem darin, daß er die Gefahr, Epigone zu sein, sehr bewußt vermieden hat. Mörikes Größe gründet sich auch darauf, daß er in wachem Spürsinn seiner dichterischen wie seiner menschlichen Veranlagung folgend an ganz

fand durch die Vermittlung des Schriftstellers Moritz Hartmann am 5. April in dessen Wohnung statt. Mörike notiert an diesem Tag in seinem Kalender für 1865: „Bei Moritz Hartmann mit Gr. etchen zum Kaffee, wo Frau Viardot-Garcia uns von meinen Liedern nach eigener Komposition vorsingt. Iwan Turgineff war dabei.“ (Unveröffentlichte Handschrift SNM 2695). Von einem absonderlichen Verhalten Mörikes bei dieser Begegnung berichtet Hartmanns Biograph Otto Wittner: „Der Dichter erschien auch – in Begleitung einer ungeheuern spanischen Wand, hinter der er den Abend fast ganz verborgen blieb!“ (Moritz Hartmann, Gesammelte Werke, Bd. 2, Prag 1907, S. 514 f.). Wenn sich dies wirklich so zugetragen hat, dann hat die Szene nach allem, was wir nun erfahren haben, fast symbolischen Charakter: Mörike sucht, sich gegen Eindrücke, vor deren allzu erregender Wirkung er sich fürchtet, durch eine Abschirmung zu schützen. Wie tief er übrigens von der Vertonung seiner Gedichte und dem Gesang der Frau Garcia Viardot berührt worden ist, geht aus dem Brief Turgenjews an Pietsch vom 19. April 1865 hervor. (Die spanische Wand wird hier freilich nicht erwähnt.) „[...] dem Mörike hat sie in meiner Gegenwart seine von ihr komponierten Lieder vorgesungen – und der alte Sonderling war ganz außer sich, lief auf und ab wie ein Besessener.“ (Iwan Turgenjew, Briefe an Ludwig Pietsch, mit einem Anhang: Ludwig Pietsch über Turgenjew, Berlin und Weimar 1968, S. 12).

Von der Begegnung zwischen Frau Garcia-Viardot und Mörike berichten auch Erich Th. Hock in einem Aufsatz über 'Mörikes russischer Bewunderer' ('Stuttgarter Zeitung' vom 27.5.1965) und Peter Lahnstein in 'Schwäbische Curiosa', Tübingen 1974, S. 189 ff.).

<sup>48</sup> Sengle, Biedermeierzeit III, S. 725.

andere und zugleich an mehrere Traditionsstränge europäischer Dichtung anknüpft als Hölderlin. Mörike hat gewußt, daß mit Hölderlins odischer und hymnischer Lyrik die künstlerischen Möglichkeiten dieser poetischen Formen erschöpft sind. Er hat auch gewußt, daß seine eigene dichterische Begabung sich nicht in dem einen Ton des erhabenen Stils entwickeln kann, sondern nur im Wechsel des Stils und der Formen und in der horazischen Anmut. Er folgt deshalb den im literarischen Deutschland der ersten Jahrhunderthälfte eher verdrängten Traditionen: Wieland und Horaz, und zwar dem Horaz der Sermonen und Episteln, außerdem Theokrit und Anakreon. Von den römischen Dichtern kommen Catull und Tibull und von der griechischen Dichtung noch die Sammlung der 'Anthologia Graeca' hinzu. Immer ist es entweder die frühe oder die späte Phase antiker Dichtung, in der Mörike seine Leitbilder findet. Die Klassik fehlt ganz. Das ist ein wesentlicher Unterschied zu Hölderlin und dessen Orientierung an Pindar und Sophokles.

Vielleicht ist das Wort von der „Verweigerung“ zu hart, zu willentlich für Mörikes Nicht-Anknüpfen an Hölderlin, für seine Zuwendung zu anderen Vorbildern als denen Hölderlins. Er folgt ja immer dem, was ihm gemäß ist, während er Distanz wahrt zu dem, was ihm fremd bleibt, was seiner Individualität nicht entspricht. Hölderlins Art zu dichten ist nicht die ihm gemäße. Das bedeutet freilich nicht, daß Mörike nicht von einzelnen Gedichten Hölderlins tief berührt sein kann. Dafür haben wir ja sprechende Zeugnisse kennengelernt. Und es bedeutet auch nicht, daß Mörike selber kein Gedicht geschrieben hätte, das dem feiernden Stil Hölderlins nahekommt. 'Erinna an Sappho' wäre zu nennen, weil es nach Form und Ton im Bannkreis der sapphischen Ode steht. Aber auch 'An eine Äolsharfe' gehört zu den Gedichten, die sich Hölderlins odischem Stil annähern. Und doch bleiben gerade diese beiden Gedichte trotz ihrer formalen und stilistischen Nähe zu Hölderlin im Kern ganz unverwechselbare Werke Mörikes. Es ist in beiden Gedichten das plötzliche Gewahrwerden der brüchigen menschlichen Existenz, die Peripetie des „Aber auf einmal“ bzw. „Ha, da mit eins durchzuckt' es mich“, was sie als Mörikes Gedichte ausweist, das Innewerden der Endlichkeit: „Denk' es, o Seele!“ Hölderlins Zukunftsblick ist ganz anderer Art:

*Jetzt aber tagts! Ich harrt und sah es kommen,  
Und was ich sah, das Heilige sei mein Wort.<sup>49</sup>*

<sup>49</sup> StA II, 118, v. 19 f.

Der Unterschied könnte nicht größer sein. Und er wird gerade dort deutlich, wo Mörike dem älteren Landsmann nahezustehen scheint.

Aber der Unterschied zwischen beiden kommt wohl aus tieferen Gründen: Mörikes Verweigerung gegenüber Hölderlin ist wahrscheinlich viel grundsätzlicher, als ich habe zeigen können.<sup>50</sup> Doch nun überschreite ich die Grenze dessen, was ich sorgfältig geprüft habe, und betrete ein offenes Feld. Ich vermute eine Verweigerung Mörikes gegenüber Hölderlins Vorstellung von Dichtung, von Kunst überhaupt. Ich kann freilich diese Abkehr Mörikes vom Hölderlinschen Dichtungsbegriff noch nicht einmal skizzieren. Deshalb beginne ich zu fragen: Ist nicht in Mörikes Weigerung, der Tradition des hohen Stils zu folgen, die viel radikalere Verweigerung schon angelegt, die nicht so sehr auf eine bestimmte Möglichkeit des Dichtens gerichtet ist, sondern auf die Dichtung, ja auf die Kunst überhaupt? Ist es nicht so, daß Mörike der Dichtung den hohen Anspruch verweigert, dem sich Klopstock, Hölderlin und Kleist vor allem stellen, und den die beiden zuletzt Genannten mit dem Scheitern ihrer bürgerlichen Lebensmöglichkeit einlösen? Verweigert sich Mörike diesem hohen Anspruch der Dichtung, um sein Leben möglich zu machen – selbst in den engsten Grenzen? Die Antwort darauf wäre ein neues Referat.

<sup>50</sup> Hier berührt mein Referat einen weit über das Nur-Literarische hinausreichenden Problemzusammenhang, der mir durch Friedrich Sengles Ausführungen über die 'Kritik der westlich-ästhetizistischen Verzeichnung des Dichters' (Biedermeierzeit III, S. 732–737, insbesondere S. 733) sichtbar geworden ist.

## 'Der Gesichtspunct aus dem wir das Altertum anzusehen haben'

Grundlinien des Hölderlinischen Traditionsverständnisses

Von

Andreas Thomasberger

Die kleine Schrift über den 'Gesichtspunct aus dem wir das Altertum anzusehen haben' versucht die Möglichkeit einer lebendigen Aufnahme von Überliefertem zu begreifen. Sie reflektiert den Umgang mit der Tradition, jedem Gegebenen überhaupt, und ist damit ein Resultat der Hölderlinischen Beschäftigung mit den Werken der Antike ebenso, wie seiner philosophischen Überlegungen zum Verhältnis des Subjekts gegenüber dem objektiv Vorhandenen. Darum eröffnet sie die Reihe der erkenntnistheoretisch-poetologischen Selbstverständigungen und steht zugleich am Anfang der Bemühungen, das Verhältnis des hesperischen Geistes gegenüber dem griechischen zu bestimmen, wie sie besonders mit dem Brief an Böhlendorff vom 4. Dezember 1801 und den Anmerkungen zu den Sophokles-Übersetzungen vorliegen. Ist es auch nicht möglich, von diesem Kontext vollständig zu abstrahieren, soll dennoch der folgende Kommentar sich darauf konzentrieren, die gegenwärtige Schrift über den 'Gesichtspunct...' zu verstehen, indem er ihre Begrifflichkeit und ihren Argumentationszusammenhang erläutert.<sup>1</sup>

Im ersten Teil bewegt sich die Sprache Hölderlins auf der Ebene des Scheines, sie stellt den Gegensatz zwischen dem Positiven einer „fast grenzenlose[n] Vorwelt“ (StA IV, 221, Z. 21) und der „lebendige[n] Kraft“ (Z. 10) polemisch als unvermittelt bestehenden auf, so, wie er dem Blick der unreflektierten Vorstellung erscheint. Inhalt dieser Vorstellung ist der Glaube, „Bildung, Frömmigkeit p. p.“ (Z. 1) aus sich selbst heraus zu haben, und auch noch der weitere Schritt, zu bemerken, daß alles dies scheinbar Originelle und Selbständige lediglich angenommen sei. Beide Seiten, die geglaubte Eigenständigkeit und die scheinbar gültige Erkenntnis totaler Abhängigkeit, erweist Hölderlin als wechselseitig bedingt, indem er sie als „gleichsam eine milde Rache gegen die Knechtschaft, womit

<sup>1</sup> Dies war Gegenstand des Gesprächs in einer Arbeitsgruppe während der 18. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Heidelberg. Die folgenden Überlegungen beruhen auf der Arbeit dieser Gruppe, deren Teilnehmern ich herzlich danke.

wir uns verhalten haben gegen das Altertum“ (Z. 6–7), beschreibt. Ein solches Verhalten gegen das Altertum entspricht dem höchsten Gegensatz der Zeitgenossen des Empedokles gegen die Natur, „jenem freigeisterischen Nichtdenken, Nichtanerkennen des Lebendigen von einer Seite, von der andern [...] der höchsten Dienstbarkeit gegen die Einflüsse der Natur“ (‘Grund zum Empedokles’; StA IV, 160, Z. 21–23). Ebenso antwortet das Altertum auf seine abstrakte Indienstnahme mit einer milden Rache, die darin besteht, nur noch eine „Reaction“ zu ermöglichen. In dieser Situation erscheint die Alternative, „erdrückt zu werden von Angenommenem, und Positiven, oder, mit gewaltsamer Anmaßung, sich gegen alles erlernte, gegebene, positive, als lebendige Kraft entgegenzusetzen“ (Z. 8–11). Ihr kommt deshalb der Status einer abstrakten Vorstellung zu, weil sie der einen Seite ausschließlich die Aktivität lebendiger Kraft, der anderen ausschließlich den passiven Zustand des Gegebenseins zuschreibt. Auf dieser Stufe kann eine wirkliche Vermittlung nicht gedacht werden, und darum scheint „das Altertum ganz unserem ursprünglichen Triebe entgegenzusetzen“ (Z. 11–12). Absicht dieses Triebes ist es, „das Ungebildete zu bilden“ (Z. 13), und als ursprünglicher angesehen vermag er sich scheinbar auch nur auf Ursprüngliches zu richten, während jedes bereits Gebildete seine Tätigkeit offenbar nicht zulässt, sie sogar „erdrückt“ (Z. 8). Er sucht deshalb „das Rohe, Ungelehrte, Kindliche“ (Z. 15) auf, und der Inhalt der nach der Form gerader Entgegensetzung vorgestellten Alternative steigert sich quantitativ zu um so größerer Unvereinbarkeit, um so mehr Gebildetes, „eine fast gränzenlose Vorwelt“ (Z. 21), gegeben ist und um so weniger dementsprechend „der zur Kunst geborene Mensch [...] der bilden will“ (Z. 14, 16), für seine Tätigkeit übriggelassen findet. Das paradoxe Ergebnis dieser Steigerung wäre eine vollständige positive Bildung, die der eigensten lebendigen Kraft des Menschen keinen Raum mehr ließe. Denn dem ursprünglichen Trieb kommt nicht nur die problematische Bedeutung zu, Ungebildetes als Stoff zu benötigen, sondern ihn begreift Hölderlin auch in eigentlicher Bedeutung als den „eigentümlichste[n], unterschiedenste[n] Trieb des Menschen“ und charakterisiert seinen Zweck als den, das „Leben zu fördern, den ewigen Vollendungsgang der Natur zu beschleunigen, – zu vervollkommen, was er vor sich findet, zu idealisieren“ (An den Bruder, 4. Juni 1799, Nr. 179, StA VI, 328, Z. 68–71). Die Vorstellung, der Trieb könne bloß Ungebildetes bilden, erweist sich dann als problematisch, wenn man fragt, ob dem Menschen überhaupt Ursprüngliches unmittelbar zugänglich sein könne, oder ob nicht vielmehr alle seine Wahrnehmungen, also auch die jedes zu Gestaltenden, nur mittelbar möglich seien.

Deshalb kann Hölderlin nun die bisher entwickelte Aporie auflösen, indem er die Ebene des unreflektierten Scheins verläßt und behauptet, daß „gerade diese Umstände“ (Z. 24) die günstigste Voraussetzung für die Reflexion des Verhältnisses des lebendigen Triebes zum Vorgegebenen bilden. Die geschilderte Alternative charakterisiert er nun als blindes Gegeneinanderstehen zweier Vorstellungsinhalte, deren wechselseitige Bedingtheit zuvor ebenso wenig gesehen wurde, wie ihr gemeinsamer Grund. Nun aber soll ins Bewußtsein aufgenommen werden, „woraus er [jener Bildungstrieb] hervorgieng und wohin er strebt“ (Z. 26–27), denn die Verirrungen und Fehler des Triebes sind Folge des mangelnden Wissens um seine Bedingungen und um seinen Zweck. In den Blick kommen jetzt die „wesentlichsten Richtungen“ (StA IV, 222, Z. 7), in denen der Bildungstrieb „seinem Ziele entgegengeht“ (Z. 8), die Um- und Abwege, die er genommen hat, und die Erkenntnis, daß alle seine Hervorbringungen aus einem „gemeinschaftlichen ursprünglichen Grunde hervorgegangen“ sind (Z. 11–12). Die Reflexion der Eigenart des Bildungstriebes wird somit erweitert um die Erfahrungen historisch vorliegender Möglichkeiten und fundiert durch den Begriff des Grundes, „den wir lebendig, und überall gleich, als den Ursprung alles Bildungstriebes annehmen“ (Z. 15–16). Während die wesentlichen Richtungen theoretisch bestimmbar sind<sup>2</sup> und die Verfehlungen durch praktische Erfahrung bekannt, kann der gemeinschaftliche Grund nur spekulativ angenommen werden, wenn er nicht Gegenstand einer abstrakten Vorstellung sein soll. Er wird von Hölderlin charakterisiert als lebendiger ‚Urgrund‘ aller „Werke und Thaten der Menschen“ (Z. 19–20), der für alle gleich anzunehmen ist, also auch den Bildungen des Altertums zugrunde liegt. Dieser Begriff des Grundes läßt sich erläutern, wenn man Hölderlins Konzeption der Modalitäten heran-

<sup>2</sup> Im ‘Fragment von Hyperion’ sollten sie zur Darstellung kommen:

*Die exzentrische Bahn, die der Mensch, im Allgemeinen und Einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfalt) zum andern (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, scheint sich, nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu seyn.*

*Einige von diesen sollten, nebst ihrer Zurechtweisung, in den Briefen, wovon die folgenden ein Bruchstück sind, dargestellt werden.* (StA III, 163)

Die späteren Aufsätze versuchen, den Stufengang von der „Einfalt“ zur „Bildung“ in seinen notwendigen Schritten zu entwickeln; sie deuten darauf hin, daß die Aufhebung der Einfalt im Bewußtsein ihren Ausdruck in der Sprache findet, die somit die Gestalt ist, in der die mehr oder weniger vollendete Bildung wirklich sein kann. Deshalb bringen die darauf folgenden Gesänge Hölderlins die „wesentlichen Richtungen“ des Begreifens eines Stoffes zugleich mit der am jeweiligen ‚Endpunkt‘ erreichten Sprachgestalt dieses Begreifens zur Erscheinung.

zieht, die bereits in 'Urtheil und Seyn' angelegt ist und in den späteren theoretischen Entwürfen entfaltet wird. Das allen Möglichkeiten zugrundeliegende ist danach die lebendige *Wirklichkeit*, die mit den *möglichen* Bildungen in Erscheinung tritt, ohne sich in ihnen vollständig zu erschöpfen, so daß dem Wechsel der historischen Gegebenheiten *Notwendigkeit* zukommt. Diese Wirklichkeit als Letztbegründung alles Erkennbaren wird immer dann verfehlt, wenn sie vom menschlichen Denken vollständig erfaßt werden soll, da dieses mit seinen Bestimmungen notwendig Inhalte auf seinen Grund überträgt, die ihm in ihrer Einseitigkeit unangemessen sind. Deshalb spricht Hölderlin nur davon, daß wir den Grund „als den Ursprung alles Bildungstriebes annehmen“ (Z. 16), nicht aber beweisen können. Wenn er schreibt, alles gehe „aus Einer Wurzel hervor“ (Brief Nr. 179, Z. 83), Kunst und Tätigkeit des Menschen könne „den Urstoff, den sie umwandelt, bearbeitet, nicht selbst erschaffen, [...] die Kraft selbst ist ewig und nicht der Menschenhände Werk“ (ebd., Z. 132–135), zeigt sich, daß mit der Rede vom Grund die Grenze des Wissens zum Glauben hin überschritten ist. Der Bereich des Ursprungs soll als „lebendig, und überall gleich“ (Z. 15–16) begriffen werden, als göttlicher Urgrund, dessen Wirklichkeit die „Werke und Thaten der Menschen“ (Z. 19–20) überhaupt ermöglicht.

Dies ist aber keine Voraussetzung, die dogmatisch alle Möglichkeiten vorherbestimmen würde; wir sollen vielmehr „unsere eigene Richtung uns vorsezen“ (Z. 16–17), wobei der Trieb jetzt nicht mehr blind umherirrt, sondern „bestimmt wird, durch die vorhergegangenen reinen und unreinen Richtungen, die wir aus Einsicht nicht wiederholen“ (Z. 17–19). Der Bildungstrieb ist in der unendlichen Wirklichkeit enthalten, die Hölderlin „*ein mächtig Triebrad*“ (Brief Nr. 179, Z. 126) nennt, denn sie bewirkt fortwährend das Lebendigbleiben jenes ursprünglichen Triebes, so daß „die Nachkömmlinge eben diesen Trieb in sich haben, der die Vorfäter beseelte“ (ebd., Z. 95–96). Angesichts der vorhandenen menschlichen Werke, die insgesamt Produkte jenes Triebes sind, kann die Wirkung des zugrundeliegenden Wirklichen sich in neuen Gestaltungen vermittels des Bildungstriebes äußern; diese Gestaltungen bestimmen sich zu ihrem eigenen Charakter in der wechselseitigen Vermittlung des Bildenden mit dem Gebildeten unter Voraussetzung des gemeinsamen Wirklichkeitsgrundes. Wenn Hölderlin sagt, daß die eigene Richtung „durch die vorhergegangenen reinen und unreinen Richtungen“ (Z. 17–18) bestimmt wird, heißt das zunächst deutlich, daß die historische Erfahrung davor bewahren soll, Fehler und Verirrungen zu wiederholen. Aber auch die „reinen Richtungen wiederholen wir nicht, weil“ (Z. 25). Die fehlende Begründung dieser An-

merkung kann mit Hilfe des Aufsatzes 'Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes' ergänzt werden, wo es in bezug auf die eigene Sprache des Dichters heißt, daß mit ihr jeweils „die eigentliche Vollendung für die jezige und zugleich für alle Poësie“ (StA IV, 263, Z. 16–17) geahnt wird. Im vorliegenden Zusammenhang allgemein verstanden, kann dies für das jeweilige Produkt einer reinen Richtung des Bildungstriebes bedeuten, daß ihm zwar keine absolute, aber eine zu seinem Zeitpunkt gültige Vollendung zukommt. Diese zu wiederholen wäre eine abhängige Nachahmung, die den notwendigen Wechsel nicht berücksichtigte und deshalb „von Angenommenem“ „erdrückt“ würde. Dagegen ist eine Richtung dann als reine Richtung charakterisiert, wenn ihr Produkt „zwischen der Gestalt des Schicksaals und des Ursprünglichen liegt“ ('Grund zum Empedokles', StA IV, 156, Z. 20–21), also eine Vermittlung des Überlieferten und des lebendigen Grundes darstellt. Diese Vermittlung deutet Hölderlin an, wenn er hinsichtlich „der besondern Richtung die wir nehmen“ (Z. 21–22) anmerkt: „unsere besondere Richtung *Handeln*. Reaction gegen positives Beleben des Todten durch *reelle Wechselvereinigung* desselben“ (Z. 26–27). Damit faßt er den vorhergehenden Gedankengang noch einmal zusammen: die besondere Richtung soll nicht eine Reaktion gegen Positives sein – so wie sie in ihrer Auswegslosigkeit anfangs beschrieben wurde –, sondern sich als Relation begreifen, die nur als Wechselwirkung zwischen lebendigem Trieb und dem Überlieferten gedacht werden kann. Letzteres erscheint dann nicht mehr als ‚Todtes‘, wenn begriffen ist, daß jede Wahrnehmung sich in der Vermittlung von Subjekt und Objekt konstituiert, wobei diesem Prozeß die gemeinsame und offene Wirklichkeit zugrunde liegt. Die Rede von der „reelle[n] Wechselvereinigung“ deutet zurück auf Fichtes formale Bestimmungen der Wechselwirkung zwischen Ich und Nicht-Ich in praktischer Hinsicht und enthält zugleich eine Erweiterung zum Sittlichen, wie sie auch bei Hegel zum Ausdruck kommt:

Wahre Vereinigung, eigentliche Liebe findet nur unter Lebendigen statt, die an Macht sich gleich und also durchaus füreinander Lebendige, von keiner Seite gegeneinander Tote sind.<sup>3</sup>

Bisher wurde allerdings das Verhältnis zum Überlieferten und seine Begründung in einer Allgemeinheit charakterisiert, die Unterscheidungsmöglichkeiten zwischen dem Altertum und unserer Zeit nicht erkennen läßt. Sind diese auch erst in späteren Schriften Hölderlins deutlich ge-

<sup>3</sup> G. W. F. Hegel, [Die Liebe.] In: Werke in zwanzig Bänden, Band 1, Frankfurt am Main 1971, S. 245 f.



Gedächtnis hin, das entwurzelt, so daß er das gleiche Schicksal erleidet wie die griechischen Helden.<sup>4</sup> Auch Walter Hof glaubt, daß die Hymne ambivalent ist. Für ihn ist ihre Thematik die Bedeutung des Gedächtnisses als Heilmittel und Gefahr zugleich und die Notwendigkeit, das rechte Maß zu wahren. Aber er wirft die grundsätzliche Frage der Interpretierbarkeit der Hymne auf, denn er vertritt die Meinung, daß der Zusammenhang der Teile unklar ist, daß Hölderlin oft von Vorstellungsreminiszenzen und Analogien beeinflusst worden ist und daß er durch den Selbstkommentar den Zusammenhang vollends verunklärt hat. Der um die Ordnung seiner geistigen Welt kämpfende Dichter habe versucht, logisch zu konstruieren, aber das Ergebnis sei eine Ruine.<sup>5</sup>

Angesichts der sich widersprechenden Interpretationen überrascht es kaum, daß Hof zu diesem Schluß gekommen ist. Im Gegensatz dazu will ich jedoch zu zeigen versuchen, daß Hölderlin ein logischer – und künstlerischer – Bau gelang und daß er den Sinn seiner Hymne durch den „Selbstkommentar“ nicht verunklärt, sondern im Gegenteil geklärt hat. Meiner Interpretation nach stellt das Gedächtnis keine Gefahr dar, wie alle Interpreten seit Beißner gemeint haben, sondern bietet dem gefährdeten Dichter Sicherheit in einer Lage, die für ihn nicht nur die eigene, sondern auch diejenige Hesperiens ist.

Das Chaos, von dem sich der Dichter überwältigt fühlt, ist für ihn ein Zeichen für die Nähe Gottes und die damit verbundene Gefahr:

*Reif sind, in Feuer getaucht, gekochet  
Die Frücht und auf der Erde geprüft und ein Gesetz ist  
Daß alles hineingeht, Schlangen gleich,  
Prophetisch, träumend auf  
Den Hügeln des Himmels.* (StA II, 197, v. 1 ff.)

Es wäre nicht überraschend, wenn Hölderlin, wie ich meine, die zerstörende Offenbarung Gottes mit apokalyptischen Bildern der Endzeit aus der Offenbarung Johannes darstellte:

Und der Engel nahm das Räuchfaß und füllte es mit Feuer vom Altar und schüttete es auf die Erde. [...] Und ein anderer Engel ging aus vom Altar, der hatte Macht über das Feuer und rief mit großem Geschrei zu dem, der die scharfe Hippe hatte, und sprach: Schlag an mit deiner scharfen Hippe und schneide die Trauben am Weinstock der Erde; denn seine Beeren sind reif! (Offenb. 8, 5; 14, 18)

<sup>4</sup> Hölderlins letzte Hymnen: 'Andenken' und 'Mnemosyne', Tübingen 1970, S. 68.

<sup>5</sup> 'Mnemosyne' und die Interpretation der letzten hymnischen Versuche Hölderlins, GRM 32, 1982, S. 418 ff.

„Wo aber Gefahr ist“, wie es in 'Patmos' heißt, „wächst / Das Rettende auch“ (StA II, 165, v. 3 f.). Ich glaube, daß Hof recht hat, wenn er, im Gegensatz zu den anderen Interpreten, bei den nächsten Zeilen nicht ans Sterben, sondern, sich auf die Lesart „Und freundlich in Wohnungen / Und Pforten des Himmels“ (StA II, 821) stützend, an ein freundliches Gesetz denkt.<sup>6</sup> Die Gefahr wird also durch ein Gesetz aufgewogen, das besagt, daß auf den Hügeln, wo der Mensch dem Himmel am meisten ausgesetzt ist, alles die Klugheit von Schlangen zeigen soll, indem es in die Schutz bietende Erde hineinschlüpft.

Dieses Gesetz wird als „Prophetisch, träumend“ bezeichnet, ist also ein die Prophezeiung und das Träumen betreffendes Gesetz, und das Nebeneinander dieser Prädikate überzeugt mich, daß Hölderlin die Gewähr für „Das Rettende“ ebenfalls in der Bibel fand, in einer Stelle des Propheten Joel, die am ersten Pfingsten von Petrus zitiert wurde. Demnach gründet sich dieses Gesetz auf die Verheißung des Herrn, „in den letzten Tagen“ (Apostelgeschichte 2, 17) seinen Geist über alles Fleisch auszugießen:

und eure Söhne und Töchter sollen weissagen; eure Ältesten sollen Träume haben. [...] Und es soll geschehen, wer des Herrn Namen anrufen wird, der soll errettet werden. Denn auf dem Berge Zion und zu Jerusalem wird eine Errettung sein, wie der Herr verheißten hat (Joel 3, 1 ff.).

Für Hölderlin aber besteht „Das Rettende“ nicht darin, daß der Mensch des Herrn Namen anruft, sondern darin, daß er „Vorwärts“ oder „rückwärts“ sieht, d. h. der Versuchung der Zeitlosigkeit widersteht, von der die letzten Zeilen der Strophe handeln. Und sicherlich spricht Hölderlin von einem Gesetz, weil das Gesetz dem Bereich der „Kunst“ angehört, die den Menschen vor dem Göttlichen schützt und es auf ungefährliche Weise vermittelt.

Jetzt ist der Sinn etwas klarer:

*Und vieles  
Wie auf den Schultern eine  
Last von Scheitern ist  
Zu behalten. Aber böse sind  
Die Pfade. Nämlich unrecht,  
Wie Rosse, gehn die gefangenen  
Element' und alten  
Gesetze der Erd. Und immer  
Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht. Vieles aber ist  
Zu behalten. Und Noth die Treue.* (v. 5 ff.)

<sup>6</sup> A.a.O., S. 422 ff.

In der Mitte dieser Zeilen – auch der Strophe – wird das vom Dichter erlebte Chaos mit eigenen Bildern beschrieben. Die Gesetze der Erde haben ihre Kraft verloren, und die sonst gefangenen Elemente sind, wie durchgegangene Pferde, außer Kontrolle. Die von „Der Erde Gott“ gebotenen „rechte[n] Wege“ (‘Der Einzige’, Dritte Fassung, StA II, 162 f., v. 57 ff.) bestehen nicht mehr, d. h. der ganze Bereich der „Kunst“ ist ins Wanken geraten, und, vom ‚Ungebundenen‘ gereizt, ergreift der Mensch „zu gern [...] Ins All zurück die kürzeste Bahn“ (‘Stimme des Volks’, Zweite Fassung, StA II, 51, v. 10 ff.).

Vor und nach dieser Beschreibung des Chaos steht die Aufforderung, vieles zu „behalten“. Der Vergleich „Wie auf den Schultern eine / Last von Scheitern“ gibt die Art und den Zweck der Aufgabe zu erkennen. Sie ist auch im übertragenen Sinn eine Last, jedoch eine, die den Menschen niederdrückt, also der Sehnsucht ins Ungebundene entgegenwirkt. Dazu kommt, daß die „Last von Scheitern“ wahrscheinlich auseinanderzufallen droht, so daß die Aufforderung, vieles zu „behalten“, diejenige der letzten Strophe, sich zusammenzunehmen, vorwegnimmt. Auch Treue ist „Noth“, und die Wahl des Wortes „Noth“ deutet nicht nur auf die Notwendigkeit der Treue hin, sondern auch auf die damit verbundene Mühe.

Aber was bedeuten „behalten“ und „Treue“? Gemeint ist ‚im Gedächtnis behalten‘ und ‚Treue zu der Zeit‘, Treue also zum Bereich der „Kunst“, dem der Mensch als „ein Sohn / Der Zeit“ (‘Natur und Kunst’, StA II, 38, v. 26 f.) angehört. Die Schwierigkeit, vieles zu „behalten“ und Treue zu bewahren, kommt daher, daß der Dichter und sein Gefährte (es heißt jetzt „wir“) in Versuchung geführt werden, sich der Zeitlosigkeit hinzugeben, der „Untreue“, in der der Mensch mit Gott vereinigt wird und sich vergißt, „weil er ganz im Moment ist“ (‘Anmerkungen zum Oedipus’, StA V, 202). Denn die letzten drei Zeilen der Strophe sprechen von dieser Versuchung, die Hölderlin mit einem F. L. Stolbergs ‚Lied auf dem Wasser zu singen‘ entstammenden Bild zum Ausdruck bringt<sup>7</sup>:

*Vorwärts aber und rückwärts wollen wir  
Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie  
Auf schwankem Kahne der See.* (v. 15 ff.)

<sup>7</sup> „Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen / Gleitet wie Schwäne der wankende Kahn; [...] Ach es entschwindet mit tauigem Flügel / Mir auf den wiegenden Wellen die Zeit.“ (Gedichte, hrsg. v. A. Sauer, in: Deutsche National-Litteratur, 50/2 III, Stuttgart 1892, S. 141 f.).

Am Anfang der zweiten Strophe wechselt der Dichter vom einlullenden Wasser auf den festen Boden über und ruft seinen Gefährten zum Widerstand gegen diese Versuchung auf:

*Wie aber liebes? Sonnenschein  
Am Boden sehen wir und trokenen Staub  
Und heimatlich die Schatten der Wälder und es blühet  
An Dächern der Rauch, bei alter Krone  
Der Thürme, friedsam;* (v. 18 ff.)

Er beschwört eine typisch deutsche Landschaft herauf: schattige Wälder, rauchende Schornsteine, mit Zinnen gekrönte Türme. Aber die Bedeutung dieser Landschaft liegt darin, daß sie an „das eigentliche nationale“ der Deutschen mahnt, an „die abendländische Junonische Nüchternheit“ also, die, nach dem ersten Brief an Böhlendorff (Nr. 236, 4. 12. 1801, StA VI, 426), im Laufe der Zeit gegen das feurige „Apollonsreich“ der Griechen getauscht worden ist. Denn die Bilder demonstrieren die Möglichkeit, die Sonne – und auch das Göttliche – indirekt oder durch ihre Wirkung zu erleben und in dem von den Wäldern oder dem Rauch gespendeten Schatten davor geschützt zu werden.

Der „Selbstkommentar“ macht den Sinn dieser Bilder unmißverständlich:

*gut sind nemlich  
Hat gegenredend die Seele  
Ein Himmlisches verwundet, die Tageszeichen.* (v. 22 ff.)

Die „Tageszeichen“ sind eine Ermutigung im bedrohenden nächtlichen Chaos, wenn „die Seele / Ein Himmlisches verwundet“ hat. Diese Verwundung wird erklärt durch die Lesart „hat ein Himmlisches / Die Sinne betäubt“ (StA II, 822), bei der man an die Stelle der ‚Ilias‘ (XVI, v. 787 ff.) denkt, wo Apoll Patroklos betäubt, an das Bild also, das Hölderlin in seinem zweiten Brief an Böhlendorff verwendet: „Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels [...] hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen“ (Nr. 240, StA VI, 432). Das Bild der deutschen Landschaft soll also den Gefährten des Dichters anspornen, Schutz zu suchen vor dem „Feuer vom Himmel“ (Brief Nr. 236) und zum „Nationellen“, zum Eigenen zurückzukehren.

In der ersten Fassung stehen statt des eben besprochenen „Selbstkommentars“ die Zeilen:



*und es girren*  
*Verloren in der Luft die Lerchen und unter dem Tage weiden*  
*Wohlangeführt die Schaaf des Himmels.* (StA II, 193, v. 23 ff.)

Die Lerchen sind wie die Vögel in 'Die Titanen', die „gegen / Dem Lichte“ singen und zwischen dem sie beobachtenden Dichter und der Sonne vermitteln (StA II, 218, v. 42 f.); und die „unter dem Tage“ weidenden „Schaaf des Himmels“, die Wolken, schützen vor der Sonne. Die Bilder haben also die gleiche Bedeutung wie die vorangehenden. Gleichzeitig aber schließen sie eine Reihe ab, die vom Boden über die Bäume, die Dächer, die Türme und die Lerchen in der Luft zu den Wolken und dann zum Bilde der Alpen hinaufsteigt:

*Denn Schnee, wie Majenblumen*  
*Das Edelmüthige, wo*  
*Es seie, bedeutend, glänzet auf*  
*Der grünen Wiese*  
*Der Alpen, hälftig,* (v. 25 ff.)

In den Alpen sieht der Dichter den Ort, wo sich Südosten und Nordwesten begegnen. Mit dem Bilde des Gleichgewichts zwischen dem im Frühsommer schmelzenden Schnee und der grünen Wiese stellt er also das Gleichgewicht zwischen dem griechischen Apollonsreich und der abendländischen Nüchternheit dar. „Das Edelmüthige“, wie dieses Gleichgewicht bezeichnet wird, steht genau in der Mitte der Strophe und der Hymne überhaupt: das Ziel Hölderlins ist nicht eine gänzliche Rückkehr zum Eigenen, sondern gerade ein solches Gleichgewicht zwischen dem Fremden und dem wieder erlernten Eigenen. Aus diesem Grund werden in der endgültigen Fassung der Hymne, nach dem Einschub des „Selbstkommentars“, diese Zeilen mit „Denn“ statt mit „Und“ eingeleitet, denn die Möglichkeit eines solchen Gleichgewichts begründet die durch die „Tageszeichen“ nahegelegte Rückkehr zum Eigenen.

Wie aber ist es möglich, die natürliche Entwicklung der Deutschen rückgängig zu machen? Nach dem ersten Brief an Böhlendorff kommen bei dieser Aufgabe die Griechen zu Hilfe, die sich in einer entgegengesetzten Entwicklung die abendländische Nüchternheit aneigneten und von denen die Deutschen das Eigene jetzt lernen können. Aus diesem Grund muß der Dichter auf seiner geistigen Reise auf der Suche nach dem Eigenen die Alpen überqueren. Jetzt versetzt er also sich und seinen Gefährten dorthin:

*da, vom Kreuze redend, das*  
*Gesetz ist unterwegs einmal*

*Gestorbenen, auf hoher Straß*  
*Ein Wandersmann geht zornig,*  
*Fern ahnend mit*  
*Dem andern, aber was ist diß?* (v. 29 ff.)

Der Wandersmann, d. h. der Dichter, ist „zornig“, ist durch die Sehnsucht ins Ungebundene mit dem Verlust seiner Identität bedroht. Aber er findet hier eine gewisse Sicherheit. Er geht „auf hoher Straß“, d. h. für ihn sind die Pfade nicht mehr „böse“; er ist auch hoch über dem gefährlichen Abgrund, den in der ersten Strophe von 'Patmos' „Die Söhne der Alpen“ furchtlos überqueren (StA II, 165, v. 6 ff.). Andere aber sind hier – oder in einer ähnlichen geistigen Situation – gestorben. Und das Gespräch über das ihnen „unterwegs einmal“ gesetzte Marterl verbindet den Dichter mit dem Bereich der „Kunst“, der durch das Gesetz, den Pfad und, was hier am wichtigsten ist, die Zeit charakterisiert ist. Denn das Marterl erinnert an die Vergangenheit, bewahrt ihn also vor der Versuchung, sich der Zeitlosigkeit hinzugeben. Es warnt auch davor, der gleichen Gefahr selber zum Opfer zu fallen: der Dichter kommt, wie in 'Dichtermuth' (Erste Fassung), „An der warnenden Stelle“ vorbei, „Wo der Bruder ihm sank“, „Schweigt und gehet gerüsteter“ (StA II, 63, v. 25 ff.).

Dieses Gespräch befriedigt jedoch nicht: „aber was ist diß?“. Und schon in den eben besprochenen Zeilen deutet der Dichter an, daß er seine geistige Reise fortsetzen will. Er ist „Fern ahnend“ und, indem er „Vom Kreuze“ redet, denkt er vielleicht nicht nur an das Marterl in den Alpen, sondern auch an die Kreuzigung Christi am Ende des geschichtlichen Göttertages. In der dritten Strophe aber reist er noch weiter in die Vergangenheit, indem er der griechischen Helden gedenkt, die am Anfang des Göttertages starben:

*Am Feigenbaum ist mein*  
*Achilles mir gestorben,*  
*Und Ajax liegt*  
*An den Grotten der See,*  
*An Bächen, benachbart dem Skamandros.*  
*An Schläfen Sausen einst, nach*  
*Der unbewegten Salamis steter*  
*Gewohnheit, in der Fremd', ist groß*  
*Ajax gestorben*  
*Patroklos aber in des Königes Harnisch.* (v. 35 ff.)

Durch die Erinnerung an die griechischen Helden kommt der Dichter, wie im Gespräch über das Marterl, der Aufforderung der ersten Strophe nach,

vieles zu „behalten“, meidet also die Gefahr der Zeitlosigkeit. Und wie die in den Alpen Gestorbenen stellen auch sie eine Warnung dar, denn sie sind vergleichbar mit denjenigen in 'Stimme des Volks' (Zweite Fassung), die, vom gleichen ‚Ungebundenen‘ gereizt, von dem die Hymne spricht, „in der offenen Schlacht“ oder wie die Xanthier „Durch eigne Hand“ der Todeslust zum Opfer fielen (StA II, 51 f., v. 18, 45 f.). Weder Achilles noch Patroklos vermieden den Tod. Obwohl es vorbestimmt war, daß er bei Troja fallen sollte, ging Achilles freiwillig mit Odysseus dorthin, und als der sterbende Hektor seinen Tod voraussagte, sprach er seine Bereitschaft zu sterben aus, wenn es Zeus und den anderen Göttern gefalle. Und Patroklos achtete nicht auf Achilles' Anweisung, die Trojaner nicht zu verfolgen, nachdem er sie von den Schiffen weggetrieben hatte, mit dem Ergebnis, daß er von Apoll geschlagen und von Euphorbos und Hektor getötet wurde (Ilias XXII, v. 355 ff.; XVI).

Wichtiger jedoch als Achilles und Patroklos ist Ajax, der Selbstmord beging, nachdem Athene ihn in den Wahnsinn getrieben hatte. Die in der Schlacht gefallenen Helden bilden einen Rahmen für die ausführlichere Beschreibung seines Schicksals, und sein Tod steht genau in der Mitte der Strophe. Der Grund dafür ist, daß Ajax den Dichter mehr angeht als die beiden anderen, denn er starb den Tod, der den Dichter selber bedroht. Und sein Tod „in der Fremd“ „nach / Der unbewegten Salamis steter / Gewohnheit“ wird so dargestellt, daß er an die Gefahr mahnt, die dem des Eigenen verlustigen und dem fremden Apollonsreich ausgelieferten hesperischen Dichter droht.

Aber diese Helden stellen nicht nur eine Warnung aus der Vergangenheit dar. Der Dichter wendet sich an sie, weil ihr Schicksal von den griechischen Dichtern aufgezeichnet wurde, in Achilles' und Patroklos' Fall von Homer, „der seelenvoll genug war, um die abendländische Junonische Nüchternheit für sein Apollonsreich zu erbeuten“ (Brief Nr. 236, 4. 12. 1801, StA VI, 426), und in Ajax' Fall von Sophokles, von dem „der Gang und das Vestzusezende, der lebendige Sinn, der nicht berechnet werden kann, mit dem kalkulablen Geseze in Beziehung gebracht“ wurde ('Anmerkungen zum Oedipus', StA V, 195). Die dem Tode des Ajax gewidmeten Zeilen verdanken in der Tat viele Einzelheiten Stellen aus dem 'Ajax' des Sophokles, die Hölderlin übersetzte: „Ihr Bäche, die ihr ins Meer fließt und ihr Höhlen am Meer [...] Io am Skamander, ihr Bäche [...]“; „Berühmte Salamis, irgend wohnst / Du meerumwoogt, glükselig [...]“ (StA V, 277 f.). Er wendet sich also an die griechische „Kunst“, denn von ihr kann er „das schwerste“ lernen, nämlich den „freie[n] Ge-

brauch des Eigenen“ (Brief Nr. 236), der das Ziel seiner geistigen Reise ist.

Die erste Fassung der Hymne wird so fortgesetzt:

*Und es starben*  
*Noch andere viel. Mit eigener Hand*  
*Viel traurige, wilden Muths, doch göttlich*  
*Gezwungen, zuletzt, die anderen aber*  
*Im Geschike stehend, im Feld.* (StA II, 194, 45 ff.)

Hier, bei den vielen anderen, macht der Dichter ausdrücklich die Unterscheidung, die in der Gegenüberstellung von Achilles und Patroklos, die „im Feld“ starben, und Ajax, der als einer der ‚Traurigen‘ „Mit eigener Hand“ starb, unausgesprochen bleibt. In der endgültigen Fassung heißt es stattdessen:

*Und es starben*  
*Noch andere viel. Am Kithäron aber lag*  
*Eleutherä, der Mnemosyne Stadt. Der auch als*  
*Ablegte den Mantel Gott, das abendliche nachher löste*  
*Die Loken.* (v. 44 ff.)

Wie der „Selbstkommentar“ in der zweiten Strophe, macht auch dieser Einschub die Bedeutung der vorangehenden Zeilen klar. Wie die Helden, starben auch viele andere, aber solange die Todeslust eine Versuchung darstellte, hatte Mnemosyne, die Mutter der Musen, einen Wohnsitz auf Erden, d. h. die „Kunst“ bildete ein Gegengewicht zur Sehnsucht ins Ungebundene. Als jedoch am Ende des Göttertages den Griechen das Eigene verloren ging, verfiel auch „der Mnemosyne Stadt“ zur Ruine, wie es in dem hymnischen Entwurf '...meinst du es solle gehen...' bei ganz Griechenland der Fall ist:

*sie wollten stiften*  
*Ein Reich der Kunst. Dabei ward aber*  
*Das Vaterländische von ihnen*  
*Versäumet und erbärmlich gieng*  
*Das Griechenland, das schönste, zu Grunde.* (StA II, 228, v. 3 ff.)

Am Schluß unserer Hymne wird die Existenz der „Kunst“ erklärt:

*Himmlische nemlich sind*  
*Unwillig, wenn einer nicht die Seele schonend sich*  
*Zusammengenommen, aber er muß doch; dem*  
*Gleich fehlet die Trauer.* (v. 48 ff.)

Die Hohen „hemmen öfters [...] die Bahn des Menschen“, wie es in ‘Stimme des Volks’ (Zweite Fassung) heißt (StA II, 50, v. 31 f.). Trotzdem ist der griechische Held dazu berechtigt, sich nicht zusammenzunehmen, denn er handelt dem Vaterländischen gemäß. Der Deutsche aber begeht einen Fehler, wenn er diesem Beispiel folgt und der Todeslust nachgibt – so verstehe ich das Wort „Trauer“.

Das Schlußwort der Hymne ist ein Schlüsselwort. In allen bisherigen Interpretationen hat „Trauer“ die Bedeutung ‚Totentrauer‘. Für Furness „those who cannot refrain from looking back at the dead [are guilty]“<sup>8</sup>; Schmidt spricht von der „wilde[n] Trauer, die den Dichter im Andenken an den Untergang des Großen und Schönen ergreift“<sup>9</sup>, Roland Jensen von der „Trauer über den Untergang Griechenlands“<sup>10</sup> und Hof von „wilde[r], anklagende[r] Trauer“, die „tragischer Vorgänge gedenkt“.<sup>11</sup> Der Dichter begeht also, nach diesen Interpretationen, einen Fehler, wenn er der griechischen Helden gedenkt (das ist auch bei Roland Jensen der Fall, der ‚fehlen‘ als ‚nicht da sein‘ versteht). Auch Beißner sieht die letzte Strophe als eine herzbewegende Klage, als ‚tödliche Trauer‘, in der der Mensch nicht versinken darf. Aber er verbindet diese Totentrauer mit der Versuchung am Ende der ersten Strophe, sich in haltlose Apathie gleiten zu lassen, die er gleicherweise eine Versuchung zur Trauer nennt.<sup>12</sup>

Ich will natürlich nicht leugnen, daß der Dichter mit großer Liebe an seinen Achilles denkt, daß also die Totentrauer in der Hymne eine gewisse Rolle spielt. Es geht mir darum, was das Wort „Trauer“ in der letzten Zeile bedeutet, und hier glaube ich, daß Beißner mit dem Hinweis auf ‚Apathie‘ recht hat. Denn es gibt sonst in der Hymne kein Zeichen dafür, daß der Dichter einen Fehler begeht, wenn er der Vergangenheit gedenkt. Im Gegenteil, vieles ist zu „behalten“. Warum soll er sich also nicht an die geliebten griechischen Helden erinnern?

Aber wie soll „Trauer“ hier eher ‚Apathie‘ als ‚Totentrauer‘ bedeuten? Selbstverständlich verwendet Hölderlin das Wort (und das entsprechende Verb) im zweitgenannten Sinn, auch in dem weiteren Sinn von ‚Traurigkeit‘ (vgl. ‘Der Einzige’: „Und jetzt ist voll / Von Trauern meine Seele“, StA II, 154, v. 43 f.). Aber er verwendet es auch in einer früheren Bedeutung. Wie Rolf Zuberbühler gezeigt hat, war es Hölderlin ein Anliegen,

<sup>8</sup> Furness, a.a.O., S. 63.

<sup>9</sup> Schmidt, a.a.O., S. 70.

<sup>10</sup> Roland Jensen, a.a.O., S. 239.

<sup>11</sup> Hof, a.a.O., S. 428.

<sup>12</sup> Beißner, a.a.O., S. 88 f., 91, 99.

die Sprache aus ihren etymologischen Ursprüngen zu erneuern.<sup>13</sup> Und, wie die meisten Interpreten meinen, verwendet er in dieser letzten Zeile der Hymne auch das Verb ‚fehlen‘ in der mhd. Bedeutung ‚irren‘, früh nhd. ‚sündigen‘ (vgl. nhd. ‚ohne Fehl‘).

‚Trauern‘ wird in Kluges ‘Etymologischem Wörterbuch’ verbunden mit ags. *drūsian* ‚schlaff sein“<sup>14</sup>; und nach Pauls ‘Deutschem Wörterbuch’ ist es „wohl wurzelverw[and]t mit got. *driusan* «fallen», so daß in Verbindung mit Otrids *trūren* «die Augen senken» wohl von einer Bed[eu]-t[un]g «(den Kopf) senken» ausgegangen werden kann“.<sup>15</sup> In genau dieser Bedeutung wird das Partizip in Hölderlins Gedicht ‘Rousseau’ verwendet:

*der Baum entwächst  
Dem heimatlichen Boden, aber es sinken ihm  
Die liebenden, die jugendlichen  
Arme, und trauernd neigt er sein Haupt.* (StA II, 12, v. 17 ff.)

Eine ganz ähnliche Verwendung finden wir in ‘Ihre Genesung’:

*Heilige Natur, o du, welche zu oft, zu oft,  
Wenn ich trauernd versank, lächelnd das zweifelnde  
Haupt mit Gaaben umkränzte,  
Jugendliche, nun auch, wie sonst!* (StA II, 23, v. 13 ff.)

Diese Verwendung ist besonders interessant, weil „trauernd“ den gleichen Sinn hat wie ‚zweifelnd‘. Sie nimmt die Bruchstücke der späteren Fassung von ‘Patmos’ vorweg, wo „trauern“ eine Variante für „zweifeln“ ist:

*Denn wenn erloschen ist der Ruhm die Augenlust und gehalten nicht mehr  
Von Menschen, schattenlos, die Pfade zweifeln [LA: trauernd] und die Bäume*  
(StA II, 180, v. 62 f; II, 786)

Das sind die gleichen Vorstellungen wie in ‘Mnemosyne’. Auch hier sind die Pfade „böse“, aber die Wälder spenden keinen Schatten. „Trauern“ wird also in Zusammenhang mit dem Zusammenbruch des Bereichs der „Kunst“ verwendet, was auch in den ‘Anmerkungen zum Oedipus’ der Fall ist, wo es heißt, daß „der unbändige, und von traurigen Geheimnissen beladene Gedanke unsicher wird, und der treue gewisse Geist im zornigen Unmaas leidet, das, zerstörungsfroh, der reißenden Zeit nur folgt“ (StA V, 198).

<sup>13</sup> Hölderlins Erneuerung der Sprache aus ihren etymologischen Ursprüngen, Berlin 1969.

<sup>14</sup> 18. Aufl., bearbeitet v. Walther Mitzka, Berlin 1960, S. 787.

<sup>15</sup> 6. Aufl., bearbeitet v. Werner Betz, Tübingen 1966, S. 668.

Hier ist „Trauer“ mit „Zorn“ verbunden und der Treue entgegengesetzt, die in der Hymne notwendig ist, weil sie Sicherheit im Bereich der „Kunst“ bietet.

Auch in 'Mnemosyne' also, möchte ich behaupten, bedeutet „Trauer“ die Mattigkeit, die der Todeslust nicht widerstehen kann; und diese Behauptung findet Bestätigung in der Hymne selbst, wo diejenigen, die „mit eigener Hand“ starben, als „traurige“ bezeichnet sind. Diese Apathie ist der Fehler, von dem Hölderlin in der letzten Zeile spricht. Die Erinnerung an die gestorbenen griechischen Helden ist kein Fehler, sondern erlaubt dem Dichter, mit Hilfe der griechischen „Kunst“ der Sehnsucht ins Ungebundene zu widerstehen und den „freie[n] Gebrauch des Eigenen“ zu lernen.

## Treue der Übersetzung?

Von

Friedhelm Kemp

Man hat mich gebeten, zur Eröffnung dieser Ausstellung 'Hölderlin in modernen Übersetzungen' ein paar Worte zu dem Thema Übersetzung – Übersetzung von Gedichten, Übersetzung heute – zu sagen. Warum nicht? dachte ich; es wird dir schon etwas dazu einfallen. Dann allerdings meldeten sich auch Bedenken, und nun sehen Sie mich gar in einiger Verlegenheit vor Ihnen stehen, da mir an diesem Thema und Tun, auf die ich mich seit etwa meinem fünfzehnten Lebensjahr eingelassen habe, manches fragwürdig geworden ist. Fragwürdig vor allem im Hinblick auf die immer geforderte, immer wieder beschworene Treue und in Erwägung dessen, worin man diese Treue sucht und zu finden glaubt.

Als ich vor Jahren eine Auswahl aus dem lyrischen Werk des französischen Dichters Pierre Jean Jouve für deutsche Leser unternahm, äußerte er einmal beiläufig, eine gute Übersetzung solle so etwas wie ein Porträt sein; Ähnlichkeit sei gefordert, aber wie man sie erziele, welche Züge des Modells man herausarbeite, das stünde mehr oder minder im Belieben des Porträtkünstlers; stets vorausgesetzt, daß dieser über etwas mehr als nur handwerkliches Können verfüge.

Als Rahel Varnhagen 1828 ihr Mißfallen an den verschiedenen deutschen Versionen der zuerst von Goethe übersetzten Ode Manzonis auf den Tod Napoleons – 'Il cinque maggio' – äußerte, hielt man ihr entgegen, wie schwer es doch sei, ein derartiges Gebilde in demselben Silbenmaß wie im Original wiederzugeben.

„Dies Verfahren“, entgegnete die Rahel, „nehm' ich nun schon von je nicht als Bedingung an, der ich irgend etwas aufopfern ließ; – obgleich ich unter ihr schon Meisterstücke gesehn habe; – das ist mir ganz gleichgeltend mit solchem Verfahren, als wollte Einer aus irgend einer beliebigen Sprache etwas in unsere übersetzen, und verlangte, ich soll zufrieden sein, und die Übersetzung für richtig halten, wenn etwa so viel R vorkämen, als im Original; oder die Zeilen für's Aug' eben so lang, kurz, oder kräuselig aussehn. Ich will, daß mein Geist gezwungen sei, sich in denselben Richtungen zu bewegen, wie im Original; daß mein Gemüth auf eben die Weise affizirt wird, wie dort. Die

Mittel hierzu nehme der Dichterübersetzer aus dem Vermögen *unserer* Sprache: keine andre Ähnlichkeit darf ich, und kann ich fordern.“<sup>1</sup>

Übersetzen hieße demnach, ein Gebilde, nachdem man sich in es hineingesehen, hineingehört und einen Eindruck davon gewonnen hat, in einem anderen sprachlichen Medium so zu reproduzieren, daß im Gemüt des Lesenden, Hörenden ein verwandter Eindruck entsteht; hieße vielleicht auch, perspektivisch zu verfahren: durch Zurüstungen, die Durchblicke erlauben, eine Fernsicht eröffnen. – Rahels Ausdruck „Dichterübersetzer“ ist zweideutig. Ich möchte ihn aber in seinem Doppelsinn festhalten: als Bezeichnung zugleich desjenigen, der sich erkühnt, einen Dichter zu übersetzen, wie desjenigen, der als Übersetzer eines Dichters sich unausweichlich genötigt sieht, selber dichterisch zu verfahren.

Sie alle kennen das alte Klagegedicht: das Übersetzen, zumal das von Gedichten, sei unmöglich. Es besagt jedoch letzten Endes nicht mehr als die Feststellung, daß das Individuum *ineffabile* sei; daß ein Gedicht, ein Gemälde, ein Musikstück es selber sei, sich selber ausdrücke und durch keinen Abklatsch, Schatten oder Doppeltgänger zu ersetzen sei. Einzigartigkeit, meine ich, versteht sich von selbst. Und eben deshalb bedarf es der Hermeneutik, des Auslegens und Übersetzens; aus welcher Sprache in welche, ob aus dem Hebräischen ins Griechische und aus diesem ins Lateinische und weiter ins Gotische, ist gleichgültig. Übersetzen ist so unmöglich wie Reden, Schreiben und Lesen auch, die ja alle drei nichts als übersetzende Tätigkeiten sind. „Reden ist übersetzen“, heißt es in Hamanns 'Aesthetica in nuce' – „aus seiner Engelsprache in eine Menschensprache, das heißt, Gedanken in Worte, – Sachen in Namen, – Bilder in Zeichen.“<sup>2</sup>

Darum ist der Dichterübersetzer Dolmetsch; aber da er nicht nur Inhalte, Meinungen, Informationen weitergibt, zugleich *interpreter*, Interpret, Ausleger; und Ausleger wiederum nicht als Kommentator, sondern als Nachgestalter, Nachtäter. Wie der Dichter gerät er, unweigerlich, in „die Wonnen und den Unrat der Schöpfung“; wie der Dichter muß er, wenn er überzeugen will, zeugen und gebären, und etwas Prostitution und ein paar Bubenstücke laufen wohl auch mit unter. Wollen wir das alles weiterhin, mit kunstrichterlicher Strenge, unter den Begriff der Treue subsumieren? Lassen Sie mich, worum es mir geht, an drei bis vier Beispielen etwas näher erläutern; Beispielen unseres Jahrhunderts, mit Blicken in die Antike zurück, nach Frankreich hinüber, und zugleich einen Bogen schlagend von Hölderlin zu Hölderlin.

<sup>1</sup> Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Dritter Theil, Berlin 1834, S. 340.

<sup>2</sup> Johann Georg Hamann, Sämtliche Werke, II. Band, Wien 1950, S. 199.

Vor kurzem las ich, aus gegebenem Anlaß, nach längeren Jahren Rudolf Borchardts öffentlichen Erstling wieder: 'Das Gespräch über Formen und Platons Lysis deutsch', geschrieben 1900 und 1901, erschienen 1905. In dem 'Gespräch über Formen' unterhalten sich ein junger und ein noch jüngerer Mann, in denen man unschwer Borchardt selber und seinen Göttinger Kommilitonen Heinz Pringsheim, einen Bruder Katja Manns, wiedererkennt. Die Übersetzung des 'Lysis', von der in diesem Gespräch die Rede ist, bildet dann den anderen Flügel dieses literarischen Diptychons, das man niemals – wie in der postumen Werk-Ausgabe leider geschehen – auseinander hätte reißen dürfen. Borchardt spricht hier ausführlich vom Übersetzen; erläutert, was er meint, an Catull und Horaz, an Wieland und Goethe, an Rossetti und Swinburne. Als Rudolf Borchardt 1897 in Bonn studierte, gehörte er dort zu Berthold Litzmanns „Philologischem Seminar“, und von Litzmann, dessen Hölderlin-Buch ein Jahr später erschien, dürfte die Anregung ausgegangen sein, der wir in dem Gespräch über Formen die folgende Aufforderung und Einsicht verdanken:

Ich werde Ihnen nachher ein kleines Buch mitgeben, das Sie Mühe hätten, anderswoher zu erhalten. Es heißt 'Tragödien des Sophokles von Friedrich Hölderlin'. Ich möchte, daß Sie darin die Rede läsen, in der der Bote im Ödipus den Tod der Jokaste erzählt, und dann durch den Band hin die von mir angestrichenen Stellen mit dem Original verglichen. Sie werden dann nämlich sehen, daß Hölderlin sehr durchsichtige Dinge nicht verstanden hat, einfach, weil er nicht genug Griechisch konnte. Dann aber lesen Sie die Rede des Boten noch einmal. Ich müßte Sie nicht kennen oder Sie werden um ein großes Erlebnis reicher geworden sein.<sup>3</sup>

'Das Gespräch über Formen' verdiente, als Ganzes zur Kenntnis genommen zu werden: Zutreffenderes, Beherrzigerswerteres über die übersetzerische Leistung dreier Generationen im Jahrhundert Goethes ist vorher von keinem gesagt worden. Und Borchardt, das bekundet ja dieses Doppelbuch, sieht sich nach einer langen Zäsur als der erste Ebenbürtige in ihrer Nachfolge. Was dabei geschieht, möchte ich an einem kurzen Zitat aus dem 'Lysis' erläutern, zu dessen Verständnis ich jedoch etwas weiter ausholen muß.

Die Situation ist folgende: auf dem Weg von der Akademie zum Lykeion trifft Sokrates in der Nähe einer Ringschule einige junge Bur-schen; einer von ihnen, Hippothales, ist in den Knaben Lysis verliebt, und sein Kamerad ergeht sich Sokrates gegenüber in anzüglichen Scherzen

<sup>3</sup> Rudolf Borchardt, Das Gespräch über Formen und Platons Lysis deutsch. Leipzig 1905, S. 16; Prosa I, Stuttgart 1957, S. 341 f.

über die Verse, die Hippothales auf den Geliebten verfaßt habe. Als Hippothales sich dagegen verwahrt und diese Verse überhaupt abstreitet, lenkt Sokrates begütigend ein:

„Verse, Hippothales, die Verse verlangte michs nicht gerade jetzt zu hören, auch kein Lied, wenn du auf den jungen Burschen eines gemacht hättest, sondern nur dies, nur von deinem Innern zu wissen, Hippothales: nur von deiner Gesinnung, nur die Gebärde zu kennen, mit der du in dir selber dich gegen den Geliebten verhältst.“<sup>4</sup>

„... die Gebärde, mit der du in dir selber dich gegen den Geliebten verhältst“. Da wüßte man doch gerne, wie das bei Plato lautet. Früh auf einen reformrealgymnasialen Bildungsweg geraten und des Griechischen unkundig geblieben, schlug ich bei Schleiermacher nach. Dort liest man:

... ich begehre ja, o Hippothales, weder die Verse zu hören noch die Melodie, wenn du dergleichen gemacht hast auf den Knaben, sondern nur den Sinn davon, damit ich erfahre, auf welche Art du deinen Liebling behandelst.<sup>5</sup>

Ganz etwas anderes also; nichts von Innerem, Gesinnung, Gebärde. Vielleicht fuhr man mit Rudolf Kassner besser, dessen Übersetzung des 'Lysis' fast gleichzeitig mit der von Borchartd entstand? Doch da geriet ich gleich noch eine Stufe herunter. Hier möchte Sokrates nur „ungefähr“ den Sinn der Lieder des Hippothales wissen, „damit ich sehe, wie du dich zu deinem Geliebten stellst“.<sup>6</sup>

In dem Gespräch über Formen nennt Borchartd Platons 'Lysis' ein Gedicht. Erlauben Sie mir deshalb, ihn auch hier so zu behandeln und die kurze Stelle noch einmal aufzusagen:

„Verse, Hippothales, die Verse verlangte michs nicht gerade jetzt zu hören, auch kein Lied, wenn du auf den jungen Burschen eines gemacht hättest, sondern nur dies, nur von deinem Innern zu wissen, Hippothales: nur von deiner Gesinnung, nur die Gebärde zu kennen, mit der du in dir selber dich gegen den Geliebten verhältst.“

Wie nun soll man das nennen, was Borchartd hier als Übersetzer getan hat? Hat er sich, wie man so sagt, Freiheiten genommen? Hat er hinzuerfunden? Hat er sich eingedrängt? Die Ausarbeitung dieser Übersetzung fällt in Borchartds „Annus mirabilis“, in das Jahr seiner Jugendliebe zu

<sup>4</sup> Borchartd, Lysis, S. 49; Übertragungen, Stuttgart 1958, S. 153 f.

<sup>5</sup> Friedrich Schleiermacher, Platons Werke. Ersten Theiles erster Band, Berlin 1804, S. 183.

<sup>6</sup> Platons Ion/Lysis/Charmides. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Kassner, Jena und Leipzig 1905, S. 31.

einer jungen Dame, die in Briefen und Gedichten Vivian heißt, und etwas von dieser Liebe ist in die Übersetzung eingegangen, als Arom, als – Gebärde. Vivian ist sein Lysis; und wie sehr mußte er die Worte des Sokrates auf sich selbst beziehen, wenn dieser den Hippothales auf das Lächerliche und Unnütze seiner Lobgedichte auf den Geliebten hinweist:

„Glaub mir, wer in Dingen der Liebe klug ist, lobt, was er liebt, nie eh ers besitzt und fürchtet das ewig Unberechenbare. Und gar die Schönen selber? Als ob sie Lob nicht mit einer übermütigen Meinung von sich selber erfüllte, dies verschwenderische Aufhören ihres Werts sie nicht nur hochfahrend machte! Oder scheint dir's nicht?“ „Doch,“ sagt er. „Und werden sie nicht auch wieder um so unergreifbarer, je hochmütiger sie geworden sind?“ „Ich sehe alles.“ „Was würdest du auf der Jagd zu einem sagen, der jagte und alles Wild verscheuchte, es nur unergreifbarer für sich selber, nur mißtrauischer machte?“ „Daß er ein elender Jäger ist, wie er sich nimmt,“ sagt er. „Und mit Reden und Liedern nicht fesseln und gewinnen, sondern spröde machen, erbittern und vertreiben, ist Tölpelei, was sonst?“<sup>7</sup>

„Ich weiß es gut genug“, hätte Borchartd damals mit Hippothales in eigener Sache sagen dürfen. Und wer spürte nicht, wie die eigene Verliebtheit des Übersetzers hier ein gut Teil dazu beigetragen hat, daß wir dieses Gespräch des jungen Plato als ein bezauberndes Gedicht in deutscher Prosa besitzen?

Borchartd ist auch später als Übersetzer nicht anders vorgegangen. Er hat, was er nahm, sich zurechtgelegt, sich anverwandelt, auch seine mehreren Stil-Arten aus solchen Anverwandlungen sich entwickelt. Das wird ihm nun entweder als Eigenmächtigkeit oder als Eklektizismus angekreidet. Diese Beurteilung und Einschätzung entspringt einem von dem Kult des Originalgenies des 18. Jahrhunderts abgeleiteten Begriff der Originalität, der älteren Zeiten vermutlich unverständlich gewesen wäre. Wie oft liest man noch bei einem Poeten des Barock über einem Gedicht „Nach dem Lateinischen“, „Aus dem Französischen“, ohne daß ein Name genannt würde! Wie oft auch gibt sich als eigenes Produkt ein Gebilde, dessen zahlreiche Entlehnungen in die Augen springen! Und gar die Römer? Soll man Catulls Strophen an seine „Lesbia“: „Ille mi par esse deos videtur“, als eigenes Gedicht lesen oder als eine Übersetzung der jedem Schulknaben geläufigen Ode der Sappho? Man verstand sie gewiß als *imitatio*; aber minderte das im geringsten ihren Wert? Erhöhte es ihn nicht unter Umständen? Wir heute jedenfalls verdanken Catull, daß wir wissen oder

<sup>7</sup> Borchartd, Lysis, S. 50 f.; Übertragungen, Stuttgart 1958, S. 155.

doch ahnen können, was in der verlorengegangenen letzten Strophe dieser Ode stand: „Otium, Catulle, tibi molestum est...“ Und bewundern Sie hier, noch einmal, Rudolf Borchardt, der sich in seiner Übertragung der Sapphischen Ode bei dem Lateiner mit kühnem Zugriff bedient hat:

Ah, zu weit Vermeßne, zurück das, halt im  
Rasen, Sappho. Daß du dir nachläßt, quält dich.  
Nachlässig mit Königen gingen goldne Städte zu Grunde.<sup>8</sup>

Bei meinem zweiten Beispiel handelt es sich um ein kurzes Gedicht des fünfzehnjährigen Rimbaud, das im März 1870 entstanden ist: zwei einfache Vierzeiler, regelmäßige Alexandriner. Es trägt die Überschrift 'Sensation'.

Par les soirs bleus d'été, j'irai dans les sentiers,  
Picoté par les blés, fouler l'herbe menue:  
Rêveur, j'en sentirai la fraîcheur à mes pieds.  
Je laisserai le vent baigner ma tête nue.

Je ne parlerai pas, je ne penserai rien:  
Mais l'amour infini me montera dans l'âme,  
Et j'irai loin, bien loin, comme un bohémien,  
Par la Nature, – heureux comme avec une femme.<sup>9</sup>

Das Gedicht wurde noch zu Rimbauds Lebzeiten in einer Zeitschrift gedruckt; nach seinem Tode findet es sich in der Sammlung 'Reliquaire' und in der ersten Gesamtausgabe der Gedichte von 1895. Aus dieser dürfte es nach der Jahrhundertwende Theodor Däubler in Paris kennengelernt haben. Das Gedicht muß es dem Dichter des 'Nordlichts', das noch im Entstehen begriffen war, angetan haben. Jedenfalls zitiert er es in seiner erst vor kurzem wiedergefundenen, vermutlich frühesten Veröffentlichung, einem in französischer Sprache geschriebenen Essay, über zwei polnische Maler.<sup>10</sup> Däubler hat, neben seinem umfangreichen Epos 'Das Nordlicht' und anderen zyklischen Gedichtwerken, nur eine einzige Sammlung kürzerer lyrischer Gedichte veröffentlicht: 'Der sternhelle Weg', 1915. In der erweiterten zweiten Ausgabe dieser Sammlung von 1919 begegnet man folgendem Gedicht mit der Überschrift 'Empfindung'.

<sup>8</sup> Rudolf Borchardt, Die fremde Muse, Stuttgart 1974 (Marbacher Schriften), S. 5.

<sup>9</sup> Arthur Rimbaud, Oeuvres complètes, Paris 1946 (Bibliothèque de la Pléiade), S. 41.

<sup>10</sup> Theodor Däubler, Deux peintres polonais, L'Europe Artiste, Série nouvelle, Nr. 1, Juni 1904, S. 41.

Über Korngestöber-Pfade, durch des Sommers Abendsüße,  
Werd ich streichen, kleines Gras zertreten, traumvergessen,  
Und dann spür ich gute Frische um die Füße,  
Der Luft erlaub ich gerne, meinen Kopf zu nassen.

Und ich werde auch nicht sprechen, ob ich fortgeh oder bleibe:  
Doch es wird die große Liebe meine Seele sanft erfassen.  
Und ich werde ziehn wie ein Zigeuner, spät vom Wandern lassen.  
Hinaus in meinen Wald, und so glücklich wie mit einem Weibe.<sup>11</sup>

Das ist unverkennbar Rimbauds 'Sensation' ins Däublersche übertragen. Die Abweichungen allerdings sind beträchtlich. Keine deutschen Alexandriner, sondern meist sechs- bis achthebige trochäische Langzeilen; die sinnlichen Details verstärkt: „Korngestöber-Pfade“, „kleines Gras zertreten“, „meinen Kopf zu nassen“, und das „Par la Nature“ (avec un grand N) konkretisiert durch „Hinaus in meinen Wald“. Das Gedicht 'Empfindung' ist, wohlgemerkt, nirgends mit einem Hinweis auf Rimbaud versehen. Was uns in Däublers Gedichtbuch vorliegt, soll als von ihm stammend gelesen werden; es ist von ihm. (Wobei es vielleicht erhellend ist, daß, einer späten Tagebucheintragung zufolge, Däubler Arthur Rimbaud und sich als die beiden einzigen Expressionisten von Rang erachtete.<sup>12</sup>)

Merkwürdiger noch ist der folgende Fall: die Übersetzung eines Hölderlinschen Fragments ins Französische. Es handelt sich um das 1916 zuerst von Hellingrath veröffentlichte Bruchstück einer späten Hymne auf die Marianen-Insel Tinian. Sie erinnern sich: „Süss ists zu irren / In heiliger Wildniss.“ – „Agréable d'errer dans le désert sacré“ übersetzte das 1930 Pierre Jean Jouve in dem Bande 'Poèmes de la folie de Hölderlin', der in Zusammenarbeit mit Pierre Klossowski entstand.

Süss ists zu irren  
In heiliger Wildniss,

-----  
Und an der Wölfin Euter, o guter Geist,  
Der Wasser, die  
Durchs heimatliche Land  
Mir irren,

, wilder sonst,  
Und jezt gewöhnt, zu trinken, Findlingen gleich;

<sup>11</sup> Ders., Der sternhelle Weg, 2. Auflage, Leipzig 1919, S. 103.

<sup>12</sup> Theodor Däubler 1876–1934 (Marbacher Magazin 30/1984), S. 51; Eintragung vom 2. 6. 1932.

Und später, hier springe ich:

*denn Blumen giebt es,  
Nicht von der Erde gezeugt, von selber  
Aus lokerem Boden sprossen die,  
Ein Widerstral des Tages, nicht ist  
Es ziemend, diese zu pflücken  
Denn golden stehn schon  
Unzubereitet, die unbelaubten  
Gedanken gleich,<sup>13</sup>*

Agréable d'errer dans le désert sacré

Et aux mamelles de la louve, ô bon esprit, aux eaux  
Qui par la terre natale errent

autrefois sauvages

Et maintenant apprivoisées, de boire, enfant trouvé;  
[...]

Car il y a des fleurs non poussées de la terre  
Elles grandissent de soi-même du sol vide.  
Un reflet, et ce n'est pas heureux de les cueillir.  
Déjà dorées elles se tiennent fleurs défendues  
Pareilles aux pensées . . .<sup>14</sup>

Als Übersetzung im strengen Sinne gelesen, enthält Jouvés Text zwei – allerdings verzeihliche – Fehler. In dem hier ausgelassenen Mittelteil des Entwurfs werden Hölderlins „Sommervögel“, unter denen schwäbischem Sprachgebrauch nach Schmetterlinge zu verstehen sind, als „oiseaux d'été“ übersetzt. (Und hier ließe sich eine schöne *exhortatio* einschalten, daß der Übersetzer die Beihilfe der von ihm mitunter verächtlich abgetanen Philologen nicht verschmähen sollte.) Die letzten Verse dann: „Denn golden stehn schon / Unzubereitet, die unbelaubten / Gedanken gleich“ mußten, schon der unzulänglichen Zeichensetzung wegen, Schwierigkeiten machen. Stehen die unbelaubten Blumen Gedanken gleich? Oder stehen sie unbelaubten Gedanken gleich? „fleurs défendues“ bei Jouve – sollte er sich nicht verlesen und „unbelaubt“ als ‚unerlaubt‘ mißverstanden haben? Gleichviel. Unvergessen jedenfalls scheint ein nicht übersetzter Einzelvers hängengeblieben zu sein: „Und lustzuwandeln, zeitlos“.<sup>15</sup> Daraus wurde

<sup>13</sup> StA II, 240 f., v. 1–9, 29–37. Hier zitiert nach Jouvés Vorlage: Hölderlin, Sämtliche Werke. Vierter Band. Besorgt durch Norbert v. Hellingrath, München und Leipzig 1916, S. 250 f.

<sup>14</sup> Pierre Jean Jouve, *Poésie* (Les Nocés, Sueur de sang, Matière céleste, Kyrie) (1925–1938), Paris 1964, S. 107 f.

<sup>15</sup> StA II, 241, v. 22.

eine Überschrift: ‘Voyageurs dans un paysage’<sup>16</sup> – ‚Wandernde in einer Landschaft‘; und unter dieser Überschrift hat Jouve denselben Text ein Jahr später als eigenes Gedicht in die dritte, erweiterte Ausgabe eines früheren Werkes, ‘Les Nocés’, aufgenommen. Die Verse stehen hier zwischen verwandten fragmentierten, das heißt als Fragmente organisierten Stücken unter dem Sammeltitle ‘Le Père de la terre’, der unversehens auch einmal „Père d'éther“<sup>17</sup> genannt wird – ‚Vater Äther‘. Jouve nimmt herüber, gliedert ein, eignet sich zu, was ihm von rechts wegen nicht gehört. Oder doch? Als Zitat jedenfalls ist das Gedicht hier nicht aufzufassen. Allenfalls als verschwiegene Huldigung an Hölderlin.

Mein viertes und letztes Beispiel, das zu zitieren mir in diesem Zusammenhang angebracht scheint, ist selber keine Übersetzung; es erörtert nur eine Aneignung, deretwegen man den, der sie praktiziert hatte, des Plagiats, nicht an einem Originalautor diesmal, sondern an dem Übersetzer eines solchen, bezichtigte.

Als 1928 Bertolt Brechts ‘Dreigroschenoper’ die Gemüter erregte, kam Alfred Kerr ihm darauf, daß von den 625 Versen seiner Songs 25 mit denen einer François-Villon-Übersetzung von K. L. Ammer identisch waren. Brecht erklärte daraufhin, wahrheitsgemäß, daß er die Erwähnung des Namens Ammer leider vergessen habe. „Das wiederum erkläre ich mit meiner grundsätzlichen Laxheit in Fragen geistigen Eigentums.“<sup>18</sup> Und Karl Kraus sekundierte ihm gegen seinen Angreifer: „Im kleinen Finger der Hand, mit der er fünfundzwanzig Verse der Ammerschen Übersetzung von Villon genommen hat, ist dieser Brecht originaler als der Kerr, der ihm dahintergekommen ist“.<sup>19</sup> Es kam zu einem Prozeß und K. L. Ammers seit langem verschollene Übersetzung der beiden Testamente und der Balladen Villons erschien daraufhin 1930 bei Brechts erstem Verleger Gustav Kiepenheuer in einer Neuausgabe. Brecht schrieb als Werbetext ein Sonett dazu, das wohl in unseren Zusammenhang gehört:

Hier habt ihr aus verfallendem Papier  
noch einmal abgedruckt sein Testament,  
in dem er Dreck schenkt allen, die er kennt –  
wenn's ans Verteilen geht: schreit, bitte „hier!“

<sup>16</sup> Siehe Anm. 14.

<sup>17</sup> Ebd., S. 99.

<sup>18</sup> Bertolt Brecht, *Über Lyrik*, Frankfurt 1964, S. 98.

<sup>19</sup> Karl Kraus, *Kerrs Enthüllung*. In: *Die Fackel XXXI*, Nr. 811–819, August 1929, S. 129; *Widerschein der Fackel*, München 1956, S. 404.



Wo ist euer Speichel, den ihr auf ihn spiet?  
Wo ist er selbst, dem eure Buckel galten?  
Sein Lied hat noch am längsten ausgehalten,  
doch wie lang hält es wohl noch aus, sein Lied?

Hier, anstatt daß ihr zehn Zigarren raucht,  
könnt ihr zum gleichen Preis es nochmal lesen  
(und so erfahren, was ihr ihm gewesen . . .)

Wo habt ihr Saures für drei Mark bekommen?  
Nehm jeder sich heraus, was er grad braucht!  
Ich selber hab mir was herausgenommen . . .<sup>20</sup>

Und täten wir hier noch einen Schritt weiter, von der Aneignung zur Bearbeitung einer bereits vorliegenden Übersetzung, so wäre von Brecht das nach Hölderlins Sophokles-Übertragungen verfertigte 'Antigone-modell' von 1948 zu bedenken, bei dem Brecht sehr entscheidende Eingriffe vorgenommen hat. In dem Schlußchor der thebanischen Alten etwa verkehrt er, Hölderlins Sophokles-Ton durchhaltend, die Dämpfung durch fromme Ergebung in bittere Selbstbeichtigung tatenlos Mitschuldiger: „Aber die alles sah“ (damit ist Antigone gemeint)

die alles sah  
Konnte nur noch helfen dem Feind, der jetzt  
Kommt und uns austilgt gleich. Denn kurz ist die Zeit  
Allumher ist Verhängnis, und nimmer genügt sie  
Hinzuleben, undenkend und leicht  
Von Duldung zu Frevel und  
Weise zu werden im Alter.<sup>21</sup>

Nun, das sind Geniestreiche. Wie aber steht es mit dem Fußvolk, um dessen Übersetzungen, mit Borchardt zu reden, fast immer etwas ‚halb-schlüchtig Rechtloses‘<sup>22</sup> herhängt? Es kann sich bescheiden; doch das nützt ihm, das nützt uns nichts. Man wird uns rasch auf unsere Unzulänglichkeiten kommen. Entspringen diese aber nicht sehr häufig der Ängstlichkeit, der Feigheit, der mißverstandenen Treue? Freilich auch der Unwissenheit, dem Unvermögen.

Als ob ein Gedicht sich so ohne weiteres übersetzen ließe. Als ob man nicht, wie Borchardt, wie Däubler, lange innerlich mit ihm umgegangen

<sup>20</sup> In: François Villon, Balladen. Ins Deutsche übertragen [...] von K. L. Ammer, Berlin 1930, S. 5.

<sup>21</sup> Bertolt Brecht, Die Antigone des Sophokles / Materialien zur 'Antigone', Frankfurt 1965, S. 63.

<sup>22</sup> Borchardt, Gespräch über Formen, S. 39; Prosa I, Stuttgart 1957, S. 368.

sein müßte. Um es schließlich – und darauf möchte ich bestehen – nicht wörtlich, nicht Wort für Wort, Versfuß um Versfuß zu übersetzen, sondern als Ganzes, das sich anders nicht behauptet als durch seinen Ton, seine Haltung, Gangart, Gebärde.

Vielleicht haben wir uns – und dies ginge nun zu Lasten der Philologie – zu sehr gewöhnt, Gedichte, und Übersetzungen nicht minder, als zerlegbare Texte zu lesen: mikrologisch, unsere Aufmerksamkeit auf die einzelne Stelle richtend, das punktuelle Gelingen, die kleine Unebenheit, den örtlichen Verstoß; ohne die Ökonomie des Ganzen zu bedenken, ohne uns in Bewegung zu halten, ja ohne uns überhaupt erst in Bewegung gesetzt zu haben. Gilt dies für den Leser und Kritiker, so sollte mehr noch und im äußersten Grade der Übersetzer gewarnt sein, daß er verloren ist, sobald er stockt. Dann gähnt ihm, wie Fausten in der bekannten Studierzimmerszene, alsbald ein Abgrund unter jedem Wort auf, und schon steht er wieder in der Wüste der Unübersetzbarkeit.

Treue demnach – noch einmal und zum letzten Mal – wie anders wäre sie zu finden und zu halten als in der Lust der anverwandlenden Umsetzung? Ein Gedicht ist ja kein Petrefakt, sondern ein lebendiges Wortwesen, das durch die Zeiten bis zu uns hin und mit uns sich wandelt. Ist Treue deshalb nicht recht eigentlich Erfinden? Erfindung ein anderer Name für Freiheit? Letztlich ist auch bei diesem vielfach angefochtenen Geschäft des Übersetzens, mit Hölderlin zu schließen, das Nötigste „schneller Begriff“, um alles am rechten Ort zu brauchen:

*Das ist ewige Heiterkeit, ist Gottesfreude, daß man alles Einzelne in die Stelle des Ganzen setzt, wohin es gehört; deswegen ohne Verstand, oder ohne ein durch und durch organisirtes Gefühl keine Vortreflichkeit, kein Leben.*<sup>23</sup>

<sup>23</sup> StA IV, 235.

## Hölderlin in den Niederlanden

Von

Ad den Besten\*

Als Anfang der fünfziger Jahre in den Niederlanden eine neue Dichtergeneration hervortrat, gehörte Hölderlins Lyrik zu ihren großen Entdeckungen. Um so erstaunlicher ist es, daß, wer jetzt bei diesen Lyrikern nach Hölderlin-Reminiszenzen oder gar Hölderlin-Bezugnahmen fahndet, ziemlich leer ausgeht. Lediglich bei Lucebert und Jan Wit lassen sie sich mit Sicherheit feststellen.<sup>1</sup> Daran änderte sich jahrzehntelang nichts, bis 1981 der junge Kester Freriks mit einem eigentümlichen, autobiographisch getönten Hölderlin-Roman debütierte.<sup>2</sup> Eine starke Hölderlin-Rezeption gibt es in meinem Lande eben nicht. Den Gründen davon nachzuspüren, kann hier nicht meine Aufgabe sein.

Kaum weniger bemerkenswert ist es indessen, daß auch Übertragungen von Gedichten Hölderlins in Holland und Flandern bislang relativ selten waren. Allerdings hat schon um die Jahrhundertwende Albert Verwey (1865–1937), der Freund Stefan Georges, unter vielen anderen deutschen, französischen und englischen Dichtern auch Friedrich Hölderlin niederländischen Lesern näherzubringen gesucht. Die von ihm zur Übersetzung ausgewählten Gedichte – 'Die Eichbäume', die Anfangsstrophen von 'Dichterberuf', 'An die Parzen', 'Die Heimat', 'An die Deutschen'<sup>3</sup> –

\* Anm. der Herausgeber: Ad den Besten, geb. 1923, ist Dozent für Germanistik an der Universität Amsterdam und ein bedeutender Lyriker und Essayist. Zuletzt erschienen der Gedichtband 'Een stem boven het water uit' (1973) und die Abhandlung 'Wilhelmus van Nassouwe. Het gedicht en zijn dichter' (1983). Er hat auch verschiedene Anthologien deutschsprachiger Lyrik herausgegeben. Den Besten arbeitet an einer Übersetzung der Gedichte Hölderlins.

<sup>1</sup> Vielversprechend scheint es mir, einmal das umfangreiche lyrische Oeuvre von Hans Andreus (1926–1977) weniger auf wörtliche Anklänge an Hölderlin, als auf eine grundsätzlichere, thematische Verwandtschaft mit dem deutschen Dichter hin zu untersuchen. Wohl nicht von ungefähr hat der Niederländer 1955 einen Zyklus Prosagedichte unter dem Titel 'Empedocles de andere' herausgebracht.

<sup>2</sup> Kester Freriks, Hölderlins toren, Amsterdam 1981. Freriks arbeitet z. Z. auch an Übersetzungen von Gedichten Hölderlins.

<sup>3</sup> Die meisten dieser Übertragungen publizierte Verwey in seiner Zeitschrift 'De Be-

mußten auch in Deutschland noch größtenteils (neu)entdeckt werden! Obwohl der klassisch-denkende, antikisierende Verwey es zu Hölderlin und dessen Sprache erheblich näher hatte als die Vertreter der späteren, eher modernistisch ausgerichteten niederländischen Dichtergenerationen, kann man der Lektüre dieser Nachdichtungen doch nicht recht froh werden. Abgesehen von einigen handfesten metrischen Fehlern und Fehldeutungen, muß man feststellen, daß sie an manchen Stellen schmucker, eindeutiger sein wollen als das Original, was dann zumeist auf Kosten anderer, typisch Hölderlinscher Werte gegangen ist. Aber es liegt wohl nicht daran, daß es Verwey nicht gelang, mehr als ein flüchtiges Interesse für den großen deutschen Dichter zu wecken. Über Jahrzehnte läßt sich von irgendwelchen Zeichen einer produktiven Hölderlin-Rezeption in der niederländischen Literatur nichts mehr finden. Allenfalls stößt man noch auf ein paar durch Hölderlins tragischen Lebensgang angeregte Gedichte von so mediokren Lyrikern wie J. J. van Geuns und Hendrik Scholte.<sup>4</sup> Im übrigen aber sind aus der Zeit bis 1940, soweit ich habe feststellen können, in Holland und Flandern weder Hölderlin-Übersetzungen noch Hölderlin-Bezugnahmen mehr auffindbar. Gewiß bedauerlich! Die Tatsache aber, daß dann in den ersten Jahren der deutschen Besetzung auf einmal Übertragungen von Hölderlin in den noch verbliebenen, immer mehr gleichgeschalteten Literaturzeitschriften auftauchten, ist eher dazu angetan, einen nachdenklich zu machen.<sup>5</sup> Ja, zum Gedenkjahr 1943 erschien sogar eine kleine Auswahl von Gedichten und Auszügen aus Hölderlins Prosa, und zwar im renommierten Verlag 'De Wereldbibliotheek', der sich einige Jahre nach dem Kriege Hölderlins aufs neue annehmen sollte. Die Prosa,

weging'. In dem Band 'Dichtspel. Oorspronkelijke en vertaalde gedichten', Amsterdam 1983, liegen sie gesammelt vor (vgl. ebd., S. 389–393).

<sup>4</sup> Ein etwas älterer Lyriker, der keineswegs zweitrangige J. C. Bloem, ließ 1947 in seinem kleinen Gedichtband 'Quiet though sad', 's-Gravenhage 1947 ein schönes Sonett 'De ledige' (Der Leere bzw. Der Untätige bis hin zu Der Überflüssige) erscheinen, ein Altersgedicht, das gewissermaßen aus der Gegenperspektive auf Hölderlins Ode 'An die Parzen' Bezug nimmt.

<sup>5</sup> Jan Engelman: 'Empedokles en de goden', 'Schoonheid', in: Criterium 1941; Gerard Wijdeveld: 'Kortheid', 'Tot de Parzen' in: Groot-Nederland 1943. Kurz nach dem Kriege erschienen dann noch: Johan de Molenaar: 'De lente' in: 'De Linie' 1946; D. A. M. Binnendijk: 'Vroeger en nu', 'Sokrates en Alkibiades', 'Aan de Parzen', in: 'Kroniek voor kunst en cultuur' 1946. – Meine Nachdenklichkeit besagt nicht, daß die Übersetzer samt und sonders Nazi-Sympathisanten gewesen wären – dies träfe nur auf Wijdeveld zu –, schon eher rührt sie von der Tatsache her, daß Hölderlin wohl erst durch die Nazi-Propaganda anlässlich der Hölderlin-Gedenkfeier 1943 den niederländischen Dichtern ins Bewußtsein gedrungen ist.

wie auch die gute, politisch einwandfreie Einführung, stammen von Roel Houwink. Die Gedichtübersetzungen jedoch wurden geleistet von einem George de Sévooy, der sich damals schon als einer der ganz wenigen holländischen Nazibarden ausgewiesen hatte.<sup>6</sup> Der poetische Wert all dieser Arbeiten ist sehr unterschiedlich. Darauf einzugehen ist in diesem engen Rahmen nicht möglich und könnte eine deutsche Leserschaft m. E. nur ermüden.

Lieber komme ich also auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, namentlich nach dem literarisch bedeutsamen Jahr 1950, zu sprechen, obwohl auch darüber nicht gerade viel zu berichten ist. Sie erbrachte als erstes eine vollständige niederländische 'Hyperion'-Ausgabe von G.L. Dijkman, dessen Übertragung sich als poetische Prosa gut lesen läßt.<sup>7</sup> Es ist anzunehmen, daß der Dichter Lucebert sie gekannt hat, sonst aber kann ihre Wirkung kaum sehr groß gewesen sein: Zu einer Neuauflage kam es nie. Mir selbst hat sie beim Schreiben dieses kleinen Beitrags zum ersten Mal vorgelegen. Einige Zeit später erschien dann eine geradezu unsägliche Übersetzung der damals gerade erst veröffentlichten 'Friedensfeier' von Luc Indestege. Das war 1957, und der Übersetzer war ein literarischer Außenseiter. Meine eigene Generation von um 1950 jungen Lyrikern, von der schon kurz die Rede war, nahm keine Hölderlin-Übertragungen vor, und daran änderte sich naturgemäß nichts in den nach 1960 einsetzenden Jahrzehnten einer mehr oder weniger gezielten Anti-Poesie. So konnte es nur überraschen, als 1982 der bedeutende Publizist Gerrit Komrij gleich drei niederländische Fassungen desselben Hölderlin-Gedichts zutage zu fördern wußte und diese in seiner wöchentlichen Zeitungs-rubrik im *NRC/Handelsblad* kritisch zu kommentieren anfang. Fast 250 (!) Leser beteiligten sich mit z. T. ausführlichen Leserbriefen an der Diskussion der Übersetzungen. Noch fünf andere Übersetzungsvorschläge wurden eingereicht, und Komrij versuchte schließlich aus all diesen Versionen eine Art, 'Idealübersetzung' zusammenzusetzen.<sup>8</sup> Daß es auch noch eine

<sup>6</sup> Friedrich Hölderlin. Een portret van den dichter uit zijn werken en brieven, Amsterdam 1943.

<sup>7</sup> Friedrich Hölderlin, Hyperion of De eremiet in Griekenland, vert. door G.L. Dijkman, Amsterdam-Antwerpen 1950.

<sup>8</sup> Es handelt sich um Übersetzungen von: Johan de Molenaar, George de Sévooy, Jacques Benoit, Kester Freriks, Harry Mulisch. Eine stark überarbeitete Buchausgabe dieser Artikelserie, die eine Menge von Argumenten pro und contra die vorliegenden Übertragungen enthält, ließ Komrij erscheinen unter dem Titel 'De Muze in het kolenhok', Amsterdam 1983. Hier werden in den Anmerkungen weitere Übersetzungen von Hans Plomp, J. Benoit und Jaak Fontier hinzugefügt.

zehnte Fassung gab, vor vielen Jahren während der Arbeit an einem Vortrag über Lyrik entstanden, mußte dem Lesepublikum verborgen bleiben, da sie sich im Wust meiner Papiere lange Zeit auch vor mir selber verborgen gehalten hatte. Diese ganzen vielfachen Bemühungen galten – man dürfte es bereits erraten haben – dem Gedicht 'Hälfte des Lebens'. Es scheint mir müßig, im folgenden auf diese intensive holländische Diskussion ausführlich Bezug zu nehmen, um so mehr als entscheidende Aspekte der Lyrikübertragung darin m. E. zu wenig berücksichtigt wurden. Allerdings kann ich nicht umhin, sie gelegentlich – möglichst *sine ira et studio* – zu streifen. Daß neuerdings im niederländischen Sprachbereich auch eine – dichterisch leider kaum diskutabel – Auswahl von mehreren Hölderlin-Gedichten erschienen ist, sei nur am Rande bemerkt.<sup>9</sup>

An welche Gesetze oder Regeln man sich als Übersetzer von Gedichten zu halten hat, – schon darüber ließe sich lange diskutieren. Meiner eignen Meinung nach kann man in dieser Hinsicht nicht streng genug mit sich umgehen. Wenn beispielsweise das betreffende Gedicht ein klar erkennbares Formprinzip aufweist, so sollte der Nachdichter sich an dieses Formprinzip halten. Eine Ode muß eben als Ode, ein Sonett als Sonett übertragen werden, wobei nicht nur die metrische Struktur des Gedichtes, sondern gegebenenfalls auch seine Reimanordnung nach Möglichkeit beibehalten werden sollte. Lockerere Gedichtformen berechtigen selbstverständlich zu freierem Vorgehen, bis hin zu einer fast absoluten formalen Freiheit, und zwar in dem Maße, wie das Gedicht sich den bestehenden Formgesetzen entzieht. Aber auch dann gilt es, seine prosodische Eigenart zu wahren.

Es ist gerade dieser Aspekt, der in der niederländischen Diskussion über Hölderlins 'Hälfte des Lebens' zu wenig zur Geltung kam. Ich meine, daß, wer in diesem kleinen Gedicht nur sogenannte freie Rhythmen zu erblicken vermag, einfach fehlgeht. So ganz frei sind diese Rhythmen doch wohl nicht. Jede seiner beiden Strophen besteht aus sieben Versen mit Auftakt, wenn auch mit der Einschränkung, daß es sich in drei Fällen um beschwerte Auftakte handelt. Diese Verse allerdings bestehen aus zwei, drei oder vier Versfüßen, die je nachdem eine Senkung oder zwei Senkungen aufweisen. Ob man aus diesem Grunde vom Metrum oder besser doch vom Rhythmus des Gedichtes sprechen sollte, überlasse ich gern den akademischen Feinschleifern der Verslehre. Immerhin, über diese Formmerkmale von 'Hälfte des Lebens' darf man als Übersetzer m. E. nicht hinweg-

<sup>9</sup> Jaak Fontier, Wat blijft stichten de dichters, Sint-Niklaas 1981.

blicken, im Gegenteil, man sollte seine Rhythmik möglichst genau nachzuziehen suchen.

Daß ich Treue zum Aussagegehalt wie auch zur Metaphorik eines Gedichtes für ebenso unerlässlich halte, muß ich wohl nicht extra betonen. Leicht aber könnte man darüber seine klanglichen Qualitäten vergessen. Ohne diese zu beachten, kann die Übertragung eines lyrischen Gedichtes jedoch schwerlich zu einem neuen Gedicht führen. Dies ist also die dritte Voraussetzung des Gedichte-Übertragens. Kurz und gut: nur ein Gedicht kann ein anderes Gedicht vertreten und möglicherweise ersetzen; seine Poesie will auch in der anderen Sprache Poesie werden. Gewiß, ein heikles Unterfangen, das Übersetzen lyrischer Sprachgebilde! Da fällt einem vielleicht gerade noch rechtzeitig das geistreich-böse Wort von Egon Schwarz ein: „Poesie ist, was verloren geht, wenn man es übersetzt.“<sup>10</sup>

Nun aber zur Praxis! – Es überraschte mich nicht, daß im ersten Vers meiner wiedergefundenen Übertragung von 'Hälfte des Lebens' statt von „gelben Birnen“ von reifen Äpfeln die Rede war; nur daß ich heute diese Lösung meines Problems nicht mehr für eine glückliche halte. Denn um ein Problem handelt es sich hier wirklich. Halte ich doch nach wie vor das niederländische Äquivalent für Hölderlins gelbe Birnen: *gele peren* poetisch für unzumutbar, und wenn es lediglich wegen der irgendwie erotischen Assoziationen wäre, die sich damit verbinden. Aber auch aus einem anderen Grunde scheint es mir wünschenswert, sich nach einer Alternative umzusehen. Es fehlt ja in diesem *gele peren* der schöne b-Anklang von „gelben Birnen“, – eine Feststellung, der ich nur nebenbei hinzufügen möchte, daß ich eine rein-ästhetische Beanstandung des scharfen niederländischen g als unakzeptierbar zurückweisen würde. Immerhin, nicht *gele peren*, dann schon lieber *rijpe appels!* Vor kurzem erst fiel mir ein, daß *rijpe peren* viel genauer der Halbballiteration von „gelben Birnen“ entspricht und außerdem dem Urtext besser gerecht wird . . .

Eine weitere Schwierigkeit für niederländische Übersetzer ergibt sich aus der Verbalform „hänget“. Mancheiner hat da offenbar das Substantiv „Hang“ herausgelesen und das Zeitwort mit *helt* oder *glooit* wiedergegeben. Das buchstäbliche *hangt* ließe sich da m. E. besser vertreten, nur daß die klingende Kadenz, wie in „hänget“, mir unabdingbar zu sein scheint. Überhaupt, daß von „hangen“ oder „hängen“, in dem Sinne, daß das Land nach dem See hin *abfällt*, schon aus bildlichen Gründen nicht die Rede sein kann, dürfte klar sein. Man muß nicht unbedingt das Spätgedicht 'Der Kirchhof' heranziehen, in dem von einer Mauer gesprochen

<sup>10</sup> Egon Schwarz in: Der Reiz der Wörter. Eine Anthologie, Stuttgart 1978, S. 232.

wird, wo „drüber her ein Baum mit Früchten hängt“<sup>11</sup>, um das von Hölderlin Gemeinte zu erfassen: Mit bzw. in seinen Birnen und wilden Rosen „hänget [. . .] Das Land in den See“. Als einzige Möglichkeit, die weibliche Kadenz zu respektieren, bieten sich da meines Wissens nur Reflexivformen wie *buigt zich* oder *neigt zich* an, deren zweite wegen der Assoziation mit *rijpe* sicherlich den Vorrang verdient. Also:

Met rijpe peren neigt zich  
En vol met wilde rozen  
Het land naar het meer.

Schade allerdings, daß das schöne lange ee von „See“ preisgegeben werden muß, da das holländische *zee* sich eindeutig auf das Meer bezieht!

Was den zweiten Teil der Strophe anbelangt, kann ich mich nicht des Gedankens erwehren, daß das den Schwänen zugeordnete Attribut ‚hold‘ leise dieselbe, sich neigende Sprachgebärde vollzieht wie „hänget“ und wie es inhaltlich auch das spätere „Tunkt“ zum Ausdruck bringt. Das holländische Äquivalent jedoch, das einst Ähnliches suggerieren konnte – *hou* oder *hout* – ist seit Jahrhunderten aus unserem Sprachschatz verschwunden. Meine Vermutung, daß die Schwäne dem Dichter nicht nur als ‚hold‘ im Sinne von ‚lieblich‘ erschienen sind, sondern auch im Sinne von ‚einander hold‘, einander zugeneigt, wird durch das darauffolgende „trunken von Küssen“ äußerst sinnfällig verstärkt. Wenn ich mich als Übersetzer, trotz solcher Überlegungen, für *liefelijke* entschieden habe, läßt dies somit einen nicht unwesentlichen Aspekt zu kurz kommen. Es hat darüber hinaus den – m. E. etwas geringeren – Nachteil, daß zwei unbetonte Silben die eine in „holden“ ersetzen. Dagegen ließe sich wiederum sagen, daß wenigstens klanglich ‚Ihr lieblichen Schwäne‘ auch Hölderlin nicht übel angestanden hätte. Um dies zu erläutern, möchte ich lediglich auf den Vers aus ‚Menons Klagen um Diotima‘ aufmerksam machen: „Aber wir, zufrieden gesellt, wie die liebenden Schwäne“, wie auch auf dessen ursprüngliche Lesart in der ‚Elegie‘: „Aber wir, unschädlich gesellt, wie die friedlichen Schwäne“.<sup>12</sup> Mit diesem Hinweis ziele ich natürlich vor allem auf das in beiden Fällen lange ie der auf die Schwäne bezüglichen Adjektive. Ansonsten bürdet der Schluß von Hölderlins erster Strophe dem niederländischen Übersetzer weniger große Schwierigkeiten auf. Zwar war für Hölderlin noch die Bezeichnung ‚Haupt‘ die Normalform für ‚Kopf‘ und ist im Holländischen das entsprechende *hoofd* außerhalb

<sup>11</sup> StA II, 277.

<sup>12</sup> StA II, 76 bzw. 72.

des menschlichen Bereichs nur für Pferde möglich, aber gerade dadurch lassen sich die Schwäne als ähnlich edle Tiere ausweisen. Indes ist auch aus einem anderen Grunde das Wort *hoofd* zu bevorzugen, ermöglicht es doch eine akustische Übereinstimmung mit der Übersetzung von „Tunkt“: *doopt het hoofd*. Diese vermag es, den so oder so entstehenden Verlust der klanglichen Entsprechung von „trunken“ und „Tunkt“ einigermassen auszugleichen, und scheint mir desto vertretbarer, als der betreffende Vers im Entwurf, ähnlich assonierend „taucht ihr das Haupt“ gelautet hat.<sup>13</sup> Außerdem dürfte das von mir bevorzugte *doopt*, das in meiner Sprache eine religiöse Assoziation mit der Taufe nahelegt, recht gut in die textuelle Beziehung zu dem ‚heilig-nüchternen‘ Wasser passen.

So möchte ich dem Leser jetzt Hölderlins erste Strophe niederländisch wie folgt vorlegen:

Met rijpe peren neigt zich  
 En vol met wilde rozen  
 Het land naar het meer,  
 Gij lieflijke zwanen,  
 En dronken van kussen  
 Doopt ge het hoofd  
 In 't heilignuchtere water.

Kaum weniger mit Problemen behaftet ist für einen holländischen Nachdichter die zweite Strophe des Gedichtes. Schon der Einsatz hat es in sich, dessen wunderbares Spiel mit Alliteration und Assonanz zunächst unerreichbar scheint. So halte ich es für geradezu unerträglich, die Konjunktion „wenn“ am Ende des ersten Verses mir nichts dir nichts mit dem normalholländischen *als* wiederzugeben. Es müßte hier doch ein mit w oder n beginnendes Wort stehen. Ebenso sehr widerstrebt mir die naheliegende Übersetzung von „nehm ich“ durch *vind ik*. Dieses Hölderlinsche ‚nehmen‘ dürfte sich im heutigen Gebrauchsdeutsch übrigens kaum weniger „gewählt“ ausnehmen als im Niederländischen. Warum also nicht auf die für die Dichtung ohnehin fragwürdige Normalität verzichten?

Meine Fassung der beiden ersten Verse, worauf ich mit diesen Vorbemerkungen ziele, ist direkt mit einer wichtigen Interpretationsfrage verbunden. In welcher Situation muß man sich denn das lyrische Ich zeitlich denken? Die erste Strophe setzt als dichterische Gegenwart den Nachsommer bzw. den Anfang des Herbstes voraus, der Schluß der zweiten Strophe dagegen spricht von dem schon eingefallenen Winter. Ich bin ziemlich sicher, daß dies als eine gedankliche Vorwegnahme des Winters

<sup>13</sup> StA II, 664.

gemeint ist, wie es ja der Titel ‚Hälfte des Lebens‘ bestätigt. Wäre demgegenüber die erste Strophe als eine Rückblende zu betrachten, wobei das lyrische Ich sich etwa in der Mitte zwischen Sommerausgang und Winter befände: Früchte und Blumen gibt es nicht mehr, die Mauern aber sind noch nicht ganz ihres Grüns entkleidet? Auf jeden Fall ist im Bewußtsein des Dichters „der Berg erstiegen“ – um einmal Rückert zu zitieren –, jetzt „geht's hinab“. Aufgrund solcher Erwägungen nahm ich mir die Freiheit, Hölderlins „wenn / Es Winter ist“ als *nu / Het winter wordt* – jetzt, da es Winter wird – zu interpretieren, wodurch es mir möglich wurde, wenigstens den Wohlklang der Verse zu erhalten:

Wee mij, waar neem ik, nu  
 Het winter wordt, de bloemen en waar  
 De zonneschijn  
 En schaduw der aarde.

Hiermit ist zugleich eine sich über drei Verse erstreckende a-Assonanz gewonnen, wie sie sich im Holländischen ganz von selbst ergibt.

Als nicht weniger problematisch empfinde ich die zweite Strophenhälfte. Mit dem Übersetzen des Wortes „sprachlos“ zum Beispiel kann man sich m. E. nur schwertun. Das niederländische *sprakeloos* läßt sich ja leider nur im Sinne von: sprachlos vor Angst oder Erstaunen („ich bin einfach sprachlos“) u. ä. verwenden. Dies aber hat Hölderlin gewiß nicht gemeint. Allenfalls wäre es ihm möglich gewesen, den Menschen sprachlos vor Entsetzen vor den kalten Mauern, nicht aber die Mauern selbst als in diesem Sinne sprachlos dastehen zu lassen. Eher schon könnte es ihm darauf angekommen sein, anzudeuten, daß von den nackten Mauern keine Sprache mehr zu den Menschen ausgeht, da Sprache für ihn unlöslich mit Leben, mit Blumen und Blättern, verbunden ist, also ausdrücklich nicht mit Tod und winterlicher Starre: „Nun, nun müssen dafür Worte, wie Blumen, entstehen.“<sup>14</sup> Wenn dies zutrifft, müßte man „Sprachlos“ eigentlich mit *woordloos* oder mit *taalloos* ins Holländische übersetzen. Dies würde aber genauso gekünstelt wirken, als wenn man sich, statt des unbrauchbaren *sprakeloos* des unüblichen *spraak-loos* (mit oder ohne Bindestrich) bedienen würde. Eine solche Preziosität haftet Hölderlins „Sprachlos“ nämlich überhaupt nicht an, da es ja – dem ‚hold‘ der ersten Strophe vergleichbar – mühelos zwei Bedeutungen in sich vereinigt. Allerdings kommt es mir vor, als ob dieses „Sprachlos“ ein wenig etymologisch überstrapaziert würde, wenn man ihm durchaus den von mir angedeuteten Sinn unterlegen wollte. Das Wort gehört ja auch keineswegs, wie man

<sup>14</sup> ‚Brot und Wein‘, StA II, 93.

zunächst vermuten möchte, zum typischen Hölderlin-Vokabular. Nur noch ein einziges Mal kommt es in den Gedichten vor, und zwar, ebenfalls als Adverb, in der Schlußstrophe der Ode 'Ermunterung': „Und er, der sprachlos waltet, und unbekannt / Zukünftiges bereitet, der Gott, der Geist / Im Menschenwort“.<sup>15</sup> Daß hier eine Beziehung zwischen dem sprachlos waltenden Gott und der menschlichen Sprache hergestellt wird, ist nicht zu leugnen. Dennoch möchte ich es für nicht unerlaubt halten, das im Deutschen ganz geläufige „Sprachlos“ mit dem im Holländischen wie im Deutschen gleichermaßen geläufigen *zwijgend* (schweigend) wiederzugeben. Ich tue das um so unbedenklicher, als das Verb ‚schweigen‘ samt den zugehörigen Formen allemal eine typische Hölderlin-Vokabel ist, die häufig nicht nur in negativem Sinne, sondern auch, wie hier, im Hinblick auf den Winter begegnet. In einem der vielen 'Winter' oder 'Der Winter' überschriebenen Reimgedichte der Spätzeit finden sich sogar die Worte: „des Feldes Schweigen / Ist wie des Menschen Geistigkeit“.<sup>16</sup> Nun, darum handelt es sich – wie mir scheint – auch schon in 'Hälfte des Lebens'.

Leider ist es hiermit noch keinesfalls getan! Gerade die Schlußworte des kurzen Gedichtes stellen sich einem holländischen oder flämischen Übersetzer als ebensoviele Hindernisse in den Weg. Auch wenn man eingesehen hat, daß die hier ins Blickfeld gerückten „Fahnen“ als Windfahnen verstanden werden müssen – worüber die niederländischen Nachdichter sich indessen nicht ohne weiteres einig waren – so sind damit die Probleme in diesem Punkte noch in keiner Weise ausgeräumt. Denn ebensowenig wie heutige Deutsche in Hölderlins „Fahnen“ auf Antrieb Windfahnen vermuten würden, wären Niederländer dazu imstande, falls sie auf ein bloßes *vanen* stießen. Allein, *windvanen* wäre, wenn schon nicht absolut unbrauchbar, so doch unerwünscht wegen der bei Hölderlin nicht vorgesehenen Verdoppelung, die damit dem Substantiv Wind widerführe. Kurzum, *weerhanen* – Wetterhähne – bietet sich als einzige Alternative an. Man kann sie unmöglich für ideal halten, einmal weil demzufolge das Gedicht in der Übersetzung mit einer Doppelsenkung ausklingt, dann aber auch, weil solche Fahnen ja nicht unbedingt die Gestalt von Wetterhähnen haben müssen. Diesem Bedenken läßt sich übrigens mit einigem Recht die Tatsache entgegenstellen, daß in dem von mir für ein authentisches Hölderlin-Gedicht gehaltenen 'In lieblicher Bläue' klipp und klar zu lesen steht: „im Winde aber oben stille *kräbet* die Fahne“.<sup>17</sup>

<sup>15</sup> StA II, 34 (Zweite Fassung 36).

<sup>16</sup> StA II, 295.

<sup>17</sup> StA II, 372.

Eine weitere Schwierigkeit steckt im Verb „klirren“. Sofern es Hölderlin darum gegangen ist, den metallenen Klang der im Winde sich drehenden, wohl einigermaßen rostig gewordenen Windfahnen auszudrücken, kämen dafür im Holländischen etwa das Iterativum *kletteren* (das nichts mit dem deutschen „klettern“ zu tun hat!), aber auch *knarsen* oder *kreunen* unter den vielen klangnachahmenden Möglichkeiten wohl am meisten in Betracht. Sofern aber in Hölderlins Entscheidung für dieses „klirren“ eine Assoziation mit „klirrendem Frost“ oder „klirrender Kälte“ mitgehört werden sollte, müßte man es eher mit *kraken* – deutsch: „knarren“, aber auch, z. B. auf Schnee bezogen, „knirschen“ – wiedergeben. Nun, letzteres halte ich poetisch zwar nicht für unzumutbar, aber klanglich scheint es mir denn doch gar zu weit von „klirren“ entfernt zu sein. Nach langem Schwanken – in meiner ursprünglichen Übersetzung hat *knerpen* gestanden – habe ich für *knensen*, eine klangmäßig intensivere Nebenform von *knarsen*, optiert. Der unheimliche, gruselerregende Lärm der Wetterfahnen dürfte dadurch am besten – und zwar onomatopoetisch, im Wort selber – ausgedrückt sein.

Mit den Unannehmlichkeiten aber immer noch kein Ende! Da die niederländische Sprache seit langem nicht mehr über Dativendungen verfügt, läßt sich die klingende Kadenz von „im Winde“ nicht nachvollziehen, es sei denn mit unangebrachten Mitteln. Dies aber bedeutet, daß in meiner Übertragung, abweichend vom Original, nun zum ersten und einzigen Mal die Hebung am Schluß einer Zeile mit einer anderen Hebung, dem beschwerten Auftakt der nächsten Zeile, zusammenstößt. Ähnliches hat in anderen Hölderlin-Gedichten derselben Periode aber gelegentlich auch stattgefunden, und überdies möchte ich es gerade an dieser Stelle für einen durchaus nicht unerwünschten poetischen Effekt halten.

So will ich hier nun zum Abschluß meine vollständige niederländische Übersetzung von Hölderlins Gedicht vorlegen. Ich kann nur hoffen, daß an Poesie darin ganz wenig von der deutschen Urfassung verlorengegangen ist:

Helft van het leven

Met rijpe peren neigt zich  
En vol met wilde rozen  
Het land naar het meer,  
Gij lieflijke zwanen,  
En dronken van kussen  
Doopt ge het hoofd  
In 't heilignuchtere water.

Wee mij, waar neem ik, nu  
Het winter wordt, de bloemen, en waar  
De zonneschijn  
En schaduw der aarde?  
De muren staan  
Zwijgend en koud. In de wind  
Knarsen de weerhanen.

## Drei Oden Widmungsgedichte bei Horaz, Klopstock und Hölderlin

Von

Rolf Zuberbühler

Horaz hat, in der Nachfolge der altgriechischen Lyriker, die Odenform geschaffen, die bis heute maßgebend geblieben ist. Zu den entscheidenden Strukturmerkmalen der Horazischen Ode gehört, daß sie sich an einen Adressaten wendet und eine konkrete Redesituation exponiert – so konsequent, daß man aus dieser „dialogischen“ Sprechhaltung allein die innere Form der Horazischen Ode hat bestimmen wollen.<sup>1</sup> Die Horazausgaben des 18. Jahrhunderts haben dieses Anredeverhalten dadurch hervorgehoben, daß sie die Anrede als Titel setzten: 'Ad Maecenatem', 'Ad Augustum', 'Ad Septimium' sind da die Oden überschrieben, und die deutschen Übersetzungen haben diese Titel übernommen: 'An Apollo', 'An Tyndaris', 'An das Schiff, das den Virgil nach Athen führte'. In der überwiegenden Mehrzahl handelt es sich bei den Angesprochenen um Freunde. Freundschaft ist bei Horaz ein höchster Lebenswert; das Element Freundschaft trägt, formt und durchdringt die Horazische Odendichtung, und die Feier der Freundschaft nimmt in ihr einen zentralen Raum ein. Festlichkeit und Feier kennzeichnen überhaupt die Horazische Lyrik. Der Dichter bringt damit etwas in die Welt, was ohne ihn so nicht da wäre, und weiß sich in seinem Tun legitimiert durch höhere Mächte. In der stillen Heiterkeit der Kunst, womit er den blinden und zerstörerischen Kräften in der Welt entgegenwirkt, liegt der Wert und die Würde des Dichters begründet, und die Oden reflektieren häufig auf seine Kunst und sein Amt.

Die genannten Momente – allen voran das Anredeverhalten<sup>2</sup>, aber auch Festlichkeit, Feier der Freundschaft, göttliche Legitimation, hoher Rang

<sup>1</sup> Richard Heinze, Vom Geist des Römertums. Ausgewählte Aufsätze, herausgegeben von Richard Burck, vermehrte Neuausgabe, Stuttgart 1960, S. 172–189.

<sup>2</sup> Vgl. zu Klopstock: Ernst Kausmann, Der Stil der Oden Klopstocks, Diss. Leipzig 1931. – Zu Hölderlin: Rolf Zuberbühler, Hölderlin: 'Heimkunft', in: HJb 1975/77, S. 56–75, S. 61 ff.; ders.: Die Sprache des Herzens. Hölderlins Widmungsdichtung, Göttingen 1982; Gerhard Kurz, Hölderlins poetische Sprache, in: HJb 1982/83, S. 34–53. – Peter Bosshard, Romeo Giger, Erwin Kobel und Heinz Schmitz, Winterthur, danke ich für Anregungen und Kritik.

des Dichters, Reflexion – prägen auch Klopstocks und Hölderlins Oden-  
dichtung. Und alle drei Dichter sind Meister in der Kunst, aus den rhyth-  
mischen Elementen der Odenstrophen ein bewegtes Ganzes zu bilden. Wie  
indessen die je verschiedene Beziehung zum Du bei Horaz, Klopstock und  
Hölderlin strukturbildend wird und wie sich dadurch die Odenform trotz  
aller Gemeinsamkeit in je verschiedener Weise ausprägt, versucht die fol-  
gende Arbeit zu zeigen.

1

Die Ode „Martii caelebs“ (c. III 8), an den Gönner und Freund Maecenas  
gerichtet, ist eines von vielen Horazischen Einladungsgedichten, und als  
solches gehört es in die Tradition der antiken sympotischen Poesie; im  
Horazischen Odenwerk ordnet es sich außerdem in den Kreis der acht an  
Maecenas gerichteten Freundschaftsoden ein.<sup>3</sup>

Wie schon das erste Satirenbuch und das Buch der Epoden ist dem  
Maecenas auch die Sammlung Horazischer „carmina“ vom Jahre 23 v. Chr.  
gewidmet; das erste und das letzte Gedicht der drei Bücher (vor dem  
Epilog) markieren diese Zueignung. In den Maecenas-Oden gewinnt man  
ein differenziertes und lebensnahes Bild des Adressaten und des beider-  
seitigen Freundschaftsverhältnisses in der römischen Gesellschaft. Der  
unterschiedliche soziale Rang wird nicht verwischt, sondern hervorgeho-  
ben; die hohe gesellschaftliche Stellung des Maecenas, des römischen Rit-  
ters, der sein Geschlecht von etruskischen Königen herleitete und eine  
Zeitlang die rechte Hand des Kaisers Augustus war, wird betont. Maece-  
nas ist verheiratet (c. II 12). Seine Kenntnis sowohl der griechischen wie  
der lateinischen Literatur wird gerühmt (c. III 8, 5). Horaz nennt seinen  
hochgestellten Freund den „Beschützer“ (praesidium) und innig empfun-  
denen Glanz seines Daseins (dulce decus, c. I 1, 2; vgl. c. II 17, 5), ande-  
rerseits aber auch „die andere Hälfte meiner Seele“ (c. II 17, 5) – dies in  
einer Situation, in der der Freund des Zuspruchs und Trostes besonders  
bedürftig ist, während einer Phase depressiver Verdüsterung des Gemüts  
durch Todesgedanken, die im Gefolge einer schweren Erkrankung auftrat.  
An weiteren menschlichen Problemen des Freundes wird eine Überbean-  
spruchung durch politische Geschäfte sichtbar, die wir heute als Streß

<sup>3</sup> Vgl. die meisterhafte Interpretation dieser Ode in: Hans Peter Syndikus, Die  
Lyrik des Horaz. Eine Interpretation der Oden, Band II, Darmstadt 1973, S. 103–109.

bezeichnen würden (c. III 29). In späteren Jahren kränkelte Maecenas  
und litt an Schlaflosigkeit; an den Staatsgeschäften konnte er nur noch in  
geringem Umfang teilnehmen.<sup>4</sup>

Martii caelebs quid agam kalendis,  
quid velint flores et acerra turis  
plena miraris positusque carbo in  
caespite vivo,

docte sermones utriusque linguae: 5  
voveram dulcis epulas et album  
Libero caprum prope funeratus  
arboris ictu.

hic dies anno redeunte festus 10  
corticem adstrictum pice dimovebit  
amphorae fumum bibere institutae  
consule Tullo.

sume, Maecenas, cyathos amici 15  
sospitis centum, et vigiles lucernas  
perfer in lucem: procul omnis esto  
clamor et ira.

mitte civilis super urbe curas:  
occidit Daci Cotisonis agmen,  
Medus infestus sibi luctuosis 20  
dissidet armis,

servit Hispanae vetus hostis orae  
Cantaber sera domitus catena,  
iam Scythae laxo meditantur arcu  
cedere campis.

neglegens nequa populus laboret 25  
parce privatus nimium cavere et  
dona praesentis cape laetus horae:  
linque severa.

<sup>4</sup> Vgl. Karl Meister, Die Freundschaft zwischen Horaz und Maecenas, in: Gymna-  
sium 57, 1950, S. 3–38.



Was ich Junggeselle am ersten März treibe,  
was die Blumen sollen und das volle Weihrauchkästchen,  
wunderst du dich, und was das Häufchen Kohle  
auf dem frischen Rasenziegelaltar,

du Kenner der gelehrten Literatur beider Sprachen: 5  
ein süßes Opfermahl habe ich damals gelobt und einen weißen  
Bock für den Weingott, als ich beinahe ins Grab gebracht wurde  
durch den Sturz eines Baumes.

Dieser Feiertag soll bei seiner jährlichen Wiederkehr 10  
den mit Pech verklebten Korken einer Flasche lösen,  
die schon Rauch trinken lernte  
im Konsulatsjahr des Tullus.

Leere, Maecenas, auf die Rettung deines Freundes 15  
hundert Becher, und laß die Lichter  
bis zum Morgen brennen; fern sei alles  
Lärmen und Streiten.

Laß deine politischen Sorgen um die Hauptstadt:  
Zugrunde ging das Heer des Dacers Cotiso;  
der bedrohliche Parther mit seinen Waffen, die ihm selber nun Unheil bringen,  
steht im Bürgerkrieg; 20

es gehorcht der alte Feind an der spanischen Küste,  
der Cantaber, spät an die Kette gelegt;  
schon gedenken die Skythen mit schlaffem Bogen  
aus den Ebenen abzuziehn.

Sei einmal nachlässig, und höre auf, dich für das Wohlergehen des Volks, 25  
als Privatmann, allzusehr einzusetzen, und  
ergreife heiter die Gaben der gegenwärtigen Stunde:  
Laß alles Ernste!

Die sapphische Ode beginnt mit einer kleinen Neckerei. Was sollen die Opfervorbereitungen des Junggesellen Horaz am ersten März, dem Fest der römischen Frauen zu Ehren der Geburtshelferin Juno Lucina, an dem die Matronen der Göttin Frühlingsblumen spendeten und sie um ihre Hilfe baten? Die erste Strophe malt die paradoxe ländliche Opferszenerie neckisch aus und weidet sich an der verdutzten Miene des Freundes: dieser, in der Literatur beider Kultursprachen versiert – und zur Bildung gehört auch die Kenntnis des Götterwesens und der Kulte –, möge ihm das Rätsel beantworten. Die Hinauszögerung der scherzhaft hochstilisierten Anrede bis in den Anfangsvers der zweiten Strophe erhöht die künstlich aufgebaute Spannung, die geistreich erst in Vers 6 aufgelöst wird: Der Tag jährt

sich wieder, da Horaz beinahe von einem niederstürzenden Baum erschlagen wurde und für seine Rettung ein Dankopfer gelobte. Die Bilder des Anfangs, die eine Atmosphäre von Festlichkeit und Feier evozieren, werden weitergeführt – das ‚süße Opfermahl‘, der ‚weisse Bock für den Weingott‘ – und runden so die Eingangsstrophen ab. ‚Liber‘ heißt der Weingott: der ‚Freie‘, der ‚Offene‘, der zur Geselligkeit befreit und die Sorgen vergessen läßt.

Mit Recht hat man in diesem Odenanfang einen Reflex des schalkhaften Gesprächstones gesehen, wie er unter den Freunden üblich war. Unbeschwerte Feststimmung wird hier vorweggenommen, wie sie römischer „humanitas“ entspricht, die sowohl literarische und wissenschaftliche Bildung in sich begreift als auch einen heiteren, geistreichen, urbanen Umgangston.<sup>5</sup>

Die dritte und die vierte Strophe sprechen die eigentliche Einladung aus. Den ersten März hat Horaz zum persönlichen Feiertag erklärt, der alljährlich begangen werden soll. Launig weist der Dichter auf das hohe Alter der rauchgeschwärzten Amphore hin, die er in Bereitschaft hält. Maecenas wird eingeladen, am Symposium, das sich an Dankopfer und Opfermahl anschließen wird, auf die Rettung seines Freundes zu trinken und die Nacht festlich zuzubringen; der Gastgeber wird dafür Sorge tragen, daß das Gelage nicht ausartet, sondern friedlich und heiter verläuft.

In den drei Schlußstrophen findet auch die politische Gegenwart, die sich schon in Vers 16 ankündigt, Eingang im Gedicht. Der befreundete Politiker soll seine außen- und innenpolitischen Sorgen für einmal fahren lassen. Er ist berechtigt dazu, denn von außen droht dem römischen Reich keine Gefahr mehr; aber auch von der Innenpolitik soll sich Maecenas nicht allzusehr (nimium) in Beschlag nehmen lassen, ist er doch „privatus“, das heißt ohne öffentliches Amt. Breit wird die für Rom ungefährliche weltpolitische Situation ausgemalt. Dieser Hinweis auf die außenpolitische Sicherheit impliziert zugleich eine Huldigung an den Kaiser, den Schöpfer und Garanten der „pax Augusta“. Damit hat auch die große Zeitgeschichte Raum im Gedicht gefunden. Zugleich, für die künstlerische Ökonomie der Ode wichtig, tauchen hier, gegen das Ende des Gedichts, auch dunkle, kriegerische Gegenbilder zur in Aussicht gestellten friedlichen Festlichkeit auf.

Von der fünften Strophe an weitet sich die Ode ins Allgemeinere und verdichtet ihr Anliegen prägnant in einer Schlußsentenz. Dieses Anliegen kommt in den vielen Imperativen zur Sprache. Es sind deren sieben; und

<sup>5</sup> Vgl. Friedrich Klingner, *Römische Geisteswelt*, München <sup>5</sup>1965, S. 704–746.

sie erhalten ihr besonderes Gewicht dadurch, daß nicht weniger als fünf davon betont am Vers- oder sogar Strophenanfang stehen. Unmerklich gehen dabei die Imperative, die zur Teilnahme am konkreten Fest einladen, über in solche, die das Grundsätzliche herausarbeiten. Zwei Imperative bilden auch den nachdrücklichen Odenschluß; sie fassen das Lebensziel, die Haltung des „carpe diem“, in eine Gnome zusammen, welche das, was erstrebt werden soll, und das, was zu vermeiden ist, wie Plus und Minus einander entgegengesetzt und damit nochmals die beiden Grundtöne des Gedichts nebeneinander aufklingen läßt.

Blickt man näher zu, so enthält das unscheinbare Gelegenheitsgedicht an Maecenas entscheidende Grundmotive des Horazischen Dichtens. Das gilt einmal für das Hauptmotiv: das Herausrufen des Freundes aus den Sorgen und die Hinführung zum festlich-heiteren Genuß der Gegenwart. Im Anruf des Freundes bekundet sich ebenso sehr das Bedürfnis nach lebenswürdig-urbanem Umgang, nach festlicher Geselligkeit vor dem Hintergrund eines allgegenwärtigen Todesbewußtseins, wie das ethisch motivierte Anliegen, den Freund zur richtigen Lebensführung aufzurufen. So verbindet sich das Symptotische mit dem Lehrhaften, der Scherz mit dem Ernst. Die Horazische Freundschaftsdichtung hat einen durchaus lebenspraktischen Sinn. Dieser praktische Sinn der römischen „amicitia“ läßt den Willen vor dem Gefühl hervortreten. Das zeigt sich in den vielen Imperativen ebenso wie in den handlichen Sentenzen der Horazischen Gedichte.

Es geht um Lebenskunst, um das gemeinsame „rechte Leben“, nicht darum, den Freund zu verklären und zu überhöhen. Strukturbildend wird die Freundschaftsbeziehung in der Ode darin, daß Horaz den hochgestellten Freund aus dessen Welt, der Welt der Politik, hinüberraft in die seine, die Welt des Dichters. Wie sich Horaz als Odendichter in der Tradition der klassischen griechischen Formen und Motive geborgen weiß, so, möchte man sagen, sind es auch im Einladungsgedicht an Maecenas eher Welten als Individualitäten, die sich begegnen. Von sich selber teilt Horaz wenig mit. Die heitere Welt des Geistes aber, in der der Dichter lebt, macht sich in der Gelöstheit des Tones bemerkbar. Dem Horazischen heiteren Darüberstehen entspricht es, daß seine Oden auch Raum bieten für Humor.

Immer wieder münden Horazens Oden in die Formulierung des Lebensziels ein. Viele seiner Gedichte lehren nicht nur die Weisheit des „carpe diem“, sondern vollziehen auch eine Bewegung, die auf das Ergreifen des Augenblicks abzielt. Der Zielpunkt der Horazischen symptotischen Poesie liegt in der Aufforderung zum jetzt und hier stattfindenden, schlichten, privaten Fest.

Auch im Bereich der Geschichte preist Horaz die Gegenwart. Das Fest im kleinen Kreis verdankt sich der Augusteischen Friedensordnung und weiß sich in diese eingebettet. Horaz dichtet nach der Augusteischen Wende. Mit Augustus ist die weltpolitische Entscheidung gefallen; mit seiner Herrschaft ist die „goldene Zeit“ wiedergekehrt. Die Ode „Herculis ritu“ (c. III 14) zeigt, wie die persönliche Entwicklung des Dichters von jugendlicher Wildheit zum weisen Maß des Mannes mit der Entwicklung der römischen Geschichte parallel verläuft. Hinter alledem steht eine reflektierte philosophische Lebenshaltung: die Ethik Epikurs. Epikureisch ist die Lehre vom festlich-heiteren Lebensgenuß, zu dem Horaz hinführen möchte; epikureisch ist aber auch die Hochschätzung der Freundschaft. „Von allem, was die Weisheit zur Glückseligkeit des ganzen Lebens bereit hält, ist weitaus das Größte die Erwerbung der Freundschaft.“<sup>6</sup> „Der Edle kümmert sich am meisten um Weisheit und Freundschaft. Davon ist diese ein vergängliches, jene ein unvergängliches Gut.“<sup>7</sup> Zur Lebensweisheit Epikurs gehört auch die Warnung vor der Politik wie vor allem, was als Sorge die Ruhe des Geistes gefährdet, gehört die Ablehnung alles Triebhaften, das die Ausgeglichenheit des Gemüts stört.

Dem epikureischen Ideal des naturgemäßen Lebens entspricht bei Horaz, den Hölderlin den ‚stillen Römer‘ nennt<sup>8</sup>, eine einfache, schlichte, natürliche Sprache. Mindestens in der Wortwahl; Horaz sucht keine „poetischen“ Wörter. Dem Klang, dem Bild, der Syntax, der Komposition hingegen entlockt der Dichter den höchsten künstlerischen Reiz. Seiner stilleren Weise des Dichtens fehlen die kühnen Neubildungen, wie sie der pathetischen epischen Sprache oder dem prunkvollen pindarischen Siegeslied eigen sind. In der Ode „Pindarum quisquis studet aemulari“ (c. IV 2) hat Horaz bescheiden, obwohl er sich in gewissen Preisliedern dem hohen Ton Pindars näherte, den hymnischen Stil als den eigenen Möglichkeiten unangemessen abgelehnt. Denn das Hymnische entspringt, laut der antiken Lehre vom Erhabenen, einer enthusiastischen Leidenschaftlichkeit und läßt nicht eine transparente Ordnung erkennen, sondern strömt „gesetzlos“ und ekstatisch dahin.<sup>9</sup> Das aber widerspricht dem Horazischen Ideal der Klarheit und Harmonie der Seele. Für sich selber hat Horaz das hellenistische Stilideal des Kallimachos in Anspruch genommen: die kleine,

<sup>6</sup> Epikur, Von der Überwindung der Furcht. Eingeleitet und übertragen von Olof Gigon, 3. Auflage, Zürich und München 1983, S. 63.

<sup>7</sup> Ebd., S. 113.

<sup>8</sup> ‚Emilie vor ihrem Brauttag‘, StA I, 280, v. 111.

<sup>9</sup> Zur traditionsbildenden Kraft der Horazischen Formulierung vgl. Jochen Schmidt,

aber geschliffene Form. Sie verwirklicht sich in der funkelnden Kristallklarheit der Horazischen Poesie.

2

Als sich Klopstock, einundzwanzigjährig, am 13. Juni 1746 an der Universität Leipzig immatrikulierte, gedachte er seine ganze dichterische Kraft für das gewaltige Messias-Projekt einzusetzen; weltliche Oden zu schreiben hatte er nicht im Sinn. Noch im selben Jahr aber wurde er mit dem Kreis der sogenannten „Bremer Beiträger“ bekannt; es entwickelte sich ein enthusiastischer Freundschaftsbund; und diese Freunde nun, schreibt Klopstock, seien es gewesen, die ihn von seinem ursprünglichen Vorsatz gleichsam weglockt hätten. „Ich habe mir niemals vorgenommen gehabt, Oden zu schreiben, und gleichwohl ist es so weit gekommen, daß ich einige gemacht habe. Dies möchte aber noch zu verzeihen sein, wenn ich mich nur nicht zugleich der Gefahr ausgesetzt hätte, mit Langen auf einem Schauplatz zu erscheinen.“<sup>10</sup> Johann Adolf Schlegel gegenüber, einem um drei Jahre älteren Mitarbeiter der ‚Bremer Beiträge‘, der nächstens als Pfarrer ordiniert werden sollte, entschuldigt er sich scherzend für seine „profane“ Odendichtung: „Aber werden Sie auch bei Ihren jetzt vielleicht sehr ernsthaften Gedanken diese heidnische Ode lesen wollen? Meinen Vorsatz, nichts als den Messias zu schreiben, haben mir unsere Freunde, sozusagen entlockt. Ich habe auch eine Ode geschrieben, eine lange Ode, die in Gesänge abgeteilt werden konnte. Ich werde ihrer auch wohl noch mehr schreiben. Denn meine Freunde werden noch lange, noch sehr lange, leben.“<sup>11</sup> Bei der langen ‚heidnischen Ode‘, die dem Briefe beigelegt war, handelte es sich um das Gedicht ‚Auf meine Freunde‘ (1747).

Das erste Freundschaftsgedicht Klopstocks ist jedoch die Ode ‚An Herr Schmidten‘, die vermutlich im Frühjahr 1747 entstand. Adressat dieser gleichfalls alkäischen Ode ist Klopstocks engster Freund, sein Vetter Jo-

Hölderlins idealistischer Dichtungsbegriff in der poetologischen Tradition des 18. Jahrhunderts, in: HJb 1980/81, S. 98–121, S. 107 ff.

<sup>10</sup> An Bodmer, 21. Sept. 1748. – Friedrich Gottlieb Klopstock, Briefe 1738–1750, herausgegeben von Horst Gronemeyer, Berlin/New York 1979, S. 19. – In allen meinen Zitaten (auch aus der StA) ist die Orthographie modernisiert.

<sup>11</sup> An Johann Adolf Schlegel, erste Hälfte April 1748, a.a.O., S. 6. – „Konnte“ für „hätte können“ dürfte bei Klopstock, der ja noch lateinische Briefe schrieb, ein Latinismus sein; vgl. Rubenbauer-Hofmann, Lateinische Grammatik, München/Bamberg 1960, § 214.

hann Christoph Schmidt, der Bruder der Geliebten Fanny, der ebenfalls an der Leipziger Universität studierte und sich gleich ihm dichterisch betätigte, und zwar vor allem in der leichteren, anakreontischen Gattung; doch plante er auch eine große Dichtung über das Jüngste Gericht. Anscheinend unterstützte er seinen Vetter auch finanziell; Klopstock schreibt am 19. Oktober 1748 an Bodmer: „Meine Eltern, die sehr rechtschaffenen sind, haben Vermögen gehabt, und sind ohne ihr Verschulden unglücklich geworden. Seit der Zeit, da sie nicht mehr haben für mich sorgen können; so hat mein teuerster Freund, Schmidt, unter meinen Verwandten auf die edelste Art für mich gesorgt.“<sup>12</sup> Auch an Klopstocks Liebe zu dem „göttlichen Mädchen“ nahm Schmidt vorerst innigen Anteil und verwendete sich bei Fanny für seinen Freund. „Es ist ein recht göttlicher Jüngling!“<sup>13</sup> Die beiden scheinen indessen von gegensätzlichem Naturell gewesen zu sein: „Schmidt war eine leichtlebige, ständig zu Scherzen aufgelegte Natur; »alles zu travestieren, das ist sein ein und sein alles«, sagt Gleim über ihn“<sup>14</sup>. Wohl in erster Linie aus dem Bedürfnis heraus, wieder mit dem Jugendfreund zusammenzusein, hatte Klopstock seinen ersten Studienort Jena verlassen und war nach Leipzig gezogen, wo die beiden gemeinsam ein Zimmer bewohnten.<sup>15</sup>

An Herr Schmidten

Der du mir gleich bist, den die Unsterblichen  
Höhern Gesängen neben mir auferziehn,  
Schau mit mir, Schmidt, auf unsrer Freundschaft  
Zärtliche Jugend zurück und fühle

Was du da fühltest, als in Umarmungen  
Die uns zusegnend der im Olympus sah,  
Dein großes Herz mehr deinem Freunde  
Als nur gesungene Freundschaft wehte. 5

Eh wir den Menschen kannten, den göttlichen,  
Wenn er durch Taten den, der ihn schuf, verehrt 10  
Den tiefsten Pöbel aller Geister,  
Wenn er sich selbst, wenn er Gott verkennet;

<sup>12</sup> A.a.O., S. 26 f.

<sup>13</sup> An Bodmer, 5. Nov. 1748, a.a.O., S. 27.

<sup>14</sup> Horst Gronemeyer, a.a.O., S. 259. – Vgl. Erich Schmidt, Beiträge zur Kenntnis der Klopstockschen Jugendliryk, Strassburg 1880, S. 17 ff. – Ebd. die Ode ‚An Herr Schmidten‘, S. 1 f.

<sup>15</sup> Vgl. Horst Gronemeyer, a.a.O.

Eh noch des Nachruhms lockender Silberton  
 Dem Ohre süß klang, eh er allmächtig uns  
 Mit sich im Wirbelstrome fortriß: 15  
 Liebten wir uns unbemerkt und glücklich.

Zwar horcht auch oft schon unser früh waches Ohr  
 Nicht ganz unschuldig, ganz nicht unwissend mehr,  
 Wenn von den liedervollen Hügeln  
 Dichtern die Ewigkeit lächelnd zurief. 20

Noch jung und furchtsam bebte die Ehrbegier  
 Durch unser Herz hin. Freund, dann umarmt ich dich  
 Da hast du mir die schönsten Tränen  
 Welche mir jemals mein Herz durchdrungen

Auf meine Wangen jugendlich hingeweint: 25  
 Tränen der Freundschaft, Tränen der Ehrbegier,  
 Wenn du mit seelenvollem Auge  
 Bald mich umarmtest, bald Miltons Schatten

Auf heiligern Bergen als der Parnassus ist  
 Von Seraphinen und von Uranien 30  
 Allein besucht, sahst, menscheneinsam  
 Unnachgeahmt ohne Nebenbuhler.

Ich sah dich still an, und nur Uranien  
 Allein bemerket, dir aber unbemerkt,  
 Weissagend, in prophet'schem Geiste 35  
 Segnet ich, Schmidt, dich zum heiligen Dichter.

Die Distanz des Aufklärungszeitalters, die sich noch in der Förmlichkeit des Titels anzeigt (auch in den Briefen ist die Anrede noch per Sie!), ist in der Freundschaftsode an Johann Christoph Schmidt weggeschmolzen. Die Erhebung der Seele überfliegt alle Unterschiede und dringt zu einem gemeinsamen Wesenskern vor. Die Gleichheit von Sprecher und Adressat wird gefeiert und damit ein Resonanzraum der Seele eröffnet. Als „Dichter“ und als „Freund“ tritt der Angeredete in Erscheinung, und das Thema der Ode ist – „fühle / Was du da fühltest“ – das gemeinsame Fühlen des sie verbindenden großen, erhabenen, heiligen Gefühls.

Vom ersten Vers an ist der erhabene Ton da. Die vorangestellten priesterlich-pathetischen Relativsätze, der vorweggenommene Imperativ bauen eine Aura der Erhabenheit auf, welche dann die bis zum dritten Vers aufgesparte Anrede umgibt. Und nicht im Schäferkostüm, etwa als ein „Damon“ oder ein „Philokles“, erscheint der Freund im Gedicht; ihre

Freundschaft ist keine poetische Fiktion, und so wird Schmidt auch, in Horazischer Weise, mit seinem wirklichen Namen genannt. Ein künftiger großer Dichter spricht mit einem anderen, gleich ihm zu ‚höhern Gesängen‘ berufenen. Der Angeredete ist gleich dem Sprecher („neben mir“) unterwegs zum höchsten des menschlichen Geistes würdigen Ziel, zum Beruf des ‚heiligen Dichters‘, wie der Schlußvers präzisiert, zu einer religiösen Dichtung von höchster Erhabenheit. Beide sind sie nicht gewöhnliche Sterbliche; sie stehen in der Hut der „Unsterblichen“.

Und auch ihre Freundschaft ist ‚göttlich‘; auch sie steht unter dem Segen des höchsten Gottes. Wie ihr dichterischer Anspruch das übliche Maß übersteigt, so ist auch ihre Freundschaft „mehr“ als die übliche Konvention. Die Wendung, daß Schmidt dem Freund „mehr [...] Als nur gesungene Freundschaft weihte“, und die unmittelbar folgende Verherrlichung des Menschen, der sich durch „Taten“ als ‚göttlich‘ erweist, dürften ihr volles Gewicht wohl erst bekommen, wenn man darin auch Klopstocks Dank für Schmidts materielle Hilfe hört. Was schließlich beides, Dichtung wie Freundschaft, erst ermöglicht, ist das ‚große Herz‘, die ebenso zarte wie erhabene Fühlkraft (v. 7, vgl. v. 22, v. 24).

Der Rückblick in die Vergangenheit, zu dem die beiden Anfangsstrophen auffordern, schafft die Möglichkeit, das gemeinsame Existenzgefühl, in dem sich Religiosität, Freundschaftsenthusiasmus und Dichterehrgeiz unauflöslich durchdringen, zu entfalten und schwelgerisch auszukosten. Die dritte und vierte Strophe heben zuerst, in traditioneller Optik, die Knabenzeit als unschuldige und glückliche Kindheit ab von der gegenwärtigen Zeit der Erkenntnis und des dichterischen Ringens. Die Kindheit war die Zeit vor der bewußten Ausbildung des theologischen Welt- und Menschenbildes, das die Existenz des Menschen in kosmischen Dimensionen ausgespannt sieht zwischen den Mächten des Himmels und der Hölle – im ‚Messias‘ gehören die „Gottesleugner“ in der Hölle zum „untersten Pöbel“<sup>16</sup>; und sie war die Zeit vor dem Erwachen des brennenden Ehrgeizes nach ‚Nachruhm‘ und ‚Ewigkeit‘, dessen Allmacht durch das pakkende Bild des beide mit sich fortreisenden ‚Wirbelstroms‘ vor Augen geführt wird.

Die paradiesische Sicht der Kindheit wird indes im Fortgang der Ode eingeschränkt. Die fünfte Strophe schildert die ersten Momente des Erwachens, die frühen Begegnungen mit der erhabenen Welt der Dichtung und ihrer erregenden Verheißung. Zuerst wird ihr Anruf noch „furcht-

<sup>16</sup> ‚Der Messias‘, 2. Gesang, v. 416.

sam“ erfahren: das Wort hat, wie in Klopstocks gleichzeitigen Briefen, den Begriffsumfang des lateinischen ‚timidus‘, das auch ‚scheu‘ und ‚schüchtern‘ bedeutet. In einer weitausgreifenden, sich über drei Strophen hinziehenden Periode strebt die Bewegung des Gedichts dann ihrem Höhepunkt zu. Von Anfang an vollzog sich das erschauernde Aufquellen des Dichterehrgeizes gemeinsam mit dem Freund, der nun aufs neue emphatisch angerufen wird: die Tiefendimension dieses Erlebnisses kann nur im Du-Anruf, nur in inniger Zwiesprache ausgedrückt werden; die vorangehenden erzählenden Strophen waren Vorbereitung. Die Macht des neuen Gefühls, das die beiden ‚durchbebt‘, äußerte sich in gegenseitigen ‚Umarmungen‘ und „Tränen“.

Milton war es, der den beiden Freunden als das unvergleichliche Ideal eines Dichters vorschwebte und vorschwebt, der Sänger des ‚Verlorenen Paradieses‘, des erhabensten Epos aller Zeiten. Milton erhielt seine Inspiration ‚auf heiligen Bergen als der Parnassus ist‘: er übertrifft die Alten mit seiner heiligen Poesie. Die Verse beziehen sich auf Miltons Spätzeit, da dieser, zurückgezogen und völlig erblindet, sein weltumspannendes Epos vom Fall des Menschengeschlechtes diktierte; „menscheinsam“ verkehrt er nur mehr mit himmlischen Mächten, mit Engeln und mit Urania, der Muse der heiligen Dichtung.

Die letzte Strophe, die den Bogen von der Vergangenheit zur Gegenwart und Zukunft schlägt, überbietet den vorangegangenen Aufschwung durch Stille. In den geschilderten Momenten – in pietistischer Sprache würde man von „Verzückung“ reden – hat der Freund dem Freunde schweigend, von „prophet’schem Geiste“ erfüllt und also selber im Zustand göttlicher Inspiration, die Erfüllung des Jugendtraums gewissagt und den Gefährten, im Bewußtsein eigener Vollmacht, zum „heiligen Dichter“ gesegnet. Damit gibt der Freund dem Freund das Höchste, was er zu geben vermag: die Bestätigung des beiderseitigen kühnen Lebensentwurfs. Dieser Bestätigung bedarf es, denn die beiden jungen Dichter gehören zu den „wenigen Edlen“<sup>17</sup>, die eine schwere und von der Menge verkannte Laufbahn ergriffen haben. Der nüchterne und unbegeisterte „Pöbel“ mit seinem Spott bildet die Folie der heiligen Dichterexistenz. Die Ode endet so mit einer Art heiliger Dichterweihe. „Nur Uranien / Allein bemerket“: das heilige Schweigen bei sakralen Handlungen wird beachtet. Der Vorgang ist ganz in die Innerlichkeit verlegt. Die Ode dringt am Schluß in das innerste Heiligtum der Seele vor, in dem die

Grenzen zwischen Diesseits und Jenseits schwinden und Irdisches und Göttliches zusammenfallen.<sup>18</sup>

Klopstocks Erlebnis der Freundschaft, dem seine Odendichtung entspringt, ist undenkbar ohne die Subjektivierung und Verinnerlichung, die das religiöse Leben im Pietismus erfahren hatte. Wie im Pietismus geht es in Klopstocks Ode an Schmidt um die innige Gemeinschaft zweier gleichgestimmter Seelen, die sich auf die Gemeinsamkeit der tiefsten Seeleninhalte gründet. Die Welt tritt in den Hintergrund; gesellschaftlicher Rang, Stellung und Besitz sind äußerlich. Man begegnet sich in unmittelbarem Seelenaustausch. Der Freund ist der vom Göttlichen erfüllte Mensch; im Innersten der Seele wird die Transzendenz erfahren.<sup>19</sup>

Der Enthusiasmus andererseits, der aus Klopstocks Freundschaftsode spricht, ist undenkbar ohne das neue Ideal des wahren Poeten und der wahren Ausdruckshaltung, das die Schweizer Literaturtheoretiker Bodmer und Breitinger aufgestellt hatten und das seinen Mittelpunkt in der Idee des Erhabenen fand. Dichterisches Vorbild ist Milton, antike Autorität (Pseudo-)Longinus mit seiner Abhandlung ‚Über das Erhabene‘.<sup>20</sup> Beide Entwicklungslinien, die Säkularisierung der pietistischen Gefühlsreligion und die Vorbereitung einer neuen erhabenen Dichtung durch die Schweizer, laufen wie in Klopstocks ‚Messias‘ auch in seiner Odendichtung zusammen. Dieselbe Konstellation gilt für den unmittelbaren Vorgänger, Samuel Gotthold Lange, auf den Klopstock schon in dem anfangs zitierten Brief an Bodmer als auf seinen Rivalen hingewiesen hatte.<sup>21</sup> 1747 erschienen Langes ‚Horazische Oden‘, 1752 seine metrische Übersetzung des Horazischen Odenwerks. Es ist auch hier ein „erhaben“ verstandener Horaz, dem Lange als Dichter nacheifert und den er übersetzt; die Ode galt, nach den Lehren von Bodmer und Breitinger, als diejenige lyrische Gattung, die am

<sup>18</sup> Vgl. Bernhard Böschstein, Klopstock als Lehrer Hölderlins. Die Mythisierung von Freundschaft und Dichtung (‘An des Dichters Freunde’), in: HJb 1971/72, S. 30–42.

<sup>19</sup> Vgl. Wolfdietrich Rasch, Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts, Halle/Saale 1936, S. 36–62.

<sup>20</sup> Vgl. Karl Viëtor, Die Idee des Erhabenen in der deutschen Literatur, in: ders., Geist und Form. Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte, Bern 1952, S. 234–266. – Jochen Schmidt, a.a.O., S. 98 ff.

<sup>21</sup> Samuel Gotthold Lange, Horazische Oden und eine Auswahl aus Des Quintus Horatius Flaccus Oden fünf Bücher (übersetzt von S. G. Lange), Faksimiledruck nach den Ausgaben von 1747 und 1752, Stuttgart 1971; Nachwort von Frank Jolles, S. 3\*–38\*. – Entscheidend ist bei Langes „Horazischen Oden“, daß es sich größtenteils um ungerime Strophen handelt. Es finden sich aber noch keine eigentlichen Nachbildungen antiker Odenmaße; häufigstes Versmaß ist eine immer wieder variierte, der sapphischen Strophe angenäherte Odenform.

<sup>17</sup> ‚Auf meine Freunde‘, v. 220; ‚Der Messias‘, 1. Gesang, v. 20; 648.

besten für den Ausdruck enthusiastischer Gefühle geeignet war. „Horaz war ein Dichter, er dachte folglich anders als der Redner; der Affekt riß ihn hin, er redet lauter Empfindungen, und malet in einer beständigen Entzückung. Sein Feuer verstattete ihm keine erkältende Ordnung gemeiner Wortfügung; folglich sprach er ganz anders als es gewöhnlich war. Seine vorzügliche Stärke bestehet teils in dem Schwung seiner Gedanken, der etwas Plötzliches und Unvermutetes eigen hat, teils in der kraftvollen Kürze, und selbst in der Versetzung der Wörter, die er in solcher odenmäßigen Unordnung unter einander wirft, oder vielmehr kunstreich ordnet, als sie sich dem Gemüte des Lesers darstellen sollen.“<sup>22</sup>

Klopstock erlebte die antike Odenstrophe wie den Hexameter als Befreiung vom monotonen „Jambentrab“ und „Reimzwang“ der Aufklärungsdichtung. Das variationenreiche Schema der antiken Odenstrophen bot ihm die Möglichkeit, die Sprache zu dynamisieren, die Sätze an- und abschwellen zu lassen, nicht mehr nur durch den Inhalt, sondern in elementarer Weise durch den Rhythmus zu sprechen und die eigene Ergriffenheit in Klang und Bewegung umzusetzen. Der Rückgriff auf die antiken Versmaße bedeutete die Gewinnung des Rhythmus in der Dichtung.<sup>23</sup>

Klopstock wird so der Schöpfer der zum Hymnischen tendierenden Ode.<sup>24</sup> Der erhabene „Sänger“ schafft sich eine neue, unmittelbare, expressive Sprache. Diese nährt sich einerseits aus dem Sprach- und Vorstellungsbereich des Pietismus<sup>25</sup>, erfüllt aber gleichzeitig auch die Forderungen, die Bodmer und Breitinger an die Poesie gestellt hatten. In Klopstocks Freundschaftsode an Schmidt treffen wir auf Inversionen, „nachdrückliches“ Sprechen, Wortschöpfungen, anaphorische Intensivierungen und rhetorische Parallelisierungen, zwischengekeilte Nebensätze, um Spannung zu erzielen (v. 28 ff.). ‚Menscheneinsam‘ ist ein ‚Machtwort‘, das einen ganzen Vorstellungsbereich in sich zusammenballt. Der neue dichterische ‚Schwung‘, unterbrochen von ‚kraftvoller Kürze‘ (z. B. v. 21 f.), führt zu einer Überflutung sowohl der Vers- als auch der Strophengrenzen, aber auch des Metrums. Die Möglichkeit zu expressiven gegenmetrischen

<sup>22</sup> Ebd. Langes Vorrede zu: Des Quintus Horatius Flaccus Oden fünf Bücher und von der Dichtkunst ein Buch, poetisch übersetzt von Samuel Gotthold Lange, Halle 1752. – Langes Horazübersetzung wurde bekanntlich in Lessings ‚Vademecum für den Herrn Samuel Gotthold Lange, Pastor in Laublingen‘ (1754) vernichtend kritisiert.

<sup>23</sup> Vgl. Gerhard Kaiser, Klopstock. Religion und Dichtung, 2. durchgesehene Auflage, Kronberg/Ts. 1975, S. 304 f.

<sup>24</sup> Vgl. Karl Viëtor, Geschichte der deutschen Ode, München 1923, S. 110 ff.

<sup>25</sup> Vgl. August Langen, Der Wortschatz des deutschen Pietismus, 2., ergänzte Auflage, Tübingen 1968.

Wendungen ist benützt (v. 2, v. 26). Die Verben werden dynamisiert: ‚zusegnen‘ (v. 6), ‚hinbeben‘ (v. 21 f.), ‚hinweinen‘ (v. 25); ‚beben‘, als Grundgestimmtheit erschauernder Ergriffenheit, ist überhaupt ein Lieblingwort. Für die Steigerung des Empfindens sind die zum Teil absoluten Komparative bezeichnend: „Höherm Gesängen“ (v. 2), „mehr deinem Freunde / Als nur gesungene Freundschaft“ (v. 7 f.), „Auf heilgern Bergen als der Parnassus ist“ (v. 29). Diese Komparative stoßen ab vom Gewöhnlichen, zielen auf das Höchste. Bezeichnend für das neue „dithyrambische“ Lebensgefühl ist das Bild vom lockenden ‚Nachruhm‘, der „allmächtig uns / Mit sich im Wirbelstrome fortriß“ (v. 14 f.). Die unaussprechliche Gewalt der jugendlichen Empfindung drückt sich in elementarer Körpersprache aus: in ‚Umarmungen‘ (v. 5, v. 22, Z. 28), im ‚seelenvollen Auge‘ (v. 27), in den ‚Tränen‘, in welche sich die überwallende Empfindung ergießt (v. 23, v. 26).

Das „Herz“ ist, wie wir gesehen haben, das Organ des neuen Empfindens, das ‚große Herz‘, das empfänglich ist nicht nur für schmelzende Zärtlichkeit, sondern auch für Erhabenheit, Größe und göttliche Schauer. Die „Sprache des Herzens“, die sich seit der Jahrhundertmitte gegen die Herrschaft des „Witzes“ und Verstandes wendet, nimmt bei Klopstock eine erhaben-pathetische Färbung an. Das läßt sich sogar am Gebrauch dieser geläufigen Formel ablesen, die bei ihm, wie später bei Hölderlin, in emphatischer Inversion, als ‚des Herzens Sprache‘<sup>26</sup>, erscheint. Nach beiden Seiten hin, nach der Seite zärtlichen Fühlens in der „weichen Elegie“ wie nach der Seite des Erhabenen hin; stößt die Sprache bei Klopstock an ihre Grenze vor. Klopstock hat den „deutschen Horaz“, wie man Lange nannte, von Anfang an überholt.

### 3

Von Diotima getrennt, lebte Hölderlin vom Herbst 1798 bis zum Sommer 1800 als freier Schriftsteller in Sinclairs Nähe in Homburg, um das Empedokles-Drama ringend, mit seinem Journalplan beschäftigt, den kunsttheoretischen Entwürfen und endlich der Pindarübersetzung hingegen. Hölderlins Homburger Zeit brachte aber auch eine neue Blüte seiner Odendichtung hervor, die schon im letzten Frankfurter Jahr mit einer Reihe von epigrammatischen Oden eingesetzt hatte. Mit dieser Wiederaufnahme der Odendichtung nach fast zehnjähriger Unterbrechung

<sup>26</sup> ‚Der Abschied‘, v. 81.

scheint auch eine erneute Beschäftigung mit Horaz einhergegangen zu sein<sup>27</sup>; Hölderlins Jugendoden waren von Klopstock und seinen Nachfolgern beeinflusst gewesen. Unter den geplanten Aufsätzen für das Journal erwog der Dichter auch solche über Horaz und „über einzelne Oden des Horaz“. Horazisch könnte man den Ton etlicher Homburger Oden nennen, deren Bewegung in Stille, Maß und heitere Bescheidung mündet.

„Am Hofe“, schrieb der Dichter zu Anfang seines Homburger Aufenthalts der Mutter, „hat mein Buch einigermaßen Glück gemacht und man hat gewünscht, mich kennen zu lernen.“<sup>28</sup> Am 28. November 1799 feierte Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg ihren dreiundzwanzigsten Geburtstag. Zu diesem Fest überreichte ihr Hölderlin die bekannte Geburtstagsode, vielleicht zusammen mit der Ode ‚Gesang des Deutschen‘ und dem kürzlich erschienenen zweiten Band des ‚Hyperion‘. Wie die Prinzessin mehr als anderthalb Jahrzehnte später ihrer Schwester Marianne in einem Lebensrückblick beichtete, hatte Hölderlins Roman sie im Innersten getroffen und eine tiefe Leidenschaft zu seinem Verfasser ausgelöst. Dieser blieb freilich ein schwärmerisches Traumbild, das Ideal der jungen Frau, die Verkörperung ihrer Sehnsüchte. „Für mich war er eine *ideale Person* – die ich in seiner Gestalt festhielt – ein Wesen meiner Phantasie, denn aus der Wirklichkeit war nichts erwachsen – ich *sah* und *hörte* ihn ja nicht.“<sup>29</sup> Nach außen drang von der verborgenen Liebe fast nichts.

*Der Prinzessin Auguste von Homburg  
Den 28. Nov. 1799*

*Noch freundlichzögernd scheidet vom Auge dir  
Das Jahr, und in hesperischer Milde glänzt  
Der Winterhimmel über deinen  
Gärten, den dichtrischen, immergrünen.*

*Und da ich deines Festes gedacht und sann,  
Was ich dir dankend reichte, da weilten noch  
Am Pfade Blumen, daß sie dir zur  
Blühenden Krone, du Edle, würden.* 5

<sup>27</sup> StA V, 324–326; und Beißner StA V, 542–545.

<sup>28</sup> 10. Okt. 1799, Nr. 165, StA VI, 284. – Mit dem „Buch“ ist der erste Band des ‚Hyperion‘ gemeint.

<sup>29</sup> StA VII, 2, 150. – Vgl. zum Folgenden: Werner Kirchner, Das „Testament“ der Prinzessin Auguste von Hessen-Homburg, in: ders., Hölderlin. Aufsätze zu seiner Homburger Zeit, herausgegeben von Alfred Kelleter, Göttingen 1967, S. 69–123; Gerhard Kurz, ‚Hyperion‘ auf dem Fenster, in: Homburg vor der Höhe in der deutschen Geistesgeschichte. Studien zum Freundeskreis von Hegel und Hölderlin, herausgegeben von Christoph Jamme und Otto Pöggeler, Stuttgart 1981, S. 48–66.

*Doch Andres beut dir, Größeres, hoher Geist!  
Die festlichere Zeit, denn es hallt hinab  
Am Berge das Gewitter, sieh! und  
Klar, wie die ruhigen Sterne, gehen* 10

*Aus langem Zweifel reine Gestalten auf;  
So dünkt es mir; und einsam, o Fürstin! ist  
Das Herz der Freigebornen wohl nicht  
Länger im eigenen Glück; denn würdig* 15

*Gesellt im Lorbeer ihm der Heroë sich,  
Der schönereife, echte; die Weisen auch,  
Die Usnern, sind es wert; sie blicken  
Still aus der Höhe des Lebens, die ersten Alten.* 20

*Geringe dünkt der träumende Sänger sich,  
Und Kindern gleich am müßigen Saitenspiel,  
Wenn ihn der Edlen Glück, wenn ihn die  
Tat und der Ernst der Gewaltgen aufweckt.*

*Doch herrlicht mir dein Name das Lied; dein Fest  
Augustal durst ich feiern; Beruf ist mirs,  
Zu rühmen Höhers, darum gab die  
Sprache der Gott und den Dank ins Herz mir.* 25

*O daß von diesem freudigen Tage mir  
Auch meine Zeit beginne, daß endlich auch  
Mir ein Gesang in deinen Hainen,  
Edle gedeihe, der deiner wert sei.* 30

Die Anreden zeigen die dreiundzwanzigjährige Auguste in liebender Verklärung: „du Edle“ – „hoher Geist!“ – „o Fürstin!“ – „Augusta!“ – „Edle!“. Jede dieser Anreden ist eine Rühmung. Die beiden Attribute, die die anderen wie eine Klammer umfassen, ordnen die Prinzessin denjenigen Menschen zu, die ihre höhere Abkunft kennen und darum nicht in die gemeine Betriebsamkeit der Welt verstrickt sind. Eben deshalb steht Auguste in einer liebenden Beziehung zur Natur. Davon ist in den beiden ersten Strophen und wieder in der Schlußstrophe die Rede. Von der Umgebung der Prinzessin treten nur die ‚Gärten‘ und die ‚Haine‘ hervor; das Possessivpronomen – ‚deine Gärten‘ (v. 3 f.), ‚deine Haine‘ (v. 31) – macht deutlich, daß sie wesentlich zu ihr gehören. Die ‚Gärten‘, eine Synthese von menschlicher Tätigkeit und Natur, sind ‚dichtrisch‘, ‚immergrün‘: Sie sind so angelegt, daß im Wechsel immer etwas grünt und lebt, so wie die Dichter das vergängliche Leben der Welt sammeln und ins Gedicht retten.

Die Prinzessin findet Zuflucht und Geborgenheit in der immer lebendigen Natur.

So scheint selbst der Herbst wie ihr zu Ehren nicht dem Winter weichen zu wollen; noch verweilt die schöne Jahreszeit, und der „in hesperischer Milde“ glänzende Novemberhimmel rückt den Homburger Schloßpark in die Nähe jenes mythischen Paradiesgartens im spanischen Westen. Sogar Blumen blühen noch am Wege; sie sollen der Gefeierten, vom Dichter „dankend“ gereicht, zur ‚blühenden Krone‘ werden – eine Formulierung, in der wieder die Versöhnung von Natur und ‚Kunst‘ durchblickt.

In betontem Gegensatz führen die folgenden Strophen über diese Naturbilder hinaus in den Raum der Geschichte. Das Geburtstagsfest der Prinzessin, die in diesem Zusammenhang mit „hoher Geist!“ und „o Fürstin!“ angerufen wird, bildet den Ausgangspunkt für die Feier eines größeren Fests. Die Anrede „hoher Geist!“ feiert wie der nahezu gleichbedeutende Name „Augusta“ neben der Naturnähe die andere Seite ihres Wesens; denn eben das macht die edle Seele aus, daß sie beides in sich vereinigt: zärtliche Liebe zur Natur und erhabene Gedanken.<sup>30</sup>

Milde und freundlich gestimmt ist die späte Jahreszeit; ‚festlicher‘ und höher gestimmt als die Natur ist die „Zeit“. Die Zeitereignisse bieten der jungen Fürstin „Größeres“ als die letzten Blumen des Jahrs. Das Geschenk der Zeit ist der Frieden: die jahrelangen Kriegsereignisse scheinen endlich ein Ende zu finden, und damit wird sich die Geschichte auf die langersehnte Erfüllung zubewegen. Erfüllung der Geschichte aber heißt, daß die bisherige Einsamkeit überwunden sein wird, daß sich die bislang vereinzelt „Edlen“ zu festlicher Gemeinschaft zusammenfinden. Das ‚Fest‘ der Zeit bedeutet bei Hölderlin allumfassende Kommunikation; die ganze Welt tritt ins Du-Verhältnis.

Ein weiterer Wesenszug Augustes wird damit offenbar. Die Prinzessin gehört – wir kennen die ursprünglich pietistische Vorstellung bereits – zu den „Edlen“, die, wie es in einer Ode Klopstocks heißt, „so einsam hier unten sind“<sup>31</sup>. Auch sie trägt ihr geheimes Leid; es besteht darin, daß ihr „Glück“, der Reichtum ihres Herzens, zugleich ihr tiefes Unglück ist. Sie kann sich niemandem öffnen, niemandem mitteilen; das „Herz der Freigebornen“ findet sich in einer Welt von „Knechten“ und „Barbaren“; und darum bleibt ihr „Glück“ bloß ihr „eigenes Glück“. Die Innerlichkeit ist zum Leiden geworden. Wie man mit Recht betont hat, ist „der Freigebornen“ Plural; der Dichter, der die Not solcher Unglücklicher aus eigener

<sup>30</sup> Auch Diotima wird „ein erhabner Geist“ genannt (StA III, 56 [I, 100, Z. 14]).

<sup>31</sup> ‚Friedensburg‘, v. 31 f.

Erfahrung kennt, bezieht sich selber mit ein. („Du weißt nicht, wo Du hin mit Deiner Liebe sollst, und mußt um Deines Reichtums willen betteln gehn.“<sup>32</sup>) Mit ihrem Leiden aber ist Auguste nicht nur dem Dichter selber verwandt, sondern ebenso eine Verwandte Diotimas oder Pantheas im ‚Tod des Empedokles‘. Kurze Gedichte an oder über Diotima aus dem Jahre 1798 beklagen das gleiche Schicksal: Eine „schöne Seele“, die, ihr selber unbewußt, in sich harmonisch-entgegengesetzt die Kräfte der Liebe und des Geistes vereinigt, findet in ihrer Zeit kein Echo und kein Verständnis und ist darum zum Verwelken verurteilt.<sup>33</sup> Auch der Prinzessin Auguste fehlten bis jetzt die Partner, bei denen sie aus ihrer Innerlichkeit hätte heraustreten können. Das wird sich nun, durch den Gang, den die Geschichte nehmen wird, ändern.

Die Geburtstagsode an Prinzessin Auguste gehört, wie man bemerkt hat, zur literarischen Gattung des Preisgedichts. Entscheidend aber ist, daß sich dieses Preisgedicht durchgehend als Gespräch exponiert.<sup>34</sup> Die Sprache zeigt einen dauernden Wechsel von ‚du‘ und ‚ich‘, von ‚dir‘ und ‚mir‘, von ‚dein‘ und ‚mein‘. Die Gesprächssituation gestaltet auch die Gliederung: die ersten fünf Strophen gelten dem angerufenen Du, die letzten drei reflektieren auf das sprechende Ich, doch immer im Bezug auf den Gesprächspartner. Nicht weniger als fünfmal ruft das Widmungsgedicht die Adressatin an – wozu noch das „sieh!“ in Vers 11 zu stellen wäre – und bekräftigt so stets aufs neue die innige Verbindung. In dieser odischen Gesprächsform erweist sich Hölderlins tiefe Angewiesenheit auf „Teilnahme“, sein unstillbares Bedürfnis, das „Herz“ sprechen zu lassen. „Dies Glück wird einem in der Welt so wenig zuteil, daß man es leicht verlernen könnte.“<sup>35</sup> Kommunikation solcher Art gehört zu den Strukturmerkmalen von Hölderlins Dichtung; jedes Gedicht vollzieht sie und antizipiert damit die Sprache der Liebe, die künftig allen gemein sein wird.

Das Verhältnis des sprechenden Ichs zum angeredeten Du ist dasjenige der Liebe, des Danks, der Verehrung, ja man ist versucht zu sagen: die Gefühlslage des verehrenden Ichs rastet sich auf kindliches Demutsverhalten ein. Ein solches Verhalten gilt nicht allein für Hölderlins Beziehung zur Mutter oder Großmutter, zu Klopstock, Schiller und Heinse, bei denen sich sofort ein Verhältnis von „Meister“ und „Schüler“, „Vater“ und „Sohn“ einstellt, sondern bisweilen sogar für seine Freundschaftsbeziehun-

<sup>32</sup> Brief an den Bruder, 2. Nov. 1797, Nr. 147, StA VI, 254.

<sup>33</sup> ‚An Diotima‘, StA I, 230; ‚Diotima‘, StA I, 231; ‚Diotima‘, StA I, 242; ‚An ihren Genius‘, StA I, 243; vgl. ‚Der Tod des Empedokles‘, StA IV, 34 f.

<sup>34</sup> Vgl. Gerhard Kurz, a.a.O., S. 61 f.

<sup>35</sup> Brief an die Mutter, 11. Dez. 1798, Nr. 170, StA VI, 298.



gen. In Horazens Verhältnis zu Maecenas wird das Wunder menschlicher Nähe inmitten fester gesellschaftlicher Rangunterschiede sichtbar. Klopstocks Adressaten sind idealisiert und erhoben; der Dichter empfindet sich ihnen gegenüber jedoch als durchaus ebenbürtig; Klopstock hat auch die größte literarische Autorität der damaligen Zeit, Bodmer, unbefangen und im Vollgefühl eigener Außerordentlichkeit als seinesgleichen genommen und ihn alsbald in seine intimen Herzensangelegenheiten eingeweiht. Bei Hölderlin jedoch stellt sich ineins mit der verklärenden Erhöhung des andern zunächst komplementär das demütige Gefühl des eigenen Ungnügens ein; in der Augusta-Ode: der Dichter ‚träumt‘ bloß (v. 21 ff.). Wenn er sein Tun mit den jetzt sichtbar werdenden Realitäten vergleicht, die ihn ‚aufwecken‘, mit dem „Glück“ der „Edlen“, der heroischen „Tat“ und dem „Ernst“ der zeitgenössischen philosophischen Leistungen, so kommt er sich als ‚geringe‘ vor, so erscheint ihm sein Dichten als ein kindliches, müßiges Tun ohne Existenzberechtigung. Hölderlins Drang, zu idealisieren, und das Gefühl des eigenen Ungnügens bedingen sich gegenseitig, so wie sich sein ‚glühender Traum‘<sup>36</sup> der Zukunft und die notvolle Erfahrung der eigenen Gegenwart gegenseitig bedingen.

Sehnsucht und Glaube, durch die Zuwendung eines Menschen belebt, halten aber am Ziel fest, dessen Erfüllung als bereits sich anbahnend, als unmittelbar bevorstehend geschaut wird.<sup>37</sup> Wenn Horaz in seiner Ode zum festlichen Genuß der Gegenwart führt, Klopstock sich in eine Innerlichkeit hineinsteigert, in der die Grenzen von Immanenz und Transzendenz fallen, so beschwört Hölderlin die langersehnte Wende. Indem er, im erhöhten Augenblick, im Augenblick liebender Kommunikation, die Zeit als Übergang begreift, vermag er seinem dichterischen Auftrag nachzukommen, ‚zu rühmen Höherer‘ und zu danken. Aus dem Gesichtspunkt des Übergangs gesehen „ist alles gut“. Immer aber müssen die leuchtenden Zukunftsvisionen einem dunklen Widerstand abgerungen werden. Aus dem Andichten gegen eine beständige Bedrohung, die Erfahrung von Isolation und Sprachlosigkeit, nährt sich das Pathos der Hölderlinschen Sprache, gewinnt sie ihre Festlichkeit, ihre Leuchtkraft und ihren Schmelz.

Im Unterschied zu Klopstocks noch barock-kosmischer Weltanschauung erfährt Hölderlin die Welt als Geschichte. Die Einsamkeit der „Edlen“ wird bei ihm nicht mehr, wie bei Klopstock, als Stigma der irdischen Existenz

schlechthin verstanden, der nur im Jenseits Erlösung zuteil wird, sondern als die Not einer Epoche, welche durch den dialektischen Gang der Geschichte selber ihre Überwindung findet. Hölderlin hat Klopstock sowohl als Dichter der Freundschaft wie als vaterländischen Dichter verehrt.<sup>38</sup> Bei Klopstock indessen handelt es sich um verschiedene Stadien der Entwicklung. Mit Freundschaftsoden hat Klopstocks Odendichtung begonnen, und erst in den sechziger Jahren setzt die vaterländische Dichtung ein, die zu den vaterländischen Dramen führt und angesichts der Ereignisse in Frankreich die großen Revolutionsoden zeitigt. In Hölderlins Oden, Hymnen und Elegien jedoch sind die beiden Themen „Freundschaft“ und „Geschichte“ unauflöslich miteinander verbunden und aufeinander bezogen; die Möglichkeit gegenwärtiger Kommunikation trägt und bestätigt Hölderlins Entwurf der Zukunft.

Dieses Glück gegenwärtiger Verbundenheit und das Pathos der Wende, Demut und Hoffnung prägen auch die Rhythmik der Augusta-Ode. Diese verläuft in zwei Wellenbewegungen. Den ersten Gipfel bilden die drei Strophen, die die erlösende Zukunftsperspektive entwerfen; eine einzige weitausgespannte Folge von kurzen Hauptsätzen überströmt hier sowohl die Vers- wie die Strophengrenzen und überspielt mit ihrem fast atemlosen Vorwärtsdrängen den ruhigen Grundcharakter der alkäischen Strophenform. Die anderen Strophen schließen gehaltener mit einem Punkt, und nur in der sechsten klingt nochmals der gleiche frohlockende Ton auf; auch die grammatischen Kennzeichen – gedrängte, knappe Hauptsätze, Strichpunkte, Ausrufezeichen, Versenjambement – wiederholen sich. In den übrigen Strophen aber fällt die ruhige Satzführung, fallen die eigenartig nachdrucklos gestalteten Versschlüsse auf: Die Innigkeit des Tones oder die Bescheidung des Sprechers lassen hier keine pathetische Behandlung des Versmaßes zu.

Die ungesicherte, zwischen Hoffnung und Verzweiflung ausgespannte Labilität von Hölderlins Existenz, die auffällig mit Klopstocks Lebenssicherheit kontrastiert, führt zu den eigentümlichen Hölderlinschen Gefühlskurven im Gedicht: ausgehend von dem liebevoll-ruhigen Beginn („Noch freundlichzögernd scheidet vom Auge dir“) zu der visionären Steigerung in der dritten Strophe („Doch Andres beut dir, Größeres, hoher Geist!“), zum Zurücksinken in der sechsten („Geringe dünkt der träu-

<sup>36</sup> ‚An Eduard‘, Zweite Fassung, StA II, 41, v. 20; vgl. ‚Mein Vorsatz‘, StA I, 28, v. 18.

<sup>37</sup> Dieses Grundmuster schon in den Oden ‚Mein Vorsatz‘, StA I, 28 und ‚An Thills Grab‘, StA I, 83 f.

<sup>38</sup> Vgl. Günter Mieth, Einige Aspekte der Wirkung Klopstocks auf Hölderlin, in: Friedrich Gottlieb Klopstock. Werk und Wirkung. Wissenschaftliche Konferenz der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, herausgegeben von Hans-Georg Werner, Berlin 1978, S. 203–210.

mende Sänger sich“), zu neuerlichem Aufschwung in der siebten („Doch herrlicht mir dein Name das Lied“), zu der sehnsüchtigen Bitte der letzten Strophe.

So durchläuft Hölderlins Gedicht eine ganze Skala von Stimmungen. Hölderlins Oden sind reicher, durchkomponierter und strukturierter als die Klopstockschen. Hölderlin war sich über die Gefahr im klaren, die dem pathetischen Dichter droht, wenn er sich rauschhaft von einem immer größeren Pathos dahinreißen und erheben läßt: „Man kann auch in die Höhe *fallen*, so wie in die Tiefe.“ Der Dichter darf „aber ja nicht denken, daß er nur im *crescendo* vom Schwächern zum Stärkern sich selber übertreffen könne, so wird er unwahr werden, und sich überspannen; er muß fühlen, daß er an Leichtigkeit gewinnt, was er an Bedeutsamkeit verliert, daß Stille die Heftigkeit, und das Sinnige den Schwung gar schön ersetzt“.<sup>39</sup> Ohne Hölderlins Lehre vom Wechsel der Töne, die sich in der Homburger Zeit ausbildet, strapazieren zu wollen, läßt sich doch auch für die Geburtstagsode ein entschiedener Wechsel von naturnaher Beschreibung, emphatischer Zukunftsvision und Reflexion auf den Dichter feststellen.

Mit Klopstock teilt Hölderlin die Vorliebe für das klangvolle, weitausholende, nachdrückliche Wort. ‚Freundlichzögernd‘, ‚schöngereift‘ – das sind Klopstocksche Wortfügungen; ebenso die Komparative – „Größeres“, ‚die festlichere Zeit‘, „Höheres“ – oder das ohne Präfix verwendete Simplex ‚herrlichen‘. Von Klopstocks Sprache unterscheidet sich diejenige Hölderlins jedoch wieder durch ihre durchgängige Naturmetaphorik. Auch die bevorstehende geschichtliche Wende oder der ersehnte eigene Durchbruch zu einer vaterländischen, sich an Pindars hohem Stil orientierenden Dichtung<sup>40</sup> wird mit Metaphern aus dem Naturbereich beschrieben: die zuendegehenden Revolutionskriege werden unter dem Bild eines verhallenden „Gewitters“ gesehen; die neuen Gestalten gehen ‚klar, wie die ruhigen Sterne‘, auf; der „Heroë“ ist der „schöngereifte, echte“; und des Dichters Gesang möge ‚gedeihen‘.

In dieser Naturmetaphorik zeigt sich ein Paradigmenwechsel an. Nicht mehr der geoffenbarte transzendente Schöpfergott, zu dessen allgegenwärtiger Majestät sich der menschliche Geist gleichwohl fühlend, denkend und anbetend zu erheben vermag, sondern das Leben der Natur, von dem die Geschichte ein Teilbereich ist, gilt Hölderlin als die letzte Instanz. In

<sup>39</sup> ‚Reflexion‘, StA IV, 233 und 234.

<sup>40</sup> Vgl. Albrecht Seifert, Untersuchungen zu Hölderlins Pindar-Rezeption, München 1982.

diesem immanenten Pantheismus sind alle Lebensbereiche miteinander verwandt und gehorchen demselben Lebensrhythmus. Der Wechsel von „Tag“ und „Nacht“, „Schwüle“ und „Gewitter“, „Blühen“ und „Reifen“ – diese Natursprache drückt nicht nur das Leben der Naturerscheinungen aus, sondern gilt auch für das Leben der einzelnen Menschen und das Leben der Völker. Auch hierin bekundet sich wieder das Bestreben, „Kunst“ und Natur, Innen und Außen, Ich und Welt zu versöhnen. Kraft dieser geistigen Grundlagen wird Hölderlins Sprache, weil sich, anders als in Klopstocks Alleinheitsgefühl, im Teil das Ganze kundgibt, „bedeutender“ und zugleich anschaulicher, dichter, sinnlicher als Klopstocks Sprache der Innerlichkeit. Nicht zuletzt die Naturmetaphorik, die bis in die etymologische Erneuerung des einzelnen Worts durchschlägt, sichert Hölderlins poetischer Sprache ihre unverwelkliche Frische.

# Hölderlins 'Stimme des Volks'

Von

Erich Mayser

Zu Hölderlins Ode 'Stimme des Volks' liegen nur wenige Einzelinterpretationen vor.<sup>1</sup> Die wohl interessanteste veröffentlichte R. Nägele 1980 in 'Le pauvre Holterling'. Er beginnt mit der Bemerkung:

Ein Text, der gegen Ende des ersten Jahrzehnts nach der Französischen Revolution die Stimme des Volks, wenn auch zögernd, mit Gottes Stimme gleichsetzt, muß aufhören lassen. Merkwürdigerweise aber fehlt in der intensiv geführten Diskussion um Hölderlins Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution fast jeder Hinweis auf diesen Text, der doch, wie es scheint, ins Zentrum einer solchen Diskussion gehörte. Umgekehrt kommen in den wenigen Interpretationen dieses Textes seine konkreten historischen und politischen Implikationen kaum zur Sprache.<sup>2</sup>

Es scheint zwar so, als habe Nägele die gerade für seinen Deutungsansatz wichtigen Hinweise auf die Ode bei P. Bertaux<sup>3</sup> und G. Kurz<sup>4</sup> übersehen, man wird ihm aber dennoch im Prinzip zustimmen können. Die Feststellung jedenfalls ist zutreffend, daß die älteren von W. Michel und W. Kayser vorgelegten Interpretationen, die eher paraphrasierend bzw. strukturanalytisch-immanent verfahren, die „konkreten historischen und politi-

schen Implikationen“ des Textes nicht berücksichtigen. Auch darf in der Tat als sonderbar gelten, daß die Ode in der Diskussion um Hölderlins Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution und ihren Folgeerscheinungen in Deutschland, auch in der Diskussion um seine Stellung als Dichter und seine Auffassung vom Dichterberuf insgesamt nur wenig Beachtung gefunden hat (wenn man einmal von den schon erwähnten Bertaux und Kurz absieht). Aufhören lassen die Worte, mit denen das Gedicht anhebt; nicht minder bedeutsam erscheint der resignativ selbstwertbewußte Schluß; nachdenklich stimmt schließlich der Bericht vom Untergang der zweimal belagerten Stadt Xanthos, den Hölderlin in die zweite Fassung aufnahm<sup>5</sup> und der Deutung herausfordert schon allein deshalb, weil er ein dem Gedicht scheinbar disparates, nämlich narratives Element einbringt. Was Nägele hierzu und über den Zusammenhang des Textes mit grundsätzlichen Fragestellungen der Epoche sagt, überzeugt und kann unwidersprochen bleiben. Der Bedeutung der Xanthos-Strophen, denen meiner Meinung nach eine Schlüsselfunktion für ein Gesamtverständnis des Textes zukommt, werden seine Ausführungen jedoch kaum gerecht. Nägele erkennt zwar, daß sie nicht einfach nur als anekdotische Erweiterung oder Aufschwellung betrachtet werden können, seine dieser Einsicht folgenden Darlegungen dienen jedoch hauptsächlich dem Zweck, eine, wie mir scheint, ziemlich willkürliche Übereinstimmung zwischen Hölderlins Text und S. Freuds 'Jenseits des Lustprinzips' zu konstruieren. So glaubt er z. B. „eine frappierende Parallelität im Prozeß und in der Strategie der beiden Texte“<sup>6</sup> wahrnehmen zu können, und dies im wesentlichen deshalb, weil „Fallerzählungen“ (Xanthos-Erzählung, Kinderspielanekdote) in sie eingelassen sind. Daß bei solcher Betrachtungsweise die merkwürdigsten Textzusammenstellungen möglich werden, ist offensichtlich, scheint Nägele jedoch nicht bewußt zu sein. Nicht viel anders verhält es sich mit dem, was er „thematische Berührungspunkte“ nennt. Insbesondere ist es m. E. nicht möglich, den Begriff des Wiederholungszwangs in seiner spezifisch Freudschen Fassung auf die Wiederholungshandlung der Xanthos in Hölderlins Text anzuwenden. Freud versteht unter „Wiederholungszwang“ die Kraftäußerung von Verdrängtem.<sup>7</sup> Der eine bestimmte Handlung zwanghaft Wiederholende weiß

<sup>1</sup> Über 'Stimme des Volks' äußert sich Wilhelm Michel in seinem Buch 'Hölderlins Wiederkunft', Wien 1943, S. 29 ff. Zu erwähnen ist ferner die auf der Ebene der Textbeschreibung außerordentlich sensible Auslegung Wolfgang Kayzers in: Die deutsche Lyrik. Form und Geschichte. Interpretationen. Vom Mittelalter bis zur Frühromantik. Hrsg. v. B. v. Wiese, Düsseldorf 1964, S. 381-393.

<sup>2</sup> Rainer Nägele, Der Diskurs des andern. Hölderlins Ode 'Stimme des Volks' und die Dialektik der Aufklärung, in: Le pauvre Holterling, Blätter zur Frankfurter Ausgabe, Nr. 4/5, Frankfurt a. M. 1980, S. 61-76.

<sup>3</sup> Pierre Bertaux (Hölderlin und die Französische Revolution, Frankfurt a. M. 1969) zieht die erste Strophe der Ode heran, um die seiner Meinung nach unbeirrbar „volksfreundliche Gesinnung“ (S. 135) Hölderlins zu belegen.

<sup>4</sup> Gerhard Kurz (Mittelbarkeit und Vereinigung. Zum Verhältnis von Poesie, Reflexion und Revolution bei Hölderlin, Stuttgart 1975) zitiert die letzte Strophe im Zusammenhang seiner Ausführungen zu Hölderlins typologischer Geschichtshermeneutik (S. 189).

<sup>5</sup> Das Gedicht liegt in zwei Fassungen vor, deren Ausgangspunkt die zweistrophige Kurzode 'Stimme des Volks' bildet, die der Dichter im Sommer 1798 zusammen mit anderen kürzeren Texten an Neuffer geschickt hatte. Vgl. StA I, 556 ff.; II, 486 ff.

<sup>6</sup> Nägele, a. a. O., S. 71.

<sup>7</sup> Vgl. Sigmund Freud, Jenseits des Lustprinzips, in: Gesammelte Werke Bd. 13, 8. Aufl. Frankfurt 1976, S. 18 passim.

im Grunde nicht, warum er sie wiederholt. In Hölderlins Text liegen die Verhältnisse anders. Hier, in der Xanthos-Episode, geht es darum, daß ein geschichtlich exemplarisches Handeln im Gedächtnis eines Kollektivsubjekts bewahrt wird („So hatten es die Kinder gehört“) und als exemplarisches Handeln das Verhalten in einer zweiten Situation, die mit der ersten allerdings nur äußerlich vergleichbar ist, bestimmt. Da die Xanthier von der Gültigkeit des überkommenen Verhaltensmusters überzeugt sind, gehen sie zugrunde im Bewußtsein, das Richtige zu tun. Eben hierin liegt ihre Tragik.

Im Unterschied zu Nägele glaube ich also nicht, daß Freuds 'Jenseits des Lustprinzips' bei der Auslegung von 'Stimme des Volks' eine wesentliche Hilfe sein kann. Erfolgversprechender scheint es mir, den Bericht vom Untergang Xanthos' auf seinen zeitgenössischen Anspielungsgehalt, eine mögliche historische Strukturanalogie hin zu überprüfen. Der Fall der Stadt Xanthos ist sicherlich einzigartig, es entspricht jedoch Hölderlins Denkweise, wenn man ihn nicht als einmaligen, unwiederholbaren versteht. Ist es nicht so, daß Hölderlin, wenn er von Sagenhaftem spricht, in der Regel immer auch Zeitgenössisches, Gegenwärtiges meint?<sup>8</sup> – Doch folgen wir zunächst der komplexen Gedankenbewegung des Textes selbst.

Daß die Stimme des Volkes Gottes Stimme sei, daß also die *volonté générale* Kundgabe historischer Vernunft, Ausdruck göttlichen Willens sei, dies, so sagt der Ich-Sprecher, habe er in „heil'ger Jugend“ geglaubt. Ereignisse, die zunächst nicht genannt werden, auf die aber dann im zweiten Teil des Gedichts der Bericht vom Schicksal der Stadt Xanthos hinweist, haben Zweifel an der Berechtigung der Gleichsetzung der Stimme des Volks mit der Stimme Gottes geweckt. Aus diesen Zweifeln erwachsen jedoch nicht Ernüchterung und Abkehr vom Glauben der Jugend. Die Position des Ich-Sprechers kennzeichnet vielmehr ein trotziges Insistieren. Wie nachdrücklich dieses gemeint ist, wird nicht zuletzt deutlich, beachtet man die Interpunktion und den metrisch-rhythmischen Gang der alkäischen Strophe:

*Du seiest Gottes Stimme, so glaubt' ich sonst  
In heil'ger Jugend; ja, und ich sag' es noch!<sup>9</sup>*

<sup>8</sup> Vgl. z. B. Hans-Wolf Jäger, Diskussionsbeitrag: Zur Frage des ‚Mythischen‘ bei Hölderlin, in: Hölderlin ohne Mythos, hrsg. v. I. Riedel, Göttingen 1973, S. 81–90. Vgl. auch Christoph Prignitz, Friedrich Hölderlin. Die Entwicklung seines politischen Denkens unter dem Einfluß der Französischen Revolution, Hamburg 1976, S. 141 passim.

<sup>9</sup> StA II, 51.

Die Kolongrenze des zweiten Verses ist besonders ausgeprägt spürbar, das darauf folgende „ja“ ist deshalb stark akzentuiert zu sprechen, und nicht von ungefähr auch fallen „sag“ und „noch“ auf Hebungsstellen. Der da spricht, ist trotz spezifischer Erfahrungen offenkundig nicht dazu bereit, die Träume, Ahnungen und Hoffnungen seiner Jugend zurückzunehmen; er will verstehen, Klarheit gewinnen in einem Akt der Selbstreflexion, wie auch in der Reflexion auf die Bedingungen und historischen Formen der Manifestation des Volkswillens. Zum Austrag kommt dieser Reflexionsprozeß in der Bildhaftigkeit eines Vergleichs, der mit den beiden letzten Versen der ersten Strophe beginnt und die nachfolgenden sechs Strophen, recht besehen den ganzen ersten Teil des Gedichts bis zum Einsetzen der Xanthos-Erzählung, beherrscht.

So wie die Ströme „selbstvergessen“, „Ruhe suchend“ dem Meer zueilen, auf ‚kürzester Bahn‘ zurück ins All streben, so kann es geschehen, daß auch Völker zuzeiten das „Ungebundene“ reizt und Todeslust sie ergreift. Dieses „Sehnen dem Abgrund zu“ nennt der Ich-Sprecher ‚wunderbar‘, es ‚bewegt‘ sein Herz, weil es göttlicher Bestimmung entspricht, weil sich schicksalhafte Notwendigkeit in ihm vollzieht: der Sturz von der Quellhöhe ins Meer, das Streben ins Ungebundene führt zum Ursprung zurück. Wesentlich ist nun aber, daß die Ströme und wie sie die Völker, die dem Drang ins Ungebundene „allzubereit“ nachgeben, eine andere „Bahn“ gehen als der Ich-Sprecher und auch göttlichem Willen nur einsinnig genügen.<sup>10</sup> Nicht minder nämlich, so heißt es, sind die Götter hold demjenigen, dessen Bahn sie hemmen, und dem sie so die Möglichkeit geben, „daß er lang im / Lichte sich freue“. In gleicher Weise wie der Adler seine Jungen aus dem Nest wirft, „damit sie nicht / Zu lang' ihm bleiben“, anders gesagt: damit sie sich bewähren und erfüllen in der ihnen gemäßen Tat<sup>11</sup>, so treibt auch uns Menschen der „Herrscher“, der Gott der Zeit, hinaus mit „Richtigem Stachel“, jedoch nicht, um auf kürzester Bahn ins All zu-

<sup>10</sup> Aufschlußreich dazu ein Brief Hölderlins an den Bruder: „Freilich sehnen wir uns oft auch, aus diesem Mittelzustand von Leben und Tod überzugehn in's unendliche Seyn der schönen Welt, in die Arme der ewigjünglichen Natur, wovon wir ausgegangen. Aber es geht ja alles seine stete Bahn, warum sollten wir uns zu früh dahin stürzen, wohin wir verlangen.“ StA VI, 210, Nr. 121, v. 2. 6. 1796.

<sup>11</sup> Vgl. dazu 'Der Tod des Empedokles' (II, 4); die Bürger Agrigents bieten Empedokles die Königswürde an. Er lehnt ab und sagt: „Hegt / Im Neste denn die Jungen immerdar / Der Adler? Für die Blinden sorgt er wohl, / Und unter seinen Flügeln schlummern süß / Die Ungefiederten ihr dämmernd Leben. / Doch haben sie das Sonnenlicht erblickt, / Und sind die Schwingen ihnen reif geworden, / So wirft er aus der Wiege sie, damit / Sie eignen Flug beginnen. Schämet euch, / Daß ihr noch einen König wollt;“ StA IV, 62 f.

rückzukehren, sondern um zurückkehrend zu verweilen, um im Verweilen fruchtbar zu wirken. Die sechste Strophe der Rheinymne lautet:

*Ein Gott will aber sparen den Söhnen  
Das eilende Leben und lächelt,  
Wenn unenthaltend, aber gehemmt  
Von heiligen Alpen, ihm  
In der Tiefe, wie jener, zürnen die Ströme.  
In solcher Esse wird dann  
Auch alles Lautre geschmiedet,  
Und schön ist, wie er drauf,  
Nachdem er die Berge verlassen,  
Stillwandelnd sich im deutschen Lande  
Begnüget und das Sehnen stillt  
Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut  
Der Vater Rhein und liebe Kinder nährt  
In Städten, die er gegründet.<sup>12</sup>*

Diese Textstelle erscheint mir für unseren Zusammenhang außerordentlich bedeutsam, wird doch offenbar, daß die Ströme, von denen Hölderlin in 'Stimme des Volks' spricht, im Unterschied zum Rhein Reife nicht erreicht haben und, da sie sich dem Sturz ins Ungebundene ungezügelt überlassen, auch nicht erreichen können. Dem Rhein 'spart' ein Gott „Das eilende Leben“, sein Drängen zum Abgrund hin wird gehemmt, und deshalb wirkt er als Kulturbringer, er stillt sein Sehnen im „guten Geschäfte“. Ist also für die Bahn des Rheins, den der Dichter an anderer Stelle ‚stillerhaben‘ nennt<sup>13</sup>, die Spannung von Eilen und Zögern und die daraus resultierende zivilisatorische Leistung charakteristisch<sup>14</sup>, so für die Ströme, von denen in 'Stimme des Volks' die Rede ist, allein das Eilen. Bedenkt man das fruchtbare Wirken des Rheins<sup>15</sup>, so wird man – nur scheinbar paradox – im Hinblick auf die ungehemmt dahinstürzenden Stromjüng-

<sup>12</sup> StA II, 144.

<sup>13</sup> Vgl. StA II, 17 (Der Nekar).

<sup>14</sup> Bernhard Böschstein hat dies und die wesentlichen Merkmale von Hölderlins Strommetaphorik im Zusammenhang seiner Interpretation der Rheinymne kundig dargestellt. Vgl. B. Böschstein, Hölderlins Rheinymne, 2. durchges. Aufl., Zürich 1968, S. 62 ff.

<sup>15</sup> Vgl. dazu auch die Elegie 'Stutgard' (StA II, 86 ff.), wo das segensreiche Wirken des Neckarstroms hervorgehoben wird: „Groß ist das Werden umher. Dort von den äußersten Bergen / Stammen der Jünglinge viel, steigen die Hügel herab. / Quellen rauschen von dort und hundert geschäftige Bäche, / Kommen bei Tag und Nacht nieder und bauen das Land. / Aber der Meister pflügt die Mitte des Landes, die Furchen / Zieheth der Nekarstrom, ziehet den Seegen herab.“

linge von eilender Tatenlosigkeit oder tatenloser Eile sprechen können. Ihre Aktivität erfüllt sich nicht im „guten Geschäfte“, sie macht das Land nicht urbar und stiftet nichts Bleibendes, sie vergeudet sich vielmehr im reißenden Taumel der Selbstaflösung.

Gewendet auf die Völker, die eine ähnliche Bahn gehen wie die Jünglingsströme, bedeutet dies dann: in der Bereitschaft, sich hinzuopfern, erfüllen sie göttlichen Willen, ihr Ende ist daher „heilig“. Im Akt der Selbstzerstörung verzichten sie freilich auf die Entfaltung des in ihnen Angelegten. Sie können die sich ihnen bietende Möglichkeit, einmal wirklich „offnen Augs auf / Eigenen Pfaden“ zu wandeln, nicht wahrnehmen, und daher kann von ihnen gesagt werden, daß sie sterbend zwar „ein Theil“ gefunden haben, daß sie aber gefallen sind „vor der Zeit“, vor Reife und Vollendung:

*Wohl jenen, die zur Ruhe gegangen sind,  
Und vor der Zeit gefallen, auch die,  
auch die  
Geopfert, gleich den Erstlingen der  
Erndte, sie haben ein Theil gefunden.*

(v. 37–40)

Auf diese „Requiemstrophe“, wie W. Kayser treffend sagt<sup>16</sup>, folgen in der ersten Fassung noch drei Strophen, in denen zunächst ausdrücklich und bestimmter als zuvor die längere, „geschwungnere“ Bahn als die den Menschen angemessene bezeichnet wird; die Ode gipfelt dann in der inständigen Bitte des Ich-Sprechers („um der Götter und der Menschen / Willen“), das Sehnen nach vorzeitiger Ruhe im Tod möge „nicht immer“ handlungsleitend sein.

Die zweite Fassung weicht davon beträchtlich ab. Hier folgt der „Requiemstrophe“ die Erzählung von Zerstörung und Untergang der Stadt Xanthos.<sup>17</sup> Brutus stand einst als Feldherr in Belagerung vor der Stadt. Als Feuer ausbrach, bot er den Eingeschlossenen seine Hilfe an, doch seine Güte ‚reizte‘. Die Xanthier warfen die von ihm gesandten „Diener“ von der Mauer, freuten sich über das Auflodern der Flammen und die Steigerung des Getümmels. Sie waren „außer sich selbst“ und stürzten sich schließlich in die Glut. Warum dieser Trotz? Warum reizte Brutus' Güte? Warum übersahen oder mißdeuteten die Xanthier, daß Brutus ihnen die Hände ‚entgegenstreckte‘? Der Dichter gibt die Antwort: „Längst / Wars aber vorbereitet.“ Die Xanthier wiederholten, was sie einst im Kampf gegen die Perser getan hatten. Schon damals nämlich hatten sie aufopfe-

<sup>16</sup> W. Kayser, a.a.O., S. 384.

<sup>17</sup> Hölderlins Quelle war Plutarch. Vgl. StA II, 497 ff.

rungsvoll Widerstand geleistet und dabei ihre Stadt in Brand gesteckt. Freilich, das ist wesentlich und bezeichnet den entscheidenden Unterschied, damals hatten sie Feuer gelegt, „Daß sie das Freie fänden“.

Zweimal also, so der Bericht, standen die Xanthier im Kampf gegen fremde Belagerer. Beim zweiten Mal, und dies sollte ihr Verderben sein, folgten sie blind geschichtlicher Erinnerung. Sie trotzten diesmal nicht ‚persischen Feinden‘, sondern einem „Helden“, und Helden zu trotzen, so heißt es, ist nicht „rätlich“, besteht doch deren Wesen darin, Schwieriges zu vollbringen und als Befreier zu wirken. Unter den Xanthiern war niemand, der dies erkannt hätte, niemand, der die eigene Geschichte, die Sage vom Kampf der Väter gegen die Perser, richtig hätte auslegen können, oder schlimmer: war da einer, so wurde er nicht gehört. Hiervon spricht relativ unverhüllt die Schlußstrophe, die, wie ich meine, auf Hölderlins eigene Situation verweist. Sein Anspruch als Dichter, implizit auch sein Leiden sind hier formuliert:

*So hatten es die Kinder gehört, und wohl  
Sind gut die Sagen, denn ein Gedächtniß sind  
Dem Höchsten sie, doch auch bedarf es  
Eines, die heiligen auszulegen.* (v. 69–72)

Aufgabe des Dichters ist es nach Hölderlin, zu danken und zu preisen, „Zu rühmen Höhers“<sup>18</sup>; aufgrund besonderer Befähigung als Dichter-Seher ist er in der Lage, Künftiges ahnend zu schauen, und berufen, davon zu künden („Ich harrt und sah es kommen, / Und was ich sah, das Heilige sei mein Wort.“<sup>19</sup>); zu seinen Aufgaben gehört es schließlich, den ‚festen Buchstaben‘ zu pflegen, ‚Bestehendes‘ gut zu deuten<sup>20</sup>, die ‚heiligen Sagen‘ auszulegen, d. h. es obliegt ihm, in der Auslegung von Überlieferung Gegenwart aufzuschließen und so den Weg zu weisen. Dies auch ist es sicherlich, was Hölderlin mit ‚Stimme des Volks‘ beabsichtigte.

Bleibt an dieser Stelle die Frage nach der Bedeutung der Xanthos-Strophen im Gefüge des Textganzen. Zunächst möchte man meinen, der Bericht diene lediglich dazu, das zuvor Entwickelte zu illustrieren. Dies ist durchaus nicht abwegig, doch wird man hierbei nicht stehenbleiben können, ist doch offensichtlich, daß der Bericht durch die historische Situierung (Perser, Brutus) und die deutlich werdende Bewertung der Begebenheiten zwei neue Elemente einbringt: zum einen das Problem der Auslegung von

<sup>18</sup> Vgl. StA I, 312 (Der Prinzessin Auguste von Homburg).

<sup>19</sup> Vgl. StA II, 118 (Wie wenn am Feiertage).

<sup>20</sup> Vgl. StA II, 172 (Patmos).

Überlieferung, zum andern das Problem der Situationsangemessenheit geschichtlichen Handelns. Wird dies berücksichtigt, so fällt neues, überraschendes Licht auf das in den Strophen 1 bis 10 Gesagte. Was dort nur im Ansatz entfaltet worden war, erfährt erhellende Weiterung. Der Gedankengang stellt sich nun etwa folgendermaßen dar: Jedes Sterbliche lebt in der Spannung zum Tode hin, der Meisterstrom in gleicher Weise wie die Jünglingsströme, die Völker, die „vor der Zeit“ fallen, die „Hohen zu ehren“, ebenso wie die Völker, die länger ‚im Lichte sich freuen‘. Wenn Völker Todeslust ergreift, so gilt es jedoch zu unterscheiden, ob ihre Bereitschaft zum Selbstopfer einer Notwehrsituation entspringt<sup>21</sup> oder ob sie sich, einem geschichtsblinden irrationalen Drang folgend, der Selbstzerstörung anheimgeben. Zwar erfüllen sie auch in diesem zweiten Fall das Gesetz, unter dem alles Leben steht („sie haben ein Theil gefunden“), zumal sie subjektiv der Meinung sein können, im Tode die Hohen zu ehren, dennoch haben sie in fehlgeleitetem Heroismus göttlichem Willen dann nur sterbend, nicht geschichtlich handelnd entsprochen.

Bedenkt man nun, daß Hölderlin und wie er zahlreiche Zeitgenossen, wenn sie von den ‚Persern‘ sprechen, auf die Revolutionskriege anspielen und die Perser gemeinhin mit den Despoten, den Feinden der Revolution und der Freiheit gleichsetzen<sup>22</sup>, bedenkt man ferner, daß Brutus herkömmlicherweise als republikanischer Freiheitsheld betrachtet wird, so wird man mit Blick auf die Xanthos-Strophen feststellen können: die Xanthier standen einmal im Kampf gegen Vertreter der Tyrannis. Daß sie Feuer legten, um ‚das Freie‘ zu finden, erscheint angemessen, ja notwendig. Das andere Mal standen sie im Kampf gegen einen Vertreter republikanisch-freiheitlicher Ideen. In diesem Fall, so der Dichter, war es nicht „rätlich“, Widerstand zu leisten, doch die Xanthier verkannten die Situation. Vom erinnerten historischen Vorbild überwältigt, waren sie blind für die Absichten und Zeichen Brutus‘.

Läßt man sich im folgenden von der begründeten Vermutung leiten, daß Hölderlin im mythischen Bild zeitgenössische Begebenheiten mitreflek-

<sup>21</sup> Vgl. zum Problem des (individuellen) Freitods im ‚Hyperion‘ (StA III, 76 f.) die Stelle: „Wir saßen einst zusammen auf unsrem Berge, [...] und sprachen davon, wie hier der Löwe Demosthenes sein Ende gefunden, wie er hier mit heiligem selbsterwähltem Tode aus den Macedonischen Ketten und Dolchen sich zur Freiheit geholfen – Der herrliche Geist gieng scherzend aus der Welt, rief einer; warum nicht? sagt’ ich; er hatte nichts mehr hier zu suchen; Athen war Alexanders Dirne geworden“.

<sup>22</sup> Vgl. Hans-Wolf Jäger, Politische Kategorien in Poetik und Rhetorik der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1970, S. 55. Vgl. auch Günter Mieth, Friedrich Hölderlin, Berlin (Ost) 1978, S. 25.

tiert, Zeitgenössisches zur Sprache bringen will, so ist, wie mir scheint, nur ein Schritt zu weiterer Konkretisierung. Bezogen auf die Situation in Deutschland in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts ergibt sich dann in groben Zügen die Analogie: in ähnlicher Weise wie die Xanthier gegen Brutus, so standen auch weite Teile der deutschen Bevölkerung in Opposition zu den französischen Revolutionsarmeen. Das Handeln der Xanthier war ‚längst vorbereitet‘, denn die Erinnerung an die heroischen Kämpfe gegen die Perser wirkte geschichtsmächtig. Auch das Handeln der Deutschen orientierte sich am historischen Vorbild. So wie die Xanthier nicht willens und in der Lage waren, zwischen den Persern und Brutus zu unterscheiden, das Besondere der zweiten Situation zu erfassen, so auch die Deutschen der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts. Sie sahen in Moreau oder Kléber häufig bloß Nachfahren von Turenne oder Mélac. Flugschriften der Zeit z. B. des Titels ‚Die alten Franzosen in Deutschland, hinter der neufränkischen Maske verschlimmert‘<sup>23</sup> deuten darauf hin: im Widerstand gegen die Revolutionsarmeen perpetuierte sich die Frontstellung gegen die Eroberungsarmeen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV.

Die Annahme, daß Hölderlin bei der Niederschrift von ‚Stimme des Volks‘, dessen erste, zweistrophige Version vor 1798 entstanden sein muß, diese historische Konstellation vor Augen hatte, scheint mir keineswegs abwegig. Er sah in den französischen Armeen dieser Jahre im Prinzip Hoffnungsträger und stand demzufolge vor dem Problem, wie, ohne Verrat zu üben an den demokratischen Idealen seiner Jugend, der Widerspruch zwischen seiner Gedankenbahn und der Bahn seines Volkes zu verstehen und gedanklich aufzulösen sei. Wie, anders gesagt, war der Widerstand zu erklären, der den bewaffneten Sendboten der Freiheit entgegengebracht wurde, wenn zum einen der revolutionär freiheitliche Charakter der in Deutschland stehenden französischen Armeen nicht bezweifelt, wenn andererseits Volkes Stimme nicht einfach als borniert denunziert werden sollte? Eine befriedigende Antwort hierauf gibt erst die zweite Fassung der Ode: die Einfügung der Xanthos-Strophen bewirkt, daß der irrationale Sog zum Abgrund hin explizit kenntlich gemacht wird als historisch bedingte Wiederholungshandlung. Nicht Todesseligkeit an sich, sondern das Weiterwirken heroischer Tradition, die unreflektierte Übertragung eines exemplarischen Verhaltensmusters auf eine gewandelte Situation führt in die Katastrophe.

<sup>23</sup> Vgl. Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, Erster Theil, Leipzig 1854, S. 493. Häusser zitiert den Titel der Flugschrift und fügt an: „es war der rechte Ausdruck für die populäre Empfindung, wie sie sich bald allenthalben kundgab.“

Die von mir hier vorgeschlagene Deutung kann im übrigen durch Beziehung historischen Materials gestützt werden. – Als die französische Revolutionsarmee (präzise: der rechte Flügel der Sambre-Maas-Armee) im Frühsommer 1796 vor der Stadt Frankfurt stand, wurden ihr die Tore keineswegs bereitwillig geöffnet, im Gegenteil: die Forderung nach Übergabe wurde abgelehnt.<sup>24</sup> Zum Verständnis dieser Entscheidung ist es nun zwar nicht unwesentlich zu wissen, daß sie unter dem Druck der die Stadt haltenden Österreicher getroffen wurde. Man wird aber dennoch nicht sagen können, Weigerung und Widerstand seien einzig das Ergebnis österreichischer Pression gewesen. In den französischen Revolutionsarmeen erblickte die Mehrheit der Frankfurter Bürger mitnichten die Bringer bürgerlicher Freiheit, man betrachtete sie vielmehr als Bedrohung. Schon mit dem Revolutionsgeneral Custine, der 1792 die Stadt eingenommen hatte, hatte man nicht eben positive Erfahrungen gemacht. Custine hatte die erkleckliche Summe von 2 Millionen Gulden als Kontribution verlangt.<sup>25</sup> Die Meldungen von ‚Schandtaten‘ der Sambre-Maas-Armee unter Jourdan taten ein übriges:

Die Bürgerschaft befand sich in der grössten Aufregung, da der Maas- und Sambre-Armee der denkbar schlechteste Ruf vorausging. Ueberall hatte sie ihren Zug durch Greuelthaten und Verwüstungen aller Art bezeichnet. Und Frankfurt hatte auf Schonung nicht zu rechnen;<sup>26</sup>

Die Frankfurter, wie man sieht, glaubten von der französischen Revolutionsarmee nichts Gutes erwarten zu können. Sie empfanden insofern ähnlich wie Hölderlins Mutter in Nürtingen, der der Dichter, um ihre Befürchtungen angesichts der in Württemberg vordringenden Rhein-Mosel-Armee unter Moreau zu zerstreuen, über seinen Bruder mitteilen ließ:

*Man sagt, die Franzosen seyen in Württemberg. Ich hoffe, die Sache wird wenigstens denen, die mich da zunächst angehn, nicht sehr viel reelles Übel bringen. Sei ein Mann, Bruder! Ich fürchte mich nicht vor dem, was zu fürchten ist, ich fürchte mich nur vor der Furcht. Sage das der lieben Mutter. Beruhige sie! [...] Muth und Verstand braucht jezt Jeder. Hize und Ängstlichkeit sind jezt nicht mehr gangbare Münzen.<sup>27</sup>*

<sup>24</sup> Vgl. I. Kracauer, Frankfurt am Main und die französische Republik 1795–1797, in: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 3. Folge, Bd. 3 (1891), S. 142–216, S. 152 ff.

<sup>25</sup> Ebd., S. 143.

<sup>26</sup> Ebd., S. 153.

<sup>27</sup> StA VI, 212, Nr. 122, an den Bruder, Juni 1796.

Hölderlin fürchtete nicht, nein, er hoffte, daß es „wichtige Auftritte“<sup>28</sup> geben würde. Er wußte freilich um die Stimmung der Seinen in Nürtingen, auch kannte er, da er seit 1796 in Frankfurt lebte, die Ängste der Frankfurter Bürger aus eigener Anschauung. Im Juli 96 nun – Hölderlin befand sich mit Susette Gontard, deren Kindern und Marie Rätzer auf dem Weg nach Kassel – kam es zu Belagerung und Beschießung der Stadt. Nach ersten noch relativ harmlosen Feuergefechten machte Kléber, der Kommandant der Belagerungsarmee, am Abend des 13. Juli ernst:

Kleber, der sehr wohl die Absicht, ihn nur hinzuhalten, erkannte, brach am Abend des 13. Juli unter fürchterlichen Drohungen die Unterhandlungen ab, und um 11 Uhr nachts eröffneten die Franzosen aus allen Batterien eine schreckliche Kanonade. Ein entsetzlicher Granatenregen aus achtzehn- und vierundzwanzigpfündigen Haubitzen traf die zwischen dem Eschenheimerthor, der Katharinenkirche, dem Friedberger- und Allerheiligenthor gelegenen Stadtteile. Bald brach an mehreren Orten Feuer aus, das sich rasch verbreitete [ . . . ].

Nach zwei Stunden hörte das Schiessen auf; jetzt erst konnten Anstalten zum Löschen getroffen werden. Der menschenfreundliche Kleber unterstützte das Werk; er schickte aus den benachbarten Ortschaften drei Feuerspritzen mit 120 unbewaffneten Franzosen als Löschmannschaft, die aber nicht in die Thore eingelassen wurden.<sup>29</sup>

Der „menschenfreundliche“ Kléber schickte drei Feuerspritzen samt Löschmannschaft, deren Hilfe freilich zurückgewiesen wurde. Erinnerung dies nicht an die in ‘Stimme des Volks’ geschilderte Situation Xanthos’ während der Belagerung durch Brutus?

*Es reizte sie die Güte von Brutus. Denn  
Als Feuer ausgegangen, so bot er sich  
Zu helfen ihnen, ob er gleich, als Feldherr,  
Stand in Belagerung vor den Thoren.*

*Doch von den Mauern warfen die Diener sie  
Die er gesandt. [ . . . ]* (v. 49–54)

Im Widerstand gegen Brutus glaubten die Xanthier ihrer heroischen Vergangenheit treu zu sein, sie orientierten sich am Vorbild ihres Kampfes gegen die Perser. Ähnliches kann auch in unserem konkreten Fall geltend gemacht werden. Die Belagerung Frankfurts durch Kléber mußte mancherlei Erinnerungen wachrufen. Sie stand – und man wird annehmen

<sup>28</sup> Ebd.

<sup>29</sup> I. Kracauer, a.a.O., S. 157.

können, daß Hölderlin dies bewußt war – in einer langen Reihe historischer Vorläufer, denn seit 1648 war Frankfurt immer wieder von französischen Truppen bedroht und heimgesucht worden. Eine Begebenheit sei hier herausgegriffen. Sie bedarf, so meine ich, keines besonderen Kommentars. Die Parallele zur Situation Xanthos’ in der Auseinandersetzung mit den Persern kann relativ zwanglos gezogen werden:

Türenne, welcher schon 1648 vor der Stadt gelegen, machte seinem Könige 1673 den Vorschlag, sich des neutralen Frankfurts zu bemächtigen und einen Waffenplatz daraus zu machen. Nur die Besorgniß, durch einen solchen Schritt den noch nicht erklärten Reichskrieg hervorzurufen, ließ den König von Frankreich von diesem Schritt abstehen [ . . . ]. Schlimmer war die Gefahr im Sept. 1688, wo der Feind nach der Einnahme von Mainz und Rüsselsheim der Stadt sich näherte und die Forderung stellte, dieselbe solle französische Besatzung aufnehmen und bedeutende Contributionen erlegen. Es wurde die ganze Umgebung der Befestigungen auf 70 Ruthen rasirt, die Landhäuser niedergebrannt, die Festungswerke verstärkt und alle Mittel ergriffen, die Besatzung der Stadt auf eine genügende Zahl zu bringen; eine außerordentliche Kriegssteuer von 1 Procent des Vermögens wurde zu diesem Zweck der Bürgerschaft auferlegt.

Da aber die eigenen Kräfte nicht hinreichten, so erbat man sich Hülfe von Hessen-Cassel und Hannover, welche die Franzosen zum Rückzug veranlaßte, nicht ohne daß sie vorher in der Neujahrsnacht 1688/9 Oberrad und Niederad in Brand gesteckt hatten.<sup>30</sup>

<sup>30</sup> Wilhelm Stricker, Frankfurt a.M. und die Franzosen 1759–1814, in: Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde (1869), S. 589–608, Zitat S. 589.



Hölderlin und Aias  
oder  
Eine notwendige Identifikation

Von

Meinhard Knigge

Die Orientalen sind ein gescheutes Volk,  
sie verehren einen Verrückten wie einen Propheten,  
wir aber halten jeden Propheten für verrückt.

Heinrich Heine

In Hölderlins Weltverständnis spielt der Begriff und das Bild des Helden eine maßgebliche Rolle. Ist es in der Jugend der antike Freiheitsheld, so kommt später der apollinische, auch der christliche Geistesheld hinzu; noch später tritt der die gesamte Welt erobernde Held auf. Diese Reihenfolge zeigt eine räumliche Wanderung an, auch eine Wanderung des Geistes von der Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft hinein. Die Reihenfolge heißt jedoch *nicht*, daß das eine Stadium einfach durch das nächste ersetzt worden wäre. Vielmehr weitet sich der Horizont des Dichters zu einem weltumspannenden Gesamtbild. Neben Harmodios und Aristogeiton, neben Herkules und Christus taucht schließlich Aias auf. In ihm, der das Rein-Kämpferische *und* das Geistige verkörpert, deutet sich die Möglichkeit eines Scheiterns dieser zukunftsorientierten Vorstellungen an. Sein verzweifertes Ende in 'Mnemosyne' markiert den Höhepunkt der erinnernden Wanderung des Dichters durch Zeit und Raum und gleichzeitig das Ende der erinnernden Dichtung Hölderlins.

Zwar erscheint Aias in 'Mnemosyne' zum einzigen Mal in einem *Gedicht* Hölderlins; die Beschäftigung mit ihm läßt sich jedoch seit dem 'Hyperion' nachweisen; auch die Auseinandersetzung mit Sophokles geht auf die frühesten Studienjahre zurück. Augenscheinlichstes Ergebnis sind die Übertragungen von 'Antigonä' und 'König Ödipus'. Zur Zeit der Druckvorbereitung sind Teile aus 'Aias' übersetzt worden, wie auch 'Mnemosyne' entstanden ist. Der zeitliche Zusammenhang erlaubt also, einen inhaltlichen Zusammenhang zu sehen. Doch ist diese Konzentration auf Aias im

Herbst 1803 nicht das Ergebnis zufälliger Lektüre oder Laune, sondern Abschluß einer langen, unerschwelligen Auseinandersetzung.

1. Der 'Aias' des Sophokles

Der 'Aias' des Sophokles läuft auf der einen Seite darauf hinaus, Aias für seine Hybris zu strafen. Andererseits wird er – nach seinem Tod! – rehabilitiert. Sein Blindsein, sein Wahnsinn sind Werk Athenes, so wie er von ihr auch wieder zum Licht, zur Erkenntnis seiner Schuld geführt wird. Aus didaktischen Gründen treibt sie ihn langsam in den Tod: Der *Enttäuschung* über seine Nichtachtung durch die Atriden und seiner Niederlage Odysseus gegenüber folgen Trauer, Zorn und Wut. Diese entwickeln den Wahnsinn aus sich heraus, Wahnsinn verstanden als allmähliches Verstehen dessen, was mit ihm gespielt wird; verstanden auch als übermäßige Steigerung der Trauer und Wut, die eine Depression zur Folge hat.<sup>1</sup> Bevor diese Mischung aus Verstehen und Depression jedoch zum Selbstmord führt, täuscht Aias eine Versöhnung vor: „bald vielleicht erfahret ihr, / Daß ich, wiewohl izt leidend noch, gerettet sei.“<sup>2</sup> Dies bleibt jedoch *Schein*.

Der Gegensatz zwischen Tag und Nacht ist für Aias hier schon aufgehoben, das Dunkel des Hades wird ihm zu seinem Licht, die Verzweiflung an der Welt zur Hoffnung auf den Tod:

*Io Nacht, mein Licht, o Erebos glänzend mir  
Nimmst mich, nimmst  
Mich Einheimischen, nimmst mich.*

(StA V, 277, v. 1 ff.)

Dahinter steht das, was Hölderlin „Das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu“ (StA II, 51, v. 17) nennt. Doch tritt diese „Sehnsucht“, die „Ins Ungebundene gehet“ (StA II, 197, v. 13), nicht grundlos auf, sondern hat ihre konkrete Ursache in dem menschlichen und menschlich-göttlichen Miteinander. Der Grund für das *Gegeneinander*, um das es sich in bezug auf Athene und Aias handelt, ist: „Offenbar verhaßt / Bin ich den Göttern.“<sup>3</sup> Gründe dafür, daß Aias sich in bezug auf die menschliche Welt das Leben nehmen muß, sind: Er hat seine Ehre verloren, fühlt sich einsam und vor

<sup>1</sup> Vgl. Pierre Bertaux, Friedrich Hölderlin, Frankfurt 1981, (st 686), S. 121 ff., 288 ff. Vgl. Bernd Nitzschke, Männerränge, Männerwünsche, München 1980, S. 27: „Es ist ein Zuviel an Bewußtheit individuell, familiär und gesellschaftlich tabuierter Inhalte, das zum Wahnsinn treiben kann.“

<sup>2</sup> J. J. C. Donner, Sophokles, Heidelberg 1839, S. 374, v. 657 f.

<sup>3</sup> Ebd., S. 366, v. 436 f.

allem nicht mehr geliebt: auch nicht von Tekmessa. Ursache scheint zu sein, daß er sich aller *Erinnerung* versagt:

Wem aus dem Herzen alter Lust Erinnerung  
Entweicht, er ist mir nimmermehr ein edler Mann.<sup>4</sup>

Und obwohl dies alles Aias' Selbstmordabsicht unterstreicht, kann er seine Täuschung auf die Spitze (der Ironie) treiben:

werden lernen, die Atriden  
Zu ehren! Herrscher sind sie, nun, da muß  
Man sich doch fügen! wie denn nicht?<sup>5</sup>

Wenn man bedenkt, daß Hölderlin nur wenige Jahre vor seiner Übersetzung geschrieben hat: „Diß ist die Zeit der Könige nicht mehr.“ (StA IV, 62, v. 1449), kann man sich nicht vorstellen, daß er dies ernst genommen hat. Zwar steht ‚König‘ für „den Superlativ, der nur das Zeichen ist für den höchsten Erkenntnißgrund, nicht für die höchste Macht“ (StA V, 285, Z. 23 ff.), doch die „Herrscher“ tauchen nirgends positiv auf.<sup>6</sup> Aias' Reden von „die Atriden / Zu ehren!“ scheint also ein Akt der Ironie zu sein, entstanden aus Verzweiflung und Fatalismus. Die scheinbare Tröstung im folgenden ist eher ein Zeichen völliger Verbitterung als einer lebensfrohen Einstellung:

Denn das Gewaltige auch und das Mächtigste,  
Es weicht den Würden. Winterstürme,  
Mit Schnee dahinstiebend, sie geben Raum  
Dem gut fruchtenden Sommer. Es macht Platz  
Der unliebliche Kreis der Nacht dem weißen  
Gespann des Tags, daß er das Licht entzünde.<sup>7</sup>

Obwohl Aias die Täuschung also sehr früh deutlich macht, erreicht der Jubel des Chors über seine Wandlung seinen Höhepunkt in dem Vers, den Hölderlin als Motto über ‚Der blinde Sänger‘ gestellt hat: „Gelöst hat den grausamen Kummer von den Augen Ares.“ (StA V, 280, v. 14) Das Netz

<sup>4</sup> Ebd., S. 368, v. 502 f.

<sup>5</sup> Sophokles, Tragödien. Hrsg. v. Wolfgang Schadewaldt, Zürich u. a. 1968, S. 33 f., v. 667 ff.

<sup>6</sup> Vgl. Jochen Schmidt, Hölderlins später Widerruf in den Oden ‚Chiron‘, ‚Blödigkeit‘ und ‚Ganymed‘, Tübingen 1978, S. 5 ff. Das häufige Vorkommen von „König“ im Spätwerk sieht er „in den Umkreis des Strebens nach festem Halt“ (S. 6) gehörend. Doch übersieht er ‚An die Madonna‘ (StA II, 212, v. 39 ff.), wo explizit auf die Gefahr hingewiesen wird, die – auch durch königlichen! – Gesetzesmißbrauch entstehen kann.

<sup>7</sup> Sophokles/Schadewaldt, S. 34, v. 669 ff.

der verschiedensten Täuschungen und Ent-Täuschungen ist also sehr eng geknüpft; wir sehen, welche Bedeutung es für Sophokles hatte, auch, wie sehr Hölderlin es sich zu eigen gemacht hat.<sup>8</sup> Aias hätte sich mit der abschließenden Versöhnung, dieser Täuschung der Machthaber nicht abspeisen lassen, weil er der „große Einzelne“ ist.<sup>9</sup> Doch Teukros und der Chor sind zufrieden. Beim Leser sorgt sie für eine weitere Ent-Täuschung, da er diese Konzentration der Täuschung, aus der die Welt besteht, natürlich nicht übersehen kann. Und *ein* Leser war Hölderlin.<sup>10</sup>

Diese Ent-Täuschung des versöhnenden Scheins erscheint als ein Moment, das ihn über Jahre hinweg beschäftigt hat. Auch hat er erfahren, daß sie notwendigerweise mit einem gesteigerten Verstehen einhergeht: Der, der vom „Normalen“ als „wahnsinnig“ angesehen wird, wird rauschhafte Momente des Verstehens haben<sup>11</sup>, die der „Normale“, eben weil er „normal“ ist, nicht *mehr* haben und verstehen kann. Dies ist der Zustand der Halbgötter, der Propheten, der ekstatischen Dichter.<sup>12</sup>

## 2. Aias im ‚Hyperion‘

Das ‚Fragment von Hyperion‘ steht zu Beginn und, nachdem Hyperion erkannt hat, daß seine „Begeisterung“ (StA III, 168 [191, Z. 15]) für Melite von ihr abhängig ist, ganz im Bann der „Täuschung“ (StA III, 164 [184, Z. 14]) und des Nihilismus. Da er Melites Größe nicht ertragen kann, droht ihm die Verzweiflung, weshalb er beschließt, „sie nimmer zu sehen“ (StA III, 172 [198, Z. 18 f.]). Doch wird die Ausweglosigkeit seiner Lage dadurch nur verstärkt:

<sup>8</sup> R. B. Harrison, Hölderlin and Greek literature, Oxford 1975, S. 212, spricht in diesem Zusammenhang von „tragic irony“.

<sup>9</sup> Sophokles/Schadewaldt, S. 452.

<sup>10</sup> Im ‚Empedokles‘ hat Hölderlin die Täuschung selbst durchgeführt: Die Bürger meinen lange, Empedokles wolle sich *nur* von ihnen trennen, obwohl er längst angedeutet hat, daß er sich töten will (z. B. StA IV, 65, v. 1514 f.). Es ist kein Zufall, daß der Entwurf zum Schlußchor des 1. Aktes der 3. Fassung den Satz enthält: „und alles ist Schein –“ (StA IV, 141, v. 10), womit *auch* ein Hinweis auf die Struktur des Dramas gegeben werden sollte.

<sup>11</sup> Vgl. Jochen Schmidt, Hölderlins letzte Hymnen. ‚Andenken‘ und ‚Mnemosyne‘, Tübingen 1970, S. 3, Anm. 5; vgl. ders., Der Begriff des Zorns in Hölderlins Spätwerk, HJb 15, 1967/68, S. 128–157.

<sup>12</sup> Vgl. Pierre Bertaux, Hölderlin-Variationen, Frankfurt 1984, (st 1018), S. 116 ff., S. 127 ff.

*Alle meine niedergedrückten Wünsche erwachten wieder. Einen Augenblick darauf ermannet' ich mich zwar, und sagte dem Sturm in mir, daß ich heute gerade sie schlechterdings nicht sehen wolle, gieng aber doch an ihrem Hause vorüber, gedankenlos und zitternd, als hätt' ich einen Mord im Sinne. Darauf zwang ich mich nach Hause, [. . .] schlug mir, nachdem meine Wahl ziemlich lange gezögert hatte, den Ajax Mastigophoros auf, und sah hinein. Aber nicht eine Sylbe nahm mein Geist in sich auf. Wo ich hinsah, war ihr Bild.*

(StA III, 172 f. [199, Z. 9 ff.], Hervorh. MK)

Hier vergleicht Hyperion seine Situation mit der des geißeltragenden Aias.<sup>13</sup> Da ihm Achills Waffen nicht zugesprochen wurden, fühlt er sich beleidigt, so wie Hyperion sich durch Melites „Hoheit“ (StA III, 170 [195, Z. 12]) beleidigt fühlt. Beiden ist gemeinsam, daß sie gehindert werden, dagegen das zu unternehmen, was ihre unbewußte Natur sie zu tun drängt. Die Konstruktion eines *Gegenbildes* zu Aias zeigt sich jedoch ganz deutlich darin, daß „nicht eine Sylbe [. . .] mein Geist in sich“ aufnahm. Hätte Hyperion sich Aias verwandt gefühlt, so wäre er *ihm* gefolgt, nicht seinem Verstand. Aias wäre nicht als abschreckendes Beispiel, sondern als Vorbild aufgetreten – in dem Sinn, daß Hyperion den Ausbruch seines Gefühls zugelassen und auf die Außerbewußtsebene zurückgegriffen hätte. Doch mehr noch als seine Vernunft besänftigt Melites *Bild* Hyperion und damit die *Erinnerung* an sie. Sein Abschied von ihr ist die logische Folge, und unter seinen letzten Worten an sie steht: „Ich muß mich hüten vor den Schmerzen und Freuden der Erinnerung.“ (StA III, 181 [214, Z. 17]) So wie ihm die Gegenwart immer Freude und Leid bringt, so wird die Vergangenheit durch die Erinnerung an Melite nun immer Schmerz und Freude bringen, wie auch durch die Denkmale der Erinnerung, die Grabhügel der alten Helden. Auch Aias erwähnt er noch einmal:

*Unvergeßlich ist mir besonders die Nacht vor unserem Abschiede, wo wir an den Ufern des alten Ilium unter Grabhügeln, die vielleicht dem Achill und Patroklos, und Antilochus, und Ajax Telamon errichtet wurden, vom vergangnen und künftigen Griechenlande sprachen* (StA III, 181 [215, Z. 8 ff.])

Die Gräber der gleichberechtigt nebeneinander aufgezählten Helden stehen als Symbol des ewigen Abschieds durch den Tod, aber auch als Symbol für die Erinnerung an Abschied und Tod der Helden: Bei ihrem Anblick scheint der Tod *nur* körperlich zu sein, seine Schrecken werden durch die Zukunft aufgehoben. Im ‚künftigen Griechenlande‘ wird es nämlich die „Unzertrennlichkeit der Geister“ und ewige „Verwandtschaft und

<sup>13</sup> Vgl. StA III, 495, Z. 26 ff.

Unsterblichkeit“ (StA III, 180 [213, Z. 6 ff.]) geben. Die lebendige Erinnerung belebt die Gegenwart, weil sie eine lebenswerte Zukunft vorwegnimmt. In der metrischen Fassung und in ‚Hyperions Jugend‘ taucht Aias nicht auf. Doch wird in ‚Hyperions Jugend‘ der Gedanke der „Freuden und Schmerzen der Erinnerung“ nahezu unverändert übernommen (StA III, 207, Z. 19 f.). Im Zusammenhang mit zwei weiteren Stellen ergeben sich so Hinweise auf das spätere Vorkommen der Erinnerung in ‚Mnemosyne‘. Hyperion sagt über seine Verzweiflung:

*wenn einmal wieder ein Gedanke oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele strahlte, dann staunt' ich und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete* (StA III, 214, Z. 24 ff., Hervorh. MK)<sup>14</sup>

Und über Diotima:

*daß sie im Herzen das Andenken großer Menschen im alten Griechenland ungefähr ebenso feire, wie die andern frommen Gemüther das Fest der Panagia* (StA III, 218, Z. 28 ff.)

Hier gelingt es der Erinnerung an die alten Helden noch, Hyperion aus seiner Verzweiflung zu befreien. Die „Schmerzen der Erinnerung“ sind zwar bekannt, doch haben sie kaum eine Wirkung auf Hyperions gegenwärtige Stimmung.

In der ‚vorletzten Fassung‘ taucht der ‚Aias‘ des Sophokles wieder auf, doch „entschärft“: Ebenfalls in tiefer Verzweiflung sieht Hyperion das Buch schon aufgeschlagen liegen, aber von dem Aufgewühltsein aus dem ‚Fragment‘ ist nichts mehr zu spüren. Vielmehr gibt er trotz seiner Trauer die bedeutende „Stelle, wo der Heroë Abschied nimmt von den Strömen und Grotten und Hainen am Meere“ (StA III, 240, Z. 20 ff.) in harmonischer Übersetzung wieder.<sup>15</sup> Die Übernahme dieses Motivs aus dem ‚Aias‘ ist mehr äußerlicher Natur, der Zusammenhang mit der Erinnerung besteht nur noch allgemein. Die „Entschärfung“ zeigt sich auch darin, daß das Motiv des Mordens abgetrennt und abgewandelt wird:

*Freilich wacht' ich oft auf und schalt mich einen Mörder, einen Rasenden, der sich selbst verstümmle, aber das nahm ich dann für böse Laune, nannt' es oft ein fieberhaft, unzeitig Gähren* (StA III, 243, Z. 19 f.)

<sup>14</sup> Vgl. StA III, 248, Z. 7 ff.; 165 (185 f., Z. 18 ff.).

<sup>15</sup> Vgl. Günther Zuntz, Über Hölderlins Pindar-Übersetzung, Diss. Marburg 1928, S. 87; vgl. Harrison, Hölderlin, S. 200. Die Zerrissenheit ist durch die Einheit der Übersetzung verdeckt.

Noch mehr an den Rand gedrängt wird Aias in der 'Vorstufe der endgültigen Fassung' und im Druck. In der 'Vorstufe' taucht er zwar noch einmal auf (StA III, 257, Z. 12), wichtiger wird aber seine Heimat Salamis. Bezeichnenderweise möchte er sie „Insel der Ruhe“ (StA III, 256, Z. 18 f.) nennen, womit das rasende Moment seines Namens<sup>16</sup> in sein Gegenteil verkehrt wird. Verstärkt wird das noch durch die Übersetzung des Sophokles, in der Salamis als Insel „voll guten Geistes“ (StA III, 257, Z. 15) bezeichnet wird. In 'Die Muße' ist vom „Geiste der Ruh“ (StA I, 237, v. 37) die Rede, der dem der Natur gleichermaßen innewohnenden „Geist der Unruh“ (v. 29), dem Aias wohl zuzuordnen ist, entgegengesetzt ist.<sup>17</sup> Doch im Verlauf der Arbeit am 'Hyperion' wird dieser „Geist der Unruh“ immer unbedeutender, die in Aias enthaltene Sprengkraft wird in ihr Gegenteil verkehrt. Die Beruhigung findet sich auch im Druck (StA III, 47 [I, 83, Z. 2 ff.])<sup>18</sup>: Dem gealterten Hyperion sagt der ungestüme Aias nicht mehr zu, er denkt nicht mehr an ihn, sondern setzt den Namen Salamis nur deshalb nochmals ein, weil er dort lebt, aber auch, um an den Freiheitskampf zu erinnern. Salamis ist Symbol für Heldentum, Aias war Symbol für Verzweiflung. Tauchen im 'Fragment' (StA III, 181 [215, Z. 10]) noch die Grabhügel *aller* Helden auf, so heißt es jetzt nur, „daß unter den Grabhügeln einer vielleicht dem / Geist Achills und seines Geliebten angehöre“ (StA III, 36 [I, 61 f., Z. 20 f.]). Aias' von Leidenschaft bestimmte Selbstmordgedanken werden ersetzt durch die kühle Beherrschung des Freitods: „Der herrliche Geist gieng scherzend aus der Welt“, heißt es von Demosthenes (StA III, 76 [I, 136, Z. 15]), während Empedokles „vertraut mit der Seele der Welt“ (StA III, 151 [II, 109, Z. 14]) war. Beider Selbstmord liegt ein Befriedigtsein zugrunde, Aias' Freitod scheint dagegen einem reinen Augenblicksdenken zu entspringen. Die „historische Dimension“<sup>19</sup> seines Selbstmords fehlt, weil er nicht in den Lauf der Geschichte eingreifen will, sondern sich aus eigener Not umbringt.

In Hölderlins Übertragung stehen drei Dinge im Vordergrund, die darauf hinweisen, mit welcher persönlicher Intensität er sich auf dieses Drama eingelassen hat: erstens die Bedeutung des Selbstmords, zweitens die ungeheime starke Steigerung, ja oft Übersteigerung, die den Wahnsinn geradezu bildhaft werden läßt. Darüberhinaus tritt das in den Vordergrund, was Binder als „Tendenz zur Doppelsinnigkeit“<sup>20</sup> bezeichnet, was aber auch die wichtige Komponente des täuschenden Scheins enthält.

Wenn wir auch annehmen können, daß Hölderlin den gesamten 'Aias' übersetzen wollte, so haben ihn doch die für ihn persönlich zentralen Stellen am meisten angezogen; er hat mit ihnen seine Übersetzung begonnen und scheint nicht chronologisch vorgegangen zu sein.<sup>21</sup> Ja, er hat die Szenen, in denen Aias seine scheinbare Versöhnung begründet, (noch) nicht übersetzt, vermutlich, weil sie ihm zu wenig mitgeteilt haben, obwohl sie die von ihm übertragenen Teile verbinden. Die ersten Stücke seiner Übersetzung handeln nur von Aias' Todessehnsucht, während das dritte, als scheinbares Gegenbild, Liebe und Versöhnung thematisiert. Doch wird genau dies schließlich widerrufen.

Auf die harte Fügung der Übersetzung hat schon Hellingrath<sup>22</sup>, auf die Steigerung der Sprache Zuntz<sup>23</sup> hingewiesen. Ergänzend sei die Wendung „schlimme / Hoffnung habend“ (StA V, 278, v. 9 f.) angeführt. Ein kaum überbrückbarer Gegensatz wird trotz Enjambement harmonisch verbunden; Hölderlin gewinnt dem Tod, als dem Ende eines trostlosen Lebens, noch Positives ab (vgl. StA III, 67 [I, 120, Z. 4]). Wie sehr der aussöhnende Charakter des 'Hyperion' in der Übertragung durch diesen Charakter des Gegensatzes ersetzt wird, zeigt der Vergleich mit dem Original. Zuntz schreibt zu Recht, daß im 'Hyperion' „sprachliche und sachliche Härten dagegen, die die spätere Fassung geradezu grausam wiedergibt [...] übergangen“<sup>24</sup> werden. Eine weitere unerhörte Wendung ist „Dem / Sein Haus ist göttlicher Wahnsinn.“ (StA V, 278, v. 14 f.) Dem Sicherheit versprechenden Haus wird der vereinsamte, wahnsinnige Sinn eines Menschen nahegebracht. Im Wahnsinn ist Aias heimisch, in Verbindung mit

<sup>16</sup> Sophokles/Schadewaldt, S. 24, v. 429 f.

<sup>17</sup> Harrison, Hölderlin, S. 197, sieht nicht so sehr die Ruhe als vielmehr die Unsicherheit des Dichters.

<sup>18</sup> Vgl. StA III, 103 (II, 20, Z. 16). Ein Rest dieser Charakterisierung findet sich sogar noch in 'Mnemosyne', StA II, 194, v. 41.

<sup>19</sup> Bertaux, Hölderlin, S. 664.

<sup>20</sup> Wolfgang Binder, Hölderlin und Sophokles, HJb 16, 1969/70, S. 19–37; hier: S. 28.

<sup>21</sup> Vgl. Friedrich Beißner, Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen, Stuttgart 1961, S. 107 f.

<sup>22</sup> Norbert von Hellingrath, Pindarübertragungen von Hölderlin. Prolegomena zu einer Erstausgabe, Jena 1911, S. 2 u. ö.

<sup>23</sup> Zuntz, Pindar-Übersetzung, S. 59 f.

<sup>24</sup> Ebd., S. 87.

Göttern lebt er, während er mit den Menschen keinen Kontakt mehr hat – eine Situation, mit der Hölderlin sich identifizieren konnte.<sup>25</sup> Wichtig ist schließlich noch:

[. . .] *Und nichts unsingbar nenn' ich,  
Seit unverhofft Ajax im Muthe versöhnt  
Mit den Atriden aus großem Streite.*

(StA V, 280, v. 24 ff., Hervorh. MK)<sup>26</sup>

Bloß Hölderlin, weit über das Original hinausgehend, legt die Betonung auf die *aktive* Seite des Dichtens. Ein Zeichen dafür, wie sehr er diesen Text und dessen Protagonisten auf seine dichterische Existenz bezogen hat. Und *nichts* ist „unsingbar“, wenn beide mit der Welt in Frieden leben könnten. Doch Aias ist nur zum Schein „versöhnt / Mit den Atriden“! Die logische Folgerung ist also, daß *alles* unsingbar wird. Trotzdem hat Hölderlin weitergedichtet, denn andererseits heißt für einen Künstler psychologisch-persönliche Identifikation mit einem Schicksal ja gleichzeitig künstlerische Gestaltung dieses als verwandt empfundenen Schicksals. Hölderlins Identifikation mit Aias fand also eher in der gebundenen Form der Übersetzung statt, während er eine mehr interpretatorische Möglichkeiten bietende künstlerische Verarbeitung in 'Der blinde Sänger' und in 'Mnemosyne' versucht.

#### 4. 'Der blinde Sänger'

Blindsein ist ein Attribut der antiken Seher, doch waren diese nicht unbedingt auch Sänger, also Künstler. Aber sie wurden als „wahnsinnig“ angesehen. Blindsein ist bei Hölderlin auch Attribut der Göttersöhne (StA II, 143, v. 40 f.). Beidesmal läßt sich ein Bogen schlagen zu Aias, den er schon früh, als negatives Gegenbild zu Achill, als „den blindtobenden“ (StA IV, 224, Z. 18) bezeichnet hat. Doch meint ‚blind‘ auch hier schon ein naives Blindsein, das notwendigerweise mit dem „Schicksaal“ (StA II, 143, v. 39) verknüpft ist. Deshalb steht in 'Der blinde Sänger' das Motto aus dem 'Aias'.

Ein Gegenstück zu diesem Motto findet sich zu Beginn des zweiten Bandes des 'Hyperion' und stammt aus dem 'Ödipus auf Kolonos'. Scheint „Gelöst hat den grausamen Kummer von den Augen Ares.“ (StA V, 280,

<sup>25</sup> Vgl. StA I, 267, v. 27: „Der Menschen Worte verstand ich nie.“

<sup>26</sup> Vgl. Donner, Sophokles, S. 374, v. 682 ff.; vgl. Sophokles/Schadewaldt, S. 35, v. 714 ff.

v. 14) positiv deutbar zu sein, so zeugt das zweite: „Nie geboren zu sein: / Höheres denkt kein Geist! / Doch das Zweite ist dieses: / Schnell zu kehren zum Ursprung.“<sup>27</sup> nicht gerade von einer lebensfreudigen Einstellung. Der Zusammenhang beider besteht darin, daß Aias schnell zum „Ursprung“ zurückkehrt. Was im 'Hyperion' angedeutet wurde, wird in 'Der blinde Sänger' gedanklich weitergeführt. Und der Sänger befindet sich in einer Aias vergleichbaren Situation: Seine Jugend ist dahin, vor ihm liegt eine trostlose Zukunft. Die *Erinnerung* bringt ihm keine Erleichterung, sondern läßt den schmerzlich fragenden Ausruf „wo bist du, Licht!“ (StA II, 54, v. 2) nur nochmals auftauchen (v. 10), eine Doppelung, die die Doppeldeutigkeit des Lebens ankündigt. Es scheint sogar, als habe „die unendliche Nacht“ (v. 12) die absolute Übermacht erlangt.<sup>28</sup> Doch ist der Retter schnell zu *hören*. Und wie wir an der Übertragung des 'Aias' gesehen haben, drücken sich scheinbar hoffnungsvollere, befreiende Stimmungen im Bereich des Hörens, Singens und Dichtens aus (StA V, 280, v. 24). Die Häufung der Worte aus diesem Bereich, der zwar nicht völlig dem Schein gleicht, doch durch seine leichte Vergänglichkeit ihm sehr nah verwandt ist, in den folgenden vier Strophen ist geradezu auffallend. Doch ist das Dichten nur eine *scheinbare* Befreiung, denn aus der Dunkelheit begibt sich der Dichter in die *Abhängigkeit* der „Irrbahn“ (StA II, 55, v. 36), die der Gott ihm vorzeichnet.<sup>29</sup> Seit der Antike arbeiten die Dichter mit dem Schein, wenn und weil sie die Welt nachzubilden versuchen. Und wenn der Sänger nun durch den eigenen Gesang das Sehen wieder lernt, ist es logischerweise „nur“ ein dichtendes, ein erdichtetes, also ein täuschendes, scheinbares Sehen. Der Sänger befindet sich in diesem Moment des Umschwungs genau an der Stelle, die Hölderlin folgendermaßen charakterisierte:

*Das neue Leben ist jetzt wirklich, das sich auflösen sollte, und aufgelöst hat, möglich (ideal alt), die Auflösung notwendig und trägt ihren eigentümlichen Charakter zwischen Seyn und Nichtseyn. Im Zustande zwischen Seyn und Nichtseyn wird aber überall das Mögliche real, und das wirkliche ideal, und diß ist in der freien Kunstnachahmung ein furchtbarer aber göttlicher Traum.*  
(StA IV, 283, Z. 21 ff., Hervorh. MK)

Was der Sänger in seinem Dichten versucht, die hoffnungslose Nacht der Gegenwart und die idealen Visionen der Zukunft darstellend zu ver-

<sup>27</sup> Sophokles/Schadewaldt, S. 391, v. 1226 ff.

<sup>28</sup> Vgl. Schmidt, Widerruf, S. 18.

<sup>29</sup> Ebd., S. 26 spricht Schmidt von „fremdbestimmt“; vgl. S. 62 f.; vgl. Harrison, Hölderlin, S. 205.

einen, wird im selben Moment als „Traum“ erkannt: „furchtbar, weil er die, denen er sich zeigt, aus dem sorglosen Aufenthalt beim vertrauten Wirklichen heraus- und hineinwirft in den Schrecken des Unwirklichen“, und damit in die für überwunden gehaltene Wirklichkeit des Schreckens; ‚göttlich‘, „weil das in die Wirklichkeit ankommende Mögliche bei seiner Ankunft durch das Kommen des Heiligen geheiligt ist“<sup>30</sup>, die Veredelung des Wirklichen stattfindet. Nur im Traum des Gedichts kann der Dichter dies Leben jenseits der Realität, diesseits der Idealität (er)leben. Solange er dichtet, fühlt er sich als Halbgott, der „dem Volk ins Lied / Gehüllt die himmlische Gaabe“ (StA II, 120, v. 59 f.) reicht. Alles Dichten ist der Versuch, durch Erklären der Welt den Menschen einen Sinn zu geben. Das zwiespältige Wesen der Welt wird durch die „Sinnggebung“ der Dichtung gemildert. Falls dies nicht mehr möglich ist, wird es wieder zur Verzweiflung, die dann wesentlich größer sein wird, kommen. Wo das Gedicht seinen scheinbar realen Charakter nicht mehr bewahren kann, hat es seinen Sinn verloren, da es an diese scheinbare Sinnstiftung, diesen sinnstiftenden Schein seine Existenz gebunden hat.

Zwar wird in ‚Der blinde Sänger‘, beginnend mit „Wohin? wohin?“ (v. 37) bis hin zu „euch seegne der Sehende!“ (v. 50), die Befreiung durch die Kunst als möglich vorgestellt, auch wird das alte „Jugendlicht“ (v. 43) noch einmal gesehen, „geistiger“ (v. 44) jedoch, also in der *Erinnerung*, nicht in der Realität, auch will der Sehende von diesem erinnernden Wissen um „Glück“ (v. 43) an alle abgeben – doch: Dieser Moment des Wiedersehens ist der Moment, auf den das Motto anspielt; die Nacht, die Ares Aias gebracht hat, wird nicht mehr bekämpft, weil die Ursache des Kampfes durch das Dichten überwunden scheint. Doch: „alles ist Schein –“ (StA IV, 141, v. 10; vgl. Anm. 10).

Denn die Unsicherheit des Menschen verbirgt sich hinter seiner Unwissenheit darüber, was die Götter mit ihm vorhaben. Und genau in dieser unsicheren Zweideutigkeit äußert sich die menschliche Abhängigkeit, eine Zweideutigkeit, die auch Hölderlin ausgenutzt hat: Aias’ Versöhnung ist Schein, seine Aussage Täuschung. Und vorausgesetzt, Hölderlin hat ‚Aias‘ so verstanden, so hat auch er etwas anderes gemeint, als er schreibt: Seinen Kampf gegen die Nacht der Menschenwelt hat er hinter dem Segnen verborgen. Denn was kann ein einsam Verzweifelter ausrichten, der der Sänger ja eben deshalb bleibt, weil er ausruft „O kommt“ (v. 49), was ja heißt, daß die „Lieben“ (v. 47) gar nicht da sind, wenn er weiß, daß seine

<sup>30</sup> Martin Heidegger, ‚Andenken‘. In: Hölderlin. Gedenkschrift zu seinem 100. Todestag 7. Juni 1943, Tübingen 1943, S. 267–324; hier: S. 294.

Bemühungen vergeblich sein werden, wenn er um Freiheit und Leben fürchten muß, sobald er seine wahren Gedanken leichtverständlich äußert? Er scheint so verzweifelt zu sein, daß er auf diesem Höhepunkt der Begeisterung den Tod des singenden Sehers herbeisehnt. Denn so ist „O nimm, daß ichs ertrage, mir das / Leben, das Göttliche mir vom Herzen.“ (v. 51 f.; vgl. StA V, 277, v. 1 ff.) zu verstehen.

Eine bitterböse Ironie steckt noch in „Ihr alle, daß euch seegne der Sehende!“ (v. 50). Der aus Verzweiflung Sterbende will seine „Lieben“ (v. 47) segnen. So „lieb“ sind sie ihm aber nicht gewesen, denn Hölderlin wußte wohl zu unterscheiden zwischen seiner ihm lieben „Meinen“ (v. 16) und seinen meinen „Lieben“.<sup>31</sup> Da er bei diesem Segnen, das ein Fluchen ist, der „Sehende“ ist, sind alle anderen die „Blinden“. Der Sänger ist nicht blind; er wird dazu gemacht, weil er in der geistigen Nacht der Zeit (nicht der Umnachtung des Geistes!) lebt, weil er von Blinden, die sich sehend wähnen, zum „Blinden“ deklariert wird.<sup>32</sup>

### 5. ‚Mnemosyne‘

Im konditional geprägten ersten Teil des Anfangssatzes<sup>33</sup> finden wir die Bedingung, daß Reife erst dann gegeben ist, wenn die Früchte – über die Szenerie des Herbstes hinaus: die Menschen – durch alle Prüfungen der Erde gegangen sind; Reife als Vollendung menschlichen Daseins, Reife für den in der *Zukunft* liegenden Tod!<sup>34</sup> Auch das Böse, das die Schlange seit der Genesis verkörpert (1. Mose 3, 14), stellt eine notwendige Bedingung dafür dar. „Wegweisende Wirkung hat die Schlange auch für Aias

<sup>31</sup> Vgl. ‚Der Wanderer‘ (StA II, 80 ff., bes. v. 91 ff.), wo eindeutig gesagt wird, daß Vater und Mutter „nimmer die Meinigen mehr“ sind: „der / Meinen“ können wir getrost allein auf Susette Gontard beziehen. Vgl. StA V, 278, v. 19 f., wo Aias als „Am Sinne vereinsamt wird den Lieben / Ein großer Kummer er gefunden“, wobei sich „den Lieben“ auf die Eltern bezieht.

<sup>32</sup> Vgl. Paul Watzlawick, Die Möglichkeit des Andersseins. Zur Technik der therapeutischen Kommunikation, Bern u. a. 1977, S. 88: „Gleichgültig, ob [der Sohn] nun von [den Eltern] abhängig bleibt oder sich abzulösen versucht, er hat auf jeden Fall Unrecht und ist ein schlechter Sohn“, ein wahnsinniger Sohn. S. 90 f.: „In den Familien Schizophrener gilt jeder Schritt des Patienten auf die Normalität hin als weiterer Beweis für seine Verrücktheit.“ Vgl. Bertaux, Hölderlin-Variationen, S. 171–182.

<sup>33</sup> Soweit nichts anderes angegeben beziehen sich die Versangaben zu ‚Mnemosyne‘ im Folgenden auf die ‚Dritte Fassung‘, StA II, 197 f.

<sup>34</sup> Vgl. StA IV, 65, v. 1514 f.

bei PHILOSTRAT<sup>35</sup>, womit die Bedingung der Reife auf den Aias der dritten Strophe bezogen werden kann. Schon hier wird die Frage angedeutet, ob man „groß“ (v. 42) leben und sterben will oder bloß „wie / Auf schwankem Kahne der See“ (v. 16 f.). Letzterer ist nicht reif, weil er nur in der puren Augenblicklichkeit der *Gegenwart* sich „wiegen“ läßt.<sup>36</sup>

Diese zwei angesprochenen Zeiten rahmen in der ersten Strophe die *Vergangenheit* ein, angedeutet durch die doppelte Verwendung von ‚vieles ist zu behalten‘ (v. 5; v. 13 f.). Die Vergangenheit erscheint als notwendiger Gegensatz der Zukunft und als Bedingung der Gegenwart. Da die Zukunft nur ‚prophetisch‘ (v. 4), also nie ganz sicher zu erkennen sein wird, wächst die Bedeutung der kennbaren und klaren Vergangenheit. Deren zweimaliges Nennen gibt ihr besondere Schwere und weist gleichzeitig auf eine doppeldeutige Eigenschaft hin. „Noth die Treue“ (v. 14) setzt sie mit der Liebe, deren eine wichtige Bedingung Treue ist, in Verbindung. An der „Last von Scheitern“ (v. 7), Erinnerungen an böse Tage, droht der Mensch zu scheitern.<sup>37</sup> Von den „Schmerzen und Freuden der Erinnerung“ (StA III, 181 [214, Z. 17]) umrahmt, setzt sich hier so etwas wie eine allgemeine Naturgesetzmäßigkeit von Vergangenheit und Gegenwart ab. Die „alten / Geseze der Erd“ (v. 11 f.) sind jedoch nicht so stabilisierend und geradlinig, wie Schmidt das sieht<sup>38</sup>, sondern „unrecht“ (v. 9), also krumm. Eine im Angesicht möglicher Ziele notwendige Geradheit des Weges und damit eine Richtigkeit gibt es nicht.<sup>39</sup> Umwege in der menschlichen Entwicklung sind der Weg überhaupt.<sup>40</sup> Wer einen schmalen Weg geht, stirbt „groß“

<sup>35</sup> C. A. Meier, *Antike Inkubation und moderne Psychotherapie*, Zürich 1949, S. 74. Philostrat, *Heroikos* 706.

<sup>36</sup> Vgl. Harrison, Hölderlin, S. 228. Auch ich sehe einen „dangerous state“, der den Menschen in seiner Handlungsunlust beschreibt. Zwar geht es darum, „der reinen Passivität sich anzuvertrauen, um Gegenwart ganz zu erfüllen“ (Theodor W. Adorno, *Parataxis*. In: *Noten zur Literatur*, Frankfurt 1981 (stw 355), S. 447–491, hier: S. 483), doch sieht Hölderlin dies m. E. negativ, denn ohne Vergangenheit und Zukunft ist für ihn keine Gegenwart möglich.

<sup>37</sup> Vgl. Jacob u. Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Leipzig 1854 ff., Bd. 8, Sp. 2482 zu „scheitern“: „ist in anlehnung an die bedeutung von *scheiter* als trümmer (*zu scheitern gehen*) entstanden“. Vgl. StA V, 234, v. 743 ff., wo das Scheitern wie bei Aias darauf beruht, daß ein Schiff „nicht weichen will in etwas“.

<sup>38</sup> Vgl. Schmidt, *Widerruf*, S. 6 f.

<sup>39</sup> Vgl. Rolf Zuberbühler, *Hölderlins Erneuerung der Sprache aus ihren etymologischen Ursprüngen*, Berlin 1969, S. 55.

<sup>40</sup> Vgl. Matth. 7, 13 f.: „Gehet ein durch die enge Pforte. Denn die Pforte ist weit, und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführt; und ihrer sind viele, die darauf wandeln. / Und die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal, der zum Leben führt; und wenige sind ihrer, die ihn finden.“

(v. 42); wer den breiten vorzieht, stirbt wie „Noch andere viel.“ (v. 45) Doch beide Wanderer haben, *weil* sie physisch sind, immer eine Sehnsucht „Ins Ungebundene“ (v. 13), was als Gegensatz zu „gefangenen / Element“ (v. 10 f.) zu verstehen ist, aus denen man sich befreien will. Das „Ungebundene“ bedeutet eine nur auf sich selbst beruhende geistige Gegenwart des Selbst, die immer eine Sehnsucht, die auf Erfüllung keinen realen Anspruch erheben darf, zu ihrer Voraussetzung hat. Ja, das Ziel absoluter Herrschaft des Geistes über den Körper wird nie erlangt werden, weil mit seinem Erreichen der Tod des irdischen Menschen notwendigerweise einhergeht.

Gegensätze bestimmen die zweite Strophe. Trotzdem ist sie ein Versuch, dem bedrohten Ich einen idyllischen, rettenden Bereich zu schaffen. Eine formale Einheit wird zwar noch durch die zwei Fragen hergestellt, doch sofort erscheint die erste Stufe eines notwendigen Gegensatzes, der Widerspruch zwischen „Sonnenschein“ und „Schatten“.<sup>41</sup> Die nächste Stufe vereinigt einen größeren Gegensatz immer noch in der Einheit des „Denn alles ist gut.“ (StA II, 175, v. 88). Gut sind die „Tageszeichen“ in jedem Fall, sei es, daß die Seele des Menschen gegenredend „Ein Himmlisches verwundet“, sei es, daß „Ein Himmlisches“ „gegenredend die Seele“ (StA II, 197, v. 22–24) des Menschen verletzt.<sup>42</sup> Die formale Einheit ist hier zwar noch gegeben, doch innerlich ist der Satz zerbrochen. In den folgenden Zeilen tritt uns in „Schnee“ und „Majenblumen“ der unüberbrückbare Gegensatz offen entgegen. Doch wird der Streit zwischen der Winter- und der Frühlingsseite des Lebens *nicht* entschieden, denn beides ist gleichwertig „das Edelmüthige“, ist notwendiger Teil der Natur. Der Zusammenhang mit ‚Hälfte des Lebens‘, nach Binder „Mitte des Lebens“<sup>43</sup>, liegt auf der Hand. Doch bestehen die zwei Hälften des Lebens *nebeneinander*, immer sich abwechselnd – wie könnte sonst ‚Mnemosyne‘ z. B. neben dem optimistischen ‚Germanien‘ (be)stehen?<sup>44</sup>

<sup>41</sup> Vgl. Schmidt, *Letzte Hymnen*, S. 54.

<sup>42</sup> Ebd., S. 57 spricht Schmidt von der „Verwundung der »Seele« durch ein »Himmlisches«, der Bestrafung menschlicher Hybris. Die Verwundung der ‚Himmlischen‘ durch die menschliche „Seele“ bezieht sich auf die Entzauberung der Natur z. B. durch Herakles in ‚Chiron‘ (Schmidt, *Widerruf*, S. 51). Für die doppelte Deutungsmöglichkeit vgl. StA V, 268, Z. 27 ff.; StA II, 168, v. 121 f.; vgl. Bertaux, *Hölderlin-Variationen*, S. 181 f. über „zweideutige Aussagen“ Hölderlins.

<sup>43</sup> Wolfgang Binder, *Hölderlin-Aufsätze*, Frankfurt 1970, S. 44. – Vgl. StA VI, 407, Z. 29 ff., Nr. 222, Anfang 1801 an den Bruder. Vgl. D. E. Sattler in: Friedrich Hölderlin, *Ausgewählte Gedichte*, Darmstadt u. a. 1983 (SL 429), S. 122. Vgl. Sophokles / Schadewaldt, S. 34, v. 670 ff.

<sup>44</sup> Vgl. Adorno, *Parataxis*, S. 473: „Hölderlin kennt Formen, die, in erweitertem

Die Erkenntnis der Gegensätze in der Einheit ist jedoch nur dem Wanderer möglich, der auf der hochgestimmten Straße seines Geistes geht. Diesen den Göttern nahegerückten Bildern aus der realen Welt gesellt sich das symbolische Bild des christlichen Kreuzes. Es weist auf „Und es starben / Noch andere viel“ (v. 44 f.) und auf Christi Selbstopfer, eine Art Selbstmord.<sup>45</sup> Die Erinnerung daran versetzt den Wanderer in eine „inspiratorische Ergriffenheit, in der das Menschliche vom Göttlichen hingerissen wird und sich mit ihm vereint“.<sup>46</sup> Der ekstatische Zorn ruft auch andere Bilder der Vergangenheit hervor, Hölderlin *ahnt* wieder etwas von Aias' Selbstmord, und indem er fragt „aber was ist diß?“ (v. 34), ist er bereit, sein Nachdenken grundsätzlich von Neuem beginnen zu lassen – aus dem Wunsch heraus, die Einheit der Gegensätze nicht nur auf dem Papier, sondern in der Realität zu schaffen.

Dies ist der Anfang der dritten Strophe, der „Keim des Gedichtes“ (StA II, 828, Z. 10). Der Tod „mein[es] Liebling[s] unter den Helden“ (StA IV, 224, Z. 2 f.; vgl. StA II, 40, v. 25 f.) zeigt Hölderlins tiefe Verbundenheit mit Achill und, im übertragenen Sinn, mit Sinclair. Doch könnte „mein Achilles“ gleichfalls Susette Gontard meinen, die Hölderlin wiederholt in die Nähe von Helden rückt (vgl. StA I, 242, v. 6 ff.; Bruchstück 9 und 18: StA II, 316 bzw. 319), denn „Feigenbaum“ taucht in Hölderlins Gedichten nach 1800 nur hier und in 'Andenken' auf.<sup>47</sup> Die Vermutung liegt nah, daß er auf denselben Ort anspielen wollte. In 'Andenken' (StA II, 188, v. 16) steht der Feigenbaum in Bordeaux als Zeichen für den idyllischen Hof, auch für Leben.<sup>48</sup> In 'Mnemosyne' kennzeichnet er den Ort, an dem Hölderlin von Susettes Tod erfahren hat.<sup>49</sup> Sind nicht eigentlich „Wahnsinn“ und Tod des Aias eine direkte Folge des Todes Achills am Feigenbaum? Die Erbitterung darüber, nichts von seinen Waffen, und für Hölderlin, nichts von Diotima übrig zu behalten, bringt beide um ihren Verstand. Wobei der bedeutende Unterschied besteht, daß

Sinn, insgesamt parataktisch heißen dürfen.“ Die hier angesprochene Form geht über 'Hälfte des Lebens' hinaus, da sie im Gesamtwerk Hölderlins auftaucht.

<sup>45</sup> Vgl. StA II, 828, Z. 5.

<sup>46</sup> Hölderlin Werke und Briefe. Hrsg. v. Friedrich Beißner und Jochen Schmidt, Frankfurt 1969, Bd. 3, S. 43 (Anm. zu Bd. 1, S. 92, Z. 19).

<sup>47</sup> Vgl. Wörterbuch zu Friedrich Hölderlin. I. Teil: Die Gedichte, Tübingen 1983. Das Vorkommen in den 'Bacchantinnen' (StA V, 41, v. 11) kann als Übertragungsfehler wohl beiseite gelassen werden.

<sup>48</sup> Vgl. Harrison, Hölderlin, S. 198 ff., wo er das Bild von „unity of land and water“ entwickelt. In 'Mnemosyne' ist diese Einheit zerstört: Achill liegt am Feigenbaum, Aias am Meer.

<sup>49</sup> Bertaux, Hölderlin-Variationen, S. 93.

Aias in etwas Materielles, Hölderlin aber in Diotimas Seele verliebt ist. Denn „mein / Achilles“ ist zudem ein Zeichen dafür, daß eine *Vorstellung* von Achill, also überhaupt nicht die Sagengestalt, gemeint ist. Dieser Achill ist in Hölderlins Realität nicht mehr, in seiner Vorstellung nur noch als tot präsent, und der aufgrund dieses Todes wütende Aias beherrscht seine Gedanken. Dieses Gefühl einer inneren Verwandtschaft wird verstärkt durch den „Wahnsinn“<sup>50</sup>, der in den ersten Fassungen noch „bei Windessausen“ (StA II, 194, v. 41 und 196, v. 40) heißt.<sup>51</sup> In der dritten Fassung steht jedoch „An Schläfen Sausen“ (v. 40). Es ist nicht mehr temporale Begleiterscheinung, sondern Ursache des Todes. Aias stirbt an einem inneren, ihm persönlich zugehörenden Wind, am Sausen des Geistes selbst, am gesteigerten Verstehen dessen, daß Achills Waffen unwiederbringlich verloren sind: gleichermaßen verlorengegangen ist für Hölderlin *seine* Heldin. „Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; [...] Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“ (Joh. 3, 8). Wer das Sausen hört, der versteht und geht ‚reif‘ in Gottes Reich ein (v. 1–3). Er fühlt sich eins mit Gott, kann dies jedoch nicht lange ertragen: die Größe der Erkenntnis ist zu gewaltig und wird „unsingbar“ (StA V, 280, v. 24).

So wie Hölderlins seelisch-depressiver Niedergang in der Fremde seinen Anfang genommen hat, so starb auch Aias „in der Fremd“ (v. 42). Fremd fühlten sich beide unter ihren Mitkämpfern, weil sie sich gleichermaßen bemühten, ihr Rechtsempfinden gegen allen Widerstand durchzusetzen. Hölderlins zunehmende Entfremdung von Schiller und Hegel sei nur als Beispiel angeführt. Es bleibt also nur der selbstbestimmte, ‚große‘ Tod des Aias.

Nun aber wendet sich das Gedicht einer Macht des Lebens zu, der Erinnerung, angedeutet durch den Sprung von Troja nach „Elevtherä“ (v. 46). Und die Schwierigkeit liegt jetzt darin, daß es – rein grammatikalisch – unklar bleibt, ob „Der auch [...] das abendliche nachher löste / Die Loken.“ (v. 46 ff.) auf „Elevtherä“ und damit nur auf das *Bild* der Erinnerung oder auf „Mnemosyne“, die Erinnerung selbst, bezogen werden muß. Im ersten Fall handelte es sich bloß um ein „Verfallensein“ der Erinnerung, die durch die „Ausgrabungstätigkeit“ des Dichters wieder belebt wird. Im zweiten Fall handelte es sich um das endgültige Ende aller Dichtung.

<sup>50</sup> Bertaux, Hölderlin, S. 639 ff. sieht in 'Mnemosyne' keinen persönlichen Bezug, nur in den Übertragungen. Einleuchtend ist, was er über den „Wahnsinn“ schreibt.

<sup>51</sup> Vgl. Friedrich Beißner, Hölderlins letzte Hymne. In: HJb 3, 1948/49, S. 66–102, hier: S. 90.



Beißner spricht „vom Tode der Mnemosyne“ (StA II, 829, Z. 15); doch wird direkt vorher ja von den antiken Helden gesprochen, was ohne Erinnerung unmöglich ist. Roland Jensen bezieht „der“ folgerichtig nur auf „Elevtherä“, denn: „die unsterblichen Götter können [...] nicht sterben“.<sup>52</sup> Doch Erinnerung ist *immer* nur als geistige Vorstellung möglich, lebt vom (geistigen) Bild, so daß sie tot sein muß, wenn ihr Bild tot ist. Die Doppeldeutigkeit dieser Beziehung läßt sich nicht auflösen. Hölderlin weicht vor der eindeutigen Stellungnahme zugunsten des Lebens oder des Todes zurück. Es ist nicht mehr das „Denn alles ist gut.“ (StA II, 175, v. 88), es ist der *Zweifel* an der Richtigkeit und Güte des Schicksals.

Denn mit der momentanen Wirkung der Erinnerung steht es nicht zum besten, obwohl das, was die Erinnerung gerade freigegeben hat, der Gedanke an Leben und Tod der Helden der Vergangenheit ist. Das sind Erinnerungen, die im Gegensatz zu früher nur noch als „Last von Scheitern“ (v. 7) wirken. Einen Aufschwung für die Zukunft geben sie nicht mehr her, denn sie sind voll Trauer. Die Erinnerung an den Tod des Aias kann jedoch kein vollwertiger Ersatz für die Erinnerung an Achill sein, da der Selbstmord nach christlicher Auffassung nicht zu sühnen ist. Der Selbstmord Aias' ist niemals dem Selbstopfer Christi gleichzusetzen, weil er nur persönlich zu begründen ist.

Dieser, in zweifacher Überlieferung/Erinnerung begründete Widerspruch versetzt Mnemosyne in Trauer. Der Gedanke an Selbstmord ruft Trauer hervor. Da er aber die einzig mögliche Antwort auf die Enttäuschung über die Welt zu sein scheint, ist die Trauer notwendig. Reif zu werden, war jedoch der Anspruch; Trauer ist die Realität, und zwar zuerst Trauer über die Realität, dann Trauer über die Realität der Trauer, wodurch natürlich die Realität wieder Anlaß zu Trauer gibt. Ein tödlich-trauriger, traurig-tödlicher Kreislauf ist kurzgeschlossen. Der Dichter hat diese Realität der Realität durchschaut, kann ihr jedoch nicht mehr entkommen, obwohl er erkennt, daß die Trauer „fehlet“ (v. 51), kann ihr aber auch nichts positiv Bleibendes entgegensetzen.

Dieses Dilemma des modernen Dichters drückt sich am prägnantesten in „aber er muß doch“ (v. 50) aus. Unschuld und Vorbild durch selbstbestimmten Tod sind nicht mit Zorn und Schuld durch Selbstmord gütlich zu vereinen. Trauer und Reife sind immer bestehende Gegensätze. Die Einheit der beiden ist nur im Gegensatz möglich, ihr „Fehlen“ bedingt ihr

<sup>52</sup> Flemming Roland Jensen, Hölderlins 'Mnemosyne'. In: Zs. f. dt. Philologie 98, 1979, S. 201–241, hier: S. 232; S. 235: „Mnemosyne [...] schläft“. Vgl. StA II, 118, v. 14 f.

„Edelmüthiges“ und umgekehrt. Der Gegensatz zwischen Gut und Böse, Schuld und Unschuld, Körper und Geist bleibt bestehen, weil er nicht mehr durch die Kunst überdeckt werden kann.

Die gleichzeitige Erkenntnis, daß die Trauer einen Fehler begeht, wird sinnlos vor der Macht der Trauer. Auch dies drückt sich in „aber er muß doch“ aus.<sup>53</sup> Und genau dieses Paradoxon, daß es die Einheit der Gegensätze im Leben und Dichten nicht gibt, ist die Konsequenz, die aus Aias' Leben zu ziehen ist. Auch für ihn gab es nur Lächerlichkeit oder Tod, beides gleichermaßen sinnlos. Das sprachliche Bild Hölderlins scheint nach außen hin die Form zu wahren, doch seine innere Widersprüchlichkeit läßt es auseinanderfallen. Muß man lesen:

[. . .] wenn einer [,] nicht die Seele schonend [,] sich  
Zusammengenommen [. . .]

Oder:

[. . .] wenn einer nicht [,] die Seele schonend [,] sich  
Zusammengenommen [. . .] (StA II, 198, v. 49 f.)

Nicht nur, daß die Götter in jedem Fall ‚unwillig‘ sind; auch die Menschen zerstören sich in jedem Fall selbst ihre Seele. *Denn*: Wenn einer sich zusammennimmt, schon er die Seele nicht, was dem Zustand entspricht, den Hölderlin in einem Brief an Landauer charakterisiert:

*Ich meinte immer, um im Frieden mit der Welt zu leben, um die Menschen zu lieben und die heilige Natur mit wahren Augen anzusehen, müsse ich mich beugen, und, um anderen etwas zu seyn, die eigene Freiheit verlieren. Ich fühl es endlich, nur in ganzer Kraft ist ganze Liebe;*

(StA VI, 416, Z. 36 ff., Nr. 229. Hervorh. MK)

*Und*: Wenn einer sich *nicht* zusammennimmt, schon er seine Seele – was doch gleichermaßen paradox ist. Immer ergibt es die Sinnlosigkeit menschlichen Handelns.

<sup>53</sup> Vgl. Flemming Roland Jensen, S. 237. Den Hinweis, daß Hölderlin „Und es starben [...] im Feld“ (1. Fassung StA II, 194, v. 45–49; 2. Fassung StA II, 196, v. 44–48) nicht in die endgültige Fassung aufgenommen hat, als Argument dafür zu werten, daß Hölderlin „sich des Paradoxes bewußt“ (S. 236) war, zieht nicht. Schließlich ist das „göttlich / Gezwungen“ doch nur eine (redundante) Form des „aber er muß doch“. „Wäre Griechenland »göttlich / Gezwungen« zugrunde gegangen [...]: auch seine eigene Dichtung müßte Hölderlin dann für sinnlos halten. Das tut er aber nicht, solange er ‚vaterländisch‘ dichtet“ (S. 236). Doch: Hölderlin hat aufgehört zu dichten!

„Das *amor fati* ist den wenigsten vorbehalten. Zu ihnen gehört Hölderlin.“<sup>54</sup> Er hätte sich bestimmt in die Erkenntnis der Sinnlosigkeit geschickt, wäre er nicht „wahnsinnig“ geworden. Und nur genau hier, in diesem letzten Punkt, der über Leben und Tod entscheidet, ist er nicht so weit gegangen wie die Gestalt, der er sich immer mehr angenähert hat, wie Aias.

## Zu Hölderlins Gratial

Von

Volker Schäfer

### Vorbemerkung

Das von Württembergs König Friedrich im Oktober 1806 für Hölderlin ausgeworfene Gratial hat im Behördenschriftgut der Zeit einen wesentlich breiteren Niederschlag gefunden, als es die bisher veröffentlichten Dokumente<sup>1</sup> vermuten lassen. So war beispielsweise weder bekannt, daß Johanna Gocks Bemühungen um einen Staatsbeitrag zu den Lebenshaltungskosten ihres Sohnes bereits im November 1805 einsetzten, noch ist gesehen worden, daß es insgesamt vier Bittschriften waren, mit denen Hölderlins fürsorgliche<sup>2</sup> Mutter die Stuttgarter Bürokratie beschäftigte.

Im folgenden seien daher einmal die archivalischen Spuren kalendarisch zusammengestellt, welche diese vier Suppliken auf ihrem Weg durch den württembergischen Behördenapparat in den Jahren 1805 und 1806 hinterlassen haben – einem langwierigen und verschlungenen Weg, denn vom ersten Unterstützungsgesuch bis zum Bewilligungsbescheid sollte nahezu ein volles Jahr vergehen.

Überliefert sind die hier interessierenden Verwaltungsakte und -aktivitäten in unterschiedlichen Archivbeständen<sup>3</sup>, wie immer, wenn mehrere Dienststellen in derselben Sache tätig werden. Mit Hölderlins Gnadengeld aber waren damals, nach

<sup>1</sup> StA 7/2, S. 54, LD 174, 15.16; ebd. S. 359 f., LD 352 a–c (mit zusätzlichen Nachweisen in Z. 11–17); ebd. S. 360–362, LD 353; 7/4, S. 355 f., LD 353 a; 7/3, S. 110 f., LD 514 a–b. (Diese Belegstellen sind im nachstehenden Kalendarium hinter der Archivsignatur in runden Klammern angegeben. Im übrigen richten sich Kalendarium und Erläuterungen nach den Editionsregeln der StA.)

<sup>2</sup> Nicht ohne Interesse ist in diesem Zusammenhang die bisher unbekannte Tatsache, daß auch Hölderlins Schwester Heinrike Breunlin als Witwe staatliche Unterstützung bezog, wenn auch in wesentlich bescheidenerem Rahmen als der Bruder: Am 20.5.1802 waren ihr jährlich, „so lange sie im Wittenstande (sic) lebt“ (HStAS A 282, Bü 1172/3, Gratialverzeichnis der Geistlichen Verwaltung Nürtingen), 12 fl 30 x sowie 6 Scheffel und 2 Simri Dinkel verwilligt worden, letztere ebenfalls zu 12 fl 30 x veranschlagt (ebd., Bü 1189/1); ferner genoß sie als „kleineres Gratial“ bereits seit 5.7.1800 2 Scheffel Dinkel und 2 Simri Roggen (ebd., Bü 1172/3).

<sup>3</sup> Dem Landeskirchlichen Archiv Stuttgart, dem Staatsarchiv Ludwigsburg und dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart mit ihrem benutzerfreundlichen Service wie auch dem Evangelischen Dekanatsamt Nürtingen für seine besondere Hilfsbereitschaft gilt auch an dieser Stelle mein herzlicher Dank. (Die bislang nicht beachteten Hölderlin-Spuren im Nürtinger Dekanatsarchiv gedenke ich demnächst separat aufzuzeigen.)

<sup>54</sup> Bertaux, Hölderlin, S. 642.

derzeitigem Erkenntnisstand, mindestens sieben, wenn nicht acht staatliche Organe befaßt: König, Kabinett, Staatsministerium, Oberkonsistorium, Oberfinanzdepartement, Dekanat Nürtingen, Kameralamt Neuffen und wahrscheinlich auch das Oberamt Nürtingen. Insgesamt sind in der Sache etwa zwei Dutzend amtliche und private Schreiben zwischen den Korrespondenten gewechselt worden: Den Eingaben der Johanna Gock – vier Suppliken (Kalendarium-Nr. 1, 5, 18, 19), darunter einer Immediatsupplik (5), sowie vermutlich einem Dankschreiben – standen gegenüber zwei Königliche Entschließungen (7, 34), ein Anbringen (32) und drei Dekrete (8, 35, 36) des Staatsministeriums, ein Bericht (27), zwei Noten (11, 23) und zwei Reskripte (43, 47) des Oberkonsistoriums, drei Noten (17, 29, 40) und ein Reskript (39) des Oberfinanzdepartements, zwei Bescheide des Nürtinger Dekans (44, 48), ein ärztliches Zeugnis (erwähnt in 32) sowie ein amtlicher Beibericht, vermutlich vom Nürtinger Oberamtman (Beilage zu 5). Davon ist nur von drei Schreiben (32, 34, 47) der volle Wortlaut und von drei weiteren (17, 35, 36) der dispositiven Textteil tradiert.

Ermittelt wurden die Ergänzungen zu Hölderlins Lebensdokumenten hauptsächlich in amtlichen Diarien oder Geschäftstagebüchern, mithin in einer von der Forschung viel zu wenig beachteten Quellengattung<sup>4</sup>. Auch im vorliegenden Fall erweisen sich diese zeitgenössischen Kanzlei- und Registraturbehelfe als nützliche Informationsträger und schließen wenigstens teilweise jene Lücken, welche die Kassation der einschlägigen Akten gerissen hat. Denn leider kann heute kaum mehr damit gerechnet werden, daß die Eingaben von Hölderlins Mutter samt dazugehörigen staatlichen Korrespondenzen in irgendeinem Archivmagazin unerkannt noch ihrer Entdeckung harren – von der Flut der zeitgenössischen Unterstützungsgesuche sind nur geringfügige Reste erhalten geblieben<sup>5</sup>.

<sup>4</sup> Die Hauptprotokolle (LKAS A 6; nicht zu verwechseln mit den Sitzungsprotokollen) und die Diarien des Konsistoriums (A 7) halten auch andere Hölderlin-Vorgänge fest. Mit Ausnahme von LD 69b ist keiner dieser Fundorte der StA zur Kenntnis gelangt. Auch wenn es sich nur um Parallelüberlieferungen bereits bekannter Sachverhalte handelt, so rechtfertigen allein schon die von den Sitzungsprotokollen teilweise abweichenden Kalenderdaten den Kurznachweis an dieser Stelle:

a) 27. 2.1789	Krankheitsurlaub	A 6, 1788–1789,	Nr. 218/1789
b) 27. 7.1792	dto.	A 7, 1791–1793,	Nr. 891/1792
c) 6. 12. 1793	Waltershausen	ebd.,	Nr. 1456/1793
d) 22. 12. 1795	Frankfurt	A 7, 1794–1796,	Nr. 1815/1795
e) 6. 10. 1800	Landauer	A 7, 1800–1802,	Nr. 1087/1800
f) 16. 1. 1801	Schweiz	ebd.,	Nr. 47/1801
g) 7. 8. 1804	Reise außer Landes	A 7, 1803–1806,	Nr. 868/1804

Notabene: Das für Hölderlin Gesagte gilt, mutatis mutandis, auch für Hegel und Schelling.

<sup>5</sup> In die fragliche Zeit fallen folgende Suppliken- und Gratialakten im HStAS: A 12 Bü 49, A 202 Bü 715–717, E 3 Bü 8, E 31 Bü 1646 und 1648, E 146 Bü 1900–1903, E 154 a Bü 575. – Die Sachakten „Gratialis und Almosen“ sind weder in den Specialia Neuffen des Bestands Oberfinanzdepartement (StAL D 37) noch im Bestand Kameralamt Neuffen (StAL F 72) mehr vorhanden.

## Kalendarium

[ca. 27. 11. 1805]	1) Erste Supplik der Johanna Gock um eine Staatsbeihilfe zu den Krankheitskosten ihres Sohnes, adressiert an das Konsistorium. Erschlossen aus Z. 5–10.	
29. 11. 1805	2) Eingang der Supplik beim Konsistorium: (Rubrik Nro.   Locus   Referent:) 1331.) Nürtingen. HE. Prael(at) Keller. (Rubrik Materia:) Verw(ittwete) KammerRath Gokin allda um Unterstützung zu den auf ihren kranken Sohn, Stip(endiarium) M(agister) Hölderlin, zu verwendenden Kosten. Überlieferung: LKAS A 7 (Konsistorium), Diarium 1803–1806, 29. 11. 1805, Nr. 1331.	5 10
14. 1. 1806	3) Behandlung der Supplik in der Sitzung des Konsistoriums: (Rubrik Locus:) Nürtingen. (Rubrik Materia:) Pfarrwittwe Gockin um ein Gratial pro filio, Stip. M. Hölderlin, wegen Kränklichkeit. (Referent:) Idem (HE. Pr. Keller). (Conclusum:) Auszusetzen. Überlieferung: LKAS A 3 (Konsistorium), Protokoll Nr. 68, S. 605. (LD 352a.)	15 20
30. 4. 1806	4) Erneute Behandlung der Supplik in der Sitzung des Oberkonsistoriums: (Rubrik Locus   Nro.   Referent:) Nürtingen. nr. 1331. d(e) A(nno) 1805. Idem (HE. Prälat Keller). (Rubrik Materia:) Verwittwete CammerRath Gock bittet um Unterstützung für ihren Sohn, den kranken stipendiarium M. Hoelderlin. Concl: Ad Acta. Überlieferung: LKAS A 3, Protokoll Nr. 68, S. 712. (LD 352b.)	25 30
4. 6. 1806	5) Zweite Supplik der Johanna Gock, adressiert unmittelbar an König Friedrich von Württemberg, unter Beifügung eines amtlichen Beiberichts, vermutlich des Nürtinger Oberamtmanns. Erschlossen aus Z. 37–43 und 74f.	35



85	11. 6. 1806	11) Note des Oberkonsistoriums an das Oberfinanzdepartement mit der Empfehlung eines Gratials von wenigstens 100 Talern für ein gemeinsch(aftliches) Anbringen an das Staatsministerium. Erschlossen aus Z. 77-79 und 89-97.
90	16. 6. 1806	12) Eingang der Note des Oberkonsistoriums vom 11. 6. (Nr. 11) beim Oberfinanzdepartement: (Rubrik Nro.   Locus   Referent:) 3063. Kanzlei. Nürtingen. Tübingen. Stip: Theol: D(omi)n(us) Jäger. (Rubrik Materia:) Extr: prot: Consistor: v. 11. c(urrentis) b(etr.) das Unterstützungsgesuch der verwitweten Kammerräthin Gock 2. O(rts) für ihren kranken Sohn, Stipendiaten Hölderlin. (Rubrik Expedirt:) den 17. Jun. zum vormaligen KirchenRath zugeben. den 23. Sept. per Extr. prot. zum Consistorio. Überlieferung: StAL D 37 (Oberfinanzdepartement), Diarium 1806, S. 356, Nr. 3063.
95	17. 6. 1806	13) Erneuter Eintrag der Note des Oberkonsistoriums vom 11. 6. (Nr. 11) ins Diarium des Oberfinanzdepartements: (Rubrik Nro.   Locus   Referent:) 3297. Nürtingen. Tübingen. Stip: theol: Dn: Jäger (Rubrik Materia:) Extr: prot: v. 11. c(urrentis) b(etr.) das Gesuch der Kammerräthin Gock 1. O(rts) um Unterstützung ihres kranken Sohnes, des Stipendiaten Hölderlin. nr: 3063. (Rubrik Expedirt:) den 17. Jun. zum vormaligen KirchenRath zugeben. Überlieferung: StAL D 37, Diarium 1806, S. 380, Nr. 3297.
100	17. 6. 1806	14) Behandlung des Vorgangs in der Sitzung des Oberfinanzdepartements: (Rubrik Locus   Nro.:) Canzley. Nürtingen. Tübingen. 3297. 3063. (Rubrik Materia:) Königl. OberConsistorium ersucht dieses Depart: um Äußerung wegen Unterstützung des kranken Stipendiarü M: Hoelderlin V(otum) et C(onclusum:) Zur vormaligen Kirchenraths Registratur, um ähnliche Fälle aufzusuchen u vorzulegen. (Marginalie:) <i>Vot: Script:</i> HE: Reg(ierungs)Rath Jaeger verliest ein <i>Votum Scriptum</i> . Überlieferung: StAL D 37, Sitzungsprotokoll 1806 I, 17. 6. 1806, Nr. 3297 und 3063.

	[17. 6. 1806]	15) Weiterleitung des Vorgangs vom Oberfinanzdepartement an die Registratur des vormaligen Kirchenrats, um ähnliche Fälle aufzusuchen u vorzulegen. Erschlossen aus Z. 108f. und 118f.	125
	23. 9. 1806	16) Erneute Behandlung des Vorgangs in der Sitzung des Oberfinanzdepartements: (Rubrik Locus   Nro.:) Kanzlei. Nürtingen. Tübingen. 3063. (Rubrik Materia:) Königl. OberConsistorium verlangt Äußerung über das Gesuch der verwitweten Kammerräthin Gock um Unterstützung ihres kranken Sohns. V(otum:) Dem K(gl.) O(ber)Consistorium per Extr(atum) Prot(ocolli) in Fr(eundschaft) zu erwidern: Da nach mereren Beispielen arme u: unglückliche - u: zwar nicht nur im nexu gebliebene, sondern auch aus demselben entlassene Stipendiarium mit einer Unterstützung oder <i>Victalium</i> , wie erst kürzlich die beeden entlassenen M. Beuerlin mit 150. fl. u: M. Fleischmann mit 100. fl., begnadiget worden seyen: So glaube das K.O. Finanzdepartement, daß für den <i>Stipendiarium</i> M. Hölderlin, auf so lange biß er wiederum hergestellt seyn würde, auf eine Unterstützung von 150. fl. angetragen werden könnte, und wolle nun dem K: OConsistorium die Erstattung des von demselben erforderten AU: Bericht(s) überlassen. Überlieferung: StAL D 37, Sitzungsprotokoll 1806 III, 23. 9. 1806, Nr. 3063.	130
	23. 9. 1806	17) Note des Oberfinanzdepartements an das Oberkonsistorium (Antwort auf Nr. 11): Es wird ein Antrag auf ein jährliches Gratial von 150 fl für vertretbar gehalten, die Antragstellung aber dem Oberkonsistorium allein überlassen, das dagegen ein gemeinsch(aftliches) Anbringen (Z. 78f.) vorgeesehen hatte. Erschlossen aus Z. 134-146 und 201-207.	140
	[ca. 24. 9. 1806]	18) Dritte Supplik der Johanna Gock, adressiert, wie die erste, an das Oberkonsistorium. Erschlossen aus Z. 170-174.	145
	[ca. 24. 9. 1806]	19) Vierte Supplik der Johanna Gock, adressiert an das Oberfinanzdepartement. Erschlossen aus Z. 164-167.	150
	25. 9. 1806	20) Eingang der (vierten) Supplik beim Oberfinanzdepartement: (Rubrik Nro.   Locus   Referent:) 8552. Nürtingen. D: Jaeger. (Rubrik Materia:) Kammerräthin Gock bittet um Unterstützung ihres Sohnes M: Hölderlin. (Rubrik Expedirt:) eod(em die) ad acta. Überlieferung: StAL D 37, Diarium 1806, S. 923, Nr. 8552.	155

170	26. 9. 1806	21) Eingang der (dritten) Supplik beim Oberkonsistorium: ( <i>Rubrik Nro.   Locus   Referent:</i> ) 754.) Nürtingen. HE. Prael. Keller. ( <i>Rubrik Materia:</i> ) Verw: Kammerräthin Gock wiederholt ihre Bitte um Unterstützung ihres Sohns, M. Hölderlin. ( <i>Rubrik Expeditio:</i> ) Per Extr: prot: z. K.O.Fin:Depart: Überlieferung: LKASt A 7, Diarium 1806–1807, 26. 9. 1806, Nr. 754.
175		
180	26. 9. 1806	22) Behandlung der (dritten) Supplik in der Sitzung des Oberkonsistoriums: ( <i>Rubrik Locus   Nro.   Referent:</i> ) Nürtingen. nr: 754. HE. Präl: Keller. ( <i>Rubrik Materia:</i> ) Verwitwete CammerRäthin Gock bittet wiederholt um Unterstütz(ung) ihres Sohns M. Hoelderlin. Concl: Zum O.Fin:Dep: pro Monitorio Überlieferung: LKASt A 3, Protokoll Nr. 69, S. 204f. (Erwähnt in LD 352 c, 11–12.)
185		
	26. 9. 1806	23) Note des Oberkonsistoriums an das Oberfinanzdepartement: Erinnerung an die unerledigte Note vom 11. 6. (Nr. 11) aus Anlaß der beigefügten neuen Supplik (Nr. 18). Erschlossen aus Z. 183 und 192–197.
190		
195	30. 9. 1806	24) Eingang der Note des Oberkonsistoriums vom 26. 9. (Nr. 23) beim Oberfinanzdepartement: ( <i>Rubrik Nro.   Locus   Referent:</i> ) 8734. Stuttgart. Nürtingen. Tübingen. D: Jaeger. ( <i>Rubrik Materia:</i> ) Extr: prot: K: Ober-Consistorii de 26. Sept. das Gesuch der Kammerräthin Gock 2. O(rts) um Unterstützung ihres Sohnes M: Hölderlin 3. O(rts). N(ro:) 8552. ( <i>Rubrik Expeditio:</i> ) den 3. 8br. zum O.Consist: Überlieferung: StAL D 37, Diarium 1806, S. 947, Nr. 8734.
200		
205	1. 10. 1806	25) Eingang der Note des Oberfinanzdepartements vom 23. 9. (Nr. 17) beim Oberkonsistorium: ( <i>Rubrik Nro.   Locus   Referent:</i> ) 811.) Kanzlei. Nürtingen. Tübingen. Idem (HE. Prael. Keller). ( <i>Rubrik Materia:</i> ) K. O.FinanzDepartement äusert sich über das Gesuch der verw: Kammerräthin Gock 2. O(rts) um jähr(liche) Unterstützung zu den auf ihren kranken Sohn, Stip: Hölderlin, zu verwendenden Kosten. ( <i>Rubrik Expeditio:</i> ) 3. Oct: per Ber(icht). Überlieferung: LKASt A 7, Diarium 1806–1807, 1. 10. 1806, Nr. 811.

	3. 10. 1806	26) Behandlung des Vorgangs in der Sitzung des Oberkonsistoriums: ( <i>Rubrik Locus   Nro.   Referent:</i> ) Kanzlei. Nürtingen. Tübingen. 811. HE. Präl: Keller. ( <i>Rubrik Materia:</i> ) K. O.Fin:Depart: in Betr(eff) des Gesuchs der KammerRäthin Gock um Unterstütz. wegen ihres kranken Sohns M. Hoelderlin. Concl: Fiat Anbr(ingen) in das K. StaatsMin. nach dem Antrag des OFinDepart: ( <i>Expeditionsvermerk:</i> ) e(xpeditum) d. 5. ej(usdem mensis) Überlieferung: LKASt A 3, Protokoll Nr. 69, S. 212. (Erwähnt in LD 352 c, 12–14.)	210
			215
	3. 10. 1806	27) Bericht des Oberkonsistoriums an das Staatsministerium, angefordert durch das am 11. 6. eingegangene Dekret (Nr. 8), mit dem Antrag auf eine jährliche Unterstützung in der vom Oberfinanzdepartement angeregten Höhe von 150 fl bis zu Hölderlins Wiederherstellung. Erschlossen aus Z. 217f. und 284. (Die Expedition des Berichts erfolgte am 5. 10. Vgl. Z. 219.)	225
			230
	3. 10. 1806	28) Behandlung der Note des Oberkonsistoriums vom 26. 9. (Nr. 23) in der Sitzung des Oberfinanzdepartements: ( <i>Rubrik Locus:</i> ) Kanzlei. Nürtingen. Theol. Sem. Tübingen. ( <i>Rubrik Materia:</i> ) Kngl. O.Konsistor. commun(icirt) Exhib(itum) der verwitw: KammerRäthin Gok um Unterstützung ihres unglükl: Sohnes M. Hölderlin. V(otum) et C(onclusum:) Das Exhib: per E(xtractum) P(rotocoll) ad complenda a(ct)a – unter Beziehung auf den Erlaß vom 23. v(origen) M(onats) dem O.Kons. zurückzugeben. ( <i>Expeditionsvermerk:</i> ) c(ommunicirt) d(en) 6. d(iesen Monats) Überlieferung: StAL D 37, Sitzungsprotokoll 1806 III, 3. 10. 1806.	235
			240
	[3. 10. 1806]	29) Weitere Note des Oberfinanzdepartements an das Oberkonsistorium als Antwort auf dessen Note vom 26. 9. (Nr. 23), unter Rückgabe der (dritten) Supplik von Johanna Gock. Erschlossen aus Z. 235–238. (Die Note wurde am 6. 10. expediert. Vgl. Z. 238.)	245

250	7. 10. 1806	30) Eingang der Note des Oberfinanzdepartements vom [3. 10.] (Nr. 29) beim Oberkonsistorium: ( <i>Rubrik Nro.   Locus   Referent:</i> ) 892.) Kanzlei. Nürtingen. Tübingen. theol. Semin: HE: <i>Prael: Keller.</i> ( <i>Rubrik Materia:</i> ) K. O.FinanzDepartement co(mmun)irt ferner über die Bittschrift der Kammerräthin Gok 2. O(rts) um Unterstützung für ihren unglücklichen Sohn, M. Hölderlin. ( <i>Rubrik Expeditio:</i> ) ad Acta. Überlieferung: LKASt A 7, Diarium 1806–1807, 7. 10. 1806, Nr. 892.
255	7. 10. 1806	31) Behandlung des Vorgangs in der Sitzung des Oberkonsistoriums: ( <i>Rubrik Locus   Referent:</i> ) Kanzlei. Nürtingen. HE: D. Süßkind. ( <i>Rubrik Materia:</i> ) K. O.FinanzDepartement äusert sich über die Bitte der KammerRath Gokin 2. O(rts) um Unterstützung für ihren Sohn, M. Hölderlin. ( <i>Conclusum:</i> ) Ad acta. Überlieferung: LKASt A 3, Protokoll Nr. 69, S. 220. ( <i>Erwähnt in LD 352c, 15.</i> )
260	9. 10. 1806	32) Anbringen des Staatsministeriums an den König unter Vorlage des im Oberkonsistorialbericht vom 3. 10. (Nr. 27) enthaltenen Antrags des Oberfinanzdepartements auf Bewilligung eines Gratials. a) Entwurf ( <i>Rubrum:</i> ) Conc(eptum) Anbr. die Bitte der verwittweten CammerRath Gock in Nürtingen um a(ller)g(nä)d(ig)st(e) Unterstützung wegen ihres kranken Sohns M. Hölderlin bet(τ). v(on) N(ormann Ehrenfels,) M(andelstob,) S(eckendorff,) E(nde,) Sp(ittler) dd. 9. Oct. 1806. Ew etc. ist es agdst gefällig gewesen, von dem K. StMinisterium über die Bitte der verwittweten CammerRath Gock in Nürtingen um einen agdsten Beytrag zu den auf ihren kranken Sohn M. Hölderlin zu verwendenden Kosten, A(l-ler)U(nerthänigsten) Bericht zu erfordern. G(e)h(orsam)st Subs(ignirte) haben hierauf nach der bey dem K. OConsistorium eingezogenen Erkundigung AU anzuzeigen: M. Hölderlin hatte von Jugend an, wegen seiner Talente, gute Hoffnungen von sich gegeben. Nach wohl zurückgelegter akadem. Laufbahn nahm er als Stipendiat mit Erlaubniß einige HofmeistersStellen im Auslande an, und kehrte dann im Jahre 1804 in das Vaterland zurück. Aber bald zeigten sich bey ihm Anfälle einer Nervenkrankheit und periodische traurige Spuren einer zerrütteten Einbildungskraft – und zwar, nach dem beygelegten Zeugniß seines

295		Artztes in Nürtingen – als Folgen von angestrengtem Studiren, Arbeiten bey Nacht und Unterlassung der nöthigen Bewegung, und es ist, nach ebendiesem Attestate, zu befürchten, daß er schwerlich wieder ganz werde wiederhergestellt werden. Seine Mutter hat inzwischen alle Mittel zu Wiederherstellung der Gesundheit ihres Sohns aufgeboden, ist aber nun – da auch sein väterliches Vermögen aufgezehrt ist, in dem Falle, Ew etc. um eine gdste milde Unterstützung anflehen zu müssen. Das KOFdep. trägt nach mehreren ähnlichen Vorgängen von armen und unglücklichen Stipendiaten auf eine jährliche Unterstützung von 150 fl in solange an, bis Hölderlin wieder hergestellt seyn werde; und authgst Subs(ign) legen diesen Antrag der höchsten Gnade E Kön. Maj. submissesst vor. Sich etc. d. 9. Oct. 1806. V(idi)t. ( <i>Mundiervermerk:</i> ) Scr(ipsit) H. d. 11 ej(usdem mensis) Überlieferung: HStAS A 202 (Geheimer Rat), Bü 2723, 9. 10. 1806.	295 300
305		b) Ausfertigung Überlieferung: HStAS E 221 (Finanzministerium), Bü 3886, Nr. 64. (LD 353.) ( <i>Das Anbringen wurde am 11. 10. mündiert. Vgl. Z. 311.</i> )	310
315	[12. 10. 1806]	33) Bewilligung des beantragten Gratials durch den König: genehmigt / F. Überlieferung: HStAS E 221, Bü 3886, Nr. 64 (Anbringen des Staatsministeriums vom 9. 10. 1806).	315
320	12. 10. 1806	34) Königliche Entschließung an das Staatsministerium (Antwort auf Nr. 32): Bewilligung des beantragten Gratials. a) Entwurf ( <i>Nro.</i> ) 666. ( <i>Marginalie:</i> ) Conc(eptum) Res(olutionis Serinissimi)   Staatsministerium   d. 12. Oct: 1806. Die Bitte der verwittweten Kammerrath Gock in Nürtingen um gdgste Unterstützung wegen ihres kranken Sohns M. Hoelderlin. betr. / genehmigt den Antrag von jährl: 150 f. Unterstützung bis zu deßen Herstellung Überlieferung: HStAS A 13 (Kabinett), Bü 52, Nr. 666 (mit korrespondierendem Eintrag Gok, C(ammer)Ratsw(itti)b nr. 666 im Index über die an (... das) StaatsMinisterium erlassenen Decrete und Resolutionen vom 1. Janr. bis 31. Decbr. 1806: HStAS A 13, Bü 51).	320 325 330 335

340		<p>b) Ausfertigung Seine Koenigliche Majestaet wollen dem M. Hoelderlin zu Nürtingen die von dem Königl:en StaatsMinisterio AUntgst: in Antrag gebrachte Unterstützung von 150 f, bis zu deßen Wiederherstellung gnädigst verwilligt haben. Decr(etum) Stuttgart den 12<sup>ten</sup> October 1806. (Eigenhändige Unterschrift:) Friderich (Kontrasignatur:) Vellnagel Überlieferung: HStAS E 221, Bü 3886, Nr. 64 (Randdekret auf dem Anbringen des Staatsministeriums vom 9. 10. 1806, mündiert im Geheimen Kabinett).</p>	
345	12. 10. 1806	<p>35) Dekret des Staatsministeriums an das Oberkonsistorium (Antwort auf Nr. 27). (Marginalie:) Conc(eptum) resol(utionis) an das OConsistorium   ad 929. S(eine) K(gl.) M(ajestät) haben dieses AU Anbringen eingesehen, und die angetragene Unterstützung für den Stipendarius M. Holderlin mit 150 fl gdst genehmigt, auch hienach bereits das K OFinanzdep. legitimirt. Decr. Stutg. im K(gl.) St(aats)M(inisterio) d(e) d(ato) 12 Oct 1806. Ad M(andatum) S(einer) K(gl.) M(ajestät) Vt. (Mündiervermerk:) Scr(ipsit) Kb Überlieferung: HStAS E 221, Bü 3886, ad Nr. 64 (Konzept).</p>	
350	12. 10. 1806	<p>36) Dekret des Staatsministeriums an das Oberfinanzdepartement. (Marginalie:) Conc(eptum) decr(eti) an das OFinanzdep. Da S. K. M. auf die authgste Bitte der Mutter des kranken M. Hölderlin der verwittweten CammerRäthin Gock in Nürtingen, zur Verpflegung dieses ihres Sohnes, insolange bis derselbe wiederhergestellt seyn wird, eine Unterstützung von 150 fl jährlich agdst bewilligt haben: So wird solches dem K OFdep. zur Nachricht zu erkennen gegeben. Decr. ut supra. Vt.</p>	
355	12. 10. 1806	<p>(Mündiervermerk:) Scr(ipsit) Kb Überlieferung: HStAS E 221, Bü 3886, ad Nr. 64 (Konzept).</p>	
360	15. 10. 1806	<p>37) Eingang des Dekrets des Staatsministeriums vom 12. 10. (Nr. 36) beim Oberfinanzdepartement: (Rubrik Nro.   Locus   Referent:) 9436. Nürtingen. Dn: Jäger. (Rubrik Materia:) Resol(utio) Minist(eriü) v. 12. c(urrentis) auf das Gesuch der v(erwittweten) Kammerräthin Gock, um eine Unterstützung wegen ihres kranken Sohnes, M. Hölderlin. (Nro.) 8734. (Rubrik Expedirt:) den 16. 8br. per varias. Überlieferung: StAL D 37, Diarium 1806, S. 1028, Nr. 9436.</p>	

16. 10. 1806	<p>38) Behandlung des Vorgangs in der Sitzung des Oberfinanzdepartements: (Rubrik Locus   Nro.&gt;) Stuttgart. Nürtingen. 9436. (Rubrik Materia:) K. Decr. wonach der Mutter des kranken M. Hölderlin biß zu seiner Genesung jährl. 150. f. verwilligt worden. R(eferent) HE. Jaeger. (Conclusum:) 1) inüsdem terminis an die CameralVerw(altung) Neuffenauszuschreiben. 2) Notific(andum) dem Consist(orio). Überlieferung: StAL D 37, Sitzungsprotokoll 1806 III, 16. 10. 1806.</p>	385
16. 10. 1806	<p>39) Reskript des Oberfinanzdepartements an das Kameralamt Neuffen: Anordnung der jährlichen Auszahlung des Gratials. Erschlossen aus Z. 388f. und 469.</p>	390
[16. 10. 1806]	<p>40) Note des Oberfinanzdepartements an das Oberkonsistorium über die Bewilligung des Gratials. Erschlossen aus Z. 389 und 427-432.</p>	395
17. 10. 1806	<p>41) Eingang des Dekrets des Staatsministeriums vom 12. 10. (Nr. 35) beim Oberkonsistorium: (Rubrik Nro.   Locus   Referent:) 944.) Kanzlei. Nürtingen. Idem (HE: Prael: Keller). (Rubrik Materia:) Decret des K. StaatsMinisterii dd. 12. Oct: a(nni) c(urrentis) das Gesuch der verw: Kammerräthin Gock 2. O(rts) um Unterstützung für ihren kranken Sohn, M. Hölderlin. (Rubrik Expeditio:) Per R(escriptum) an den Dec(anum) Überlieferung: LKASt A 7, Diarium 1806-1807, 17. 10. 1806, Nr. 944.</p>	400
21. 10. 1806	<p>42) Behandlung des Vorgangs in der Sitzung des Oberkonsistoriums: (Rubrik Locus:) Kanzlei. Nürtingen. (Rubrik Materia:) Publ(icatur) Resol(utio) des K. StaatsMinisterii das Viktalitium des M. Hölderlin betrff: C(onclusum:) Auszuschreiben. Überlieferung: LKASt A 3, Protokoll Nr. 69, S. 239. (Erwähnt in LD 352c, 15.)</p>	405
[21. 10. 1806]	<p>43) Reskript des Oberkonsistoriums an den Dekan zu Nürtingen: Mitteilung über die Bewilligung des Gratials. Erschlossen aus Z. 414.</p>	410
		415



420	[Ende Okt. 1806]	44) Bescheid des Nürtinger Dekans an Johanna Gock: Der König hat auf Antrag des Oberkonsistoriums zur Unterstützung ihres kranken Sohnes ein jährliches Gratial von 150 fl bewilligt. Erschlossen aus Z. 417f. in Analogie zu Z. 449-459.
425	28. 10. 1806	45) Eingang der Note des Oberfinanzdepartements vom [16. 10.] (Nr. 40) beim Oberkonsistorium: (Rubrik Nro.   Locus   Referent:) 1005.) Kanzlei. Nürtingen. HE: Prael: Keller. (Rubrik Materia:) K. O. FinanzDepartement gibt von der dem Stip: Hölderlin ausgeworfenen jährl: Unterstützung Nachricht. (Rubrik Expeditio:) 4. Nov. per R(escriptum) Überlieferung: LKASt A 7, Diarium 1806-1807, 28.10.1806, Nr. 1005.
430		
435	4. 11. 1806	46) Behandlung des Vorgangs in der Sitzung des Oberkonsistoriums: (Rubrik Locus   Nro.   Referent:) Kanzlei. Nürtingen. 1005. HE. Prälat Keller. (Rubrik Materia:) OFin: Depart: gibt Nachricht, daß der verwittibten CammerRäthin Gock zu Verpfleg. ihres Sohns 150 f. jährl. bewilligt worden. Concl: notif(icandum) (Expeditiovermerk:) e(xpeditum) d. 5. ej(usdem mensis) Überlieferung: LKASt A 3, Protokoll Nr. 69, S. 253. (LD 352c, 15-17.)
440		
445	4. 11. 1806	47) Reskript des Oberkonsistoriums an den Dekan zu Nürtingen über die Anweisung des Gratials. (Marginalie:) Gratial für M Holderlin /Friderich/ Unsern Gruß zuvor, lieber Getreuer! Ihr habt der verwittibten CammerRäthin Gock in Nürtingen zu eröffnen daß die ihrem kranken Sohn M. Hoelderlin unterm 12ten October d. J. bewilligte Unterstützung von jährlichen 150 fl. von Unserm Königl. OberfinanzDepartement an die Cameral-Verwaltung Neufen zur Bezahlung decretirt worden sey. Daran geschiehet Unser Königl. Wille etc. etc. Stuttg. im Königl. OberConsistorium d. 4. Nov. 1806. Ruoff. E. U. Keller. Überlieferung: Ev. Dekanatsamtsarchiv Nürtingen, Nr. 68, Reskriptenbuch 1782-1862, S. 315 (Abschrift). (Das Reskript wurde am 5. 11. expeditiert. Vgl. Z. 443.)
450		
455		
460		

[ca. 7. 11. 1806]	48) Bescheid des Nürtinger Dekans an Johanna Gock: Mit der Auszahlung des Gratials ist die Kameralverwaltung Neuffen beauftragt worden. Erschlossen aus Z. 449-459.	465
[vor 23. 4. 1807]	49) Erstmalige Ausbezahlung des Gratials durch das Kameralamt Neuffen: (Zu ergänzen: Vi Decreti) d: d: 16. Octbr: (Rubrik Beleg-Nr. ) 484. Der Verwittibten Kammerrath Gockin in Nürttingen ist zu Verpflegung ihres krankcken Sohns Mr: Hölderlen in so lange, biß derselbe wider hergestellt sein wird, eine Unterstützung järl: allerdst: bewilligt worden mit -----: 150. f - (x) Überlieferung: StAL F 1/72 (Kameralamt Neuffen), Bd. 1, Domainhauptbuch (Jahresrechnung) 1806/07, Bl. 655, Nr. 484. (LD 353 a.)	470 475

#### Erläuterungen

I ca. 27. 11. 1805] Ausstellungsdatum in Analogie zur zweiten Supplik, die zwei Tage nach ihrer Datierung bei der Stuttgarter Behörde einlief (Z. 38 und 42). 1 Erste Supplik] Aus der Tatsache, daß die Bütschrift vom Oberkonsistorium Ad Acta (Z. 28) gelegt wurde, ohne daß ein anderes Amt eingeschaltet worden ist, kann geschlossen werden, daß die Supplik an eben diese Kirchenbehörde adressiert war. 2.3 Konsistorium] Die geistliche Abteilung des 1559 von Herzog Christoph zur Verwaltung des württembergischen Kirchenguts geschaffenen Kirchenrats erhielt 1590 die Bezeichnung „Konsistorium“ und trennte sich 1698 als selbständiges Landeskollegium vom Kirchenrat. Unter dem Namen „Oberkonsistorium“ bildete sie kraft des württembergischen Organisationsmanifests vom 18. 3. 1806 eine der drei Direktionen des Geistlichen Departements und führte die Aufsicht über das evangelische Kirchen- und Schulwesen, aus dem aber noch 1806 die geistlichen Bildungsanstalten herausgelöst wurden. 6 Rubrik] Die Rubrikenbezeichnungen in spitzen Klammern ( ) orientieren sich an der zeitgenössischen Kanzleiterminologie. 7 Prael(at) Keller] Ernst Urban (von), geb. 27. 10. 1730 in Löchgau als Pfarrerssohn, gest. 29. 4. 1812 in Stuttgart. Nach dem Tübinger Theologiestudium vier Jahre Hofmeister, dabei auch Reisen durch Holland, England und Frankreich. 1758-1761 Repetent im Tübinger Stift, 1762 Diakon in Marbach, 1781 Dekan in Wildbad und 1786 in Lauffen a. N., 1791 Konsistorialrat und Stiftsprediger in Stuttgart. (Württ. Landesbibliothek Stuttgart, Leichenpredigt.) „Ein edler, menschenfreundlicher Charakter, der Aufklärung zugehan, aber in behutsamer, vorsichtiger Weise.“ (Kolb: Zur kirchlichen Geschichte Stuttgarts. In: Blätter für württ. Kirchengeschichte NF 2, 1898, S. 84.) – Es blieb bisher unbeachtet, daß Keller seit 1793 regelmäßig als Referent fungierte, wann immer sich das Konsistorium mit Hölderlin zu befassen hatte, demzufolge auch in der Gratialsache, wo sich Keller nur ein einziges Mal vertreten lassen mußte (Z. 258f.). Dahinter stand zwar ein ökonomisches Arbeitsprinzip der Kirchenbehörde; wenn aber ein gewisses amtliches Wohlwollen Hölderlin gegen-

über spürbar wird (vgl. StA 7/2, S. 326, LD 329,38; aber auch hier Z. 619), so geht dies offensichtlich auf Keller zurück, dessen Person das Augenmerk der Hölderlin-Forschung verdient. 9 kranken Sohn] Die Art der Krankheit wird in all den Diarien- und Protokolleinträgen, und damit sicher auch in den Suppliken, nicht näher bezeichnet. Die Terminologie bewegt sich dabei zwischen krank (17 Nennungen), kränklich und Kränklichkeit (je 1) sowie unglücklich (2). Konkret von einer Nervenkrankheit spricht allerdings das Anbringen des Staatsministeriums vom 9. 10. 1806 (Z. 291). 1829 taucht dann auch der Ausdruck gemütskrank in den Akten auf (Z. 810). 13 Sitzung des Konsistoriums] Anwesend: Direktor Ruoff, Prälat Keller, D. Süskind (LKASt A 3, Nr. 68, S. 602). – Das Oberkonsistorium setzte sich 1806 wie folgt zusammen: Präsident: Gottlieb Christian Lang; Direktor: Adolf Karl Maximilian Ruoff; Vize-  
510 direktor: Christian Friedrich Wächter; Weltliche Räte: Johann Georg Jacob Schumm, Jakob Heinrich Rheinwald, Johann Daniel Bär; Geistliche Räte: Georg Friedrich Griesinger, Ernst Urban Keller, Friedrich Gottlieb Süskind, Christian Friedrich Duttonhofer; Sekretäre: Friedrich Wolfgang Hauff, Heinrich Wilhelm Amandus Schmidlin; Registrator: Carl Eugen Haug; Kanzlisten: August Stahl, Johann Georg Fleischhauer (Königlich Württembergisches Adreß-  
515 Buch auf das Jahr 1806, Stuttgart, S. 115 f.) 18 Auszusetzen] Bei der Erörterung des Schrittes, den Johanna Gock mit ihrem Bittgesuch tat, ist in der StA der wichtigste Aspekt nur angedeutet worden: Hölderlins Verstrickung in die Hochverratsaffaire von 1805 (vgl. StA 7/2, S. 361, LD 353,38–39). Für ihn als württembergischen Untertanen hätte sich seine der Untersuchungskommission erkennbar gewordene Komplizenschaft zu einer existentiellen Bedrohung  
520 ausgewachsen, wäre er nicht dank mehrerer übereinstimmender Aussagen, nicht zuletzt auch des Konsistoriums selbst (StA 7/2, S. 325 f., LD 329), als unzurechnungsfähiger Geisteskranker wieder aus der Schußlinie geraten. Beim Konsistorium muß diese Verquickung noch in frischer Erinnerung gestanden haben, als es sich – noch kein halbes Jahr nach Sinclairs Freilassung aus der Solituder Haft – mit Johanna Gocks Supplik zu befassen hatte. Dies erklärt, weshalb die Kirchenbehörde erst einmal sechs Wochen verstreichen läßt, ehe sie das Gesuch zur Beratung auf die Tagesordnung setzt. Die Bedenken der Beamten liegen auf der Hand: Ist es dem  
530 allmächtigen Staatsoberhaupt zuzumuten, eine Person zu alimentieren, die noch vor kurzem in enger Verbindung zu potentiellen Terroristen und Revoluzzern gestanden war, noch dazu zu Männern, die ihm, dem König selbst, nach dem Leben getrachtet hatten? Allerdings: Die Frage ist offensichtlich nicht von vornherein verneint worden! Dies läßt den Schluß zu, daß nach einem Weg gesucht wurde, der Supplik zu entsprechen. So kommt es in der Konsistorialsitzung vom 14. 1. 1806 zunächst zu dem dilatorischen Auszusetzen. Damit war Spielraum zu weiteren  
535 Fühlungsnahmen und Recherchen gewonnen. Und entgegen dem ersten Eindruck besagt der Ad-Acta-Beschluß vom 30. 4. (Z. 28) nicht, daß diese Sondierungen negativ verlaufen wären. Vielmehr deutet er an, das Oberkonsistorium, das bei allem vorsichtigen, vielleicht auch etwas ängstlichen Taktieren das alte Wohlwollen Hölderlin gegenüber (Z. 502) walten läßt, sei auf  
540 den Ausweg verfallen, einen politisch so brisanten Vorgang von höherer Stelle in Gang setzen zu lassen: Ein diskreter Wink an Frau Gock, eine neue Bittschrift – tunlichst ohne Erwähnung der ersten – unmittelbar Seiner Majestät zu Füßen zu legen? Es ist übrigens undenkbar, daß der König, falls ihm je der Name Hölderlin nichts (mehr) gesagt haben sollte, über die Verstrickung des Dichters in die Sinclair-Affaire im unklaren gelassen worden wäre – dafür stand für die am  
545 Gratialverfahren beteiligten Staatsdiener selbst zu viel auf dem Spiel. Für Johanna Gock aber zeitigte die Flucht nach vorn, die sie mit ihrer Supplik angetreten hatte, ein Ergebnis, das nicht nur in materieller Hinsicht erfreute – immerhin deckte das Gratial gut die Hälfte der künftigen Jahresaufwendungen für Hölderlin –, es bedeutete vor allem anderen auch die politische Absolution, die Tilgung des Makels der politischen Unzuverlässigkeit von Hölderlins nächsten Angehörigen, unter dem diese seit März 1805 unsäglich gelitten haben mußten. 21 Erneute

Behandlung der Supplik] Die Diarienummer 1331 (vgl. Z. 23 und 6) zeigt, daß es sich nicht um eine neue Bittschrift handelt. 21.22 Sitzung des Oberkonsistoriums] Anwesend: Präsident Lang, Direktor Ruoff, Prälaten Griesinger und Keller, Oberhofprediger Süskind (LKASt A 3, Nr. 68, S. 711). 28 Ad Acta] Vgl. Erl. zu Z. 18. 31 adressiert] Daß der König selbst  
555 der Adressat gewesen sein mußte, ergibt sich aus der Behandlung der Eingabe durch das Geheime Kabinett. 32.33 eines amtlichen Beiberichts] Vgl. Erl. zu Z. 74.75. 36 im Geheimen Kabinett] Das Kabinett, offiziell Geheimes Kabinett, war die persönliche Kanzlei des Monarchen, die dessen gesamte Korrespondenz abwickelte. 37 (Rubrik Nr. 10. 11.) Im Kabinettsdiarium stehen die hier wiedergegebenen Rubrikentitel gedruckt am Kopf der einzelnen Seite. 42 6. Jun.] Die Datumsangabe steht oberhalb des Eintrags Nr. 1176 und gilt für die Diarien-Nummern 1176–1178. 42 St(aats) Min(isterio)] Das 1803 eingesetzte Staatsministerium wurde am 7. 1. 1806 von König Friedrich bei Annahme der Königswürde an Stelle des aufgelösten Geheimen Rats zur obersten Landesbehörde Württembergs erklärt, der alle anderen Behörden untergeordnet waren. 1806 bestand das Staatsministerium aus den Ministern der  
560 sechs Departements (Dep. der auswärtigen Angelegenheiten: Georg Ernst Levin Graf von Wintzingeroda; Dep. des Innern: Philipp Christian Friedrich Graf von Normann Ehrenfels; Justiz-Dep.: Adolph Freiherr von Ende; Kriegs-Dep.: Herzog Wilhelm von Württemberg; Finanz-Dep.: Minister noch nicht ernannt; Geistliches Dep.: Ulrich Lebrecht Baron von Mandelsloh) sowie aus folgenden Mitgliedern: Johann Carl Christof Freiherr von Seckendorff, Ludwig Eberhard Freiherr von Fischer; Gottlieb Christian Freiherr von Lang (Oberkonsistorialpräsident) und Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler (Präsident der Oberstudiendirektion und Kurator der Universität Tübingen). Ferner zählt das Württ. Adreß-Buch von 1806 (S. 83–85) 20 zum Geheimen Sekretariat des Staatsministeriums gehörende Personen auf. 48 Staatsministerium] Leider fallen auf der Dokumentationsebene Staatsministerium die beiden Überlieferungsstränge Diarium und Sitzungsprotokolle aus: Die Serie der Diarien ist ausgerechnet zwischen 30. 4. 1806 (HStAS E 33, Bü 1203) und 1. 1. 1807 (ebd., Bü 1204) unterbrochen, bei den Sitzungsprotokollen klappt die Lücke sogar von 31. 12. 1805 (HStAS A 204, Diarium 1805) bis 1. 1. 1816 (HStAS E 33, Bü 1220), eine kurze Periode Juni/Juli 1807 (ebd., Bü 1219) ausgenommen. 63.64 O(ber)F(inanz)Depart(ement)] Das Oberfinanzdepartement, am 31. 12. 1805 durch Vereinigung der bisherigen drei Finanzkammern (Kirchenrat  
580 oder Geistliche Kammer, Rentkammer und newwürtt. Hofkammer) geschaffen, aber erst am 2. 5. 1806 in Funktion getreten, bildete eine von sechs Direktionen des Finanz-Departements. Laut Württ. Adreß-Buch von 1806 (S. 107 f.) gehörten ihm damals an: Direktor: Johann Friedrich Dünger; Procurator: Carl Christian Jäger; Hof- und Finanzräte: Johann Wilhelm Seubert, Friedrich Burkhardt Pfaff, Christian Heinrich von Mylius, Christian Ferdinand Spittler, Johann Friedrich Christof Weißer, Rudolf Ferdinand Feuerlein, Christian Süskind, Friedrich Ernst Hartmann, Ferdinand August Wekberlin, Ludwig von Gemmingen, Paul Gottlieb  
585 Tschoppe, von Schach. 67.68 Sitzung des Oberkonsistoriums] Anwesend: Präsident Lang, Direktor Ruoff, Geheimrat Wächter, Süskind, Schumm, Bär (LKASt A 3, Nr. 69, S. 56). 74 exhib(ito)] Exhibitum, das bei einer Behörde eingegangene Schriftstück, meist auf private Eingaben angewendet. 74.75 Beybericht] Gratialgesuchen war in der Regel ein Bericht des Oberamtmanns über die Vermögensumstände des Bittstellers beizufügen. So ist auch hier in erster Linie an den Oberamtmann als Verfasser des Beiberichts und nicht an den Dekan zu denken. Dafür spricht auch folgende Überlegung: Wenn nämlich weder aus dem Exhibitum der Mutter noch aus dem amtlichen Beibericht zu ersehen war, wo sich Hölderlin  
590 damals aufhielt, dann macht es mehr Sinn, den nötigen Aufschluß nicht vom Ersteller des Beiberichts zu erbitten, sondern von einem Dritten, der bessere Informationen besitzt. Dieser Dritte ist der Spec(ialis) von Nürtingen (Z. 76). 76 Spec(ialis)] Der Nürtinger Dekan Eber-

hard Ludwig Denk (1729–1807), im Amt seit 1793. Er war der Vater von Hölderlins Kompro-  
600 motionalen Christoph Ludwig Denk (vgl. StA 7/2, S. 329, LD 331,42–46). 77 Concl: ex  
post] Der nachträgliche Beschluß – StA 7/2, S. 359, LD 352c,7 löst ex post(eriori) auf – ist  
offensichtlich noch während der Sitzung am 11. 6. protokolliert worden. Dies macht allein  
schon die äußere Form des Nachtrags deutlich, der als fortlaufender Text, also nicht etwa als  
Marginalie oder Einschub, niedergeschrieben ist. Damit entfällt die Vermutung, das Oberkon-  
605 sistorium habe erst nach Eintreffen des gemäß erstem Beschluß angeforderten Nürtinger De-  
kansberichts über Hölderlins gegenwärtigen Aufenthaltsort den zweiten Beschluß gefaßt, Ihn  
dem K.O.F.Depart.: zu 100 Th(a)l(e)rn wenigstens zu empfehlen (vgl. StA 7/2, S. 359, LD  
352c,8, 9, mit Erl. z. St.). Diese Vermutung wird schon durch ein anderes Faktum widerlegt:  
Aus dem Expeditionsstrich des Konsistorialkanzlisten am linken Textrand auf Höhe des zwei-  
610 ten Conclusums geht einwandfrei hervor, daß der erste Beschluß, aus welchen Gründen auch  
immer, bald als überholt galt und nicht zur Ausführung gelangte. Mit anderen Worten: Eine  
Aufforderung an den Dekan zu Nürtingen zu berichten, wo M. Hoelderlin sich gegenwärtig  
aufhalte, erging nicht. Dieser Sachverhalt wird überdies – genug der Beweise – e silentio durch  
das Konsistorialdiarium bestätigt, das unter dem 11. 6. 1806 in der Rubrik Expeditio, in welche  
615 jeweils nach der Kollegiumssitzung die Beschlüsse eingetragen werden, nur den Protokollaus-  
zug an das Oberfinanzdepartement erwähnt (vgl. Z. 63 f.) und das außerdem den Einlauf eines  
einschlägigen Dekansberichts nicht verschwiegen hätte. 77 100 Th(a)l(e)rn] 100 Taler ent-  
sprach damals 240 Gulden (1 Taler = 2 fl 24 x). Mit seinem Antrag von 150 fl blieb das  
Oberfinanzdepartement also erheblich hinter dem wohlwollenden Vorschlag des Oberkonsisto-  
620 riums zurück. Allerdings scheinen 150 fl damals die Obergrenze derartiger Sozialhilfen gewe-  
sen zu sein, denn bei den vom Oberfinanzdepartement zum Vergleich herangezogenen Beispielen  
für arme u: unglückliche (...) Stipendiarien (Z. 136–138) betrug die Unterstützung im  
Höchstfall gleichermaßen 150 fl (vgl. Erl. zu Z. 139,140). 90 Jäger] Carl Christian, Regie-  
625 rungsrat und Referent im Oberfinanzdepartement, später Vorstand der Zolldirektion und 1835  
Direktor der Oberrechnungskammer und Staatskassenverwaltung, 1848 im Ruhestand. – Hier  
Jäger verbessert aus Seubert. 95 (Rubrik Expeditio:] Die gedruckten Titel der vier Rubriken  
im Diarium des Oberfinanzdepartements lauten: Locus, Materia, Fasc. Act. und Expedit. Die  
– selten ausgefüllte – Spalte Fasc(culus) Act(orum) ist im vorliegenden Gratiafall stets ohne  
Eintrag geblieben. 98.99 Diarium 1806] Im Sachregister zum Diarium des Oberfinanzde-  
630 partements von 1806, dem sog. Directorium (StAL D 37, Directorium 1806), steht unter dem  
Stichwort Tübingen. Stipend: Theolog: u. Procurator: Hölderlin. Magister. 356. 380.  
923. 947. Prot: 3. 8br: 1028. Dieselben Referenzen – es handelt sich um die Seitenzahlen des  
Diariums – sind im gleichen Directoriumsband auch unter dem Stichwort Nürtingen. Die  
Stadt bei Gockin, KammerRaths Wttb. no(m)i(n)e des Mr: Hölderlins zu finden. 100  
635 Erneuter Eintrag] Die Note des Oberkonsistoriums war bereits am Vortag unter der Tagebuch-  
nummer 3063 in das Diarium eingetragen worden (vgl. Nr. 12). Bei dem immensen Geschäfts-  
anfall im Oberfinanzdepartement mit oft über 100 Eingängen pro Tag ist diese irrtümliche  
Doppelregistrierung allerdings verständlich. 111.112 Sitzung des Oberfinanzdeparte-  
ments] Anwesend: Direktor Dünger, Hof- und Finanzräte Flattich, Seubert, Mohl, Spittler und  
640 Feuerlein (StAL D 37, Sitzungsprotokoll 1806 I, 17. 6. 1806). 118.119 Zur vormaligen  
Kirchenraths Registratur] Der Kirchenrat war formell am 31. 12. 1805 aufgelöst und zusammen  
mit der Rentkammer und der newürtt. Hofkammer zum Oberfinanzdepartement vereinigt  
worden (vgl. Z. 579 ff.). Als Behörde bestand der Kirchenrat aber bis zum 30. 4. 1806 weiter:  
Mit diesem Tag enden seine Diarien und Protokolle (HStAS A 282, Bd. 1180 bzw. 849); am  
645 2. 5., einem Freitag, beginnen jene des Oberfinanzdepartements (StAL D 37, noch ohne Band-  
Signatur). 119 ähnliche Fälle] Vgl. Nr. 16, Z. 135 f. und Nr. 32, Z. 303. 121 Reg(ie-

rungs)Rath Jaeger] Verbessert aus Hofrath Seubert. 128.129 Sitzung des Oberfinanzde-  
partements] Anwesend: Direktor Dünger, Regierungsrat und Procurator Jaeger, Hof- und  
Finanzräte Seubert, von Mylius, Spittler, Feuerlein und Süßkind, später Hofrat Pfaff (StAL D  
37, Sitzungsprotokoll 1806 III, 23. 9. 1806). 139.140 M. Beuerlin ... u: M. Fleischmann] 650  
Carl Christian Ludwig Adam Beu(er)lin, geb. 2. 2. 1767 in Ludwigsburg als Sohn des Haupt-  
manns Johann Michael Beurlin. 1785 Immatrikulation und Aufnahme ins Tübinger Stift. 1791  
Vikar in Rommelshausen. Christian Wilhelm Fleischmann, geb. 3. 6. 1770 in Stuttgart als Sohn  
des späteren Expeditionsrats und Rentkammerregistrator Christian Friedrich Fleischmann.  
1788 Immatrikulation und Aufnahme ins Tübinger Stift, Kompromotionale Hölderlins. 1797 655  
Vikar in Eltingen. Beurlin und Fleischmann werden 1804, wie übrigens auch Hölderlin (was  
die StA übersah), vom Konsistorium bei der Zusammenstellung der verfügbaren Vikare einer  
Gruppe von fünf berufsuntfähigen Stifilern zugezählt. Der entsprechende Passus im Vikarbuch  
(LKAS A 12, Nr. 23, Bd. 4, unpaginierte Seite am Schluß des Bandes; Erstveröffentlichung in:  
Briefe von und an Hegel, Bd. IV/1: Dokumente und Materialien zur Biographie, hrsg. von  
660 Friedrich Nicolin, Hamburg 1977, S. 76 f.) lautet: A(nno) 1804. den 10. Febr. beläuft sich  
die Anzahl der examinirten Stipendiaten u. Oppidanen auf 158. Personen. (...) Davon  
sind abzuziehen | I. Die(enigen,) die der Zeit kein Vicariat versehen können:  
| 1. Stipendiaten, näm(lich) | M. Beuerlin von Ludw(igsburg) | M. Duttenhofer von  
hier | M. Hoelderlin von Laufen | M. Fleischmann von hier | M. Bellon von 665  
Gaildorf. Wenn aber dem M. Hölderlin anfangs 1804 vom Konsistorium Berufsuntfähigkeit  
attestiert wird, dann ist dies eine klare Aussage über das Bild, das die Kirchenbehörde von  
seinem Gesundheitszustand damals hat. Damit kann es nun aber auch als sicher gelten, daß  
Hölderlin von dem zur Behebung des Vikarmangels am 7. 5. 1805 gefaßten Konsistorialbe-  
670 schluß, diejenigen stipendiarios, welche über 3. Jahre im Auslande als Parastaten stehen, ins  
Land zurückzurufen (StA 7/2, S. 310, LD 321b,3,4), nicht betroffen war. Während Friedrich  
Wilhelm Duttenhofer (geb. 22. 8. 1768 Stuttgart) – er kam 1803 als Vikar nach Stuttgart-  
Botnang zu Pfarrer Friedrich Ludwig Lächelin, zu dem auch Hölderlin 1802 gebracht werden  
sollte (vgl. StA 7/2, S. 229 f., LD 276,5 mit Erl. z. St.)! – nur bis 26. 5. 1805 lebte (LKAS A 12,  
675 Nr. 23, Bd. 4, S. 10) und Georg Gottfried Bellon (geb. 8. 10. 1776 Gaildorf), nach einem Aufent-  
halt im Tübinger Klinikum im Juli 1809 als unheilbar ins Irrenhaus nach Ludwigsburg ver-  
bracht, im Oktober 1810 starb (ebd., S. 39), wurden Beurlin und Fleischmann 1806 aus dem  
Kirchenverband entlassen. Die Behandlung ihrer Fälle durch die vorgesetzten Behörden unter-  
schied sich deutlich von derjenigen Hölderlins. Nachdem nämlich Konsistorium und Staatsmi-  
680 nisterium am 31. 10. 1805 darauf angetragen hatten, daß M. Beuerlin von Ludwigsburg,  
und M. Fleischmann von Stuttgart, wegen ihrer immer schwächer werdenden Leibes-  
und Seelenkräfte, und dadurch eingetretenen Untüchtigkeit zu einem geistl.  
Amt aus der Verbindung mit dem Theologischen Stift zu entlassen – und ihnen ein  
victalium vom geistl. Gut g(nä)d(ig)st zu verwilligen seyn möchte, forderte der württ.  
685 Kurfürst zunächst Bericht darüber an, ob nicht gedachte zwey Stipendiaten durch ihre  
Sitten und Lebensart, zur Schwächung ihrer Leibes- und Seelenkräfte beygetragen  
haben. Dieser Bericht fiel zu ihren Gunsten aus: Das Konsistorium bezeugte, daß ihm von  
beyden nie etwas während ihres klösterlichen Laufes oder später, weder officiell  
noch privatim bekannt geworden sey, was den Verdacht verborgener Ausschwei-  
690 fungen hätte erregen können (HStAS A 202, Bü 2720, Anbringen vom 14. 12. 1805). Dar-  
auf erfolgte ihre Entlassung, verbunden mit der Gewährung eines Vikaliums wegen Erwerbs-  
untfähigkeit. Über diese mitleidswürdige(n) Personen hieß es vorher: Auch ist die Lage  
derselben – bey dem einen wegen Schwermuth – bey dem andern wegen Abnahme  
aller körperl. und geistigen Kräfte von der Art, daß sie nicht wohl mehr im Stande

695 sind, sich auf andere Weise etwas zu erwerben. Daran knüpfte das Staatsministerium  
grundsätzliche Erwägungen: Da es dem Staate sehr beschwerlich wäre, für den Lebensunter-  
halt solcher dienstuntauglichen Subjecte zu sorgen, sei dem Konsistorium einzuschärfen,  
künftig zum einen bei der Auslese des Pfarrernachwuchses mehr auf körperliche und geistige  
700 Anlagen zu achten und zum anderen untüchtig Gewordene früh aus dem Stiftsverband zu  
entfernen, damit diese noch rechtzeitig in andere Verhältnisse treten können. Das Gratial  
erfuhr übrigens eine soziale Staffelung: Da Beurlin von allen Mitteln entblößt sey und  
schon seit 2 Jahren von s. beyden ledigen von ihrer Hände Arbeit dürftig lebenden  
Schwestern ernährt werde, Fleischmann aber nicht weiter als 140 fl jährl. Zinse aus  
705 seinem Vermögen habe, wurden dem Beurlin, als dem ärmern jährl. 150 fl Geld,  
und dem Fleischmann 100 fl Geld, vom Geistl. Gute zu ihrem Lebensunterhalt  
ausgesetzt, übrigens auch ihnen bereits nach ähnlichen Beyspielen Höchster Gnaden  
gegen derg(leichen) einer Bedienung unfähige Stipendiaten (HStAS ebd., Anbringen  
vom 31. 10. 1805). 156 Dritte Supplik] Mit bemerkenswerter Hartnäckigkeit, wie schon von  
dem hochverdienten Adolf Beck aufgezeigt (StA 7/2, S. 360, LD 352c,24), bringt Johanna Gock  
710 ihr Anliegen wieder in Erinnerung. Bemerkenswert auch die Adressaten: Nicht den König, an  
den die letzte, noch unbeschiedene Eingabe gerichtet war, schreibt sie an, sondern sie wiederholt  
ihre Bitte (Z. 172f.) bei der Kirchenbehörde und reicht darüber hinaus gleichzeitig auch eine  
eigene Bittschrift beim Oberfinanzdepartement ein (vgl. Nr. 19). All dies legt zweierlei nahe:  
Zum einen, daß sie über den Stand des Verfahrens informiert war; zum andern, daß sie  
715 womöglich sogar einer entsprechenden Aufforderung des Oberkonsistoriums nachkam, dem  
eine unversfängliche Handhabe erwünscht gewesen sein mochte, um das Oberfinanzdeparte-  
ment an die überfällige Erledigung des bereits im Juni übermittelten Vorgangs (Nr. 11) zu  
mahnen, was nun – pro Monitorio (Z. 183) – auch geschah. Dieses Mahnschreiben vom 26. 9.  
(Nr. 23) kreuzte sich dann allerdings mit der Note des Oberfinanzdepartements vom 23. 9.  
720 (Nr. 17), die ihrerseits am 1. 10. das Oberkonsistorium erreichte (Nr. 25). – An dieser Stelle muß  
daran erinnert werden, daß Hölderlin kurz vor Abfassung der dritten und vierten Supplik als  
Patient ins Tübinger Universitätsklinikum eingeliefert worden war: Seit 15. 9. 1806 figurirt er  
in der Jahresrechnung dieses Krankenhauses (vgl. StA 7/2, S. 362–364, LD 354). Daß die  
Mutter diese neue Situation in ihren jüngsten Gesuchen dargelegt hat, muß bezweifelt werden.  
725 (Vgl. dazu auch die eingehenden Überlegungen von Dietrich Uffhausen im vorliegenden Jahr-  
buch, der mich darauf aufmerksam macht, daß nach Hölderlins Einlieferung ins Tübinger  
Klinikum die Gratialbewilligung sehr zügig vonstatten geht.) 167 ad acta] Das Oberfi-  
nanzdepartement, das zwei Tage zuvor – nach über vierteljährigem Verzug – dem Oberkoni-  
storium auf dessen Note vom 11. 6. geantwortet hatte, konnte diese Eingabe auf sich beruhen  
730 lassen. 177.178 Sitzung des Oberkonsistoriums] Anwesend: Direktor Ruoff, Geheimrat  
Wächter, Prälaten Keller und Süskind, Oberkonsistorialrat Schumm (LKAS A 3, Nr. 69,  
S. 203). 196 3. O(rts)] d. h. Tübingen, mit dem Hölderlin aber nicht wegen seines damaligen  
Aufenthalts im Klinikum in Verbindung gebracht wird, sondern wegen seiner noch andauern-  
den Zugehörigkeit zum Tübinger Stiftsverband, aus dem er übrigens nie ausschied. Diesen  
735 Bezug macht dann das Sitzungsprotokoll des Oberfinanzdepartements vom 3. 10. mit seiner  
Ortsangabe Theol. Sem. Tübingen (Z. 231) deutlich. 210.211 Sitzung des Oberkonsisto-  
riums] Anwesend: Direktor Ruoff, Geheimrat Wächter, Prälaten Keller, Süskind und Dutten-  
hofer, Oberkonsistorialräte Schumm und Baer (LKAS A 3, Nr. 69, S. 211). 230 Sitzung des  
Oberfinanzdepartements] Anwesend: Hof- und Finanzräte Seubert, Feuerlein, Süskind, Weis-  
740 ser (StAL D 37, Sitzungsprotokoll 1806 III, 3. 10. 1806). 256.257 Sitzung des Oberkoni-  
storiums] Anwesend: Direktor Ruoff, Geheimrat Wächter, Prälaten Süskind und Duttenhofer,  
Oberkonsistorialräte Schumm und Baer, Regierungsrat Rheinwald (LKAS A 3, Nr. 69,

S. 216). 258.259 D. Süskind] Friedrich Gottlieb Süskind, geb. 17. 2. 1767 in Neuenstadt  
am Kocher, gest. 12. 11. 1829 in Stuttgart. Nach dem Studium der Theologie in Tübingen auf  
745 Bildungsreise, 1791 Repetent im Stift, 1794 Vikar in Stuttgart, 1795 Diakon in Urach, 1798  
Professor der Theologie in Tübingen, 1805 Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat in Stutt-  
gart (vgl. Z. 515), 1814 Direktor der Oberstudiendirektion. (Der in StA 7/1, S. 156, Ba 82 ihm  
zugeschriebene Brief an Hölderlin stammt eher von seinem jüngeren Bruder Johann Gottlob,  
der mit Hölderlin in der gemeinsamen Stiftszeit eng befreundet war. Vgl. demnächst Verf.:  
750 Neue Stammbuchblätter von Hölderlin und Hegel, in: Festschrift zum 450jährigen Jubiläum  
des Tübinger Stifts 1986.) – Seit 1793 ist dies das erste Mal, daß in einer Konsistorialsitzung ein  
anderer Referent als Prälat Keller (vgl. Erl. zu Z. 7) für einen Hölderlin-Vorgang verantwort-  
lich zeichnet. 270 Entwurf] Der Entwurf stammt, wie auch die Kontrasignatur in Z. 803  
beweist, von der Hand des – laut Württ. Adreß-Buch 1806, S. 84 – für den Geschäftsbereich  
755 Finanzdepartement im Staatsministerium zuständigen Sekretärs Daniel Friedrich Leypold  
(1772–1838), übrigens eines Jugendfreunds Hegels aus gemeinsamer Stuttgarter Gymnasial-  
zeit. 276 Sp(ittler)] Ludwig Timotheus (1806 Freiherr von), geb. 10. 11. 1752 in Stuttgart,  
gest. 14. 3. 1810 ebd. Nach Theologiestudium in Tübingen, Bildungsreisen und Repetententä-  
tigkeit im Tübinger Stift seit 1779 Professor der Geschichte in Göttingen, wo er zum Begründer  
760 der deutschen Landeschichtsschreibung wurde, stellte er 1797 seine überragenden Fähigkei-  
ten in den Dienst des heimatlichen Württembergs und begann in Stuttgart als Geheimer Rat  
eine neue Karriere als Staatsmann. Für die Universität Tübingen, die zu seinem Geschäfts-  
bereich gehörte, bewirkte er viel; namentlich die Errichtung des Klinikums 1803–1805 wäre ohne  
seinen Einsatz nicht zustande gekommen. (Aus dieser Zeit resultiert seine Freundschaft mit  
765 Autenrieth.) Als Mitglied der Untersuchungskommission im Hochverratsprozeß gegen Sinclair  
1805 ist ihm auch Hölderlins Involvierung in diese Staatsaffäre bekannt gewesen. – Die  
Bedeutung des neuentdeckten Dokuments liegt in dem auf paläographischem Befund beru-  
henden Nachweis, daß es Spittler gewesen ist, der als Mitglied des Staatsministeriums (vgl.  
Z. 571f.) den Gratialantrag letztlich vor dem König vertrat, nicht ohne diesen Antrag durch  
770 kleinere Eingriffe verbessert zu haben (vgl. Erl. zu Z. 310). In diesem Zusammenhang ist auf  
Reinhard Breymayers Erwägung hinzuweisen, „die freundschaftlichen bzw. verwandtschaftli-  
chen Beziehungen der [Untersuchungs-]Kommissionsmitglieder Spittler bzw. Mohl könnten  
mit dazu beigetragen haben, daß Hölderlin in die Obhut Autenrieths gegeben wurde“ (Rein-  
hard Breymayer: Hölderlin – Majer – Spittler – Bahnmaier, in: Blätter für württ. Kirchenges-  
775 chichte 82, 1982, S. 254–328, Zitat S. 295). – Übrigens fungierte Spittlers älterer Bruder Chri-  
stian Ferdinand damals als Hof- und Finanzrat im Oberfinanzdepartement (vgl. Z.  
585). 293.294 Zeugniß seines Arztes in Nürtingen] Daß zu diesem Zeitpunkt das Attest  
eines Nürtinger Mediziners, wohl des dortigen Oberamtsarztes Dr. Immanuel Christian  
Planck (1759–1814), ins Spiel gebracht wird, berührt eigenartig, wenn man bedenkt, daß der  
Nürtinger Doktor den Patienten doch wohl seit zwei Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen  
780 hatte. 294.295 angestrenghem Studiren] In der Ausfertigung wird daraus angestrenghem  
Studien. 297 schwerlich] Von Sekretär Leypold selbst verbessert aus: nie. 303.304 nach  
mehreren ähnlichen Vorgängen von armen und unglücklichen Stipendiaten] Vgl. Erl. zu Z.  
139.140. 310 V(idi)t] Den vom Sekretär gefertigten Entwurf überprüft das zuständige Mit-  
glied des Staatsministeriums (hier: Spittler) und gibt ihn mit dem Visum-Vermerk zur Mundie-  
785 rung (vgl. Z. 793f.) frei. Bei der Revision hat Spittler die Datierung dd. 9. Oct. 1806. (Z. 309)  
eingetragen und außerdem folgende – nicht nur stilistische – redaktionelle Änderungen eigen-  
händig vorgenommen: Z. 287 gute aus nicht geringe; Z. 296 Bewegung aus Leibesbewegung;  
Z. 298f. hat ... aufgebotten aus both ... auf; Z. 303 nach mehreren ähnlichen aus nach  
790 ähnlichen; Z. 306–308 und authgt Subsign. legen diesen Antrag der höchsten Gnade E Kön.

Maj. submisst vor aus (bereits verbesserter Fassung) und AU nehmen unter den vorliegenden Umständen mit dem K. OConsistorio keinen Anstand, diesen Antrag des K. OFdep. und OConsistorii Ew etc. Ahsten Gnade vorzulegen. 311 Mundiervermerk] Mundierung: Übertragung des Entwurfs in Reinschrift. 311 Scr(ipsit)] möglicherweise auch Scr(iptum) oder Scr(ipsi). 311 H.] Höchstwahrscheinlich Johann Caspar Haug, Sekretär und Geheimer Kanzlist beim Staatsministerium (Württ. Adreß-Buch 1806, S. 85). 312 Geheimer Rat] Der Bestand A 202 im HStAS vereint die Akten des Geheimen Rats und des Staatsministeriums. 313 Ausfertigung] Eine Textwiedergabe der Ausfertigung erscheint durch ihren Abdruck in StA 7/2, S. 360f., LD 353, entbehrlich. Doch seien hier ihre von der StA leider 800 übergangenen Elemente nachgetragen. Der Schlußteil des Anbringens lautet: Sich damit etc im Königl. StaatsMin. den 9. Oct. 1806. (Rubrik:) Praes(entes:) D(omi)n(us) C. de Normann Ehrenfels. (Dom.) de Mandelsloh. (Dom. de) Seckendorff. (Dom. de) Ende. (Dom. de) Spittler. (Unterschriften:) Normann Ehrenfels. Seckendorf. Spittler. (Kontrasignatur:) Leypold. – In den freien Raum des Kopfsteils zwischen Anrede und Textblock setzte König Friedrich seinen Genehmigungsvermerk (Z. 318). 314 E 221] Das Rätsel, weshalb die Ausfertigung eines an das Staatsministerium gerichteten Königlichen Dekrets (Nr. 32b) wie auch die Konzepte von zwei Staatsministeriumsdekreten (Nr. 35 und 36) heute im Archivbestand „Finanzministerium“ aufbewahrt werden, löst ein Legschein im Faszikel „Acta die Stipendiaten von 1798 bis 1807 betr.“ des Bestandes „Geheimer Rat (Staatsministerium)“ mit folgendem Wortlaut: Die Acten betr: die Unterstützung des gemüthskrancken M. Hölderlin von Nürtingen v. J. 1806. sind den 15. Mai 1829. an das FinanzMinist: auf dessen Verlangen abgegeben worden. (HStAS E 31, Bü 1250.) Damals beschäftigte die Behörden die Frage, ob nach dem Tod der Mutter das Gratial fortzuzahlen sei (vgl. StA 7/3, S. 110f., LD 514a–b). 318 genehmigt / F.] Eigenhändiger Bleistiftvermerk König Friedrichs, vermutlich vom 12. 10., einem Sonntag. Vgl. Z. 805. 341.342 Decr(etum)] StA 7/2, S. 361, LD 353.31 815 irrtümlich Dat: 344 Vellnagel] Christian Ludwig August (1812 Freiherr von), geb. 30. 6. 1764 Ludwigsburg, gest. 24. 6. 1853 Stuttgart. Nach Studium der Rechts- und Staatswissenschaften an der Stuttgarter Hohen Karlsschule steile Karriere im Geheimen Kabinett vom Sekretär und Kanzlisten zum Behördenchef (mit dem Titel Staatssekretär) und Mitglied des Staatsministeriums. Zuletzt, hochbetagt, Präsident des Oberhofrats. 351 ad 929.] Lfd. Nr. aus dem verschollenen Diarium Mai–Dez. 1806 des Staatsministeriums (vgl. Erl. zu Z. 820 48). 355 legitimirt] Vgl. Nr. 36. 357 Vt.] Dieser Vidit-Vermerk stammt ebenfalls von Spittler. 358 Kb] Entweder Carl August Friedrich Knab, Sekretär und Taxator, oder Heinrich Knab, Sekretär, beide Kanzlisten beim Staatsministerium (Württ. Adreß-Buch 1806, S. 825 85). 369 ut supra] Bezieht sich auf das Datum des auf demselben Aktenstück vorangehenden Dekrets (vgl. Nr. 35). 370 Vt.] Wie Erl. zu Z. 357. 371 Kb] Wie Erl. zu Z. 358. 382.383 Sitzung des Oberfinanzdepartements] Anwesend: Hof- und Finanzräte Seubert, Feuerlein, Süskind, Hofrat Pfaff (StAL D 37, Sitzungsprotokoll 1806 III, 16. 10. 1806). 406 Dec(anum)] Der Dekan zu Nürtingen, Eberhard Ludwig Denk. Vgl. Erl. 830 zu Z. 76. 409.410 Sitzung des Oberkonsistoriums] Anwesend: Direktor Ruoff, Vizedirektor Wächter, Prälat Keller, D. Griesinger, D. Süskind, Oberkonsistorialräte Baer, Schumm und Rheinwald (LKAS A 3, Nr. 69, S. 235). 420 Bescheid] Der Schriftverkehr vom Staat zum Bürger vollzog sich auf der untersten Verwaltungsebene. Dies dokumentiert auch das vom Nürtinger Dekan Adam Friedrich Mack angelegte und heute im Archiv des Ev. Dekanatsamts 835 Nürtingen aufbewahrte Reskriptenbuch (Z. 460f.), in dem sich der Auftrag des Oberkonsistoriums vom 4. 11. 1806 an den Dekan findet, Hölderlins Mutter zu eröffnen, das Gratial werde vom Kameralamt Neuffen ausbezahlt (Nr. 47). Auch wenn dieses Kopialbuch das Reskript Nr. 43 nicht überliefert, so kann per analogiam geschlossen werden, daß der Dekan darin

angewiesen worden ist, die Bittstellerin über das positive Ergebnis ihres Gesuchs zu informieren. 435.436 Sitzung des Oberkonsistoriums] Anwesend: Direktor Ruoff, Prälaten Griesinger, Keller und Duttenhofer, Oberkonsistorialräte Baer und Schumm (LKAS A 3, Nr. 69, S. 249). 442 notif(icandum)] Nach der Sitzung des Oberkonsistoriums vom 21. 10. ist der Nürtinger Dekan nur über die Tatsache der Gratialbewilligung benachrichtigt worden (Nr. 43). Jetzt war ihm per R(escriptum) (Z. 432) der neue Sachverhalt zu notifizieren, daß die Ausbezahlung des Viktalitiums durch die Kameralverwaltung Neuffen erfolgen wird (Nr. 47). 845 Nicht lange danach dürfte auch der Vermerk erhält bis zu s. wiedergenesung vom kön. Finanzdepart. jährl. 150. – f. dd. Oct. 1806. ins Vikarbuch des Oberkonsistoriums (LKAS A 12, Nr. 23, Bd. 4, S. 12; LD 174,15.16) eingetragen worden sein. 463 Bescheid] Ein Dankschreiben der Johanna Gock ist in den hier herangezogenen amtlichen Diarien nicht registriert. Da diese Geschäftstagebücher jedoch offensichtlich nur Eingänge verzeichnen, die einer weiteren Veranlassung bedürfen, besagt ihr Schweigen nicht, daß die Mutter auf den Bewilligungsbescheid nicht der Konvention gemäß reagiert hätte. 467 vor 23. 4. 1807] Mit Georgii (23. 4.) endete damals das Rechnungsjahr der württ. Kameralämter. 470 484] Die Belege zu den Jahresrechnungen (Domanialhauptbüchern) des Kameralamts Neuffen haben sich zwar teilweise erhalten (StAL F 1/72, Bü 117–239), die Quittungen für Hölderlins Gratial befinden sich 855 aber nicht darunter. 471 Der Verwitbtten Kammerrath Gockin] Die formell begünstigte Person war Johanna Gock, nicht ihr Sohn. Allerdings unterlag das Gratial einer Zweckbindung und Befristung: Es diente zu Verpflegung ihres krancken Sohns Mr: Hölderlen und dauerte nur so lange, biß derselbe wider hergestellt sein wird. Erst nach dem Tod der Mutter wurde das Gratial dann auf den immer noch gemüthskranken Mr: Hölderlin (...) übertragen (StA 7/3, S. 111, LD 514b,7–9). Dieser Sachverhalt ist in der Literatur bisweilen übersehen worden (vgl. 860 Eva Carstanjen: Hölderlins Mutter, in: HJb 22, 1980–1981, S. 357–360, hier S. 359).

#### Abkürzungen und Sigel

Bü	Büschel
Erl. (z. St.)	Erläuterungen (zur Stelle)
fl	Gulden
HStAS	Hauptstaatsarchiv Stuttgart
LD	Lebensdokument (in StA 7)
LKAS	Landeskirchliches Archiv Stuttgart
StA	Große Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe
StAL	Staatsarchiv Ludwigsburg
x	Kreuzer
Z.	Zeile
[ ]	erschlossenes oder vermutetes Datum

„Weh! Närrisch machen sie mich.“

Hölderlins Internierung im Autenriethschen Klinikum  
(Tübingen 1806/07)

als die entscheidende Wende seines Lebens\*

von

Dietrich Uffhausen.

Dr. Mathias Dorcsi (Wien)  
dem Meister in der Kunst  
Hahnemanns, in Verehrung.

Antigonä, da sie sich und ihre hochgesinnte Tat von ihren Mitmenschen (dem Chor) mißverstanden und herabgewürdigt sieht, ruft schmerzlich betroffen aus: οἶμοι γελῶμαι – „Weh mir, man verlacht / verspottet / beleidigt mich!“ Hölderlin hat diesen Ausruf, in bewußter Übersteigerung des Griechischen und mit absichtvoller Umdeutung ins Eigene, mit dem denk-würdigen Satz übersetzt: „Weh! Närrisch machen sie mich.“ (StA 5, 240, v. 867), wobei ‚närrisch machen‘ hier durchaus im Sinn von ‚verrückt‘, von ‚wahnsinnig machen‘ zu verstehen ist<sup>1</sup>. In den ‚Anmerkungen zur Antigonä‘ von 1803/1804 wird dann auf eben jene Szene, der dieser Ausruf zugehört, mit besonderem Nachdruck hingewiesen und in dem „erhabenen Spott“, der ihr innewohnt, der „höchste Zug“ in der Darstellung und Haltung der zum Tod verurteilten, kurz vor der Exekution stehenden Heldin erblickt, und zwar „so fern heiliger Wahnsinn höchste menschliche Erscheinung, und hier mehr Seele als Sprache ist“ und darin überhaupt der „Superlativ von menschlichem Geist und heroischer Virtuosität“ sich zeigt. In dieser äußersten Gefährdung des Individuellen erscheint der dichterischen Reflexion ‚Verrücktheit‘ als Akt der Rebellion, als eine letzte Möglichkeit, Menschenwürde noch im Untergang zu behaupten:

\* Der vorliegende Aufsatz geht zurück auf eine Besprechung des Buches von U. H. Peters ‚Hölderlin. Wider die These vom edlen Simulanten‘, gesendet als Radio-Essay unter dem Titel ‚Hölderlin: Dichter – Kranker – Simulant?‘ am 14. 4. 1982 und zum Abschluß der 17. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen am 6. Juni 1982 im Stiftsgarten vorgelesen. Durch das Erscheinen der Dissertation von A. K. Hesselberg ‚Die Psychiatrie J. H. F. Autenrieths (1772–1835)‘, 1981 (realliter: 1982), erneut zur Auseinandersetzung mit dem Thema angeregt, wurde das Skript wesentlich erweitert, im Rahmen eines Vortrags ‚Hölderlins Weg von Frankfurt nach Homburg und seine Rückkehr nach Tübingen‘, zum 140. Todestag des Dichters auf dem Hölderlin-Colloquium in Frankfurt am 3. Juni 1983 zur Diskussion gestellt (s. Le pauvre Holterling Nr. 7, 1984, 54–68) und erscheint hier erstmals im Druck.

<sup>1</sup> Vgl. Wolfgang Schadewaldt (Hrsg.): Sophokles. Tragödien. Deutsch von Friedrich Hölderlin. 1957, 56.

*Es ist ein großer Behelf der geheimarbeitenden Seele, daß sie auf dem höchsten Bewußtseyn dem Bewußtseyn ausweicht, und ehe sie wirklich der gegenwärtige (Todes-)Gott ergreift, mit kühnem oft blasphemischem Worte diesem begegnet, und so die heilige lebende Möglichkeit des Geistes erhält. (StA 5, 267)<sup>2</sup>*

Dieses luzid durchdachte, im nachhinein fast ‚programmatisch‘ anmutende Summum an Erkenntnis zu einem Zeitpunkt, da Hölderlin zwar durch das Unverständnis seiner Nürtinger Umgebung völlig isoliert und „am meisten dem Pöbel exponirt“<sup>3</sup> war, dennoch aber noch nichts wissen konnte von den *wirklichen* Bedrohungen an Leib und Leben durch den erst Anfang 1805 in Szene gesetzten inquisitorischen Hochverrats-Prozeß in Stuttgart, diese wahrhaft erstaunlichen Worte werden bis auf den heutigen Tag, infolge des überlieferten romantisch überformten Hölderlin-Bildes, noch immer so verstanden, als bestünde der ‚erschütternde Vorgang‘, von dem hier die Rede ist, gerade darin, „daß ein Geisteskranker (!) sich noch mit seiner Krankheit und deren Folgen auseinandersetzt“<sup>4</sup>.

Wie aber – so wäre zu fragen – ist Antigone denn wirklich ‚verrückt‘, nur weil sie hochherzig, in ‚republikanischer‘ Gesinnung und gemessen an der ‚Normalität‘ außerhalb stehend, ‚verrückt‘ spricht und sich mit Gestalten ihrer Vorstellungswelt (wie Niobe) oder „mit Gegenständen, die kein Bewußtseyn haben“ vergleicht? Und Hölderlin, ist er denn wirklich ein ‚Narr‘, ein ‚Geisteskranker‘, nur weil er ‚närrisch‘ spricht (und übersetzt) und sich mit der schwesterlich vertrauten, hochverräterischen Antigone vergleicht, mit dem ‚rasenden‘ Ajax oder auch mit dem unglücklichen, von Selbsterkenntnis zernichteten, ‚von Apoll geschlagenen‘ Ödipus? Könnte es nicht sein, daß wir es sind, die – wie die meisten seiner Zeitgenossen – Hölderlin absichtsvoll erst „närrisch machen“, sei es aus Voreingenommenheit für das Idol vom wahnsinnigen Dichter, sei es aus mangelnder Einsicht in seine Beweggründe? Was hindert uns denn anzunehmen, daß Hölderlin seinerzeit, durchaus in Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, sich tatsächlich – durch fremdes Verschulden, durch Arglist und Verräterei als Mitwisser einer scheinbar höchst gefährlichen ‚republikanischen‘ Verschwörung denunziert – in den despotisch befohlenen, an den Wiener Jakobiner-Prozessen orientierten Staats-Prozeß in Stuttgart<sup>5</sup> mit hineingezogen sah; also wußte und wissen mußte, daß er, wie seine bereits

<sup>2</sup> Hervorhebungen vom Verfasser.

<sup>3</sup> Der Frankfurter Verleger der Hölderlinschen Sophokles-Übersetzungen Wilmans hatte in einem Brief nach Nürtingen vom 14. April 1804 den Dichter respektvoll-höflich mit „Verehrungswürdiger Herr und Freund!“ angeredet, was Hölderlin mit dem handschriftlichen Vermerk quittiert hat: „Doch am meisten dem Pöbel exponirt.“ (s. StA 7,1, 181). Solch drastische Ausdrucksweise, die sonst bei Hölderlin kaum vorkommt, hat man bislang als Symptom krankhafter Gereiztheit werten wollen. Doch nicht Krankheit äußert sich da, sondern eher Erbitterung über verständnisloses, unangemessenes Verhalten von Mitmenschen.

<sup>4</sup> So Otto Pöggeler (Skript zum Hölderlin-Colloquium in Homburg im März 1985, S. 23).

<sup>5</sup> Die Geschehnisse in Stuttgart um die ‚Bazsche Verschwörung‘ sind bis heute – trotz des vorzüglichen Buches von Werner Kirchner (‚Der Hochverratsprozeß gegen Sinclair‘, 1949,

verhafteten oder von Verhaftung bedrohten Freunde, in akuter und keineswegs nur eingebildeter Lebensgefahr schwebte und so, in dieser angstvollen, schier ausweglosen Situation, als letztes, äußerstes Mittel der Selbstbewahrung versuchte, in ‚heroischer Virtuosität‘ und ‚auf dem höchsten Bewußtseyn‘ die Haltung der Antigone anzunehmen? Hatte er sie nicht zuvor auf das genaueste studiert, durchreflektiert und in ihrem vorbildhaften Charakter sich angeeignet? Warum sollte er es nicht gewagt haben, aus seiner kühnen Übersetzungstätigkeit auch die letzte, kühnste Konsequenz zu ziehen: Antigone sich ins eigene Leben zu ‚übersetzen‘? Ist eine solche Möglichkeit nur Dichtern, nicht aber Literaturwissenschaftlern oder Psychiatern vorstellbar?<sup>6</sup>

Immerhin schien Hölderlin eine ganze Zeit lang Erfolg zu haben mit dieser Strategie, die er zuvor bereits, der unsicheren politischen Lage nach Lunéville entsprechend, ausprobiert und – wie wir von seinem Freund Sinclair wissen<sup>7</sup> – zumin-

<sup>2</sup>1969) – nicht hinreichend erhellt und werden vielleicht deshalb in der Hölderlin-Forschung noch immer weitgehend verharmlost oder verkannt. Die Auswahl und starken Textkürzungen der Dokumente in der StA sowie ihr Kommentar erwecken den Eindruck, als hätte dieser Prozeß den ‚kranken Hölderlin‘ in Homburg kaum betroffen und wenn überhaupt, nur am Rande berührt. Die Sache bekommt aber gleich ein anderes Gewicht, wenn man weiß, daß die Hauptangeklagten, aber auch die Mitwisser und sonstige Mitbeteiligten offenbar von vornherein mit dem Schlimmsten, mit Tod und Hinrichtung rechnen mußten, mindestens aber mit langjähriger oder gar lebenslänglicher Kerkerhaft, zumal wenn sie – wie Hölderlin – württembergische Untertanen waren. In einer anonymen (mglw. von dem gut unterrichteten Hofacker verfaßten) Schrift ‚Zuverlässige Nachrichten und unbefangene Bemerkungen über den Württembergischen Hochverraths-Prozeß. Mit wichtigen Beilagen.‘ (Stuttgart, März 1805) findet sich (auf S. 17) der aüßschlußreiche Satz: „Eine geraume Zeit wurde so fest an jenes Komplott geglaubt, daß man schon die öffentliche Hinrichtung der Staatsgefangenen als sehr nahe ansah.“ Daß die Sache dann doch – aufgrund heftiger Proteste in der Öffentlichkeit, der Presse und durch ausländische Interventionen von verschiedenen Seiten – relativ glimpflich ausging, daß keine ‚tödllichfaktische‘ Hinrichtung stattfand, mag zu der Fehleinschätzung der ganzen Angelegenheit bis heute geführt haben. Bleibt noch zu erwähnen, daß die meisten der Betroffenen durch diesen Prozeß für den Rest ihres Lebens gebrandmarkt blieben, und – ihrer Ämter enthoben, des Landes verwiesen – nirgends mehr recht Fuß fassen konnten im öffentlichen Leben. Baz, Bürgermeister von Ludwigsburg, ist sogar bald nach der Entlassung an den Folgen der Haft verstorben. – Es fehlt bis heute an einer Sammlung aller noch vorhandenen Zeugnisse und Dokumente zu diesem Thema; nur so würden die wahren Dimensionen dieses Hochverratsprozesses im Spannungsfeld Stuttgart–Wien–Berlin und Paris erkennbar, nur mit ihr wäre man endlich in der Lage, sich ein eigenes Urteil zu bilden, anstatt ein vorgefertigtes übernehmen zu müssen.

<sup>6</sup> Ein Psychiater mag eine solche Identifikation mit einem literarischen Vorbild unter dem Druck lebensgefährdender politischer Verhältnisse als völlig inadäquate Reaktion ansehen, ja sogar als Merkmal einer psychopathologischen Persönlichkeitsstruktur auffassen.

<sup>7</sup> S. StA 7,2, 299 (Nr. 314). Die betreffende Stelle aus dem Brief Sinclairs vom 6. 8. 1804 aus Regensburg lautet: „Zum Glück war das Stillschweigen, das ich [...] beobachten mußte, weil Ihr Herr Sohn es von mir verlangt hat, [...] nicht durch einen üblen Zustand desselben

dest seit dem Regensburger Reichstag im Okt. 1802 ‚aus wohl überdachten Gründen‘ als ‚Äußerungsart‘ angenommen hatte. Wenn es dann schließlich doch anders kam, wenn er – über alle innere Disposition hinaus – von den übermächtigen äußeren Verhältnissen ereilt, überwältigt und am Ende zerbrochen wurde, kann und muß daraus, wie es bisher geschehen ist, wirklich auf eine manifeste ‚Krankheit‘, auf ‚Wahnsinn‘ in einem klinischen Sinn geschlossen werden, also auf Schizophrenie, Schizomanie oder neuerdings Schizophasie?

Bekanntlich ist die Frage nach Art und Ursachen der Krankheit Hölderlins seit Anbeginn immer wieder gestellt und zumal in den letzten Jahren fast bis zum Überdruß erörtert worden. Und doch drängt sie sich unversehens allenthalben und immer wieder von neuem auf, solange sie unser Verständnis der Dichtung, insbesondere der Spätdichtung derart mitprägt, daß sie – gewollt oder ungewollt – selbst bis in die editorische Textdarbietung hinein Auswirkungen hat, wie dies an allen bisherigen Werk-Ausgaben offenkundig der Fall ist. Damit ist diese Frage aber nicht bloß ein Randproblem, das getrost der historisch-biographischen oder psychiatrisch-pathographischen Spezial-Forschung überlassen werden dürfte. Und erst recht ist sie nicht – wie behauptet wurde – ‚Flucht vor den Schwierigkeiten der Spätdichtung‘<sup>8</sup>. Solange durch sie die Zeit nach der Rückkehr aus Bordeaux oder auch nur die Zeit von Hölderlins zweitem Homburger Aufenthalt so sehr überschattet wird, daß uns der Blick auf einen ganzen Werkkomplex verstellt ist, bleibt sie für die Hölderlin-Forschung ein grundsätzliches Problem, von dessen Klärung es abhängt, wie frei der Blick sein wird auf die ‚Homburger Spätdichtung‘, auf jene weitgehend noch unbekannte Werkschicht also, die im sog. Homburger Folioheft (mit dem Hauptteil dieser Entwürfe von Pindarscher Größe und geistiger Höhe) erst noch zu entdecken ist. Hier die Voraussetzungen zu schaffen für einen entschiedenen Schritt über das Bisherige hinaus, ist Absicht der folgenden Ausführungen, die im vielfach vernachlässigten, oft als ‚positivistisch‘ geschmähten Bereich des Biographischen sich um den Nachweis bemühen, daß der eigentlich entscheidende irreversible Einschnitt im Leben und Schaffen Hölderlins, der tatsächliche Bruch in zwei Hälften, nicht im Sommer 1802 (mit der Rückkehr aus Bordeaux und dem Tod Susette Gontards), nicht im Jahr 1803 (durch die Auseinandersetzungen mit der Mutter) und auch nicht Anfang 1805 (mit Beginn des Hochverrats-Prozesses und dem Ende der Freundschaft zu Sinclair), sondern erst im Herbst 1806 erfolgt ist: durch die Einlieferung ins Klinikum und die psychiatrische Behandlung durch Autenrieth.

veranlaßt. Vielmehr befindet sich derselbe vollkommen wohl u. zufrieden, und nicht nur ich, sondern außer mir noch 6–8 Personen, die seine Bekanntschaft gemacht haben, sind überzeugt, daß das was Gemüths Verwirrung bei ihm scheint, nichts weniger, als das, sondern eine aus wohl überdachten Gründen angenommene Äußerungs Art ist, und freuen sich sehr darüber seines Umgangs profitieren zu können.“

<sup>8</sup> So D. E. Sattler, der Hauptherausgeber der FHA, auf dem Frankfurter Hölderlin-Colloquium 1983 in freier Rede und in überraschendem Konsens mit der Vielzahl der im Vorurteil Befangenen.

## I.

Wenn ich von Hölderlins Leben Ihnen sprechen will, so ist das nichts anderes, als wenn ich von seinem Werke redete. Es gibt da nichts Doppeltes und Trennbares.  
Hellingrath<sup>1</sup>

War in der Großen Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe (1943–1974) das traditionelle Hölderlin-Bild vom wahnsinnigen, ‚von Apoll geschlagenen‘, 1802 krank aus Frankreich zurückkehrenden Dichter noch durchaus vorherrschend (‘Mnemosyne’ wurde von Friedrich Beißner als ‚Hölderlins letzte Hymne‘ auf den ‚Herbst 1803‘ datiert), so war es Pierre Bertaux, der zuerst mit ganzer Leidenschaft gegen diese Tradition Sturm lief. Die Ereignisse um den Hochverrats-Prozess in ähnlicher Weise deutend, wie eingangs geschehen (nur daß er Hölderlins Verhalten vornehmlich auf Hamlet bezog statt auf Antigone), gelangte Bertaux zu der (seit 1978 vertretenen) Grundthese, Hölderlin sei weder damals noch in späteren Jahren ‚geisteskrank‘, sondern eben nur ‚anders‘ gewesen und habe seinen ‚Wahnsinn‘, wenn es ihm ratsam schien, als ‚Maske‘ getragen<sup>2</sup>. Diese These hat das vertraute Hölderlin-Bild ziemlich erschüttert – trotz der berechtigten Kritik in Einzelfragen<sup>3</sup> – und hat – als Fanal zum Sturm auf die Kerkerwand, die den kranken Hölderlin noch immer vom Dichter Hölderlin trennt – zweifellos bewirkt, daß in jüngster Zeit allenthalben die Bereitschaft zunimmt, die bisherige Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen dem Ernstzunehmenden und Interpretierbaren einerseits und dem anscheinend allzu Fragmentarischen und Unverständlichen andererseits, also die Grenze zwischen Werk, Wirrnis und Wahn wenn nicht ganz aufzuheben, so doch um ein Beträchtliches in der Biographie hinauszuschieben.

Neben der allzu traditionsverhafteten Literaturwissenschaft gilt Bertaux’ Angriff in erster Linie der klassischen Schul-Psychiatrie und ihren Standes-Vertretern, die er als die Hauptschuldigen an der ‚romantischen Legende‘ der ‚geistigen Zerrüt-

<sup>1</sup> Dies die Anfangsworte der berühmten Rede von 1915 über ‚Hölderlins Wahnsinn‘. S. Norbert von Hellingrath: Hölderlins Vermächtnis, 1944, 151. An der gleichen Stelle wird zur ‚Methode‘, über die sich die heutige Literaturwissenschaft – sehr zu ihrem Schaden – nur noch mokieren kann, weiter ausgeführt: „Leben und Werk ist die Ausprägung der Form dieser Botschaft im Stoff der Welt, in die sie traf. Leben und Werk verhalten sich wie Stimme und Gebärde eines Redenden: Bald scheinen uns die Worte, bald die Gebärde mehr zu sagen, das Leben ist ganz erfüllt und aufgesogen vom Werk, und das Werk ist das Leben.“

<sup>2</sup> Pierre Bertaux: Friedrich Hölderlin, Frankfurt a.M. 1978, 126.

<sup>3</sup> Aus der Vielzahl der kritischen Stimmen zu Bertaux seien hier wenigstens drei genannt: Adolf Beck: Zu Pierre Bertaux’ ‚Friedrich Hölderlin‘. Im HJb. 22, 1980/81, 399–424 (wiederholt in: A.B.: Hölderlins Weg zu Deutschland, 1982, 191–213 und 243–246). Gerhard Kurz: Hölderlin und die Frage nach dem Wahnsinn. In: Euphorion 73, 1979, 186–198. Und Walter Müller-Seidel: Hölderlin in Homburg. Sein Spätwerk im Kontext seiner Krankheit. In: Ch. Jamme, O. Pöggeler (Hrsg.): Homburg vor der Höhe in der deutschen Geistesgeschichte. 1981, 161–188.

tung‘ Hölderlins ins Visier nimmt. Seiner Meinung nach sind sie es, die mit ihren verfehlten Ansichten und ‚Heil-Methoden‘ Hölderlin seinerzeit gebrochen und zum ‚seelischen Krüppel‘ gemacht haben, sind sie es, die ihn auch heute noch – und zudem uns und unsere Vorstellungen – immer noch im Tollhaus ihrer nosologischen Systeme gefangen halten.

Dieser Herausforderung hat sich als erster der Medizinhistoriker Hans Schadewaldt gestellt, indem er seine (bereits 1971 geäußerte) These von der ‚unbezweifelbaren Schizophrenie Hölderlins‘ als einer ‚schicksalhaft ablaufenden endogenen Psychose‘ wiederholte und verteidigte<sup>4</sup>. Seiner Ansicht nach sind alle für die katatone Schizophrenie typischen Hauptsymptome bei Hölderlin evident und nachweisbar. Da diese Merkmale eine Art Zusammenfassung der bisherigen ‚fachkundigen‘ psychiatrischen Erkenntnisse im ‚Fall Hölderlin‘ darstellen, seien sie hier wenigstens stichwortartig genannt:

1. Persönlichkeits-Spaltung
2. Depersonalisation mit Verleugnung des eigenen Namens und Aneignung fremder Namen
3. zeitliche und örtliche Desorientiertheit
4. Verlust des Kontakts zur Außenwelt, Autismus
5. starke motorische Unruhe, Paroxysmen, Anfälle von Wut und Raserei
6. Paragrammatismen mit nur indirekt in sich logischen Sätzen, unlogische Sprachverknüpfungen mit häufig wiederholten Stereotypen, Manierlichkeiten, Neologismen bis hin zu Katachresen und ganz unverständlichem ‚Wortsalat‘.

Dies alles als Äußerungen einer ‚unheimlichen‘ Angst vor allem Unvertrauten, mit dem Gefühl ständigen, aber ‚durchaus fiktiven‘ Bedrohtseins.

Soweit Hans Schadewaldt. Und im Vertrauen auf das Urteil des Fachmanns hat Adolf Beck im Dokumentar-Band der StA (= Bd. 7 von 1972) alle diese Punkte übernommen und damit das bislang vorherrschende Hölderlin-Bild noch einmal und wohl zum letzten Mal in die Öffentlichkeit getragen. Denn wie das Bild Hölderlins künftig auch immer aussehen mag, es wird anders sein als bisher. Eine bloße Übernahme des Gewohnten und Vertrauten wird nicht mehr möglich sein.

Wie tiefgreifend und folgenreich die durch Bertaux ausgelöste Umschichtung und Umprägung unserer Vorstellungen tatsächlich ist, beweist das (1982 erschienene) Hölderlin-Buch des Neurologen und Psychiaters Uwe Henrik Peters, der zwar auch der These von Bertaux (vereinfacht zur These vom ‚edlen Simulanten‘) energisch entgegentritt, im ganzen aber eher ein Rückzugsgefecht im Namen der heutigen Psychiatrie liefert und die Bastionen der klassischen Psychiatrie weitgehend preisgibt. Zwar hält er an der Vorstellung eines bei Hölderlin klinisch nachweisba-

<sup>4</sup> S. Hans Schadewaldt: Friedrich Hölderlin (1770–1843). Pathographische Paralipomena. In: Die Medizinische Welt 22 (N.F.) 1971, 3–16. Dort auch ein guter Überblick über die ältere Literatur zum ‚Fall Hölderlin‘.



ren Krankheits-Befundes fest, reduziert ihn aber ganz auf den Bereich der Sprachstörung (was einen Rückzug auf den letzten Punkt des angeführten Schadewaldtschen Symptome-Katalogs bedeutet). Seiner Meinung nach kommt die Krankheit bei Hölderlin, infolge wiederholt schwerer depressiver Phasen und nach Auslösung des psychotischen Prozesses durch den Verlust Susette Gontards zum Ausbruch und manifestiert sich Anfang 1805 bei den Geschehnissen, die zum Prozeß wegen Hochverrats führten, drastisch durch auffälliges Verhalten, vor allem im ‚verwirrten‘ lauschreidenden Reden, was nach heutiger Sicht – so Peters – am genauesten als eine spezielle Form der Schizophrenie zu diagnostizieren wäre, nämlich als Schizophasie. Immerhin: ein beachtlicher Teilerfolg der Bemühungen Bertaux! Bleibt nur noch der Begriff ‚Schizophasie‘, der da neu in die Debatte kommt.

Nicht ganz neu freilich, denn 1964 hat Karl Leonhard<sup>5</sup>, Direktor der Berliner Nervenklinik Charité, bereits die „genauere Form der Schizophrenie bei Hölderlin“ und zwar in ausdrücklicher „Beziehung zu seinem Sprachgenie“ als Kataphasie bzw. Schizophasie in einem Aufsatz beschrieben. Peters nennt diese Arbeit nicht. Vielleicht, weil sein Kollege noch immer mit Zitaten aus dem bekannten zweiten ‚Bohlendorff-Brief‘, aus den ‚Anmerkungen zur Antigonä‘ und aus dem ‚Grund zum Empedokles‘ das seiner Meinung nach offenkundig psychopathologische im Werk Hölderlins nachzuweisen sucht, damit jedoch nur sein eigenes mangelndes Verständnis für die Eigenart dieses Spätwerks unter Beweis stellt, das schon von Hellingrath zu Beginn dieses Jahrhunderts als „Herz, Kern und Gipfel des hölderlinischen Werkes“<sup>6</sup> deklariert und seitdem tatsächlich als sein ‚eigentliches Vermächtnis‘ begriffen und längst allgemein anerkannt ist. Peters jedenfalls hat diesen Bereich des Werkes ganz außer Betracht gelassen und sich zum Beweis seiner These von der ‚Sprach-Erkrankung‘ Hölderlins ab 1805 – neben den Dokumenten, Berichten und Briefen – ganz auf die scheinbar erstarrten stereotypen Sprachformen der ‚Scardanelli-Gedichte‘ beschränkt, von denen man freilich wissen sollte, daß sie allesamt aus den letzten fünf Jahren einer 36jährigen Haftzeit im Tübinger Turm stammen, zudem eine eher zufällige, für die damaligen Besucher aus dem Stegreif fabrizierte und vor allem durch sie als Genre überlieferte Auswahl darstellen und somit keineswegs allein repräsentativ sind für das Sprachverhalten Hölderlins während all der Jahre seit 1805!<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Karl Leonhard: Die genauere Form der Schizophrenie bei Hölderlin in Beziehung zu seinem Sprachgenie. In: Psychiatrie, Neurologie und Medizinische Psychologie 16, 1964, H. 2, 41–44. Aus psychiatrischer Sicht dazu noch: Helm Stierlin: Hölderlins dichterisches Schaffen im Lichte seiner schizophrenen Psychose. In: Psyche 26 (1972) 538–541.

<sup>6</sup> N. v. Hellingrath (Hrsg.): Hölderlins Sämtliche Werke, 1916, Bd. 4, S. XI.

<sup>7</sup> Ganz abgesehen von den Hymnen und hymnischen Entwürfen, die zur Homburger Spätdichtung gehören und nach ‚Anfang 1805‘ entstanden sind, gibt es von den Phaëton-Segmenten ‚In lieblicher Bläue...‘, die Waiblinger überliefert hat, bis hin zu der von Ernst Zimmer mitgeteilten alkäischen Strophe ‚Nicht alle Tage nennt die schönsten der...‘, die um 1830 entstanden ist, Beweise genug, die belegen, daß Hölderlin auch in der späten Turm-Zeit noch durchaus der eigenen Sprache mächtig war und sogar noch die komplizierteren griechi-

Auch wenn die Rücknahme der Datierung des angeblichen ‚Ausbruchs der Krankheit‘ auf Anfang des Jahres 1805 immer noch unzureichend ist und die ‚Gründe‘ und scheinbaren ‚Beweise‘ dafür in Wahrheit unhaltbar sind: gegenüber der herkömmlichen Meinung – um dies noch einmal zu betonen – bedeuten diese Ausführungen von Peters eine Zurücknahme der Grenze zwischen Werk und Wahn (von ärztlicher Seite) um ganz entscheidende zwei, drei Jahre, was zur Folge hat, daß nun plötzlich die Zeit von Hölderlins zweitem Homburger Aufenthalt ins Zentrum des Interesses rückt, jene Zeit der ‚Homburger Spätdichtung‘, von der noch immer viel zu wenig bekannt ist.

## II.

Man erschauert bei dem Gedanken, wie viel Nachforschungen nötig sind, um die ‚Wahrheit‘ auch nur der geringfügigsten Einzelheit zu ergründen. Stendhal

Unter allen großen und kleinen Vorgängen, die in der Zeit vom Juni 1804 bis September 1806 die Landgrafschaft Homburg und direkt oder indirekt auch Hölderlin betroffen haben, gibt es ein Ereignis, das, wengleich bisher kaum beachtet, dennoch von besonderer Bedeutung ist und über Hölderlins weiteres Schicksal – mehr noch als all die anderen – entschieden hat. Gemeint ist die im Schatten der großen zeitgeschichtlichen Ereignisse und politischen Umwälzungen sich vollziehende Entfremdung zwischen Hölderlin und Sinclair, die schließlich wenn nicht zum offenen, so doch zum nur schlecht verhohlenen Bruch der Freundschaft ge-

schen Versmaße beherrschte; beides Momente, die nicht so recht zur Schizophasie-These von Peters passen wollen, ja sie im Grunde widerlegen. Daß die dichterischen Zeugnisse Hölderlins nach 1806 auch nicht in die Denkschablone *al rovescio* passen, durch die in Bd. 9 der FHA vor allem Fragen der Chronologie nach Gutdünken manipuliert werden, um das Konstrukt einer gewollten spiegelbildlichen Umkehr früherer Formen und Phasen in der Zeit nach 1806 glaubhaft zu machen, sei hier nur eben erwähnt. – Auch die Untersuchung der ‚Scardanelli-Gedichte‘, die Peters nach Kriterien der ‚psychoanalytischen Linguistik‘ vornimmt, könnte sich schon vom Ansatz her als verfehlt erweisen. Sollte sich nämlich herausstellen, daß der Name ‚Scardanelli‘ eine Symbiose aus ‚Hölderlin‘ und ‚Scaramelli‘ ist, also auf jenen italienischen Jesuiten Jean-Baptista Scaramelli hinweist, der von 1687–1752 gelebt hat – in einer Zeit, auf die viele der von Hölderlin vorgenommenen ‚Phantasie-Datierungen‘ dieser seiner Gedichte Bezug nehmen –, dessen Werke über die Grade der Kontemplation, der mystischen Versenkung und geistigen Erhebung, über die Reinigung der Sinne und des geistlichen Lebens (‘Il direttorio mistico‘ erschien 1754) 1769 auf den Index gesetzt und 1819 neu aufgelegt wurden, dann treten selbst diese spätesten Gedichte aus dem Turm noch in ein anderes Licht und legen eine ganz andere Betrachtungsweise nahe; mit linguistischen Mitteln sind sie jedenfalls nur sehr unzureichend zu erfassen. – Den Hinweis auf ‚Scaramelli‘ und den Artikel über ihn im ‚Dictionnaire de Théologie Catholique‘, Paris 1939, Bd. 14,1 hat Christoph Kirchner im Schwäbischen Tagblatt vom 16. Februar 1985 gegeben.

führt hat. Auch in diesem Punkt wird man Bertaux<sup>1</sup> der Tendenz nach recht geben müssen, selbst wenn seine Ausführungen – wie im folgenden gezeigt werden soll – in mancherlei Hinsicht ergänzt und berichtigt werden müssen. Da der gewaltsame Abtransport aus Homburg Hölderlin recht eigentlich erst zum Patienten, zum psychiatrischen ‚Fall‘ gemacht hat – so die hier vertretene These – und Sinclair es war, der als Regisseur im Hintergrund diesen Vorgang, im Einvernehmen mit der Mutter Hölderlins, insgeheim inszeniert hat, gehört das Zerwürfnis zwischen dem ‚Homburger Dioskuren-Paar‘ mit zur Vorgeschichte der ‚Krankheit‘ und muß hier gleichsam als nachzutragende Anamnese entsprechend berücksichtigt werden.

Wichtig wird in diesem Zusammenhang zunächst das Faktum (das zu bezweifeln wohl kein Anlaß besteht), daß im Vorfeld der Geschehnisse, die dann zum Hochverrats-Prozeß geführt haben, Hölderlin es für richtig und nötig hielt, von seinem Freund und dessen fatalen Plänen sich öffentlich und lautstark zu distanzieren, nachdem in Homburg aus arglistigen und rachsüchtigen Gründen, aber vielleicht nicht ganz nur aus der Luft gegriffen, Gerüchte in Umlauf gebracht worden waren, denen zufolge Sinclair, der gerade von der Kaiserkrönung aus Paris zurückgekehrt war, mit einer Schar von Gleichgesinnten, die er unterwegs getroffen und mobilisiert hatte, Anschläge auf Napoleon sowie auf den Fürsten von Württemberg (und seinen Staatsminister) plante, um die längst erträumte Republikanisierung Schwabens und des linken Rheinufers doch noch herbeizuzwingen<sup>2</sup>. Hölderlin soll damals sehr heftig mit Sinclair gestritten, auf ihn geschimpft und immer wieder ausgerufen haben:

„Ich will kein Jakobiner seyn, fort mit allen Jacobinern. Vive le Roi! Ich kann meinem gnädigsten Churfürsten mit gutem Gewissen unter die Augen treten“  
(nach StA 7,2, 330 u. 342)

Worte, die im Hinblick auf die Antigonä ‚kühn‘ und fast ‚blasphemisch‘ genannt werden dürfen und wohl so zu verstehen sind, daß der noch immer uneinsichtige Freund durch diese Art der ‚Untreue‘ sich nun seinerseits gezwungen sehen sollte, von seinen hochfahrenden, ohne französische Unterstützung aber illusionären Plänen abzulassen<sup>3</sup>. Daß Hölderlin wenig später in den Gedicht-Entwürfen gerade

<sup>1</sup> P. Bertaux: Hölderlin-Sinclair: ‚ein treues Paar‘? In: Homburg vor der Höhe in der deutschen Geistesgeschichte, hrsg. von Chr. Jammé und O. Pöggeler 1981, 189–193.

<sup>2</sup> Daß einige der republikanisch Gesinnten in Schwaben, insbesondere der Kreis der Aktivisten um Baz, selbst 1804/05 noch immer auf einen Umschwung der Verhältnisse hofften, ja sogar gewillt waren, diesen Umschwung mit Gewalt herbeizuführen, ist u. a. aus den Akten zum Stuttgarter Hochverratsprozeß mit Gewißheit zu entnehmen. Die in der Forschung fast einhellig vertretene Meinung, spätestens um 1800 seien die Träume von einer süddeutschen Republik zu Ende gewesen, muß demnach und gerade in Hinblick auf Sinclair und Baz korrigiert und mindestens um 4–5 Jahre hinausgeschoben werden.

<sup>3</sup> Diesen ‚höchst verräterischen‘ Äußerungen Hölderlins ist bislang nur wenig Beachtung geschenkt worden. Als Symptom der Krankheit schienen sie erklärbar; als befremdliche ‚Kuriösität‘ konnte man sie auf sich beruhen lassen. Und wer am ‚Jacobiner‘ Hölderlin Inter-

diese Themen aufgreift, gegen den jakobinischen Gebrauch von „Schwert und heimlich Messer“ entschiedene Stellung nimmt und sich einzig auf das ihm zustehende Recht der dichterischen „Rede vom Vaterland“ beruft, darf vielleicht als Beleg für die Richtigkeit einer solchen Deutung angesehen werden<sup>4</sup>.

Nach fünfmonatiger Haft in Stuttgart kehrte Sinclair – ohne den geforderten Freispruch zu erlangen – am 9./10. Juli 1805 nach Homburg zurück. Hier soll er zu seiner eigenen Überraschung Hölderlin in ruhiger Verfassung angetroffen haben<sup>5</sup>. Auch der Homburger Hofrat und Schriftsteller Gering weiß zur gleichen Zeit über Hölderlin zu berichten, daß er wie immer ‚halb verrückt‘ sei und am Pindar ‚zackere‘<sup>6</sup>. Letzteres kann sich eigentlich nur auf die Übersetzungen der Fragmente und die Arbeit an den ebenso tiefsinnigen wie schwierig zu deutenden Pindar-Scholien beziehen (unter denen ein Stück bemerkenswerterweise den Titel trägt: ‚Untreue der Weisheit‘). Und was das ‚Halb-verrückt-sein‘ anbelangt, so kann das nur heißen, daß Hölderlins Verhalten sich durchaus im Rahmen der ihm sonst eigenen Äußerungsart hielt und nicht etwa obendrein durch pathologisches Gebaren auffiel.

Sinclair hatte nach seiner Haft in Homburg einen schweren Stand, obwohl oder gerade weil er seinen Neidern und Feinden gegenüber wieder einmal bevorzugt, ungeachtet der Vorfälle in seinem Amt bestätigt und sogar zum Geheimen Rat befördert wurde. Doch sein Rang allein, das hatte er erfahren, konnte ihn im Ernstfall nicht schützen. So lebte er ganz zurückgezogen, ließ sich in der Öffentlichkeit kaum noch blicken, ständig in Furcht vor neuen Denunziationen und auf der Hut vor erneuter Verhaftung, diesmal von seiten der französischen Miliz: wegen der noch weit gefährlicheren Verdächtigungen eines angeblich gegen Napoleon gerichteten Komplotts. Die erstrebte Rehabilitation zur Wiederherstellung seiner ‚öffentlichen Ehre‘ erhielt er – trotz aller Demarchen – nicht. So lebte er zwei Monate lang ‚wie ein Verfeimter in der Heimat‘<sup>7</sup>, von allen Seiten angefeindet. Zur Beruhigung der Gemüter hielt es der Landgraf schließlich für richtig, ihn aus Homburg zu entfernen und am 13. September, in Begleitung seiner Mutter, unter dem Vorwand einer diplomatischen Mission, auf unbestimmte Zeit nach Berlin zu schicken, wo er am Preussischen Hof, im national-patriotischen Kreis um Prinz

esse hatte, der konnte das Anstößige dieser Worte, die klare Absage an jakobinischen Aktivismus, dem bereits Wahnsinnigen zuschreiben. Wie aber sind diese Worte richtig zu verstehen? Als Bekenntnis zu Napoleon? Als aufrichtige Äußerung gegenüber dem ‚Churfürsten‘ von Württemberg? Manches spricht dafür.

<sup>4</sup> Vgl. D. Uffhausen, Friedrich Hölderlin. Das Nächste Beste. Aus dem Homburger Folioheft (S. 73–76). In: GRM, H. 2, 1986. Und ders., Friedrich Hölderlin. Dem Fürsten. Aus dem Homburger Folioheft (S. 57–58 und 67–72). In: Aufbruch aus dem Idealismus. Hrsg. v. O. Pöggeler, Chr. Jammé 1986/87.

<sup>5</sup> Vgl. W. Kirchner, Hochverratsprozeß, 1969, S. 147.

<sup>6</sup> Das ‚Zackern‘ am Pindar (vgl. StA 7,2, 287) muß wohl auf die Arbeit an den Pindar-Paraphrasen bezogen werden, die damit ins Jahr 1805 zu datieren ist.

<sup>7</sup> Vgl. W. Kirchner, Hochverratsprozeß, 1969, S. 166.

Louis Ferdinand umdenken lernte und nach und nach ins konservative Lager überwechselte.

Zu dieser Zeit muß die Distanz und Fremdheit zwischen den beiden Freunden schon beträchtlich gewesen sein. Wenn Charlotte von Kalb, bei der Sinclair in Berlin wohnte, in einem Brief vom 28. Januar 1806 an Jean Paul über Hölderlin zu berichten weiß: „Dieser Mann ist jetzo wütend wahnsinnig; dennoch hat sein Geist eine Höhe erstiegen, die nur ein *Seher*, ein von Gott belebter haben kann“ (StA 7,2, 351), dann ist klar, daß hinter diesen Worten Sinclair steht, der mit der Aussage über die Manifestation von Hölderlins Krankheit bewußt das Gegenteil von dem behauptet, was er in Homburg tatsächlich gesehen und erlebt hatte. Hier wird deutlich, daß es Sinclair ist, der nun seinerseits sich von dem Freund distanziiert, indem er den Menschen Hölderlin mit Krankheit behaftet und nicht mehr gesellschaftsfähig erklärt, den Dichter Hölderlin aber gleichwohl in den höchsten Tönen lobt und so an dessen künftigen Ruhm selbst bereits kräftig teilnimmt. – In gleicher Weise muß Sinclair bereits gegenüber der jungen Bettina Brentano und Karoline von Günderode von Hölderlin gesprochen haben, als er die beiden im Sommer 1805 bei Besuchen in Offenbach im Haus der Sophie la Roche, der Großmutter Bettinas, kennenlernte<sup>8</sup>. Zumindest deutet alles, was Bettina später in ihrem Briefroman 'Die Günderode' (1840) über Hölderlin zu erzählen weiß, in diese Richtung, auch wenn der Dichter Hölderlin für sie durch seine Krankheit nur noch interessanter wird und das Anstößige an der Existenz dieses Außenseiters sie geradezu begeistert. – „Bettine träumt von dergleichen einen Modetraum, auch die Vorstellungen haben ihre Moden“, stellt Karoline von Woltmann dazu nüchtern in einem Brief an Alexander Jung 1843 fest; doch auch sie äußert sich über Hölderlin in einer Weise, die fraglos Sinclairs Urheberschaft verrät. Von ihm weiß sie, daß Hölderlin „eine Heftigkeit der Empfindung beiwohnte die immer ins Aeußerste ging“ und daß diese Heftigkeit ihn innerlich ‚mordete‘: „Der gewaltige Zusammenhang seiner Gedanken zerriß; er lebte in heiligem unschuldvollem Wahnsinn, behütet vor Frevell, ungemartert durch Gemeinheit, sein Leben aus. Oft ist das Unheil ein Glück. Hölderlin wird aufsteigen am literarischen Himmel Deutschlands wie ein Stern, wenn Deutschland Dichter von seiner Großartigkeit der Begriffe und Einfachheit des Ausdrucks vertragen kann.“<sup>9</sup> Wie gesagt, auch hier das gleiche Grundmuster, das Sinclair, in seiner Berliner Zeit 1805/6 häufig Gast bei den Woltmanns, nicht müde wurde zu wiederholen, sobald das Gespräch auf Hölderlin kam. Noch eine

<sup>8</sup> Für eine erste Begegnung zwischen Sinclair und Bettina im Sommer 1805 in Offenbach (und nicht erst in Frankfurt im elterlichen Haus im September 1806) scheint zu sprechen, was Bettina in ihrem Briefroman 'Die Günderode' über Hölderlin zu erzählen weiß, über die Sophokles-Übersetzungen ebenso wie über sein Wohnen „an einem Bach in einer Bauernhütte“, womit allem Anschein nach die Pröcken-Mühle gemeint ist. Daß Bettinas Angaben nicht nur Erfindung sind, wie man bisher meinte, sondern „durchaus ernst zu nehmen“, zu dem Schluß kommt jetzt auch Michael Franz in seinem Aufsatz über Hölderlins Abtransport 'September 1806' in: *Le pauvre Holterling* Nr. 6, 1983, 30.

<sup>9</sup> StA 7,3, 462.

Merkwürdigkeit ist uns durch Karoline von Woltmann über das Homburger Freundespaar überliefert. Einmal – so heißt es – soll Hölderlin Sinclair „wie Alexander den Klitus um ein Haar bei einem Streit über Tisch ermordet“ haben...<sup>10</sup> Was war vorgefallen? Was der Anlaß? Waren es Eifersüchteleien des homoerotischen Freundes? Oder hatte Sinclair den Freund wegen Diotima beleidigt, ihn wegen seiner Anhänglichkeit an eine Tote gehänselt<sup>11</sup>? Oder waren es gravierende, letztlich nicht mehr überbrückbare politische Differenzen, die sie trennten, Differenzen in der Einschätzung Napoleons, seiner Rheinbund-Politik, in der Frage um die Zukunft Deutschlands?

Bekanntlich hat Sinclair in der Berliner Zeit ohne großes diplomatisches Geschäft eine rege schriftstellerische Aktivität entwickelt, hat viel an seiner 'Cevennen'-Trilogie über den Glaubens- und Freiheitskampf der protestantischen Kamisarden geschrieben, in der erklärten Absicht, zum politischen Kampf Preußens gegen Napoleon aufzurufen; und hat daneben noch, zusammen mit dem Schriftsteller Johannes Erichson, zum Frühjahr 1806 ein Taschenbuch herausgegeben, mit dem Titel 'Glauben und Poesie'. Der Gedicht-Sammlung ist eine Abhandlung 'Über dichterische Composition' vorangestellt, in der Sinclair unbekümmert Hölderlinsches Gedankengut in eigene Worte kleidet und als sein Produkt ausgibt. Unter den Verfassern der Gedichte befinden sich, neben den Herausgebern, Poeten aus Hölderlins engstem Freundeskreis: Siegfried Schmid, Franz Horn und Leo von Seckendorf. Hölderlin selbst fehlt. War er von dem, der seine Dichtung so hoch gelobt und so laut gepriesen hat, übergangen worden? Oder hat Hölderlin sich verweigert, in der Befürchtung, durch seinen Beitrag in einen nationalpatriotischen Dunstkreis zu geraten? Hat Hölderlin überhaupt je die poetischen Produkte Sinclairs zu Gesicht bekommen<sup>12</sup>?

Als Sinclair sein Cevennen-Drama konzipierte und den Aufstand der Hugenotten gegen den katholischen König in Szene setzte, konzipierte Hölderlin seine Hymne an die Madonna, entwarf er Gedichte zu 'Luther' und dem 'Vatikan'. Während Sinclair Umgang hatte mit Goethe, mit Wieland, mit der Familie Schillers und zu Besuch war bei Hegel, lebte Hölderlin in Homburg allein. „Wo aber sind die Freunde? Bellarmin mit dem Gefährten?“ fragt das (wohl im Frühjahr 1805 entstan-

<sup>10</sup> Alexander hatte seinen Feldherrn und Freund Klitus bei einem Gelage wegen persönlicher Schmähung und Ehrbeleidigung im Jähzorn umgebracht.

<sup>11</sup> Bettinas auf Hölderlin gemünzte Worte „Ja wer mit Gräbern sich vermählt, der kann leicht wahnsinnig werden den Lebenden, – denn er träumt nun hier am Tag, wie wir träumen in der Nacht...“ meinen wohl die Beziehung Hölderlins zu Diotima über ihren Tod hinaus und deuten einen Konflikt an, der die Freundschaft Sinclairs belastet haben muß.

<sup>12</sup> Die Tatsache, daß sich in Hölderlins Nachlaß kein Buch von Sinclair (bzw. Crisalin) befunden hat – im Gegensatz z. B. zu Hegel – sagt an sich noch nicht viel, da von Hölderlins Bibliothek ohnehin nur wenig überliefert ist. Dennoch könnte diese ‚Lücke‘ auch ein Indiz sein für das seinerzeit bereits tiefe Zerwürfnis zwischen den Freunden, das recht gut zu den übrigen Fakten paßt. Vgl. dazu: Christoph Jamme: *Sinclairs Briefe an Hegel 1806/07* in: *Hegel-Studien* 13, 1978, 27, Anm. 51.

dene) Gedicht 'Andenken', eine Frage, die das Schicksal der Gesinnungsfreunde der Gironde gleichermaßen in Erinnerung bringt, wie das der in Stuttgart inhaftierten Freunde Sinclair und Seckendorf. Sinclair war indes wieder freigekommen. Und Seckendorf? Am 24. November 1806 tauchte der, seiner Ämter in Stuttgart enthoben, des Landes verwiesen, Asyl und Auskommen suchend, in Homburg auf, vorzeitig und völlig überraschend (infolge der Beilegung des Zwists im Hause Württemberg durch Napoleon) aus der Haft entlassen:

*Wie der Mensch sich setzt, [...] wenn, aus dem Sinne für Vollkommenes, sein Geist, auf Erden und im Himmel, keine Ruhe fand, bis sich im Schicksaal belegend, and den Spuren der alten Zucht, der Gott und der Mensch sich wiedererkennt, und in Erinnerung ursprünglicher Noth froh ist da, wo er sich halten kann. (StA 5, 288)*

Hat Hölderlin diese Pindar-Deutung über die ‚Asyle des Menschen‘, über ‚die stillen Ruhestätten [...] denen nichts Fremdes ankann‘ dem Freund zum Trost und zur Ermutigung vorgelesen? War damals bereits von neuen literarischen Projekten die Rede? Jedenfalls fand Seckendorf in jenen Tagen in Homburg sicher Gelegenheit, sich Abschriften einiger Gedichte von Hölderlin zu machen, die ihn selbst besonders angingen, so z. B. ‚Andenken‘, ‚Der Rhein‘ und ‚Patmos‘, die dann in seinem Musen-Almanach auf das Jahr 1808 erschienen sind<sup>13</sup>. – Ansonsten hatte Hölderlin während dieser Zeit nur wenig menschlichen Umgang, vergrub sich ganz in seiner Arbeit und in der landgräflichen Schloßbibliothek, wo er die vorhandenen Bücher mit Gewinn für seine Arbeit durchmusterte und wo gelegentlich wohl auch die eine oder andere Begegnung mit Prinzessin Auguste stattfand, die ihm in stiller Liebe zugetan war. Für Auguste sollen – laut Bekunden ihrer Schwester Marianne – diese Monate der unmittelbaren Nähe zu Hölderlin 1805/6 die ‚ruhigsten, glücklichsten‘ ihres Lebens gewesen sein<sup>14</sup>.

Auf die Nachricht von der bevorstehenden Mediatisierung Homburgs kehrte Sinclair am 4. April 1806 aus Berlin zurück; am 12. Juni wurde die Eigenständigkeit

<sup>13</sup> Die bekannten Abweichungen im Musen-Almanach auf das Jahr 1808 gegenüber der Originalhandschrift sind zum Teil auf typische Lesefehler der Hölderlin-Handschrift zurückzuführen; nicht alle gehören in die Kategorie der Sinnkorrekturen, die Seckendorf glaubte, ‚mit äußerster Schonung‘ vornehmen zu müssen (s. StA 7,2, 381. Dazu auch Emery E. George, Gutes mehr / Denn Böses findend. Eine Gruppe problematischer Lesarten in Hölderlins Rhein-Hymne. In: *Le pauvre Holterling* Nr. 4/5, 1980, S. 41–59, ibs. Anm. 4, S. 43).

<sup>14</sup> P. Bertaux: ‚Selbst Prinzessinnen nahmen sich seiner an‘. In: *Hölderlin-Variationen*, 1984, S. 196. Übrigens scheint auch Autenrieth um diese Geschichte gewußt zu haben. Bei der Entstehung von *Narrheit* durch ‚Wahnwitz, Hochmuth und Verliebtseyn ohne eigentlichen Geschlechtstrieb‘ führt Autenrieth als Beispiel einen Fall an, der durchaus auf Hölderlin Bezug haben könnte: ‚ein solcher glaubte, eine Prinzessin sei in ihn verliebt, und er wolle sie nächstens zu Gnaden annehmen.‘ S. Autenrieth: *Handbuch der speziellen Nosologie und Therapie*, nach seinen Vorlesungen herausgegeben von Carl Ludwig Reinhard, 1838, Bd. 2, S. 141.

der Landgrafschaft aufgehoben, Homburg dem neuen Großherzogtum Hessen-Darmstadt zugeschlagen. Am 1. August ging mit der Gründung des Rhein-Bundes der Reichstag in Regensburg zuende; mit dem Austritt von 16 deutschen Fürsten wurde das altherwürdige Heilige Römische Reich Deutscher Nation zerteilt; und eine Woche später, mit der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone, hörte es, nach fast 1000jährigem Bestehen, offiziell zu existieren auf. – In diesen Wochen und Monaten, da die vielzählige Familie des Landgrafen in Homburg zusammenkommt, selbst Ihre königliche Hoheit Marianne mit dem Prinz-Gemahl Wilhelm extra aus Berlin anreist und von Mitte Juni bis zum 30. Juli 1806 zugegen ist, um vielleicht doch noch das Schlimmste, den Anschluß an Darmstadt, durch Diplomatie und möglicherweise durch direkte Intervention bei Napoleon<sup>15</sup> zu verhindern; in einer Zeit, da alles drunter und drüber geht und Sinclair in hektischer Aktivität zugunsten Homburgs viel unterwegs ist, doch immer noch genügend Zeit und Mittel hat, den zweiten Teil seines Cevennen-Dramas drucken zu lassen und den dritten in Angriff zu nehmen; in dieser Zeit, da Friedrich Schlegel<sup>16</sup> (mit Molitor und Schellenberg) nach Homburg zu Besuch kommt, im Freundeskreis mit Sinclair anregende Gespräche geführt werden und man gemeinsam ausgedehnte Wanderungen bis auf den Feldberg unternimmt, von denen Hölderlin jedoch ausgeschlossen bleibt; in dieser Zeit, am 3. August 1805, entsteht jener fatale Brief an Hölderlins Mutter, in dem Sinclair den Freund endgültig preisgibt, den Bruch der Freundschaft realiter besiegelt und die Gockin bittet, ja auffordert – diplomatisch verbrämt und angeblich nur ‚in höherem Auftrag‘ handelnd – ihren Sohn aus Homburg fortzuschaffen mit der Begründung, daß die politischen Veränderungen in Homburg eine weitere Besoldung Hölderlins (die freilich ohnehin von Sinclairs Gehalt bestritten worden war) nicht mehr möglich machten, vor allem aber, daß Hölderlin jetzt wahnsinnig sei, sein Wahnsinn ‚eine sehr hohe Stufe erreicht‘ habe, ‚seine längere Freiheit selbst dem Publikum gefährlich werden könnte‘, er folglich zu seinem eigenen Schutz vor Mißhandlungen durch den Pöbel sowie zum Schutz der Bevölkerung vor seinen ‚Irrungen‘ in Verwahrung genommen werden müsse, am besten in Tübingen, da eine solche Anstalt ‚im hiesigen Land‘ nicht vorhanden sei (StA 7,2, 352). Dieser Brief, der ohne Berücksichtigung der gravierenden Veränderungen in der Beziehung zwischen den beiden Freunden im Grunde unverständlich

<sup>15</sup> Der Name Napoleon, auf den hier immer wieder hingewiesen werden muß, ist aus der damaligen Zeit einfach nicht wegzudenken. Alles, was gerade auch in Deutschland geschah, im Großen wie im Kleinen, alles, was gesprochen, geschrieben und gedacht wurde, scheint wesentlich mitbestimmt durch ‚Gang, Geist und Gestalt‘ eben dieses Mannes, der überallhin bis in den privatesten Winkel hinein Licht und Schatten warf und selbst in Hölderlins Homburger Spätdichtung, die ganz im Zwiegespräch mit sich selbst versunken scheint, eine Gegengesprächlichkeit besitzt, die heute nachzuvollziehen schwer fallen muß, die zu erkennen und zu würdigen jedoch längst an der Zeit wäre.

<sup>16</sup> Dazu: Otto Pöggeler: *Ist Hegel Schlegel?* In: *Frankfurt aber ist der Nabel dieser Erde*, hrsg. von Chr. Jamme und O. Pöggeler, 1983, 325–348 und Michael Franz: *September 1806*, bes. 16–19.

bleibt und bislang – von der Vorstellung des treu zueinanderstehenden Freundes-Paares geprägt – meist als letzte und gewichtigste Bestätigung der ‚geistigen Zerrüttung‘ Hölderlins mißdeutet wurde, ist von Bertaux<sup>17</sup> als Dokument für die Bewertung des objektiven Tatbestandes zu Recht stark angezweifelt und mit der Vermutung belegt worden, daß da „zum psychiatrischen Fall Hölderlins wenig, vielleicht gar nichts“ ausgesagt werde. Es gibt eine Reihe von Anhaltspunkten, die diese Meinung erhärten und Sinclairs Äußerungen tatsächlich als höchst fragwürdig erscheinen lassen. Diese Punkte seien hier eben noch vorgebracht: zur Korrektur auch dieser zählbaren Legende vom ‚treuen‘ Homburger Dioskuren-Paar.

1) Am 12. September, also einen Tag *nach* dem allgemein auf den 11. datierten Abtransport Hölderlins, schreibt Sinclairs Mutter, Frau von Pröck, an den Freund des Hauses, an Rittmeister Jakob Zwilling:

... kürzlich ist der Professor Schlegel bey uns gewesen, welcher ein blühendes Aussehen hat, ohnerachtet Er mit vielen Fleis unablässig arbeitet; des Hölderlins Zustand ist immer derselbe doch reinlicher ist er, u(n)d der Hüte Tausch würde keinen bösen Eindruck machen.<sup>18</sup>

Sinclairs Mutter war damals eine 63jährige Frau, so daß ein Versehen im Datum schon möglich wäre, selbst wenn der 12. September – hinsichtlich der Reisedauer nach Tübingen – als der wahrscheinlichere Termin für den Abtransport gelten muß<sup>19</sup>. Doch wichtiger ist die Feststellung, daß Sinclairs Mutter zu diesem Zeitpunkt weder etwas von einem notwendig gewordenen Abtransport Hölderlins, noch überhaupt etwas von einer auffälligen Verschlimmerung seines Zustandes weiß, wie ihr Sohn dies behauptet. Bedenkt man, daß die Mutter für Sinclair nach seiner Haft die einzige Vertrauensperson in Homburg war, der er sich in allem eröffnen konnte, so muß es verwundern, wenn ausgerechnet sie von den Vorbereitungen zur Entfernung Hölderlins bis zu diesem Zeitpunkt nichts weiß. Offenbar sind sie ihr mit Vorbedacht und ganz mit Absicht verschwiegen worden, so daß Sinclairs Verhalten fast als Intrige und sein Vorgehen als gezielte, geheim angezielte Kabale erscheinen muß. War der Landgraf, in dessen Auftrag dies alles angeblich geschah, wenigstens unterrichtet? Über den wahren Sachverhalt vermutlich so

<sup>17</sup> P. Bertaux: Hölderlin. 1978, S. 134–137.

<sup>18</sup> Vgl. Ludwig Strauß: Zwei Briefe aus Hölderlins Homburger Kreis. In: GRM 15, 1927, 149. Die Bemerkung über Prof. Schlegels ‚blühendes Aussehen‘ ‚ohnerachtet Er mit vielen Fleis unablässig arbeitet‘ (die in der StA 7,2, 353 fehlt) ist insofern wichtig und von besonderem Interesse, als ‚geistige Überarbeitung‘ damals allgemein als Ursache für Wahnsinn galt und im ‚Fall Hölderlin‘ auch immer wieder als Ursache angeführt worden ist. Gewisse Zweifel an dieser These sind aus der Gegenüberstellung Schlegel–Hölderlin aus dieser Briefstelle herauszuhören. – Statt ‚Hüte Tausch‘ ist (nach ansprechender Vermutung von M. Franz: September 1806, S. 29) ‚Hütte Tausch‘ zu lesen; demnach wäre der Plan, Hölderlin in die Pröcken-Mühle umziehen zu lassen, zwischen Hölderlin und Sinclairs Mutter noch zu dem Zeitpunkt erwogen und besprochen worden, als für Sinclair bereits der Abtransport beschlossene Sache war.

<sup>19</sup> Zur Erörterung der Datierungsfrage vgl. weiter unten S. 331 f.

wenig, wie die Landgräfin, der lediglich berichtet worden war, Hölderlin solle ‚zu seinen Verwandten (nach Nürtingen) zurückgebracht werden‘. Von einer Einlieferung in eine ‚Heil-Anstalt‘ war da sicher nicht die Rede.

2) Die Einberufung des ersten Bundestags der Rheinbund-Fürsten auf Anfang September 1806 nach Frankfurt – eine Veranstaltung, die dann doch nicht zustande kam – konnte Anlaß und Vorwand für Sinclair sein, es so einzurichten, daß er und sein Herr in Homburg nicht zugegen war, als Hölderlin nach Tübingen ‚abging‘. Erst als die Affaire ausgestanden und die dafür vorgesehene Zeit bei kurzweiligen Besuchen im Hause Brentano verstrichen war – durch Bettina lernte Sinclair bei der Gelegenheit auch Clemens Brentano und dessen Freund Ludwig Tieck kennen und empfahl auch diesen beiden sogleich den ‚wahnsinnigen Dichter‘ Hölderlin –, erst als vollendete Tatsachen geschaffen worden waren, kam Sinclair wieder nach Homburg zurück, wartete dort noch die Nachricht von Hölderlins Einlieferung ins Tübinger Klinikum ab (die ihm jener Weißgerber Hammelmann überbrachte, den er selbst mit dem Abtransport beauftragt und für die Reise als Begleiter und Bewacher Hölderlins instruiert hatte) und verließ (ohne bei der Landgräfin, die Napoleon noch immer glühend bewunderte, sich nach Gebühr zu verabschieden) am 18. September den Ort. Von Kassel aus berichtete er am 26. September an Prinzessin Marianne nach Berlin:

Ew. Hoheit sind so gütig gewesen sich Hölderlins zu erinnern. Die Änderungen in Homburg haben seinen längeren Aufenthalt dort unmöglich gemacht. Er ist noch vor meinem Abgang dort abgereist nach Tübingen, wo ihn ein geschickter Arzt in die Kur nehmen wird. (StA 7,2, 355)

Auch wenn hier stillschweigend vorausgesetzt wird, daß Hölderlin eine ‚Kur‘ benötigt habe: kein Wort von Verschlimmerung seines Zustandes, von ‚Wahnsinn‘ oder ‚Raserey‘ als Begründung für seine ‚Abreise‘. Doch dies nicht etwa aus vornehmer oder schonender Zurückhaltung; Prinzessin Marianne hatte sich – wie oben erwähnt – wenige Wochen zuvor in Homburg aufgehalten, war also über Hölderlins tatsächliches Befinden aus eigener Ansicht oder durch ihre Schwester Auguste hinlänglich unterrichtet, und so konnte Sinclair ihr gegenüber – im Gegensatz zu Hölderlins Mutter in Nürtingen – schlechterdings nicht Dinge behaupten, die dem wahren Sachverhalt so offenkundig widersprachen. Deshalb ihr gegenüber nichts von einer ‚sehr hohen Stufe seines Wahnsinns‘ und auch nichts von ‚Irrungen‘, die den Pöbel gegen ihn aufgebracht hätten. Marianne wußte zu gut, daß dies letztere weit eher auf Sinclair selbst denn auf Hölderlin zuträfe<sup>20</sup>.

<sup>20</sup> Vgl. z. B. den Brief der Prinzessin Marianne an ihren Bruder Ludwig vom 9. Juli 1805: „Sinclair soll frei sein, wer weiß, ob es für Papa vielleicht nicht besser wäre, wenn er nicht mehr nach Homburg käme, er ist so verhaßt bey den gemeinen Leuten, und das macht ihm (dem Landgrafen) doch viele Unannehmlichkeiten“. S. Käthe Hengsberger, Isaak von Sinclair, 1920, 71. Ein Jahr später hatte sich an dieser Situation noch kaum etwas geändert. Das Verhalten der ‚Leute‘ in Homburg blieb gegenüber Sinclair nach wie vor ablehnend bis feindselig.

3) Von Homburg aus war Sinclair am 18. September 1806 zunächst nach Friedberg zum Bürgermeister der Stadt, dem Kaufmann und Rathsherrn Wilhelm Ludwig Schmid gefahren, um anschließend über Marburg weiter nach der Anstalt Haina zu reisen, in der Absicht, dort seinen anderen Dichterfreund Siegfried Schmid<sup>21</sup> aufzusuchen, der nach ‚erzwungener Vernünftigkeit‘ kurz vor seiner Entlassung (am 10. Oktober) stand. Da Schmid keine finanzielle Unterstützung von seiten seines Vaters zu erwarten hatte, bot Sinclair dem Freund – wie vormals Hölderlin – Homburg als Asyl an, was dieser wenig später auch dankbar annahm. Er wurde in der Pröcken-Mühle untergebracht, die Sinclairs Mutter gehörte, in einer ‚Hütte am Bach‘ außerhalb der Ortschaft, die durchaus als Unterkunft geeignet war<sup>22</sup>. Am 19. Mai 1807 schrieb Frau Pröck an den Rittmeister Zwilling:

Auf meiner Mühle wohnt jetzo Schmidt von Friedberg, sein Vater, der Ihm seine Hülfe entzieht, macht, daß der arme Mensch nicht weis wo aus u(n)d ein, er hat sich zu seinem Vortheil geändert...

Sicher ist also: die Äußerung Sinclairs ‚im hiesigen Land sei keine solche Anstalt‘, war – gegen besseres Wissen – falsch oder doch nur die halbe Wahrheit und war auf jeden Fall nur für Hölderlins Mutter bestimmt, um ihr eine Handhabe zur Entfernung ihres Sohnes von Homburg zu geben. Sicher ist auch, daß selbst nach Wegfall der 200 Gulden Besoldung, Hölderlin in Homburg hätte bleiben und ohne großen finanziellen Aufwand in der Pröckschen Mühle hätte unterkommen können, wie dies dem Anschein nach bereits in der bedrohlichen Situation des Vorjahres praktiziert worden war und wie kurz nach ihm Siegfried Schmid dies tun durfte. Am

<sup>21</sup> Vgl. Herfried Münkler: Siegfried Schmid's erzwungene Vernünftigkeit. Eine biographische Alternative zum Wahnsinn Hölderlins. In: *Le pauvre Holterling* Nr. 7, 1984, 41–53. Im Hinblick auf Schmid drängt sich die Frage auf, was wohl geschehen wäre, hätte man Hölderlin nach Haina statt nach Tübingen verbracht. Dazu Münkler (S. 51): „Die Therapie [...] bestand in Haina vorzüglich aus Ketten und Stockschlägen. Dagegen scheint die Autenriethsche Klinik [...] ein Muster an Fortschrittlichkeit gewesen zu sein. Immerhin wurde sie von einem Arzt geleitet, während an der Spitze des Irrenhauses in Haina ein pensionierter Oberst stand.“ Hatte Hölderlin also noch Glück im Unglück? Es scheint so, auch wenn humanitärer Fortschritt durchaus nicht immer gleichbedeutend ist mit Fortschritt in Humanität. Nicht selten ist er sogar das genaue Gegenteil; und so mag offen bleiben, ob eine Behandlung in Haina ebenso gravierend in Hölderlins Leben eingegriffen hätte, wie die ruinöse ‚Kur‘ in Tübingen.

<sup>22</sup> Die Pröcken-Mühle am Plätzenberg, südwestlich von Homburg in Richtung Oberursel gelegen, soll laut Auskunft der heutigen Besitzer (aufgrund mündlicher Überlieferung innerhalb der Familie) Hölderlin seinerzeit als Versteck gedient haben. Da das Grundstück direkt an der Grenze der Landgrafschaft Homburg liegt – wovon noch heute ein Grenzstein zeugt – war dieser Ort in der Tat vorzüglich geeignet, einer drohenden Verhaftung sich gegebenenfalls durch Flucht zu entziehen. – Der Drei-Länder-Stein trägt die Signaturen: 1) LH/StH Nr. 66; 2) HN/OU Nr. 90; 3) LH/OSt Nr. 29. LH = Landgrafschaft Homburg; StH = Stadt Homburg; OS = Oberstetten; HN = Hessen-Nassau; OU = Oberursel.

Geld lag es also nicht, daß Hölderlin das Feld räumen mußte<sup>23</sup>. Als einzige Erklärung bleibt: es fehlte Sinclair offenbar an gutem Willen, den gewiß schwierig und äußerst strapaziös gewordenen Freund noch länger zu unterstützen und ihm – wie früher immer wieder geschehen – helfend die Hand zu reichen. In den Jahren bis zu seinem Tod (1815) hat Sinclair sich nicht mehr sonderlich um den Menschen Hölderlin gekümmert. Der war für ihn abgetan. Hingegen blieb der Dichter Hölderlin für ihn nach wie vor Gegenstand des Rühmens: so traf auch ihn, den Freund des Größeren, ein Strahl des beginnenden Ruhms.

Übrigens, der Bruch der Freundschaft mit Sinclair – das mag erst jetzt, nach den Ausführungen über diese krisenhafte Lebenssituation, erkennbar und auch verständlich sein – hat Hölderlin bis in seine Dichtung hinein beschäftigt und hat sich insbesondere in dem Entwurfs-Komplex ‚Cäcilia‘ – ‚Die Schlange‘ – ‚Das Zeichen‘ – ‚Die Nymphe‘ / ‚Mnemosyne‘ niedergeschlagen, der damit in die Zeit von 1805/6 gehört. Um diese These nicht als bloße Behauptung stehenzulassen, hier wenigstens ein paar Hinweise: Der Passus ‚Am Feigenbaum ist mein / Achilles mir gestorben‘ ist bekanntlich das zuallerst notierte zentrale Motiv des ganzen Gedichts gewesen. Bekannt ist ebenfalls, daß Hölderlin zuvor bereits in der Ode ‚An Eduard‘ den Ausdruck ‚mein Achill‘ auf Sinclair bezogen und seinen Lieblings-Helden der Ilias damit zum Vorbild genommen hat, um das Freundschafts-Motiv der äußersten Treue darzustellen. Als diese Freundschaft dann ‚am Feigenbaum‘ ein Ende fand<sup>24</sup> und Treue zur ‚Noth‘ wurde, griff Hölderlin noch einmal auf diesen ganz speziellen, durchaus nicht beliebig übertragbaren Vergleich zurück und gestaltete so im Gedenken an den Tod des Achill und den Untergang Griechenlands das Ende der Freundschaft mit Sinclair. Wer die Worte ‚Am Feigenbaum ist mein / Achilles mir gestorben‘ einzig auf den Homerischen Helden bezieht und darüber versäumt, den Bezug zur Gegenwart im Gedicht zu beachten, versteht gewiß nur unzureichend. Das gleiche gilt auch für Ajax, Patroklos und die anderen, die namenlos

<sup>23</sup> Wie alle anderen Argumente, die Sinclair für die Entfernung Hölderlins aus Homburg in seinem Brief vom 3. August anführt, scheint auch der Hinweis auf den Wegfall der Besoldung Hölderlins nach Aufhebung der Landgrafschaft nur ein Vorwand gewesen zu sein. Ob Sinclairs Gehalt von den ‚Einschränkungen‘ der Hofhaltung in dem Maße betroffen wurde, daß ihm eine weitere finanzielle Unterstützung Hölderlins tatsächlich nicht mehr möglich war, bleibt zu klären. Immerhin hatte Sinclair ‚in den folgenden Jahren Mittel genug, um seine philosophischen und dichterischen Werke auf eigene Kosten drucken zu lassen. So waren es also nicht die finanzielle Gründe, die Sinclairs [...] Entschluß motivierten.“ So das Urteil auch von Michael Franz, September 1806, S. 12. Vgl. StA 7,2, 354 f., Nr. 349.

<sup>24</sup> Bekanntlich gewinnt der ‚Feigenbaum‘ als Zeichen in Hölderlins Spätdichtung eine ganz eigene Bedeutung im Gedenken an Diotima. Vgl. auch das Gedicht ‚Andenken‘, das ‚hesperischen‘ Gegenstück zu ‚Mnemosyne‘. Als weitere Bedeutungsschicht kommt die Analogie zu Semele hinzu, der ‚blitzgetroffenen Mutter‘ (s. Antigonä, 5. Stasimon), an deren Grab ‚zu ihrem Gedächtnis‘ ein Feigenbaum wuchs. Daß Susette Gontard nach längerem Kränkeln dann ganz plötzlich und wie vom Feuer verzehrt: an ‚Röteln‘ starb, sei nur am Rande vermerkt.

bleiben. „Und es starben / Noch andere viel“. Wer mag damit gemeint sein? etwa die Freunde Baz als Ajax, Seckendorf als Patroklos? und all die anderen, die im Kampf um die neue Freiheit, um republikanische Rechte ihr Leben eingesetzt hatten? Schließlich ist noch die Rede vom Untergang der Stadt Elevation, in der Mnemosyne, die Mutter der Musen, verehrt wurde<sup>25</sup>. Ist Elevation am Kithäron Sinnbild für Homburg vor der Höhe, jener Musen-Stadt am Fuße des Taunus, deren Agonie als selbständige Landgrafschaft Hölderlin noch miterlebt hat? Den entscheidenden Hinweis auf den Gleichnis-Charakter der ganzen Strophe gibt das Gedicht am Ende selbst: „Dem / Gleich fehlt die Trauer.“

### III.

u. dan muß ich auch noch diese Bitte an Euer Hochwohlgeboren beifügen daß Sie von diesem schreiben weder schriftlich noch mündlich gegen meinen I. Sohn etwas berühren.  
Frau Gock an Sinclair nach 1802 (StA 7,2, 243)

Hölderlins Mutter muß Sinclairs Nachricht aus Homburg über ihren Sohn<sup>1</sup> mit einer gewissen Erleichterung, ja geradezu mit Genugtuung aufgenommen haben. Denn nun endlich hatte sie ein Schriftstück in der Hand, mit dem sie die Entmündigung ihres Sohnes – ohne weiter Rücksicht auf Homburg nehmen zu müssen – offen betreiben konnte, ein Dokument, das ihre hartnäckigen Bemühungen um ein staatliches Gnaden-Gehalt für ihren angeblich kranken und notleidenden, von Nervenfebern geschwächten, geistig zerrütteten Sohn – zusätzlich zu den Berichten des Oberamtes und des Dekanats von Nürtingen und des Konsistoriums in Ludwigs-

<sup>25</sup> Die gängige von Friedrich Beißner zuerst (im HJb 1948/49, 66–102 und später in StA 2, 829) vertretene, dann auch von Jochen Schmidt (Hölderlins letzte Hymnen, 1970) übernommene Deutung der betreffenden Textstelle (v. 45–48), der zufolge nicht die griechische Kultstätte der Mnemosyne untergegangen, sondern Mnemosyne, das Gedächtnis selbst für Hölderlin gestorben sein soll, verfehlt das Gedicht in seinem entscheidenden Punkt und damit in seinem ganzen Grundcharakter. Der Hymnus wird dadurch verkehrt in einen Threnos. An solch einer Stelle läßt sich nachweisen, in welcher verhängnisvoller Weise das tradierte Hölderlin-Bild vom umnachteten Dichter die Interpretation der hymnischen Spätdichtung bisher mitbestimmt hat. Und zugleich zeigt sich, wie wichtig die Korrektur dieses Bildes tatsächlich ist. Nach Karl Kerényi (Hölderlins Vollendung, HJb 1954, 45) und Detlev Lüders (im Kommentarband seiner Ausgabe der „Sämtlichen Gedichte Hölderlins“ von 1970) hat vor allem Flemming Roland Jensen mit seiner Gesamtinterpretation von Hölderlins „Mnemosyne“ in der Zschr. f. dt. Phil. 98, 1979, 201–241 den entscheidenden Schritt aus dem Schatten Beißners getan. Der hier ergänzend zu Roland-Jensens Deutung vorgebrachte Interpretationsansatz will nur eben den Hinweis verstärken, daß die Hymne in der Tat auch und insbesondere „der hesperischen Gegenwart gilt“.

<sup>1</sup> Dem Brief vom 3. August 1806 ist sehr wahrscheinlich eine geheime Korrespondenz vorausgegangen, in der die Konditionen für Hölderlins Überführung nach Tübingen und seine Einlieferung ins Klinikum verhandelt wurden.

burg<sup>2</sup> – unterstützte, die „Richtigkeit“ ihrer (meist falschen) Angaben zusätzlich bestätigte und ihren Bittgesuchen an das Konsistorium und den (inzwischen königlichen) Hof in Stuttgart den nötigen Nachdruck verleihen konnte. Die erste Eingabe wegen des Gratials hatte die Pfarrwitwe und obendrein verwitwete CammerRäthin Gock bereits am 29. November 1805<sup>3</sup> eingereicht und ihr Gesuch seitdem mehrmals wiederholt; als das Gratial zum vierten Mal beantragt und endlich am 12. Oktober 1806 (aufgrund vorliegender Präzedenzfälle: in Höhe von 150 Gulden im Jahr) bewilligt wurde<sup>4</sup>, war Hölderlin bereits in Tübingen in sicherem Gewahrsam. Wer verwundert fragt, wie das denn möglich war: die „gnädigste Verwilligung“ eines Gratials durch „Seine Kgl. Majestät“ Friedrich I. von Württemberg höchst persönlich für einen Untertanen, der noch im Jahr zuvor in den Prozeß als Mitwisser hochverräterischer Pläne gegen sein Leben verwickelt war, der sieht sich unmittelbar ins Amts- und Kompetenzgestrüpp der sog. Ehrbarkeit im damaligen Württemberg verwiesen, auf den Nepotismus einer staatstragenden Beamtenschicht, zu der auch die Familie Hölderlin gehörte, in der jeder jeden kannte, jeder mit jedem irgendwie durch irgendwen verwandt, verschwistert und verschwägert war, so daß durch derlei Beziehungen manches zu bewerkstelligen war, was anderswo nie hätte erreicht werden können. Und wer dann noch genauer zusieht und den vielfältigen Beziehungen der Familie Hölderlins einmal nachgeht<sup>5</sup>, der wird zu seiner Überraschung ein Reihe verwandtschaftlicher Querverbindungen entdecken, die hier von besonderem Interesse sind. So war Hölderlin z. B. über seinen Onkel, den Pfarrer Majer aus dem Löchgau, verwandt mit dem Sekretär der „Deutschen Christentumsgesellschaft“, Christian Friedrich Spittler, aus dessen engerer Verwandtschaft wie-

<sup>2</sup> Vgl. StA 7,2 LD 327, 328, 330 und 331. Daß die zuständigen Beamten, allen voran der Oberamtsverweser und Bürgermeister Volz und der Dekan Denk aus Nürtingen, in ihren offiziellen Berichten nach Stuttgart alle Angaben der Pfarrwitwe und Frau des vormaligen Bürgermeisters von Nürtingen unbesehen übernahmen, vor allem ohne Überprüfung die (unrichtigen) Angaben über ihre finanzielle Situation einfach weitergaben, ist am ehesten mit dem Sprichwort zu erklären: eine Krähe hackt der andern kein Auge aus.

<sup>3</sup> Zum Gratial vgl. StA 7,2 LD 352. Zu den dort verzeichneten Dokumenten aus dem Jahr 1806 kommt jetzt also – durch einen neuen Fund von Volker Schäfer, s. den Abdruck in diesem HJb – noch die erste Eingabe vom November 1805 hinzu. Der Kommentar der StA spricht in dem Zusammenhang verharmlosend von der „besorgten und haushälterischen“ Mutter. In Wahrheit betrieb sie damals schon insgeheim die Entmündigung ihres Sohnes. Vgl. dazu die Aufsätze aus dem HJb 1980/81: Michael Franz, Annäherungen an Hölderlins Verrücktheit (274–294); Barbara Vopelius-Holtzendorff: Familie und Familienvermögen Hölderlin-Gock (333–356) und Eva Carstanjen, Hölderlins Mutter (357–360). Ergänzend: P. Bertaux, Das fatale Nürtingen. In: Hölderlin-Variationen, 1984, 148–165.

<sup>4</sup> Vgl. StA 7,2 LD 353.

<sup>5</sup> Dies hat Reinhard Breytmayer mit bewundernswerter Akribie getan und die Ergebnisse seiner Recherchen auf dem bisher nur wenig beachteten Feld der Familienforschung vorgelegt in dem Aufsatz: Und die geheime Blüte dringt ans Licht. Neues von Hölderlin. Mit einem unbekanntem Gedicht. In: Blätter für Württembergische Kirchengeschichte 82, 1982, 254–328, bes. 292–296.

derum zwei Mitglieder jener Fünfer-Kommission angehörten, die, als Sondergericht eingesetzt, die Untersuchungen im Hochverratsprozeß von 1805 zu leiten hatte und für das Verfahren insgesamt zuständig war. Einer der beiden war Ludwig Timotheus von Spittler, Geheimer Rat und Universitätskurator, eben jener, der als einflußreicher Freund Autenrieths die Pläne zur Errichtung eines Klinikums in Tübingen beim Fürsten nachdrücklich unterstützt und zum Gelingen dieses kühnen Vorhabens maßgeblich beigetragen hatte. Der andere war der Regierungsrat und spätere Oberkonsistorialpräsident Benjamin Ferdinand (von) Mohl, ein Enkel des in Homburg wohlbekannteren Johann Jacob Moser und – wie die Dinge so spielen – verheiratet mit der Schwester Autenrieths. Damit wird auf einmal deutlich und wenigstens zum Teil verständlich, weshalb die Kommission in Stuttgart, als der Name Hölderlin bei den Vernehmungen auftauchte und Nachforschungen nach ihm unvermeidlich wurden, sich erstaunlich nachsichtig zeigte, sich sehr rasch und ohne Nachfragen mit dem Gefälligkeits-Gutachten<sup>6</sup> und den sonstigen Auskünften aus Homburg zufrieden gab, Hölderlin aus dem weiteren Verfahren so gut es ging ausklammerte und damit auch seine Familie vor einer drohenden Beschlagnehmung des Vermögens und anderen denkbaren Folgen schützte<sup>7</sup>. Zum anderen wird einsichtig, daß Autenrieth, dessen zwei Jahre älterer Bruder Hölderlins Komproportionale im Stift gewesen war<sup>8</sup>, und der natürlich von Berufs wegen mit Hölderlins Hausarzt in Nürtingen, dem Oberamts-Physikus Dr. Planck, in direktem Kontakt stand, aufs beste über Hölderlin informiert war, als dieser ihm zur ‚Kur‘ übergeben wurde, also über dessen Verwicklungen in den Hochverratsprozeß ebenso Bescheid wußte wie über die unglückselige Affaire mit der Frankfurter Bankiersfrau<sup>9</sup>. Angesichts solcher Verhältnisse ist dann auch die (oft angezweifelte)

<sup>6</sup> Vgl. StA 7,2, 337f., Nr. 337 und Bertaux, Hölderlin (1978) 128–133. Das Gutachten des Dr. Müller vom 9. April 1805 als Gefälligkeitsgutachten zu verstehen, mit dem Zweck, die Auslieferung Hölderlins nach Stuttgart zu verhindern, dürfte heute kaum noch strittig sein. Ein ‚psychiatrisch verwertbares‘ Dokument ist es jedenfalls nicht.

<sup>7</sup> Auf die Möglichkeit des Vermögensverlusts durch Zugriff des Fürsten bei negativem Ausgang des Stuttgarter Hochverratsprozesses für die Familie Hölderlin hat B. Vopelius-Holtendorff bereits mit Nachdruck hingewiesen. Vgl. HJb 1980/81, 356.

<sup>8</sup> Vgl. R. Brey Mayer: ‚Und die geheime Blüthe dringt ans Licht‘. S. 294, Anm. 63. Christian Friedrich Autenrieth, der mit Hölderlin, Hegel und Fink zusammen im Magisterexamen 1790 eine Schrift zum Thema ‚Unsterblichkeit der Seele‘ zu verteidigen hatte, war zwei Jahre später an einer ‚Unterleibserkrankung‘ – venerischen Ursprungs, wie man munkelte – gestorben. Hölderlin hat seinerzeit derlei Dinge in freundschaftlicher Voreingenommenheit als ‚hirn- und herzlose Äußerungen‘ abgetan (StA 6, S. 80), nicht ahnend, daß ihn später selbst einmal ein ganz ähnlicher Verdacht treffen würde. – Natürlich wurde die Angelegenheit damals nach Kräften vertuscht. Doch Hölderlin wußte um die ‚Schande‘ im Haus Autenrieth. Und es wäre wohl denkbar, daß diese Geschichte doch irgendwie mit einer Rolle spielte, als 14 Jahre später der Medizinprofessor Autenrieth im Klinikum über den Zustand des Patienten Hölderlin zu befinden hatte.

<sup>9</sup> Zur Möglichkeit, daß Autenrieth sogar die Diotima-Briefe zu sehen bekam und sie in Verwahrung nahm, s. unten S. 334f.

Aussage durchaus glaubwürdig, Hölderlins Einlieferung in Tübingen sei „nach reiflicher Beratung mit sachverständigen Ärzten“ erfolgt<sup>10</sup>, was nur eben besagen will: nach Verständigung und Einwilligung der zuständigen Stellen in Nürtingen, Stuttgart und Tübingen.

Über die Vorgänge im einzelnen, die zur Einweisung ins Klinikum geführt haben, ist bisher so gut wie nichts bekannt. Die auf Hölderlin bezüglichen Unterlagen fehlen. Doch ist es möglich, analog zu anderen Fällen, den Amtsweg Schritt für Schritt nachzuvollziehen, zumal ein Dekret aus der Zeit erhalten ist, das offiziell das Verfahren zur Aufnahme von Kranken regelte<sup>11</sup>. Danach ist zunächst einmal festzustellen, daß das neu eingerichtete, auf der Höhe der medizinischen Erkenntnisse seiner Zeit stehende Universitätsklinikum Patienten aus dem *ganzen* damaligen Württemberg aufzunehmen hatte, es also nichts Verwunderliches hat, wenn Hölderlin gerade nach Tübingen kam. Das Einverständnis der Mutter (die seit dem Stuttgarter Prozeß um ihre bürgerliche Existenz fürchten mußte) und die Mitwirkung des unmittelbar mitbetroffenen Halbbruders Karl Gock dürfen vorausgesetzt

<sup>10</sup> Den zitierten Passus aus der Biographie Hölderlins zur Gedichtausgabe von 1842/47 von Gustav und Christoph Schwab hat Bertaux zu wiederholten Malen – wohl zu Unrecht – als ‚unwahr‘ und als bloße ‚Fabrikation‘ abgetan. Vgl. Bertaux, Hölderlin, 1978, 141 und Hölderlin-Variationen, 1984, 130.

<sup>11</sup> Die Aufnahmebestimmungen des Klinikums sind von Autenrieth und Froriep unterzeichnet und im ‚Königlich-württembergischen Staats- und Regierungsblatt‘ 23, 1809, S. 101–103 veröffentlicht worden. Unter der Überschrift „Das Clinicum zu Tübingen betreffend, wer darinn aufgenommen werden könne? und unter welchen Bedingungen eine Aufnahme Statt habe?“ heißt es einleitend: „Das durch die allerhöchste Gnade Sr. Königl. Majest. huldreich gestiftete große Krankenhaus (Clinicum) zu Tübingen ist neben dem Hauptzweck des medicinische-chirurgischen, und auf Accouchement sich beziehenden Unterrichts vorzüglich auch für solche Kranke bestimmt, die in ungewöhnlichen Krankheits-Fällen an ihrem Aufenthalts-Orte die nöthige Hülfe nicht erhalten können, und bei welchen doch noch einige Hofnung der Wiederherstellung vorhanden ist.“ Unter Punkt 6) wird für die ‚Aufnahme von Wahnsinnigen‘ ausdrücklich vermerkt, „daß die Einrichtung des Instituts höchstens zwei zu gleicher Zeit aufzunehmen gestattet, und daß die Heilversuche bei diesem Übel sehr langwierig sind. Ohne vorläufige Anfrage und darauf erhaltene bejahende Antwort wird also in keinem Falle ein solcher Kranker aufgenommen“. Neben der Aufnahmebewilligung war die Kostenfrage zu klären. Armen oder sonstwie Bedürftigen konnte auf Grund eines von der ‚Geistlichkeit‘ und von der ‚Orts-Obrigkeit‘ ausgestellten Zeugnisses das Kostgeld und der ‚Aufwand an Arzneien‘ und anderen ‚ähnlichen Ausgaben‘ ganz oder teilweise erlassen werden, während von ‚wohlhabenden Personen‘ finanzielle Zuwendungen über das übliche Kostgeld hinaus erwartet wurden. Da im ‚Fall Hölderlin‘ zur Zeit seiner Aufnahme der Antrag auf ein Gratial ‚wegen Bedürftigkeit‘ gestellt war, wäre nicht auszuschließen, daß die Mutter auch für das Klinikum ein ‚Zeugniß der Armuth‘ beibringen und damit die Zahlungen für ihren Sohn auf das übliche Kostgeld beschränken konnte. Vgl. zu den Aufnahmebestimmungen: Marita Keller, Die Geschichte des Tübinger Klinikums, 1969, S. 55–58 und Volker Schäfer, Die Tübinger Burse von 1480 bis 1972. In: *Attempo* 43/44, 1972, S. 12.



werden. Als wahrscheinlich kann gelten, daß auch von kirchlicher Seite eine Bewilligung vorlag, zumal die Landeskirche mit dem ‚Kirchengut‘ im allgemeinen für die Kosten auch des Medizinalwesens aufzukommen hatte und die Finanzierung speziell des Tübinger Klinikums nur möglich war durch beträchtliche Zuschüsse des Kirchenrats<sup>12</sup>. Daß unter diesen Umständen – nebenbei bemerkt – das Leben im Klinikum auch nach kirchlichen Vorstellungen geregelt, insbesondere die sog. ‚moralische Therapie‘ von der streng biblizistischen Religiosität der Deutschen Christentums-Gesellschaft mitgeprägt war, läßt sich denken. – Ebenso darf die Mitwirkung des Oberamts Nürtingen/Neuffen vorausgesetzt werden, da diese Amtskörperschaft ebenfalls zur Finanzierung des Klinikums regelmäßig Beiträge leistete und damit bevorzugt Anspruch hatte, Kranke aus ihrem Bereich im Klinikum unterzubringen<sup>13</sup>. Schließlich war für die Einweisung (ebenso wie für die Entlassung) ein ‚Attestat‘ der zuständigen ‚Physicorum‘ mit der zugehörigen ‚Krankheits-Geschichte‘ erforderlich<sup>14</sup>. Während in andren Fällen die Kranken-Akten bis heute nahezu vollständig erhalten sind, fehlen ausgerechnet im ‚Fall Hölderlin‘ alle diesbezüglichen Unterlagen, fehlt jede Akten-Notiz zu diesen Vorgängen, fehlt auch das einst vorhandene, von Justinus Kerner (und Heinrich Köstlin?) geführte Kranken-Tagebuch<sup>15</sup>. Ist alles das verschollen? Ist es nach Verwendung für die ‚Kranken-Geschichten‘ Autenrieths vernichtet worden? Selbst wenn man erwägt, daß im ‚Fall Hölderlin‘ manches höchst heikel war und deshalb manche Abmachung nur mündlich getroffen wurde, so bleibt doch die dokumentarische Lücke auffällig und bemerkenswert.

<sup>12</sup> Am 18. Januar 1806 war durch Königl. Erlaß jedes ‚pius corpus‘ in Altwürttemberg dazu verpflichtet worden, 10% seines etwaigen Überschusses an das Tübinger Klinikum abzuführen. Vgl. UAT 44, 164.

<sup>13</sup> In den erhaltenen Rechnungsbüchern des Klinikums, in denen die Einnahmen und Ausgaben jeweils von Georgi des laufenden Jahres an (also ab 23. April) gegeneinander aufgeführt werden, findet sich z. B. für das Jahr 1807 der Betrag von 210f 48x vom Oberamt Nürtingen/Neuffen ans Klinikum überwiesen. UAT 146/2,7. S. 1–35, dort: Nr. 153. Hinzu kommt, daß Hölderlins Stiefvater Joh. Chr. Gock vom Kaiser 1778 mit dem Sielminger Reichslehen des Nürtinger Spitals belehnt worden war, die Familie Gock-Hölderlin also gewiß bei Bedarf bevorzugte Behandlung erwarten konnte. Vgl. R. Breymayer: Neuentdeckte Dokumente zu Hölderlins Leben und Umkreis, HJb 1978/79, S. 251.

<sup>14</sup> Vgl. Johann Chr. Reil: Rapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen, 1803, S. 464: „Mit dem Kranken muß zugleich eine Geschichte seiner Krankheit, seines moralischen und physischen Zustandes insgemein, der wahrscheinlichen Ursache seiner Geisteszerrüttung und der Art und Weise, wie sie sich äußert, eingereicht werden.“ Die sonst vorhandenen Krankengeschichten aus dem Klinikum beweisen, daß Autenrieth in diesem Punkt ebenso wie Reil dachte und verfuhr.

<sup>15</sup> Vgl. StA 7,2, 367 und 373.

#### IV.

„Clinicum! Clinicum!  
Macht die Kranken auch noch dumm!“  
(Tübinger Spottvers aus der Zeit Hölderlins)

Die Unterbringung im Tübinger Klinikum stellt den deutlichsten und tiefsten Einschnitt im Leben Hölderlins dar; sie ist – in Annäherung an Hölderlins eigene Terminologie, die den eigentlichen Sachverhalt wohl am ehesten faßt und ihn am besten verständlich macht<sup>1</sup> – die tragische ‚Zäsur‘, die in ‚gegenrhythmischer Unterbrechung‘ die mit Vorbedacht ‚angenommene Äußerungsart‘ unversehens umkehrt, gegen den Akteur selbst wendet und ihn so ‚faktisch‘ – in einer ‚mehr tötenfaktischen als tödlichfaktischen‘ Weise – in ein ‚Schicksal‘ zwingt, das sein Leben (gefährdet von Anbeginn) zwar nicht abrupt endigt, jedoch in zwei Teile (von je 36 Jahren) auseinanderbricht; dergestalt freilich, daß die beiden Hälften<sup>2</sup> in ihren unterschiedlichen Vermögen am Ende doch als ein Ganzes zu erkennen sind: die eine Hälfte ‚mehr im Geschmack des ‚König Ödipus‘, die andere ‚mehr im Geschmack des ‚Ödipus auf Kolonos‘.

Diese Epoche der siebeneinhalb Monate, vom 15. September 1806 bis zum 3. Mai 1807, ist wohl das dunkelste und bislang am wenigsten erforschte Kapitel der Hölderlin-Biographie. Das mag daran liegen, daß es an einschlägigen Dokumenten fehlt und die spärlichen Reste, die sich erhalten haben, für sich genommen dem direkten Zugriff der Interpreten fast ganz verschlossen bleiben. So mußten die Biographen und Pathographen sich bislang allesamt mit Mutmaßungen herumhelfen, waren – wie schon die Zeitgenossen – weitgehend auf Gerüchte und Meinungen angewiesen und konnten sich je nachdem ihrer phantasievoll bedienen oder auch mit vornehmer Zurückhaltung sich von alledem distanzieren. Ob Hölderlin z. B. ins Palisaden-Zimmer eingesperrt worden ist, die Autenriethsche Maske hat tragen müssen, ob seine Behandlung ansonsten eher ‚fortschrittlich‘ war oder aber ‚brutal‘, alles das mochte nach Belieben zu bejahen oder zu verneinen sein. Zu ‚beweisen‘ war weder das eine noch das andere. Selbst das wichtigste erhaltene

<sup>1</sup> Vgl. Hölderlins ‚Anmerkungen‘ zu den Sophokles-Übersetzungen. Wie schon eingangs versucht, besteht auch hier – trotz aller methodologischen Bedenken – das Bemühen, von der ‚Art des Hergangs‘ in adäquater Weise zu sprechen, darin: Hölderlins Theorie der Tragödie zu übersetzen in sein eigenes Leben.

<sup>2</sup> Unter den ‚Nachtgesängen‘ von 1805 – der letzten Publikation, an der Hölderlin noch selbst mitgewirkt hat – findet sich unter dem eigenartigen Titel ‚Hälfte des Lebens‘ ein Gedicht mit zwei gleichlangen siebenzeiligen Strophen, die eine Hälfte schroff der anderen Hälfte konfrontiert und zwar um eine ausgesparte dunkle Mitte, die beides doch zu einem Ganzen fügt. – Seltsam, wie hier die Dichtung das Leben zu präformieren scheint und das reale Leben nur ein Nachvollzug der Dichtung ist (ein Phänomen, das sich bei Hölderlin mehrfach nachweisen läßt, etwa in der Gestalt Diotima-Susette, aber auch in der Gestalt Alabanda-Sinclair, wie vom Ende der Freundschaft her jetzt deutlich wird).

Dokument zur Krankengeschichte Hölderlins, das Rezept-Büchlein von 1806 mit den Rezepturen (von Wilhelm Lange-Eichbaum entdeckt und seit seiner Publikation 1909 bekannt) schien allgemein wenig aufschlußreich und wurde von ärztlicher Seite noch vor kurzem abgetan mit der Bemerkung, es sei nicht möglich, von Arznei-Verordnungen Rückschlüsse auf den Zustand des Patienten zu ziehen; und da nach gängiger Meinung die bei Hölderlin angewendeten Mittel und Mengen ebenso ‚nutzlos‘ wie ‚harmlos‘ waren und durchaus dem seinerzeit ‚Üblichen‘ entsprachen, schien einzig der Eintrag „Spaziergehen“ von besonderem Interesse, weil durch ihn nahegelegt wurde, daß Hölderlin bereits nach gut einem Monat als ‚völlig ungefährlich‘ und ‚ruhig‘ gegolten habe<sup>3</sup>. Was aber ist davon richtig?

Im folgenden soll von den damaligen Geschehnissen im Klinikum ein kurzer Abriss gegeben und deutlich gemacht werden, was Hölderlin da widerfahren ist. Denn wer bereit ist, zur Klärung des ‚Falls Hölderlin‘ den Umweg über seinen Arzt und Psychiater Autenrieth zu gehen, wird finden, daß die Überlieferung gar nicht so ungünstig ist, wie bislang angenommen und immer wieder behauptet worden ist. Tatsächlich gibt es nämlich – wengleich wenig beachtet – eine Vielzahl publizierter Schriften und zudem eine Fülle handschriftlicher Materialien aus dem Nachlaß Autenrieths, auf deren Existenz seit 1970 wiederholt hingewiesen worden ist<sup>4</sup>, Dokumente, die bei eingehender Beschäftigung sehr wohl Einsicht auch in die Krankengeschichte Hölderlins erlauben. Um nur eben das Wichtigste zur Erschließung des Themas zu nennen: da sind die 3 Bände des ‚Handbuchs der empirischen menschlichen Physiologie‘ von 1801/02, die Schrift ‚Zum Cretinismus‘ von 1802 sowie die Vorlesungen ‚Über venerische Krankheiten‘ von 1803. Da gibt es die beiden Bände ‚Versuche für die praktische Heilkunde aus den clinischen Anstalten von Tübingen‘<sup>5</sup>, 1807/08 bei Cotta erschienen, mit der Abhandlung ‚Ueber die im Clinicum in Tübingen getroffenen Einrichtungen für Wahnsinnige‘, versehen mit einem Vorwort, das auf den 9. Juni 1807, also auf den Monat unmittelbar nach Hölderlins Entlassung datiert ist. Da sind die drei Bände ‚Krankengeschichten‘ handschriftlich überliefert, mit dem Titel ‚Resultate aus den clinischen Beobachtungen in Tübingen‘ (Bd. 1 1805–1807, Bd. 2 1807–1809, Bd. 3 1809–1811), von denen Bd. 2 die wichtige Abhandlung ‚Über die Manie‘ enthält, eine erste große Summe

<sup>3</sup> Vgl. Peters, Hölderlin, 1982, 47f.

<sup>4</sup> Zuerst von Volker Schäfer: Zu Hölderlins Aufenthalt im Tübinger Klinikum 1806–1807. In: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Tübingen, N.F. Nr. 38, 1970, S. 1–2; dann von Gerhard Fichtner: Der ‚Fall‘ Hölderlin. Psychiatrie zu Beginn des 19. Jahrhunderts und die Problematik der Pathographie. In: 500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Hrsg. von Hansmartin Decker-Hauff, Gerhard Fichtner u. Klaus Schreiner, 1977, Bd. 1, S. 497–510; sowie ‚Psychiatrie zur Zeit Hölderlins‘ = Ausstellungskatalog der Universität Tübingen Nr. 13, 1980 (zit. Fichtner: Hölderlin-Katalog).

<sup>5</sup> Der Plural ‚clinische Anstalten von Tübingen‘ meint neben dem Universitäts-Klinikum das mit ihm assoziierte städtische Spital und das Stadt-Lazarett, deren Betreuung gleichfalls Autenrieth oblag. Vgl. Fichtner: Hölderlin-Katalog, S. 29 und M. Keller: Die Geschichte des Tübinger Klinikums, S. 56.

der psychiatrischen Erfahrungen Autenrieths, die noch ergänzt wird durch die Tübinger Dissertation ‚De natura maniae‘ von J. C. Däubler 1806, die Autenrieths Theorie der Manie in allem wiedergibt. Und schließlich sind noch die ‚Nosologie-Vorlesungen‘ zu erwähnen, die – in sechs Nachschriften vorhanden, die letzte sogar 1834/36 im Druck erschienen – allesamt zeigen, daß Autenrieths Vorstellungen zum Thema über 30 Jahre hinweg, bei zunehmender Differenzierung der Phänomene, doch erstaunlich konstant blieben<sup>6</sup>.

Eine umfassende Darstellung der ‚Psychiatrie Autenrieths‘ aufgrund aller erreichbaren Materialien hat 1982 Anne Karin Hesselberg vorgelegt und damit die notwendige Voraussetzung geschaffen für ein besseres Verständnis auch der Krankengeschichte Hölderlins. Die folgenden Ausführungen stützen sich auf diese Arbeit und machen vor allem von den sonst noch nicht veröffentlichten Originaltexten dankbar Gebrauch. Im Gegensatz zu Hesselberg aber, die in einem eigenen Kapitel auch auf den berühmten Patienten Hölderlin eingeht, fraglos seine ‚Krankheit‘ als gegeben voraussetzt und aus der Sicht Autenrieths zu klären sucht<sup>7</sup>, sollen hier die Dinge aus dem entgegengesetzten Blickwinkel, nämlich aus der Sicht des gewaltsam eingelieferten Patienten dargestellt werden. Denn die Theorie und das Therapie-Konzept des Arztes verständlich zu machen ist eins; ein anderes ist, die Praxis zu zeigen und eine Vorstellung zu geben von dem, was der Patient Hölderlin, dem die Theorie und therapeutische Absicht des Arztes völlig unverständlich und auch gleichgültig sein mußte, tatsächlich durchlitten hat, als ihn in der Anstalt ‚die offene und sublimierte Gewalt‘ des Systems ‚schockartig‘ überfiel<sup>8</sup>.

Dem ‚Schock‘ der Einlieferung in Tübingen ging für Hölderlin der ‚Schock‘ seines Abtransports aus Homburg voraus. Dieser Vorgang und seine näheren Umstände werfen eine Reihe von Fragen auf, die bisher nicht genügend bedacht und noch weitgehend unklar sind. Deshalb einige Bemerkungen dazu.

Zunächst zur Datierungsfrage. Laut Kostenrechnung des Klinikums wurde der ‚Magister Hölderlin aus Nürtingen‘ am 15. September 1806 eingeliefert. – Nimmt man nach dem Bericht der Landgräfin – wie bisher üblich – den Morgen des 11. September als Datum für den Abtransport aus Homburg an, ergibt das ganze 4–5 Tagesreisen für eine Strecke, die damals in 2–3 Tagen zu bewältigen war<sup>9</sup>. Nimmt

<sup>6</sup> Die einschlägigen Texte zur ‚Psychiatrie Autenrieths‘ in einer kommentierten Auswahl allgemein zugänglich zu machen, wäre ein Desiderat nicht nur der Medizingeschichte, sondern auch und gerade der Hölderlin-Forschung.

<sup>7</sup> Vgl. A. K. Hesselberg: Die Psychiatrie J. H. F. Autenrieths (1772–1835). Diss. Tübingen, 1981, S. 2 (zit. Hesselberg: Diss. 1981).

<sup>8</sup> Auf diese Problematik hat bereits G. Fichtner im allgemeinen Teil seiner Schrift ‚Psychiatrie zur Zeit Hölderlins‘ von 1980, S. 8, hingewiesen; entsprechende Konsequenzen speziell bei der Darstellung des ‚Falls‘ Hölderlin werden jedoch nicht gezogen.

<sup>9</sup> „Mit der Ordinari-Post fuhr man von Frankfurt nach Stuttgart 40 Stunden, einschließlich der Aufenthalte von zusammen 15 Stunden. Die Reise könnte unter normalen Umständen also höchstens 2 Tage gedauert haben.“ So Michael Franz, September 1806, S. 28.

man ferner an, daß Sinclairs Vertrauensmann es unterwegs sicher eilig hatte, ans Ziel zu gelangen und den in Gewahrsam Genommenen wieder los zu werden, bleibt eigentlich nur der Schluß, daß der 11. September als Zeitpunkt nicht stimmen kann, daß der Abtransport doch später, als bisher angenommen, erfolgt sein muß, am 12. oder gar erst am 13. September, zumal Sinclairs Mutter am 12. – wie aus dem erwähnten Brief an Zwilling hervorgeht – noch nichts von einer ‚Abreise‘ Hölderlins weiß. Dieses Datum anzuzweifeln besteht m. E. viel weniger Grund als die Behauptung, die drei Nachträge der Landgräfin zu ihrem Brief vom 11. müßten unbedingt am selben Tag geschrieben worden sein. Der letzte dieser Nachträge schildert Hölderlins Abtransport; das ist aber kein Augenzeugenbericht, sondern nur die Wiedergabe eines Berichts von dritter Seite. Im ersten Nachtrag beklagt die Landgräfin das Fehlen irgendeiner Person, die das Anbringen der Darmstädter Plakette am Schloßtor hätte verhindern können. Unter diesen Umständen wäre durchaus vorstellbar, daß auch niemand als Kurier zur Verfügung stand, der die Post nach Berlin hätte besorgen können. So mußte der Brief ein, zwei Tage liegenbleiben, wie wichtig die Botschaft an die Tochter Marianne auch immer sein mochte<sup>10</sup>. – Andererseits muß der 15. September nicht auch realiter der Tag der Einlieferung gewesen sein. Da im Klinikum anscheinend nur volle Tagessätze berechnet wurden, könnte die Einlieferung wohl auch am Tag zuvor, also bereits am Nachmittag oder Abend des 14. September erfolgt sein. Demzufolge wäre die Kutsche, nach Erfüllung des Auftrags, noch einen Tag lang in Tübingen verblieben – wegen Reparaturarbeiten? zur Schonung der Pferde? – und hätte erst am darauffolgenden Tag die Rückreise angetreten: über Nürtingen, wo Hölderlins Mutter – laut Ausgabenbuch – die erstaunlich hohe Summe von 137 Gulden für die ‚ReisKosten von Homburg nach Tübing.‘ anstandslos bezahlte.

Die von Waiblinger, Zimmer und Schwab überlieferte Erzählung<sup>11</sup>, Hölderlin sei unter dem Vorwand einer Bibliotheksreise nach Tübingen gelockt worden, ist bisher einhellig – mit dem Hinweis auf den gewaltsamen Abtransport – als ‚völlig falsch‘ und ‚unglaublich‘ abgetan worden<sup>12</sup>. Nun wäre aber denkbar, daß beide Vorstellungen durchaus zusammengehören. Warum sollte (der auf seinen fürstlichen Titel so stolze) Hölderlin nicht geglaubt haben, ‚auf höheren Befehl‘ – und vielleicht nicht zum ersten Mal – eine Dienstreise antreten zu müssen und erst im letzten Augenblick, beim Zusteigen der unerwünschten Reisebegleitung, das Komplott gewittert und sich zur Wehr gesetzt haben, während der Weißgerber Ham-

<sup>10</sup> M. Franz meint (in dem eben erwähnten Aufsatz) – trotz aller Bedenken – für den 11. September 1806 als Datum des Abtransports sich entscheiden zu müssen. Sein Hauptargument: die Wichtigkeit und Dringlichkeit des Briefes der Landgräfin, dem der Bericht über Hölderlin angefügt ist; dieser hätte keinen Aufschub von Stunden oder gar von Tagen geduldet (S. 31). Aus den o. g. Gründen ist dies Argument m. E. nicht sehr überzeugend.

<sup>11</sup> Vgl. StA 7, LD 499, 387, LD 528, 45, und LD 309, 18f.

<sup>12</sup> So Adolf Beck im Kommentar zu den Stellen von Anm. 11, in Übereinstimmung mit Bertaux: Hölderlin, 1978, S. 141 und neuerdings: Hölderlin-Variationen, 1984, 130–134.

melmann, von seinem Auftraggeber Sinclair entsprechend instruiert<sup>13</sup>, mit Gewalt versucht hat, Hölderlin am Aussteigen zu hindern und mit dem Argument ‚auf höheren Befehl‘ zu handeln und mit der Aussicht auf den Bücher-Einkauf in Tübingen den ‚Herrn Bübeletücarius‘ wenigstens für die Dauer der Reise einigermaßen zu besänftigen? Diese Vermutung gewinnt einiges an Wahrscheinlichkeit, wenn man in den Ausführungen „über die im Clinicum in Tübingen getroffenen Einrichtungen für Wahnsinnige“ hört, wie Autenrieth gerade in diesem Punkt Klage führt über das falsche Verhalten der Angehörigen, einen Kranken ‚unter erdichteten (!) Vorwänden‘ ... um während des Transportes kein Aufsehen zu erregen, in eine solche Kuranstalt (zu) locken“ und es dann dem Arzt zu überlassen, „wie er dem Kranken, der sich betrogen sieht, der glaubt, dem ihm meist fremden Arzt als freygebohrene Person (!) keinen Gehorsam schuldig zu seyn, und der sich nicht für krank oder verwirrt hält, seinen Irrthum benehmen wolle, und (wie er) einem verwirrten Menschen, über den er im bürgerlichen Leben keine Gewalt hatte, begrifflich machen (wolle), er müsse ihm in allen Stücken gehorchen. Dieses ist das größte Hindernis bey der Heilung eines solchen Unglücklichen, der noch nicht völlig vernunftlos ist, was bey den allerwenigsten der Fall ist; und nie kann es genug wiederholt werden, selbst Aerzten nicht, daß strenge Wahrheitsliebe und Offenheit, bey Wohlthaten wie bey Strafen (!), die einzigen Mittel sind, sich verlässlich bey Verwirrten in Achtung zu setzen“<sup>14</sup>.

Fast möchte man meinen, aus diesen Sätzen mittelbar noch den heftigen Disput heraushören zu können, der bei der Einlieferung zwischen dem Dichter Hölderlin und dem Arzt Autenrieth stattgefunden haben dürfte.

Wenn das (vorgeschobene) Argument, in Tübingen Büchereinkäufe tätigen zu sollen, für Hölderlin auch nur einigermaßen plausibel erscheinen sollte und seinen Argwohn wenigstens zeitweilig während der Fahrt hat beschwichtigen können, dann muß eine solche Tätigkeit auch sonst zum Aufgabenbereich des Homburger Hofbibliothekars gehört haben. – Ob die Überweisung von 4 f. 48 x aus dem Guthaben Hölderlins im Stift, durch die ‚Heerbrandtische Buchhandlung‘ zur ‚Cotta’schen Buchhandlung‘ in Tübingen, die noch am 31. März 1806 erfolgt ist<sup>15</sup>, in Verbindung gebracht werden kann mit sonstigen Bucheinkäufen ‚auf höheren Befehl‘, mag dahingestellt bleiben. – Durch den Verlust der gesamten Homburger Hofbibliothek (im letzten Weltkrieg) sind alle Spuren einer möglichen bibliothekarischen Tätigkeit Hölderlins vernichtet worden. Ein direkter Nachweis durch Signaturen oder dgl. ist nicht mehr zu führen. Dennoch läßt sich heute mit einiger

<sup>13</sup> Mit diesem Konnex Hammelmann-Sinclair läßt sich vielleicht erklären, wie es im Nachhinein zu der (irrigen) Meinung hat kommen können, Sinclair selbst habe Hölderlin unter dem Vorwand eines Bücherkaufs bis nach Tübingen gebracht. Vgl. StA 7,2, 292.

<sup>14</sup> Vgl. Autenrieth: Versuche für die praktische Heilkunde, Bd. 1, 1807, S. 202f. Als Randnotiz der Hinweis, daß sicher auch sonst bei Autenrieth noch manche ‚Spuren‘ der Auseinandersetzung mit dem Patienten Hölderlin zu finden sind.

<sup>15</sup> Vgl. Martin Brecht: Hölderlin und das Tübinger Stift 1788–1793, in: HJb 18, 1973/74, S. 48.

Bestimmtheit sagen und auch belegen, daß Hölderlin intensiveren und häufigeren Umgang mit den Büchern des Landgrafen gehabt hat als bisher angenommen. Der Gewinn, den Hölderlin daraus für sich selbst zog, läßt sich in der Homburger Spätdichtung allenthalben feststellen<sup>16</sup>. Damit gehört aber die noch immer allgemein verbreitete Vorstellung, Hölderlin habe das Amt eines Bibliothekars nur ‚pro forma‘ angetreten und sei wegen seines ‚ausbrechenden Wahnsinns‘ auch gar nicht in der Lage gewesen, es realiter auszuüben, ebenfalls zu den Legenden des tradierten Hölderlin-Bildes und ist in Zukunft entsprechend zu revidieren<sup>17</sup>.

Die Frage nach dem Verbleib der Habseligkeiten Hölderlins nach seinem Abtransport aus Homburg ist für die Forschung in mancherlei Hinsicht von Wichtigkeit. Vor allem ist zu klären, ob das sog. Homburger Folioheft (ein Gedichtkonvolut von 92 Seiten, in dem der Hauptteil der ‚Homburger Spätdichtung‘ aus den Jahren 1804–1806 enthalten ist) genau den Zustand der Arbeit dokumentiert, der durch den Abtransport abrupt beendet wurde, oder ob Hölderlin später, etwa in der Tübinger Turmzeit, noch Gelegenheit hatte, an diesen Gedichtentwürfen weiterzuarbeiten. Für das Verständnis vieler dieser Eintragungen wäre diese Differenz von erheblicher Bedeutung. – Aller Wahrscheinlichkeit nach aber dürfte Hölderlin für die vorgeblich kurzfristige Bibliotheksreise kaum mehr als ein Handgepäck mit dem Allernötigsten mitgeführt haben; von seinen persönlichen Papieren aber wenig oder nichts, vielleicht nur die Briefe der Diotima, die er – nach den bösen Erfahrun-

gen mit seiner Mutter<sup>18</sup> – wohl ständig bei sich trug, so daß sie ihn tatsächlich bis ins Klinikum (wo Autenrieth sie bis zur Entlassung in Verwahrung genommen hätte) und dann – wie Chr. Schwab berichtet<sup>19</sup> – bis in die zwanziger Jahre seiner Turmzeit begleitet haben könnten. Alles andere aber scheint erst im November 1806 von Kammerrat Bausch, dem Bediensteten Hölderlins in Homburg, der später auch in Sachen Sinclair-Nachlaß in Wien tätig wurde<sup>20</sup>, nach Nürtingen gebracht und von Hölderlins Mutter in Empfang genommen worden zu sein. Zugleich ist die Gehaltsnachzahlung für Hölderlin in Höhe von 100 (bzw. 50) Gulden übergeben und von der Gockin am 8. November quittiert worden<sup>21</sup>. Diese Geldeinnahme ist im Ausgabenbuch „vor den L(ieben) Holder“ nicht vermerkt, vielleicht, weil damit gleich die Kosten für den Transport der ‚Effekten‘ Hölderlins beglichen wurden. – Übrigens hat Bausch bei der Gelegenheit Hölderlins Klavier, das Geschenk der Prinzessin Auguste, für sich reklamiert und käuflich erworben. Nimmt man an, daß das Interesse eines Mannes wie Bausch an dem Möbel nicht bloß pietätvoller Natur war, sondern dem Musikinstrument galt, muß es damals noch tauglich und einigermaßen intakt gewesen sein. Demnach dürfte die Rede, Hölderlin habe in ‚Wutanfällen‘ das Klavier zerstört und Saiten zerschnitten, als pure Erfindung und die von Bettina schön erdachte und bis heute gern und fraglos zitierte Metapher vom ‚zerstörten Instrument‘ als ‚Sinnbild seiner Seele‘ tatsächlich als das erwiesen sein, was sie in Wahrheit ist: Kristallisationspunkt einer zählebigen Legende<sup>22</sup>.

Am 28. Oktober 1806, also 10 Tage vor Eintreffen der Sachen Hölderlins aus Homburg, sind ins Ausgabenbuch der Mutter 75 Gulden „Kostgeld im Klinico“ eingetragen, 31 Gulden 30 Kreuzer „vor 1 überrock u. BeinKleider samt macherlohn“ und 18 Gulden „dem Krankenwärter Prasand u. Weingeld u. andere Klein(igkeiten)“. – Vermutlich war es Karl Gock, der das Geld nach Tübingen brachte und die Klinikumskosten für Hölderlin großzügig im voraus bezahlte<sup>23</sup>. Daß es bei der Gelegenheit zu einer Begegnung der Brüder gekommen wäre, ist denkbar, aber eher unwahrscheinlich. Nach Meinung des Arztes Autenrieth konnten solche Besuche von Angehörigen nur Aufregung verursachen und waren deshalb strikt unter-

<sup>16</sup> Vgl. Dietrich Uffhausen: Ein neuer Zugang zur Spätdichtung Hölderlins. Lexikalisches Material in der poetischen Verfahrensweise, in: HJb 22, 1980/81, 311–332, insbes. S.319 und 322–325.

<sup>17</sup> Ernst Georg Steinmetz, der die These vom Homburger Hofbibliothekariat als Sinekure zuerst mit Nachdruck vertreten und vor allem mit der ‚Krankheit‘ Hölderlins begründet hat, stützt sich in seiner Argumentation insbesondere auf die noch vorhandenen Besoldungsquittungen, die seiner Meinung nach auch Hölderlins Krankheitszustand dokumentieren. Quartalliter ausgestellt, sind diese Quittungen im Januar 1805 zum letzten Mal eigenhändig von Hölderlin unterzeichnet worden; in der Folgezeit tragen sie die Unterschrift von Sinclairs Mutter und, nach der Haftentlassung, die von Sinclair selbst. Daß dieser Vorgang etwas mit dem Stuttgarter Hochverratsprozeß zu tun haben könnte, ja eine direkte Folge davon ist, wird bei der ‚Beweis-Führung‘ von Steinmetz ganz übersehen. Denn schließlich war Hölderlin, auf Veranlassung des Landgrafen, durch das Gefälligkeits-Gutachten von Dr. Müller (am 9. April 1805) ein ‚Wahnsinn‘ attestiert worden, der ihn den weiteren Nachforschungen der Untersuchungskommission entziehen und vor der Auslieferung an Württemberg schützen sollte. Selbstverständlich mußte diese Version des Homburger Hofes dann auch offiziell vertreten werden und bis in die Rechnungsbücher der Hof-Rentei hinein ‚nachweisbar‘ sein. Statt der direkten Aushändigung des Gehalts an Hölderlin wurde der indirekte Weg über die Familie Sinclair gewählt; nur so war der Schein auch offiziell zu wahren. Ein realer ‚Beweis‘ für den akuten Zustand der ‚Geistesverwirrung‘ bei Hölderlin ist aus diesen Quittungen jedenfalls nicht herzuleiten. Vgl. E. G. Steinmetz: Hölderlin und Homburg. Neue Beiträge zum Lebensbild des Dichters. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde zu Bad Homburg vor der Höhe H. 20, 1950, S. 18–22. Dazu auch StA 7,2, 291 und 349f.

<sup>18</sup> Vgl. StA 7,2, 158 und Bertaux: Hölderlin, 1978, S. 272.

<sup>19</sup> Vgl. Bertaux: Hölderlin, 1978, S. 550 und FHA 9, S. 25 und 455.

<sup>20</sup> Vgl. Volker Schupp: Sinclair in Wien, in: Homburg vor der Höhe in der deutschen Geistesgeschichte, 1981, S. 231–244, insbes. 232.

<sup>21</sup> StA 7,2, 350.

<sup>22</sup> Vgl. StA 7,2, 294f. und Bertaux: Hölderlin (1978) S. 138–140.

<sup>23</sup> Insgesamt beliefen sich die Klinikumskosten Hölderlins für 231 Tage nur auf 92 Gulden 24 Kreuzer, bis zur Entlassung am 3. Mai 1807. Mit den vorausbezahlten 75 Gulden blieb also nur noch ein Rest von 17 Gulden 24 Kreuzer für das Jahr 1807, für das im Ausgabenbuch der Mutter summarisch 190 Gulden verzeichnet sind (Ernst Zimmer hat für Hölderlin denselben Tagessatz wie das Klinikum berechnet, nämlich 24 Kreuzer, so daß bis Ende 1807 bei ihm ca. 97 Gulden anfielen). Hat die in Geldangelegenheiten anscheinend so penible Frau die vorausbezahlten 75 Gulden im Ausgabenbuch zu ihren Gunsten doppelt aufgeführt?

sagt. – Mit dem neuangefertigten Anzug hatte Hölderlin wieder Kleider zum Wechseln. Oder war der Anzug nur für den Sonntagsgottesdienst gedacht? Wahrscheinlich nämlich hat Hölderlin Anstaltskleidung tragen müssen, wie die anderen Patienten auch<sup>24</sup>. – Aus den Klinikumsakten ist auch der Name von Hölderlins Krankenwärter zu entnehmen, der, den Statuten des Klinikums entsprechend, eigentlich keinerlei ‚Präsente‘ annehmen durfte, es sei denn: mit ausdrücklicher Genehmigung Autenrieths. Jahre später wurde er wegen Unterschleifs fristlos entlassen. – Doch das sind schon Vorgriffe auf die folgende Darstellung der Geschehnisse im Klinikum (Vgl. ibs. S. 345f.).

Gleich bei der Einlieferung des Patienten sich ‚in Achtung zu setzen‘ und an der uneingeschränkten Autorität des Arztes keinen Zweifel aufkommen zu lassen, war – wie oben (S. 333) erwähnt – Autenrieths erstes Anliegen und gehörte seiner Ansicht nach als erster Schritt bereits zum therapeutischen Vorgehen:

„Zu jeder vollständigen Heilung – so Autenrieth – scheint mir *immer* ein Brechen des Willens des Kranken zu gehören, ein Hingeben in den Willen der ihm vorgesetzten Personen.“<sup>25</sup>

Das hatte am besten sofort und mit gehörigem Nachdruck zu geschehen. Sollte Hölderlin, unterwegs mit falschen Worten beruhigt und über die wahre Absicht der Reise getäuscht, dann doch in Zorn geraten sein und – ähnlich wie in Homburg gegen den Abtransport – sich mit Händen und Füßen gegen die Einlieferung ins Klinikum zur Wehr gesetzt haben, so ist er sicher erst einmal ins Palisadenzimmer gesperrt worden, das für die Verwahrung tobender oder renitenter Patienten vorgesehen war. Auf die Einrichtung eines solchen Zimmers in Tübingen war Autenrieth besonders stolz. Er hat es mit aller Liebe zum Detail beschrieben und als besonders vorbildlich allen ähnlichen ‚Instituten‘ und ‚Kuranstalten‘ weiterempfohlen<sup>26</sup>. Der Randalierende sollte da gleichsam erst einmal in ‚Schutzhaft‘ genommen

<sup>24</sup> Daß es im Klinikum Anstaltskleidung gab, ist den Rechnungsbüchern des Instituts zu entnehmen (UAT 146/2,6 S. 103). Ob sie auch dazu bestimmt war, Patienten, die nicht freiwillig im Klinikum weilten, am Entweichen zu hindern?

<sup>25</sup> Vgl. Autenrieth: Versuche für die praktische Heilkunde, 1807, Bd. 1, S. 227 (zit. Autenrieth: Versuche bzw. mit bloßer Seitenangabe im Text). Therapeutische Absicht war, mit der Disziplinierung des Patienten (durch Nötigung zum Gehorsam und bedingungslose Unterwerfung unter den Willen des Arztes) ihn zugänglich zu machen für die ärztlichen Einflüsse. (Hervorhebung hier wie sonst vom Verf.)

<sup>26</sup> Autenrieth, Versuche, S. 212–217. – Die Lage des Palisadenzimmers ist aus den überlieferten Grundrißzeichnungen des Klinikums nicht zu ersehen. Da der Patient von der Clinicumsgasse, also von der Stadtseite her angeliefert wurde, lag das Zimmer zur Aufbewahrung Tobender oder Sich-Wehrender vermtl. im Parterre (von der Flußseite aus gesehen: im ersten Stock), wo auch die Männerstation und die Räumlichkeiten für die klinischen Vorlesungen sich befanden. Der zweite Stock war Frauenstation und im dritten Stock waren (neben dem Operations-, dem Chirurgen- und dem Gebärzimmer) die Wohnräume der Direktion unter-

werden, bis seine ‚Paroxysmen‘ vorbei waren. Er sollte dabei keinen Schaden anrichten können, aber auch selbst vor ernsthaften Verletzungen geschützt sein. So waren um den Eisenofen herum und in gehörigem Abstand um die Fenster junge glattgehobelte Tannenstämme (Palisaden) in Decke und Boden eingelassen, war die Tür – den Lärm zu hindern – von innen gepolstert und gegen Schläge zum Schutz vor Beschädigung mit Eisenblech verschalt, die Klinke abgezogen. Die Einrichtung bestand aus einer Matratze mit Kopffrolle und Wolledecke. Das war alles. In die Wand zum Flur war zur Versorgung mit Nahrung ein drehbarer Holzkasten eingelassen; so konnte der Patient tage- und wochenlang in Isolierhaft gehalten werden, ohne menschlichen Kontakt. In die Trennwand waren Gucklöcher gebohrt, damit der Patient jederzeit unbemerkt beobachtet werden konnte. Gleichfalls in die Wand eingelassen war der Nachtstuhl, nur vom Wärter zum Gang hin zu entleeren, ansonsten ragte er ins Zimmer. – Gegenüber den sonst um 1800 durchaus noch üblichen Arten der Verwahrung von Irren wie Fesselung und Ankettung<sup>27</sup>, bedeutete ein so eingerichtetes Zimmer entschieden mehr Annehmlichkeit und Bewegungsfreiheit für den Kranken und war damals ein großer Fortschritt. Es muß aber hinzugefügt werden, daß diese vergleichsweise humane Einrichtung gleich auch als pädagogisches Strafmittel eingesetzt wurde. Sollte der Kranke wegen irgendeiner ‚Unart‘ bestraft werden, konnte er in dies Zimmer eingesperrt werden, „so lange,

gebracht. Marita Keller hat in ihrer Tübinger Diss. von 1969 über ‚Die Geschichte des Tübinger Klinikums im ersten Halbjahrhundert seines Bestehens (1792–1846)‘ ein ‚Aufbewahrungszimmer‘ von 18 qm im ersten Stock nachgewiesen, in dem man das ‚Palisadenzimmer‘ vermuten darf. Demnach wäre im Klinikum ein einziges Zimmer zur Unterbringung von Geisteskranken realiter vorhanden gewesen (S. 36f.). Vgl. auch Hesselberg, Diss. 1981, S. 163.

<sup>27</sup> Es „perennirt die Barbarey, wie sie aus der rohen Vorzeit auf uns übergetragen ist. Wir sperren diese unglücklichen Geschöpfe gleich Verbrechern in Tollkoben, ausgestorbene Gefängnisse, neben den Schlupflöchern der Eulen in die öden Klüfte über den Stadthoren, oder in die feuchten Kellergeschosse der Zuchthäuser ein, wohin nie ein mitleidiger Blick des Menschenfreundes dringt, und lassen sie daselbst, angeschmiedet an Ketten, in ihrem eigenen Unrath verfaulen. Ihre Fesseln haben ihr Fleisch bis auf die Knochen abgerieben, und ihre hohlen und bleichen Gesichter harren des nahen Grabes, das ihren Jammer und unsere Schande zudeckt. Man giebt sie der Neugierde des Pöbels Preis, und der gewinnsüchtige Wärter zerrt sie, wie seltene Bestien, um den müßigen Zuschauer zu belustigen... Fallsüchtige, Blödsinnige, Schwätzer und düstre Misanthropen schwimmen in der schönsten Verwirrung durch einander. Die Erhaltung der Ruhe und Ordnung beruht auf terroristische(n) Principien. Peitschen, Ketten und Gefängnisse sind an der Tagesordnung.“ So Johann Chr. Reil (befeundet mit Autenrieth), in seinen berühmten ‚Rapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen‘ von 1803. Angemerkt sei noch, daß die zum Klinikum umgebaute Burse in Tübingen hart an die Stadtmauer reichte und der Turm, in dem der ‚Narr‘ Hölderlin dann untergebracht wurde, zur Hälfte außerhalb der Stadtmauer stand. So lebte Hölderlin 36 Jahre lang ‚hochstädtisch, unstädtisch‘, wo das Schöne / Mit ihm ist und mit Frechheit‘, wie es im 1. Stasimon der Antigonä heißt; denn: „Ungeheuer ist viel. Doch nichts / Ungeheurer, als der Mensch.“ (StA 5, 219f.)

bis er um Verzeihung bittet und verspricht, künftig besser auf sich acht zu geben“.<sup>28</sup> So wird schon hier, am berühmten, von manchem Zeitgenossen bewunderten, von manchem aber auch als ‚großer Käfig‘ (Heinroth) abgelehnten Palisadenzimmer deutlich, wie wunderlich jene für die Zeit typische Vermischung von humanitärem Anliegen, vertrackter Aufklärung und planmäßiger Vergewaltigung des Patienten tatsächlich war, die Autenrieths ganze Psychiatrie, ja die ganze um 1800 beginnende ‚Psychiatrie‘ kennzeichnet und die ein richtiges und zugleich historisch gerechtes Urteil heute so überaus schwierig macht<sup>29</sup>. Hinzu kommt noch die meist beachtliche Diskrepanz zwischen formuliertem Anspruch und praktischer Wirklichkeit, gerade auch bei Autenrieth. So müßten z. B. nach Autenrieths eigener Darstellung, im Klinikum neben dem ‚kerkermäßigen‘ Palisadenzimmer, an die 5 Zimmer zur Unterbringung von Geisteskranken vorhanden gewesen sein<sup>30</sup>. Ein bloßes Wunschbild: diese ‚psychiatrische Abteilung mit mehreren Zimmern‘ angesichts der äußerst beschränkten räumlichen Verhältnisse des Hauses, in dem realiter 12 Zimmer mit 15 Betten für alle Kranken zusammen zur Verfügung standen. Allem Anschein nach war Hölderlin damals der einzige ‚Narr‘ der Anstalt und bewohnte das Palisadenzimmer während der ganzen Dauer seines Aufenthalts. Die anderen Zimmer wurden anderweitig gebraucht; freie, leerstehende Zimmer konnte sich Autenrieth (schon aus finanziellen Gründen) gar nicht leisten<sup>31</sup>. Übrigens:

<sup>28</sup> Autenrieth, *Versuche*, S. 217. Unüberhörbar ist dabei der pädagogisch-moralisierende Ton bei der Beurteilung des Verhaltens des Kranken, auf den Autenrieth offenbar nicht verzichten kann und will, wenngleich er sich doch ausdrücklich von der damals allgemein verbreiteten Auffassung distanziert, nach welcher Krankheit und insbesondere Narrheit und Irresein auf eigenes Verschulden oder auf Sündhaftigkeit des Kranken zurückzuführen sei. Vgl. Hesselberg, *Diss.* S. 133.

<sup>29</sup> Vgl. dazu Martin Schrenk: *Über den Umgang mit Geisteskranken. Die Entwicklung der psychiatrischen Therapie vom ‚moralischen Regime‘ in England und Frankreich zu den ‚psychischen Curmethoden‘ in Deutschland*, 1973. (Mit umfangreichen Literaturangaben zur Psychiatrie um 1800.)

<sup>30</sup> Nach Angaben Autenrieths standen im Klinikum zur Unterbringung von Wahnsinnigen mindestens drei Zimmer zur Verfügung, gemäß eines dreistufigen theoretischen Konzepts. Danach sollte der Aufenthalt im Palisadenzimmer nur kurzfristig sein, nur für die Zeit des Tobens, der Paroxysmen bzw. für die Dauer der Strafe: bis zur ‚Gelobung von Besserung‘. Zur Belohnung durfte der Kranke dann ein ‚weniger kerkermäßiges‘ Zimmer bewohnen. „Zwey minder fest verwahrte, freundlicher aussehende Zimmer mit gewöhnlichem Hausrath, Bettlade, Tisch und Stuhl versehen, bilden die zweyte Stufe meiner Verwahrungs-orte für Verwirrte.“ (Autenrieth, *Versuche*, S. 217). Schließlich sollte der Narr auf dem Weg zur Besserung ein normales Zimmer zur Verfügung haben. „Einige sehr heitere gemahlte ganz freye Zimmer, welche die schönste Aussicht auf die reizende Landschaft vor den Fenstern des Clinicums haben, benutzte ich gelegentlich zum Aufenthalt für Reconvalescenten...“ (S. 218). Da Hölderlin nicht ‚rekonvaleszieren‘ wollte, hat er ein solches heiteres Zimmer sicher nicht zu Gesicht bekommen.

<sup>31</sup> Vgl. M. Keller, *Die Geschichte des Tübinger Klinikums*, 1961, S. 38f.: „Von den jährlichen Zinsen (seiner) Kapitalien mußte das Klinikum seinen Unterhalt bestreiten. Ein Bett mit

ein seltsamer Zufall will – gäbe es Zufälle –, daß die Ausstattung des Palisadenzimmers von einem Schreinermeister gefertigt worden war, der auch sonst Schreinerarbeiten für das Klinikum erledigte. Auf diese Weise hatte er als Externer ausnahmsweise Zutritt zum Institut, lernte dabei den Patienten Hölderlin, den Autor des ‚Hyperion‘, kennen und schätzen und wurde wenig später sein Hausherr und langjähriger Freund.

Die Diskrepanz zwischen humanitär-karitativem Anspruch und autoritären, repressiven Gewaltpraktiken, die – wie gesagt – typisch war für die ganze Epoche<sup>32</sup>, zeigt sich besonders deutlich in der Einstellung zum Geisteskranken, der, zum ‚ungezogenen‘ Kind entmündigt oder gar zum ‚unvernünftigen‘ Tier degradiert, das eigentlich ideale Versuchsobjekt abgab für die umfassenden pädagogisch-therapeutischen Bemühungen der ärztlichen Kunst. Auch für Autenrieth war der ‚Narr‘ zunächst das ‚hilflose Kind‘, der schutz- und pflegebedürftige Kranke; zugleich aber das ‚gänzlich ungezogene‘, ‚unvernünftige‘, ‚eigensinnige‘, ‚boshafte‘, ‚widerspenstige‘, ‚schlau und hinterlistige‘ Kind, das zum ‚reißenden‘, ‚wilden‘ Tier werden konnte, also ‚gezügelt‘ und ‚gebändigt‘ werden mußte; es galt, erst einmal seinen ‚Eigensinn‘ zu brechen.

Der Arzt kann sich und ändern nicht genug einprägen, – so Autenrieth – daß Verwirrte meistens eigensinnigen übelgezogenen großen Kindern gleichen (280),

die ihren Eigensinn, ihre Ungezogenheit und Bosheit zu erkennen geben durch auffälliges Verhalten, durch Schreien, Lärmen und Toben, das bei allzu großer Heftigkeit unterbunden werden muß, schon aus Rücksicht auf die dadurch sekundierte Umgebung. Zu diesem Zweck, um „das vernunftlose Schreyen oder das vorsetzliche Heulen und Jammern, das keinen Gegenstand hat (!), zu unterbrechen“ (223) und so die Ruhe der benachbarten Patienten und – wie hinzugefügt werden darf – auch die Ruhe des im Klinikum wohnenden Direktors Autenrieth zu gewährleisten, ist in Tübingen eine ‚Maske‘ erdacht worden, mit der ‚lautes Geschrey‘ sich ‚gar gut hemmen‘ läßt. Diese Maske, aus Schuhsohlenleder gefertigt, hatte Öffnungen für die Augen und Nase, umfaßte das Kinn und wurde hinten am Kopf festgezurr.

Zwey horizontallaufende Riemen, die an der Maske angemacht waren, befestigten sie, über und unter den Ohren weglaufend, am Hinterkopf, während ein

einem Kranken kostete mindestens 150 fl. pro Jahr. Das führte zu einer solchen Knappheit der Mittel, daß die Professoren von Anfang an beschlossen, ihre Kollegelder der Klinikumskasse zukommen zu lassen, was FRIEDRICH II. gelassen konstatierte [...] Oft mußte auch der Universitätsfonds aushelfen. Dennoch drohte ständig der finanzielle Ruin und ‚durch die Stuttgarter Kanzleilangsamkeit und Vergeßlichkeit‘ konnte das Institut immer schon im nächsten halben Jahre zum Stillstand kommen.“

<sup>32</sup> Auf Differenzen dieser Art hat auch Hesselberg mit Nachdruck hingewiesen. Vgl. bes. Hesselberg, *Diss.* S. 131–144.

dritter breiter Riemen, der durch lederne Bügel an der Seite der Maske herauf lief, unten quer den Boden der Mundhöhle faßte, und oben auf den Wirbel geschnallt, das zu weite Öffnen des Mundes hinderte, dessen Lippen durch den weichen Wulst zgedrückt wurden. (223)

Ebenso wie die von Autenrieth erfundene ‚Mundbirne‘ (ein birnenförmiges hartes Holz, das in gleicher Weise den Mund verschließen sollte und mit Riemen am Kopf befestigt wurde) rief die ‚Autenriethsche Maske‘ Atembeschwerden und Erstikungsgefühle hervor, so daß nur ‚selten länger als eine Stunde nötig‘ war, um den Patienten völlig ruhig zu stellen. Resümee des Arztes: „Ich würde diese *unschuldige* Maske in jeder Irrenanstalt als nothwendigen Hausvorrath vorschlagen“. (224)

Ob Hölderlin diese Gesichtsmaske hat tragen müssen, ist bis heute umstritten, darf aber unter Berücksichtigung aller Indizien als wahrscheinlich angenommen werden. Einen wirklichen Beweis dafür gibt es freilich nicht. Der früheste Beleg für die Maske findet sich im Rechnungsbuch des Klinikums erst im Haushaltsjahr 1807/08, das an Georgi (23. April) beginnt, also kurz vor Hölderlins Entlassung (3. Mai). Unter der Rubrik „Ausgab-Geld um erkaufft und reparierten Haus und Vorrath“ (S. 58) heißt es: „Dem Schuster Klett für / 1. neue lederne Masque / mit 5. Rihmen, 3. Schnallen / und einen (!) gefütterten Bäusten... 1f. 26x.“; ein Posten, der im ‚Inventarium‘ unter der Rubrik ‚Gemeiner Haußrath‘ auf S. 93 v. nochmals verzeichnet wird und die Nr. 226 erhält<sup>33</sup>. Da die Rechnungsbücher aus den Jahren 1805/06 und 1806/07 mit der gleichen Sorgfalt den ganzen ‚Gemeinen Haußrath‘ Stück für Stück aufzuführen, dort aber keine ‚Masque‘ verzeichnet wird, läßt die Formulierung „1. neue lederne Masque“ an sich den Schluß zu, es sei im Jahr 1807 erstmals eine solche Maske angefertigt worden. Dem widerspricht aber die Tatsache, daß Autenrieth in den ‚Versuchen für die praktische Heilkunde‘ (mit dem Vorwort vom 9. Juni 1807) vom Zweck und Nutzen der Maske spricht, als könne er bereits auf etliche praktische Erfahrung mit ihr zurückblicken. Demnach ist die Neuanfertigung 1807 sehr wahrscheinlich der Ersatz für ein früheres, durch häufige Anwendung unbrauchbar gewordenes und – warum nicht? – gerade durch Hölderlin abgenutztes Stück<sup>34</sup>.

<sup>33</sup> Vgl. UAT 146/2,8 S. 58 und 93v. Nach Aufzeichnungen von Volker Schäfer, die mir freundlicherweise überlassen wurden, ist die Autenriethsche Maske im Inventar des Klinikums von 1807/08 bis zu ihrer endgültigen Ausscheidung im Jahr 1846/47 nachweislich vorhanden.

<sup>34</sup> In der Tübinger Dissertation ‚De natura maniae‘ von Joh. Chr. Däubler aus dem Jahr 1806 findet sich ebenfalls ein Hinweis auf die Autenriethsche Maske, allerdings nur in der deutschen Übersetzung, die wohl unter Anleitung von Autenrieth entstanden ist. Vgl. Sammlung medizinisch-praktischer Dissertationen von Tübingen. In Übersetzung herausgegeben von J. S. Weber, Bd. 1–5, Tübingen 1822. Die einschlägige Stelle in Bd. 3 auf S. 105 lautet: „Es giebt jedoch nicht selten Fälle, wo es eines starken Zwanges bedarf, um die Kranken abzuhalten, sich immer nur mit Eigensinn und Vorliebe ihrem Wahnsinn ganz hinzugeben, wo Zwangswesten, Masken gegen Schreien, Schwungrad, und im äußersten Fall

Gelegentlich mag zur Therapie in Tübingen auch das Indizieren von ‚Schlägen, eine Minute lang‘ gehört haben, die dem lauten, massiv sich auflehrenden, die Mitarbeit trotzig verweigernden oder sonst ständig gegen die ‚Hausordnung‘ verstoßenden Patienten zur ‚psychischen Diät‘ zgedacht waren und von den Krankenwärtern verabreicht wurden. Theoretisch und ganz allgemein lehnte Autenrieth ‚das Schlagen der Kranken‘ als ‚gefährlich‘ ab, allerdings weniger wegen der Kranken selbst, als vielmehr in Hinblick auf die Wärter, die „sich nicht würden zurückhalten lassen, auch zu schlagen, sobald der Arzt nicht gegenwärtig ist“ (225). In der Praxis freilich wird Autenrieth auf Schläge nicht ganz verzichtet haben, insbesondere dann nicht, wenn der Patient sich widersätzlich zeigte oder Essen und Trinken oder die Einnahme von Arzneimitteln hartnäckig verweigerte. „In einzelnen Fällen von Wahnsinn“, so weiß er aus eigener Erfahrung zu sagen, sind Schläge „wie bey ungezogenen Kindern“ „von den besten Folgen“ (225)<sup>35</sup>.

War der Kranke auch mit Schlägen nicht zur Raison zu bringen, blieb er verstockt, ungehorsam, renitent, wurde er ‚stärksten Drohungen‘ ausgesetzt. Als ‚vorzügliches Mittel‘ empfahl Autenrieth zur Erzwingung von Gehorsam und zur Abstumpfung erhöhter Erregbarkeit: die ‚Trillmaschine‘ oder das Coxsche Schwungrad und dürfte damit wohl auch deren praktische Anwendung gemeint haben. Laut Beschreibung war die Wirkung der Drehmaschine ‚außerordentlich‘:

Da das Blut durch die Schwingkraft in das Gehirn getrieben wird, treten starke Beklemmungen, Mißempfindungen, Erstickungsfurcht, Übelkeit, Schwindel, Erbrechen, Harn- und Kotabgang, endlich Blutergüsse unter die Bindehäute des Auges auf. Gesunde pflegen das Stillstehen der Maschine vor Ablauf von 2 Minuten zu fordern, während manche Kranke das Verfahren bis zu 4 Minuten aushalten [...], Wo dies nicht hilft [...] da hilft nichts<sup>36</sup>.

selbst Schläge Heilmittel werden. Letztere empören freilich den ehemals Gebildeten gewöhnlich zu sehr, und schaden dadurch mehr, als daß sie nützen.“ Diese negative Bilanz mit ‚Schlägen‘ setzt zweifellos einige praktische Erfahrung voraus; und es spricht nichts dagegen, auch an Hölderlin zu denken, wenn Autenrieth hier auf ‚ehemals Gebildete‘ Bezug nimmt.

<sup>35</sup> Reil gibt als Begründung dieser Kurmethode ein Lichtenberg-Zitat: „Bei Narren, sagt Lichtenberg, helfen die Stockschläge oft mehr als andere Mittel. Durch sie wird die Seele genötigt, sich wieder in diejenige Welt anzuschließen, aus der die Prügel kommt.“ S. Reil: Rhapsodien, S. 229. Autenrieth mag diese Überzeugung geteilt haben, weil er in einzelnen Fällen den therapeutischen Nutzen von ‚Schlägen‘ durchaus bejahte; gleichwohl plädiert er, dem aufklärerischen Humanitätsideal entsprechend, an der zitierten Stelle seiner Schrift eigentlich für ein generelles Verbot von ‚Schlägen‘: „Sobald er (der Patient) aber etwas wirklich unentschuldig tolles thut, erkläre ich ihm, er seye verwirrt, und müsse gehorchen; und dann brauche ich nöthigenfalls Gewalt. Die aber in keinem Falle in Schlägen besteht, welche durchaus verboten seyn müssen, nicht weil sie in einzelnen Fällen von Wahnsinn nicht von den besten Folgen, wie bey ungezogenen Kindern wären; sondern weil sonst die Wärter sich nicht würden zurückhalten lassen, auch zu schlagen, sobald der Arzt nicht gegenwärtig ist.“

<sup>36</sup> Zitiert nach Emil Kraepelin: Hundert Jahre Psychiatrie. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie Bd. 38, 1918, S. 161–275, hier S. 217.

Natürlich war diese ‚Maschine‘ nicht nur als Mittel der Disziplinierung, zur Einflößung von Angst und Schrecken oder zur Demonstration der ärztlichen Macht gedacht, sie sollte auch eine therapeutische Wirkung haben, nämlich durch die ‚glückliche Verbindung‘ von Schwindel und Erbrechen ‚gewaltige‘ aber oft ‚sehr heilsame‘ Erschütterungen der Seele und des gesamten Organismus hervorrufen, den Geisteskranken mit der Realität seines eigenen Körpers konfrontieren und ihn so zum ‚Bewußtsein seiner selbst‘ zurückführen. – Ob das Coxsche Schwungrad, das damals zum festen Bestandteil der psychischen Behandlung gehörte, auch in Tübingen in Gebrauch war, läßt sich vermuten, aber nicht nachweisen. Im Inventar des Klinikums sind zwar allerlei ‚Maschinen‘ erwähnt, jedoch ohne genauere Spezifizierung. Angenommen selbst, es war kein Schwungrad vorhanden, so waren doch ähnliche Wirkungen, wie mit der Drehmaschine, die Autenrieth bei Narren ohnedies nur ‚mit Vorsicht‘ angewendet wissen wollte, auch mit einem an Seilen luftig befestigten ‚Drehstuhl‘ oder mit einer ‚Schaukel‘ zu erzielen, und die mußten wohl nicht extra ihrem Gebrauch entsprechend bezeichnet und inventarisiert werden.

Nachweislich vorhanden aber war eine ‚Elektrisiermaschine‘, deren teure Anschaffung (für 100 fl.) Autenrieth seinerzeit für ‚unentbehrlich‘ bezeichnet hatte und die wohl als „1. schöne(r) gallvanische(r) Trag Apparat nebst einem thannernen Tisch“ im Inventarverzeichnis des Klinikums kontinuierlich auftaucht<sup>37</sup>. Allem Anschein nach hat Autenrieth, infolge der großen Entdeckung Galvanis im Jahr 1786/1791 sowie der Erfindung der Voltaschen Säule im Jahr 1800, angeregt auch durch die vielbeachteten Versuche Alexander von Humboldts ‚Ueber die gereizte Muskel- und Nervenfasern‘ (1797), mit elektrischem Behandlungsmethoden experimentiert und diese Apparatur in der Therapie angewandt. Erste Versuche auf einer Bahn, die später zur Elektroschock-Therapie führen sollte. Daß Hölderlin auch in den Genuß dieses ‚Heilmittels‘ kam, ist anzunehmen, zumal er als ‚Nicht-Besserungswilliger‘ sicher dem besonderen Ehrgeiz seines Arztes ausgesetzt war<sup>38</sup>.

<sup>37</sup> Vgl. das Jahresrechnungsbuch des Klinikums von 1806/07, S. 124v. und Uwe Jens Wandel: Verdacht von Democratismus?, 1981, S. 147. Dazu Wilhelm Erbe: Handbuch der Elektrotherapie, 1882, S. 5–7. Und Alfred Schmid: Zur Geschichte der Elektrotherapie vom Altertum bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Festschrift für J. Brodbeck-Sandreuter zum 60. Geburtstag (Basel 1942) S. 73–121 (mit ausführlichen Literaturangaben zum Thema). Danach waren seinerzeit Spannungen ‚von wenigen tausend bis über 100000 Volt‘ möglich und Stromstärken ‚von einigen Mikro- bis zu mehreren Milliampère‘, mit denen Versuche durchgeführt werden konnten, die nach dem Zeugnis von A. v. Humboldt sehr schmerzhaft sein konnten und gelegentlich sogar zu Todesfällen führten, gleichviel, ob es sich dabei um die hochgespannten Ströme der Elektrisiermaschine oder um den niedergespannten Gleichstrom der Voltaschen Säule handelte. – Das besondere Interesse an der Galvanotherapie in dieser Zeit und speziell in Tübingen mag allein aus der Tatsache zu ersehen sein, daß Wilhelm G. Plouquet, Autenrieths Tübinger Amtskollege, 1808 in seinem bekannten Repertorium ‚Literatura medica digesta‘ rund 200 Abhandlungen zum Thema verzeichnet hat.

<sup>38</sup> Im Kabinett der ‚Curmethoden‘ der „Psychiatrie zur Zeit Hölderlins“ wird von Gerhard Fichtner der ‚gallvanische Apparat‘, die ‚Elektrisiermaschine‘ nicht aufgeführt. Darüber

Eine Bemerkung noch zur technischen Einrichtung des Klinikums. Nach Autenrieths eigenem Urteil war die Anstalt „ausgerüstet mit fast allen Hilfsmitteln, welche bis jetzt die Arzneykunst darbietet“<sup>39</sup>. Das war (mit Rücksicht auf die königliche Regierung in Stuttgart) vielleicht ein wenig übertrieben, doch befand sich das neu eingerichtete Institut als Universitätsklinikum sicher auf der Höhe der medizinischen Erkenntnisse der Zeit, und fast alles, was damals an Instrumenten und Methoden zur Behandlung von Geisteskranken allgemein in Gebrauch war, darf man sich gewiß auch in Tübingen in der Praxis erprobt und mit Eifer angewendet vorstellen.

Dazu gehörten selbstverständlich auch die vielfältigen ‚Wasserchuren‘, die warmen und kalten Bäder, die Duschen und Spritzbäder, die Sturz- und Tauchbäder, die gelegentlich für wichtiger und wirksamer erachtet wurden als alle Arzneien. Ein Hauptgrund bei der Entscheidung für die Einrichtung des Klinikums in der alten Bursa (statt oben auf dem Tübinger Schloß) war für Autenrieth die Lage des Gebäudes ‚40 Fuß über dem Bett des Neckars nahe an dessen Ufer‘. Mit der unmittelbaren Nähe zum Wasser waren die besten Voraussetzungen gegeben für Badeeinrichtungen aller Art, im Haus und unten am Neckar. Nun darf man sich diese ‚Wasserchuren‘ nicht in der Art von Kneippbädern oder Prießnitzschen Wasseranwendungen vorstellen. Gleich der ‚Trillmaschine‘ hatten auch die ‚Bäder‘ eine Doppelfunktion und wurden aus therapeutischen Gründen wie auch als Zwangsmittel eingesetzt. Beabsichtigt waren ‚heftige Erschütterungen‘ an Leib und Seele. Durch plötzliches Eintauchen in kaltes Wasser sollte z. B. ‚mit einem derben psychischen Schlag‘ die Reihe der verkehrten Vorstellungen durchbrochen und neue, vielleicht gesunde Gedankengänge angeregt werden. Reil empfahl, den Kranken bis zur Erstickungsgefahr unterzutauchen, „so lange, als die Hersagung des Psalms Miserere dauert“, um so die Kranken von ihren verrückten Ideen abzubringen und sie zu einer wohlthätigen Anstrengung des Geistes und zur Selbsttätigkeit anzutreiben. Neben solchen Tauchbädern waren Duschen, Tropf-, Spritz- und Sturzbäder üblich. Auf den an einem Badezuber festgeschnallten Kranken wurden aus bedeutender Höhe bis zu 40 oder 50 Eimer kaltes Wasser ‚mit einiger Heftigkeit‘ über den Kopf herabgestürzt oder ein kräftiger Strahl eiskalten Wassers auf Hinterkopf, Nacken und Rücken gerichtet: bis zum unausstehlichen Schmerz, dem eigentlichen Ziel der Prozedur. Durch sie sollten die Blutkongestionen im Kopf abgekühlt und Rasende anhaltend beruhigt und besänftigt werden. Es soll vorgekommen sein, daß ‚durch den Wasserstrahl die Oberhaut des Kopfes binnen weniger Minuten zerrissen und blutig abgelöst wurde“<sup>40</sup>. – Auch die Warmwasser- und Dampfbäder waren kein reines Vergnügen. In Deckelwannen derart eingezwängt, daß nur der Kopf herausragte, konnten sie, je nach Grad der Unruhe und Wildheit des Irren, bis zu

hinaus wird man den Hinweis vermissen, daß die meisten der dargestellten Heil- und Zwangsmethoden eben auch in Tübingen praktiziert wurden.

<sup>39</sup> Vgl. Autenrieth, Versuche, Vorwort, S. IV.

<sup>40</sup> Vgl. Emil Kraepelin: Hundert Jahre Psychiatrie, S. 201–205, insbes. S. 204.



einer Dauer von 6–8 Stunden ausgedehnt werden, also bis zur völligen physischen Erschöpfung. Therapeutischer Zweck war, besonders bei Melancholikern, die Anregung und Vermehrung der Hautausdünstung oder bei unterdrückten Hautauschlägen: deren Zurückführung auf die Haut. – Im Klinikum hat Autenrieth ‚jede Art innerer Einrichtung‘ ausführen lassen, die er für ‚nötig‘ hielt, für Tropfbäder, Duschen, warme und kalte Bäder, auch Dampfbäder, und am Neckar war sogar extra ein ‚Stürzbad‘<sup>41</sup> geplant (210); und alles dies, um durch die ‚bewunderungswürdige Kraft‘ des Wassers ‚die stürmischen Bewegungen der Seele und des Körpers zu besänftigen‘.

So viel zum erstaunlich erfindungsreichen, aber längst noch nicht vollständigen Arsenal der instrumentellen Vernunft der Psychiatrie um 1800, deren theoretische Vielfalt sich niederschlägt in einer ziemlich uniformen Praxis, was den Umgang mit dem Geisteskranken und die Anwendung von Zwangsmaßnahmen anbelangt, und damit durchaus Rückschlüsse erlaubt auch auf die Situation in Tübingen und die Behandlung Hölderlins.

Ergänzt und gleichsam legitimiert wurden die mehr mechanischen Verfahrensweisen durch die ‚moralische Chur‘, die als ‚zweite Erziehung‘ (Kraepelin), nach der fehlgeschlagenen ersten, das Klinikum neben der Funktion als Heilanstalt zu einem gut Teil auch als Erziehungsanstalt erscheinen läßt. Sie war ausgerichtet nach der strengen Pädagogik eines spätaufklärerischen Rationalismus und dem Ethos einer schwäbisch-pietistischen Orthodoxie. Alles, was vernünftig ist, ist gesund, und was gesund ist, vernünftig und gottgefällig. Nach dieser Leitidee war die Unvernunft durch Vernunft zu bekämpfen, der ‚Irre‘ an den geltenden Moral- und Normbegriffen zu messen, umzuerziehen und der Gesellschaft als brauchbares Mitglied: sittsam, arbeitswillig und gottesfürchtig zurückzugeben. Er sollte aus seiner schädlichen Isolation herausgeholt, von seinen ‚schlimmen Gewohnheiten‘ abgebracht, von seinem ‚Eigensinn‘ befreit und der ‚heilsamen Vernunft‘ wieder zuge-

<sup>41</sup> Hesselberg (Diss. S. 131) versteht das Wort ‚Stürzbad‘ nicht als Ausdruck für eine der Bäderkurmethode, sondern als ‚Sturzbach‘, den Autenrieth ‚in romantischer Manier‘ habe künstlich anlegen lassen wollen, um die Kranken von ihrem Zimmer aus zu erfreuen. Ein Mißverständnis, das sich auch auf die Einschätzung von Autenrieths (gänzlich unromantischem und unkünstlerischem) Charakter erstreckt und insofern hier zu berichtigen ist. Von Robert Mohl ist folgendes Charakterbild seines Onkels überliefert: „Autenrieth war ein geistig ganz ungewöhnlich begabter Mensch, welcher von Lebendigkeit, Scharfsinn, Witz sprühte fast bis zur Genialität, als großer Gelehrter, vortrefflicher Lehrer und unvergleichlicher Arzt weit und breit in großem Ansehen stand, sich, wo nicht um alle, so doch um viele menschliche Interessen bekümmerte, den aber auch der Ehrgeiz verzehrte, dessen Charakter von Flecken nicht rein war und der durch eigene Schuld und falsche Richtung sich und andern vielfaches Leid zufügte [...] Zu bedauern waren freilich auch entschiedene Schwächen und selbst Fehler [...] Vor allem fehlte es Autenrieth ganz an dem Sinn für das Schöne. Kunst existierte nicht für ihn; von Musik z. B. pflegte er zu sagen, er höre nur eine Aufeinanderfolge sinnloser Töne, welche ihm wehe thue und ihn langweile.“ Vgl. R. Mohl: Lebenserinnerungen 1799–1875, 1902, Bd. 1, S. 55f. Daß Hölderlin bei einem so gearteten Mann nur wenig Verständnis fand für seine eigene Geistesart, läßt sich denken.

führt werden. Zur ‚Diätetik der Seele‘ gehörte selbstverständlich auch die Nötigung zur Bibel-Lektüre, die allerdings auf den Patienten Hölderlin ‚sehr schlecht‘ gewirkt haben soll<sup>42</sup>.

Mit der Unterwerfung des Patienten und der Begründung der Autorität des Arztes waren – nach Autenrieths Ansicht – die ersten Schritte wenn nicht zur Heilung, so doch zur Besserung des Kranken getan. Eine weitere wichtige Voraussetzung für den Erfolg der Kur war – nach Autenrieth – die totale Trennung des Kranken von seiner Familie und seinem gewohnten Milieu. Einerseits konstatierte Autenrieth bei den meisten Kranken Haß gegen ihre Familie (die ja die Einweisung veranlaßt hatte), andererseits fand Autenrieth bei den Familien meist keine Bereitschaft mehr, den Kranken zu ertragen. Mit der Unterbrechung aller bisherigen Kontakte und der Isolierung des Kranken von seiner gewohnten Umgebung (fremdes Zimmer im Hospital, fremde Kleidung, fremde Personen, kein eigenes Geld, keine eigenen Sachen) sollte der Patient zu einer Neuorientierung gezwungen werden, sollte er ein neues Leben beginnen müssen. An Stelle der familiären Bindungen sollte als Ersatz das Verhältnis Arzt–Patient treten: der Arzt in der Rolle des Vorgesetzten, des Erziehers und väterlichen Freundes, aber auch als richtende und strafende Autorität; der Kranke als Untergebener, als gehorsamer Schüler, als unvernünftiges Kind, das sich bedingungslos den Geboten des Arztes zu unterwerfen und seinen Anweisungen in allem Folge zu leisten hatte. Durch diese Isolation war dem Patienten freilich auch jede Möglichkeit benommen, sich zu beschweren und „den Schutz eines angesehenen Familiengliedes oder einer andern Person als Hilfsmittel gegen die dem Arzte eingeräumte Gewalt, welche dem Kranken immer ungerecht erscheint“ (208), in Anspruch zu nehmen.

Verlängerter Arm des Arztes war der Krankenwärter, der zugleich Hausmeister und Ordonnanz im Klinikum war. Er hatte nach ärztlicher Anordnung die Kranken zu betreuen, war zuständig für ihre Verköstigung, für die Reinigung der Zimmer, für die Besorgung der Kleidung und Wäsche, war verantwortlich für die Erhaltung der Ordnung, Ruhe und Sicherheit des Hauses und für das gesamte Inventar der Anstalt an Mobilien und sonstiger Gerätschaft; darüber hatte er bei der Inventur einmal im Jahr auf das genaueste Rechenschaft abzulegen. Die Einkäufe, die er für die Kranken und für das Institut tätigte, waren wöchentlich abzurechnen, und über den Zustand und das Verhalten der Patienten war täglich Rapport zu geben. – Bei der Auswahl der Wärter (im Klinikum waren es 1806/07 ihrer drei) sah Autenrieth die größten Schwierigkeiten: sie sollten nämlich mit den Kranken nicht bekannt und nicht verwandt sein, sollten weder dumm noch roh noch trunksüchtig noch bestechlich noch grausam und brutal sein und sollten auch nach Möglichkeit selber keine Kinder haben, da Kinder nur mitleidig und nachsichtig machen. Der Kran-

<sup>42</sup> Vgl. Christoph Schwab in einem Brief vom 12. Februar 1845: „Auf Hölderlin hat es sehr schlecht gewirkt, als man ihn in der früheren Periode seines Wahnsinns zum Lesen der Bibel nöthigte.“ StA 7,2, 374 und A. Becks ‚Erläuterungen‘ zur Stelle. Als Zeit für ‚erzwungene Bibel-Lektüre‘ kommt eigentlich nur der Aufenthalt im Klinikum in Frage.

kenwärter, der es mit Hölderlin zu tun hatte, hieß Johann Martin Klett. Ihm sind jene 18 Gulden anvertraut worden, die das Ausgabenbuch der Gockin am 28. Oktober 1806 verzeichnet als „Prasand u Weingeld u andere Klein(igkeiten)“. Da der Kranke weder über Geld noch sonstige ‚Effecten‘ selbst verfügen durfte, konnten kleinere Summen vom Wärter in Gewahrsam genommen und zugunsten des Kranken verwaltet werden. Bei sehr kärglichem Einkommen war dieser Posten freilich eine ständige Versuchung, der ein Mann wie Klett auf die Dauer offenbar nicht widerstehen konnte. 1812 wurde er deshalb seines Postens enthoben<sup>43</sup>.

Die Unterbrechung der Beziehungen zwischen dem Kranken und seiner Familie war also weitgehend therapeutisch begründet, und um den Erfolg der Kur nicht zu gefährden, waren Besuche von vornherein untersagt. Auch nach der Kur sah Autenrieth die Rückkehr des Patienten in die eigene Familie mit skeptischen Augen, da die Angehörigen meist zu nachgiebig oder durch den Kranken erpressbar seien und dieser dann immer wieder in seine alten Gewohnheiten, in die ihn beherrschenden Meinungen und falschen Vorstellungen, die ihn krank gemacht hatten, zurückfallen würde. Der Schluß Autenrieths lautet: „Nie vielleicht wird ein Wahnsinniger im Schooße seiner Familie wieder hergestellt.“ (208). So läßt sich verstehen, daß niemand, weder die Mutter noch sonst ein Verwandter oder Freund, Hölderlin im Klinikum besucht hat<sup>44</sup>. Verständlich auch, daß Hölderlin nach der Entlassung nicht nach Nürtingen zurückkam, sondern – zu seinem Glück – bei fremden Leuten in Tübingen untergebracht wurde<sup>45</sup>.

<sup>43</sup> Die umfangliche Akte über die Entlassung Kletts findet sich unter der Signatur UAT 68,14.

<sup>44</sup> Von Bertaux ist Hölderlins Mutter wiederholt vorgehalten worden, daß sie ihren Sohn nach 1806 kein einziges Mal in Tübingen besuchte; so in seinem Hölderlin-Buch von 1978, S. 570f. und neuerdings in ‚Hölderlin-Variationen‘, 1984, S. 158. Für die Zeit des Aufenthalts im Klinikum und für die ersten Jahre danach kann das ‚Besuchs-Verbot‘ als hinreichender Grund gelten. Doch für die darauffolgenden fast 20 Jahre bleibt das Faktum ‚merk-würdig‘ und ist in der Tat nur als Ausdruck eines tiefen Zerwürfnisses zu verstehen. – Auch Leo von Seckendorf durfte Hölderlin im Klinikum nicht besuchen. Daß er es zumindest versucht hat, scheint aus seinem Brief vom 7. Februar 1807 an Justinus Kerner hervorzugehen, in dem von den Gedichten Hölderlins die Rede ist, die Seckendorf in seinen ‚Musenalmanach‘ aufnehmen wollte: „als ich Sinclairn davon schrieb, war er (Hölderlin?) unzugänglich.“ Übrigens muß Leo v. Seckendorf über Entstehung und Einrichtung des Tübinger Instituts aufs beste informiert gewesen sein, und zwar durch seinen Oheim Carl Christof v. Seckendorf, der als Mitglied des Geheimen Rats, neben Spittler, die churfürstliche ‚Bewilligung zur bestmöglichen Ausführung‘ des Klinikums vom 28. Juni 1802 unterzeichnet hat; als Mitglied des Staatsministeriums für das geistliche Departement ab 1803 taucht sein Name auch später in der offiziellen Korrespondenz, die über Belange des Klinikums zwischen Tübingen und Stuttgart geführt wurde, immer wieder auf.

<sup>45</sup> Gegenüber Vorstellungen, Irre in größeren Heil- und Pflegeanstalten unterzubringen und an einem Ort zu konzentrieren, vertrat Autenrieth die Ansicht, psychisch Kranke an vielen Orten in kleineren Einheiten getrennt zu heilen und zu pflegen. Mit dieser Ansicht verhinderte Autenrieth zwar das Projekt seines Kollegen Eschenmayer zur ‚Errichtung einer

Zum besseren Verständnis der speziellen Behandlung Hölderlins soll im folgenden ein kurzer Überblick gegeben werden über die psychiatrischen Vorstellungen Autenrieths. Diese beruhen auf

- 1) einer betont christlich-humanistischen Anthropologie, der die Vorstellung von der Ganzheit des Menschen, von der Einheit von Körper und Seele, Leib und Geist zugrunde liegt;
- 2) einer Psychophysiologie, die im ganzheitlich betrachteten Menschen zwei Pole unterscheidet: das Gangliensystem als Organ der Affekte (Sympathikus) und das Zerebralsystem als Organ des Erkennens (Gehirn); anatomischer und physiologischer Vereinigungspunkt von Gehirn und Nervensystem sei das sog. Sömmerringsche Seelenorgan, das Zentrum aller Empfindungen, des Willens, des Gewissens, der Erkenntnis und des Bewußtseins der Seele, das Zentrum des ‚Gemeingefühls‘ (Reil), des Gemeinsinns, des sensorium commune<sup>46</sup>;
- 3) einer Humoralpathologie, der zufolge die Krankheiten hervorgerufen werden durch Störung im Gleichgewicht der Säfte (Dyskrasie), insbesondere durch ‚pathische Schärfe‘, die aus zersetzten, nicht ausgeschiedenen, schädlichen Substanzen entstehen. Diese Toxine können dann im ganzen Körper ‚metastasieren‘, sich aufgrund des Consenses aller Organe in ihnen festsetzen und in den unterschiedlichsten Krankheitsbildern sich äußern<sup>47</sup>.

Lehr- und Heilanstalt für Gemütskranke an der Universität Tübingen‘ von 1817 für lange Zeit – vgl. G. Fichtner, Hölderlin-Katalog S. 42f. –, begünstigte aber die Aufnahme Hölderlins bei der Familie Zimmer. – In der Literatur wird diese Unterbringung Hölderlins vielfach als Beispiel für die ‚Schattenseiten der Familienpflege‘ zitiert, so von Friedrich Panse: Das psychiatrische Krankenhauswesen, 1964, S. 71 und (unter Berufung auf Panse) von Ingo Schubert: Zur Geschichte und Entwicklung progressiver Formen der Familienpflege, der Agrarkolonie und Arbeitstherapie in der Psychiatrie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Achim Thom (Hrsg.): Zur Geschichte der Psychiatrie im 19. Jahrhundert, 1983, S. 89. Daß Hölderlin ‚über die Verpflegung und Behütung hinaus, sehr der körperlichen Pflege‘ bedurft hätte, aber, ‚vielleicht infolge Widerstrebens, nicht bekam‘, diese Darstellung ist sicher so fragwürdig und falsch wie das Bemühen, die angeblich schlechte, unsachgemäße und nicht fachmännische Betreuung, die Hölderlin ab 1807 bei Zimmer im Tübinger Turm erhielt, mit dem Bericht von Schelling zu begründen, der auf eine Begegnung mit Hölderlin im Jahr 1803 (!) zurückgeht. In Wahrheit war die Aufnahme und Pflege, die Hölderlin bei der Familie Zimmer fand, das letzte große Glück seines Lebens.

<sup>46</sup> Hier hat die Idee vom ‚Gemeingeist‘, die Hölderlin als Verehrer und Patient des berühmten Frankfurter Anatomen Samuel Thomas Sömmering (1755–1830) für seine Dichtung so eminent wichtig wurde, ihren anatomischen und physiologischen Ort. Vgl. dazu auch die beiden Epigramme Hölderlins auf ‚Sömmerings Seelenorgan‘ StA 1, S. 227 u. 539. Und Friedrich Strack: Sömmerings Seelenorgan und die deutschen Dichter. In: Frankfurt aber ist der Nabel dieser Erde, hrsg. v. Chr. Jamme und O. Pöggeler, 1983, 185–205, bes. 201 Anm. 56.

<sup>47</sup> Diese humoralpathologischen Vorstellungen (gemäß der antiken Vier-Säfte-Lehre) werden heute von seiten der Schulmedizin meist als Rückfall ‚ins Mittelalter‘ abgewertet. Den-

Die dazugehörige Nosologie Autenrieths geht von Vorstellungen aus, die denen Hahnemanns und der Lehre von der Einheitspsychose nahekommen. Das heißt:

- 1) Alle Formen der Gemüteskrankung (Melancholia, Mania, Paranoia und Dementia) werden betrachtet als typische Stationen des Verlaufs eines einheitlichen Krankheitsprozesses, die untereinander verwandt sind und sich oft wie Glieder einer Kette verhalten.
- 2) Häufig beginnt das Leiden mit Hypochondrie oder Melancholie, schreitet dann fort zur Tollheit oder Manie und ist noch gut heilbar, solange die Erkrankung auf das Gangliensystem beschränkt bleibt. Nach Übergang der Krankheit auf das Zerebralsystem – im Stadium der Narrheit oder des Wahnsinns – ist Heilung kaum noch, im Stadium der Demenz oder Blötheit gar nicht mehr zu erwarten. In dieses Endstadium können mittelbar oder unmittelbar alle anderen Formen ausmünden.
- 3) Der Krankheitsprozeß kann sowohl durch Überreizung als auch durch Schwächung der Lebenskraft (Vitalität) ausgelöst und durch seelische Krisen oder sonstige Erschütterungen vorangetrieben werden. Einerseits also durch aufreizende ‚Leidenschaften‘ wie etwa übertriebenen Ehrgeiz, maßlosen Stolz, angestregtes Studieren, durch Zorn, Haß, krankhafte Liebe oder Eifersucht, religiöse Schwärmerei oder auch durch politisch-revolutionäre Tätigkeit<sup>48</sup>. Andererseits durch niederdrückende ‚Leidenschaften‘ wie etwa Kummer, Sorgen, Angst vor Verlust, Furcht, Schrecken oder Hoffnungslosigkeit<sup>49</sup>.

noch haben naturheilkundliche Methoden, wie etwa die Homöopathie Samuel Hahnemanns (1755–1843), die nur wenig modifiziert in Diagnostik und Therapie auf sie zurückgreifen, bis heute Heilerfolge vorzuweisen, die aus schulmedizinischer Sicht im Grunde zwar (noch) unverstänlich, nicht aber wegzuleugnen sind.

<sup>48</sup> Da Autenrieth um die unglückliche Liebschaft in Frankfurt und die Verwicklung Hölderlins in den Stuttgarter Hochverratsprozeß wußte, konnte er in beidem Hauptfaktoren von Hölderlins Krankheitsbild erblicken. – Daß seinerzeit politisch und moralisch Unliebsames oft auch zur Deutung des Krankheitsgeschehens herangezogen wurde, zeigt u. a. Reil, wenn er z. B. den Vorgang der ‚Metastasierung‘ mit folgenden Worten beschreibt: „Diese Heerde stehn zwar in der Regel mit dem Gehirn in Gemeinschaft; aber durch Krankheit können sie von demselben abspringen und als Rebellen-Oberhäupter ihre eigenen Züge, unabhängig von dem Gehirn, leiten [...] Es werden gleichsam Provinzen abtrünnig, man verzeihe mir diese bildliche Sprache.“ Vgl. Reil: Rapsodien, 1803, S. 63.

<sup>49</sup> Vgl. Hesselberg: Diss. 1981, S. 36f. und Gerhart Zeller: Die Tübinger Psychiater-Schule. In: Walter Schulte, Rainer Tölle (Hrsg.), Wahn. 1971, S. 95–104, insbes. S. 97 und 101. Die Darstellung der Psychiatrie und Nosologie des Autenrieth-Schülers Albert Zeller (1804–1877) an gen. Stelle wird hier für die Darstellung der psychiatrischen Lehre Autenrieths weitgehend übernommen, in der Absicht, die Übereinstimmung zwischen Lehrer und Schüler in diesen Punkten hervorzuheben und zu bekräftigen, daß in der Tat von einer ‚Tübinger Schule der Psychiatrie‘ gesprochen werden kann.

- 4) Psychische *und* physische Ursachen müssen fast immer zusammenkommen, um Geisteskrankheit zu bewirken. Erst wenn körperliche Krankheit hinzukommt, wird der reaktiv Verstimmt geisteskrank.
- 5) Entsprechend müssen körperliche *und* psychische Kurmethoden miteinander verbunden und in gegenseitiger Übereinstimmung angewendet werden.

Bei alledem legt Autenrieth keinen besonderen Wert auf Systematik, da er als Pragmatiker und scharf beobachtender Kliniker der Meinung ist, es gebe in Wirklichkeit ohnehin ebenso viele Formen von Seelenstörungen, wie es geisteskranken Individuen gibt.

Im Jahr 1807, als die ‚Versuche für die praktische Heilkunde aus den klinischen Anstalten von Tübingen‘ publiziert wurden, konnte Autenrieth auf fast 10 Jahre ärztlicher Praxis im Umgang mit ‚Verwirrten‘ zurückblicken. Nach eigenen Angaben hatte er in diesem Zeitraum 28 Patienten behandelt, davon 25 über eine längere Zeit<sup>50</sup>. Das ist – gemessen an heutigen Verhältnissen – gewiß nicht viel, doch dürfen seine durch scharfe Beobachtungsgabe an Einzelfällen gewonnenen Erfahrungen und Einsichten nicht unterschätzt werden. Bei 3 Patienten – so bilanziert Autenrieth im Juni 1807 – war der Ausgang noch ungewiß. Von den übrigen 22 waren 10 vollkommen wiederhergestellt, d. h. seit 5–8 Jahren ohne Rückfall. 2 waren zwar gesundet, aber rückfällig geworden, wovon einer sich dann als unheilbar erwies. Eine Erfolgsquote also von fast 50 Prozent! 6 Kranke wurden nicht wieder vernünftig, blieben verwirrt, waren aber derart ‚abgestumpft‘ und ‚zur Stille gewöhnt‘, daß sie ‚erträglich‘ blieben und an ihre Familien zurückgegeben werden konnten. 4 wurden als unheilbar entlassen, ohne die mindeste Verbesserung oder Besänftigung des Übels. Ein Kranker starb während der Behandlung. Da Alte und Gebrechliche gar nicht erst aufgenommen wurden, läßt dieses Faktum immerhin vermuten, wie drastisch die Behandlungsmethoden tatsächlich waren: sie müssen mitunter geradezu ‚lebensgefährlich‘ gewesen sein.

Unter den im Klinikum behandelten Geisteskranken erwähnt Autenrieth 4 unheilbare Fälle. Unter ihnen muß sich auch Hölderlin befunden haben, da er be-

<sup>50</sup> Hesselberg (Diss. 1981, S. 152f.) legt ihrer Darstellung anderes Zahlenmaterial zugrunde, das den ‚Krankengeschichten‘ aus dem Zeitraum des Klinikaufenthalts von Hölderlin entnommen ist und nur 10–15 Patienten umfaßt. Das muß aber gar nicht in Widerspruch stehen zu den Angaben, die Autenrieth in der Publikation von 1807 (S. 199f.) macht; diese betreffen den ganzen Zeitraum bis 1798 und alle ‚klinischen Anstalten‘ in Tübingen, also nicht nur das Klinikum. – Übrigens geht es Autenrieth in den ‚Krankengeschichten‘ vor allem um die Darstellung seiner Theorie der Manie. Die einzelnen Fälle dienen ihm dabei lediglich als Grundlage zur Verdeutlichung seiner Erörterungen. Die Anamnese wird jeweils nur dann erwähnt, wenn sie für die theoretische Darstellung von Interesse ist. Auf die Namensnennung der jeweiligen Patienten verzichtet Autenrieth generell, so daß auch Hölderlins Name nicht ausdrücklich genannt wird. Dennoch darf angenommen werden, daß unter den aufgeführten Krankengeschichten sich auch die Hölderlins befindet.

kanntlich mit dieser ungünstigen Prognose entlassen wurde<sup>51</sup>. Bei diesen viere konstatierte Autenrieth ‚intermittierende Manie‘ und als Ursache ‚verdrängte Krätze‘ oder direkt: pathologische Veränderungen im Genitalbereich. Daraus ist zu schließen, daß Autenrieth auch bei Hölderlin ‚Krätz-Manie‘ mit geschlechtlicher Affektion diagnostiziert hat<sup>52</sup> und nach dieser Ätiologie seine Behandlung ausgerichtet hat. Hierin finden wir nun überraschenderweise den realen Grund und Anlaß für jene Gerüchte, die in der Folgezeit kursierten und später dann immer wieder entrüstet als haltlose Spekulationen abgetan worden sind, Gerüchte über angebliche ‚Ausschweifungen‘ Hölderlins in Paris, Bordeaux oder anderswo. Was an ihnen auch immer Übertreibung und phantasievolle Zutat sein mag, einen gewissen Wahrheitsgehalt muß man ihnen jetzt doch zubilligen: schließlich konnten sich Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Wilhelm Waiblinger und so manch anderer Student und Stifter auf jene ‚Veränderungen‘ berufen, die Autenrieth an Hölderlin festgestellt hatte (s. Nachtrag 1).

‚Manie‘ ist in Autenrieths Terminologie ein Sammelbegriff für eine Vielzahl psychiatrischer Krankheitsformen und wird bei ihm mit Bezeichnungen wie Moria, Narrheit, Verrücktheit, Wahnsinn, Verwirrung, Geisteskrankheit und Seelenstörung synonym verwendet. Als Erkrankung des sensorium commune ist Manie für ihn die Geisteskrankheit schlechthin, die vor allem durch ‚Verlust der Freyheit

<sup>51</sup> Vgl. Chr. Schwab in der Hölderlin-Biographie von 1846: „Im Sommer 1807 bezog er (Hölderlin) die neue am Neckar gelegene Wohnung und gewöhnte sich bald an den redlichen Tischler, welchem übrigens der Arzt (Autenrieth) erklärte, der Kranke werde höchstens noch drei Jahre leben.“ StA 7,2, 377.

<sup>52</sup> Um die Schwierigkeiten zu verdeutlichen, die der Text der ‚Kranken-Geschichten‘ in der Deutung auf Hölderlin gerade an der zentralen Stelle bietet, sei hier der betreffende Passus vollständig wiedergegeben: „Rechnet man zu den 4 im Clinico vorgefallenen Fällen, die unheilbar waren, einen 5ten auf ähnliche Art sich äussernden hinzu, wo die Krankheitsursache gleich beim ersten Anfall wahrscheinlich schon gehoben wurde, so zeigt sich, daß bei der Mehrzahl zurückgetriebene Raude es war, bei den übrigen Veränderungen der genitalien. So aber daß es schien, als ob auch da, wo Raude deutlich zu Grund lag, die genitalien immer mitlitten, entweder nymphoman: entstand oder eine Art Satirias. Oder wo schon die genitalien geschwunden waren, doch die Manie fast immer um ideen des Geschlechtstriebes sich herumdrehte. Würden diese Beobachtungen bei mehreren sich bestätigen, so dürfte es wahrscheinlich werden, daß bei dem consens zwischen Hirn und genitalien, welcher sich schwerlich auf alle Theile des Hirns gleich stark erstreckt, Krätzmetastase welche vielleicht hinten abwärts auf d. Rückenmark paraly(s)ie: der untern Extremit: hervorgebracht hätte, wenn sie den Theil des Hirnorgans befällt, der vorzügl. in Consens mit den genitalien steht, diese Art von Manie hervorbringt, bei der die genitalien nun consensuell leiden. So wie man umgekehrt öfters Beyspiele hat, daß wenn exanth: die genitalien selbst befallen, das Hirn soweit consensuell leidet, daß nymphoman oder Satirias bis zur wahren Tollheit geht, ohne daß jedoch in diesem Fall der Verstand völlig unterdrückt wäre, oder der Mensch ein vollendeter Narr. Die Schwürigkeit einmal eingewurzelte Krätzmetastase irgend zu entfernen erklärt die Unheilbarkeit dieser Species. Nur in einem Fall gelang es durch sehr starke Ex/a/(u)lcerat: des Kopfs einen Kranken wieder herzustellen.“ UBT Md 415, S. 77/78.

der Seele‘ und durch Störungen im Bereich des Denkens, des Fühlens und Wollens charakterisiert ist<sup>53</sup>.

Krätze – auch Scabies, Psora, Raute oder Räude genannt – ist für Autenrieth ebenfalls ein Sammelbegriff, unter dem eine Vielzahl ‚krätziger‘ Krankheitserscheinungen (ekzematöse, mykotische und parasitäre Hautveränderungen bis hin zur ‚Franzosenkrankheit‘) subsumiert und allgemein als Symptome einer psorischen Dyskrasie verstanden werden. Auch wenn die Krätzmilbe seit langem (nämlich seit 1657) bekannt und bereits 1786 (von Joh. Ernst Wichmann) als Ursache der Krätze beschrieben worden war, dauerte es doch bis 1844, bis Ferdinand Hebra dieser Ansicht allgemeine Geltung verschaffte. Von Autenrieth – wie für Hahnemann und die Zeitgenossen sonst – war die Milbe jedenfalls noch nicht als direkte oder alleinige, rein lokale Ursache erkannt; und was den weiteren Formenkreis der ‚krätzigen‘ Erscheinungen anbelangt, so war damals die Ansicht allgemein verbreitet, daß mit Unterdrückung von Ausschlägen, mit vertriebener, nach innen gedrückter ‚Krätze‘ (etwa durch Abtötung von Milben mit Salben)<sup>54</sup> toxische Stoffe ins Blut gelangten, die als ‚Krätzmetastasen‘ mannigfaltige Folgeerscheinungen hervorrufen und schwere chronische ‚Nachkrankheiten‘ erzeugen konnten, von denen eine eben ‚Manie‘ war. Dementsprechend mußten bei der Behandlung Methoden angewandt werden, die geeignet schienen, den Krankheitsprozeß aufzuhalten, die Schadstoffe wieder zurückzuführen und nach außen abzuleiten<sup>55</sup>.

<sup>53</sup> Daß Autenrieth bei Hölderlin ‚vermutlich‘ oder auch ‚in hohem Grad wahrscheinlich‘ ‚Manie‘ diagnostiziert haben könnte – wie Gerhard Fichtner 1980 (im Hölderlin-Katalog S. 34 und 76) allzu vorsichtig erwägt – ist als Aussage über Hölderlins ‚Wahnsinn‘ nicht eben sehr aufschlußreich, selbst wenn ‚Manie‘ als ‚zeitgenössische Diagnose‘ aufgefaßt und im Rahmen der Nosologie Autenrieths verstanden wird. Mit der Spezifizierung ‚Krätzmanie‘ geht Hesselberg (Diss. 1981, S. 154) einen Schritt weiter; der Zusammenhang mit dem geschlechtlichen Bereich wird zwar erwähnt, bleibt aber nur Hinweis.

<sup>54</sup> Autenrieth hat den „Nachwirkungen, welche auf vertriebene Krätze folgen“ in Bd. 2 seiner ‚Versuche für die praktische Heilkunde‘ (1808, S. 229–327) eine ausführliche Abhandlung gewidmet; sie beginnt mit dem Satz: „Die furchtbarste und in unseren Gegenden häufigste Quelle chronischer Krankheiten der Erwachsenen sind die mit Schwefelsalben oder überhaupt mit fettigen äußerlich angewandten Mitteln schlecht behandelte Raude- oder Krätzausschläge.“ Über das Verfahren im einzelnen auf S. 231: „Die meisten Kranken heilen sich selbst an der Raude, bey uns blos durch eine Salbe von Schwefel und Fett, oder von Schwefel, Baumöhl und Eyergelb, oder durch das salbenähnliche Fett, das eine Zeitlang diente, die eisernen Axen der Mühlräder einzureiben, oder sie lassen sich in der Apotheke die Zellerische Raudensalbe [...] geben, welche aus weißem Quecksilberpräcipitat und Fett besteht [...] und meistens in drey Tagen ist die Räude verschwunden, auch wenn sie schon sehr verbreitet über den Körper war.“

<sup>55</sup> Wie gängig diese Auffassung seinerzeit tatsächlich war, zeigt ein Bericht über Napoleon, der nach dem Ägyptischen Feldzug, als er Magenbeschwerden bekam, auf ärztliches Anraten das Hemd eines Krätzkranken anziehen mußte, um einen früheren Ausschlag, der für Krätze gehalten wurde, wieder hervorzurufen und so die Magenbeschwerden auf die Haut abzulenken. Nach Paul Diepgen: Geschichte der Medizin, Bd. 2,1, 1959, S. 42 (‚Die Heilkunde im Zeichen der Aufklärung‘).

Aufgrund der vorherrschenden hygienischen Verhältnisse der Zeit und aufgrund eines derart weitgefaßten Begriffs von ‚Krätze‘ sah Autenrieth in der ‚verdrängten Krätze‘ die Ursache einer gefährlichen Volkskrankheit, die ohne scharfe Trennung in den sykotischen und syphilitischen (luesinischen) Bereich übergreifen und sich epidemisch ausbreiten konnte. Nach seinen eigenen Angaben ging damals jeder 15. Mensch an dieser ‚Krätzseuche‘ zugrunde, und so ist es nicht verwunderlich, daß er sich ihrer Bekämpfung mit besonderem Eifer gewidmet hat<sup>56</sup>. Auf Hölderlin freilich hat dieser Eifer und das resolut Zupackende seines Arztes, das auch sonst allenthalben an ihm zu beobachten ist, verhängnisvoll gewirkt. Selbst wenn man anerkennt, daß Autenrieth mit seinem medizinischen Wissen durchaus auf der Höhe seiner Zeit stand und sicher sein Bestes tat: vor Fehldeutungen und schwerwiegenden Mißgriffen hat ihn das nicht geschützt. Wissenschaft, insbesondere die Medizin, befindet sich ja immer nur auf dem neuesten Stand ihrer Irrtümer. Auch deswegen ist es so schwer, Autenrieth als Arzt Hölderlins heute einigermaßen gerecht zu werden.

Dieselbe Schwierigkeit ergibt sich bei der Beurteilung der medikamentösen Behandlung Hölderlins, die anhand der Eintragungen Autenrieths und des Famulus Justinus Kerner in das Rezeptbuch weitgehend zu erschließen ist und deren Darstellung nun zum Schluß erfolgen soll. Aus den Rezepturen läßt sich nämlich ersehen, daß Autenrieth genau nach den allgemeinen Grundsätzen seiner nosologischen Vorstellungen über ‚Manie‘ vorging und an Hölderlin speziell ‚Krätzmanie mit venerischem Ursprung‘ therapierte.

Am 16. September, also einen Tag nach der offiziellen Einlieferung, begann die Behandlung mit Medikamenten, in Ergänzung der sonst noch angewendeten psychischen und physischen Kurmethoden. Die ersten sechs Tage über, also vom 16.–21. September, erhielt der Patient Hölderlin zur Ruhigstellung: Belladonna und Digitalis purpurea in kleiner, aber therapeutisch wirksamer Dosis<sup>57</sup>. Belladonna

<sup>56</sup> Vgl. E. Stübler: Johann Heinrich Ferdinand v. Autenrieth 1772–1835, 1948, S. 95.

<sup>57</sup> Zur Menge der Wirkstoffe von Rezept Nr. 1 (ab 16. 9. 1806):

Herba Belladonna	6 Gran	= 0,365 g
Herba Digitalis	2 Gran	= 0,121 g
Aqua Chamomillae anisata	2 Unzen	= 58,46 g

„Nach Filterverlust erhält man etwa 54 g. 1 Eßlöffel = 15 g. Die verordnete Menge reicht also für ca. 4 Gaben und war schon am nächsten Vormittag verbraucht. Daher wurde das Rezept schon am 17. und 18. wiederholt, und die Arznei reichte bis zum 19. einschließlich. Für den 20. stand keine Arznei zur Verfügung. Am 21. wurde das Rezept erneut zusammen mit dem Rezept Nr. 2 verordnet.“

Das DAB 6 gibt für Folia Belladonnae eine maximale Einzeldosis (= Max. E) von 0,2 g und eine maximale Tagesdosis (= Max. T) von 0,6 g an. Für Folia Digitalis Max. E = 0,2, Max. T = 1,0. Beide Bestandteile sind daher in kleiner, aber therapeutisch wirksamer Dosis verordnet. Das Aqua Chamomillae anisata hat (außer einer geringfügig beruhigenden und magentonisierenden Wirkung) nur die Funktion eines Vehikels.“ Diese Angaben stammen von Jürgen Keidel, Direktor des Deutschen Apotheken-Museums in Heidelberg, dem der

(Atropin) sollte in diesem Fall als Narcoticum auf die Nerven und zugleich paralyisierend auf die Muskulatur wirken; es wurde deshalb (nach Erlenneyer) bei Tobsuchtanfällen verabreicht. Zusätzlich sollte Digitalis den Herzschlag herabsetzen. – Möglicherweise waren bereits am dritten Tag Anzeichen von Stupor, von Reaktionslosigkeit deutlich; diese wurden am 18. September bekämpft mit der Verordnung von ‚Einem Schoppen Wein auf 2 Tage‘. Dies war gedacht als stärkendes, aufheiterndes appetitanregendes Mittel und um die dörrende Trockenheit in Mund und Hals, die bei Atropin auftritt, zu lindern. „Obwohl aus damaliger Sicht jeder Bestandteil für sich sinnvoll eingesetzt wurde, besteht zwischen den beiden Stoffen (Belladonna und Digitalis) [...] eine derartige Unverträglichkeit, daß diese Kombination heute als schwerer Kunstfehler betrachtet werden muß.“ (J. Kreidel).

Am 21. September, knapp eine Woche nach der Einlieferung und möglicherweise verbunden mit dem Wechsel vom Palisadenzimmer in ein ‚freundlicheres‘ Zimmer, begann die eigentliche Therapie der ‚Krätznartheit‘. Und dauerte einen Monat.

Die Therap(ie) theilte sich in 2 Theile in jene reduction der Krankheit vom Nervensystem aus biß zur pathischen Secret(ion) und in die apotherapie des alsdann sich überlassenen Nervensyst(ems). (zit. nach Hesselberg 155)

Zur direkten Beeinflussung des durch ‚verdrängte Krätze‘ affizierten Sympathikus und des durch ‚Manie‘ affizierten Gehirns standen Autenrieth damals noch keine Mittel zur Verfügung. Als Ersatz diente ihm die Erzeugung künstlichen Fiebers. Damit sollte das Nervensystem erreicht, die Sekretion der jeweiligen pathischen Stoffe hervorgerufen und diese über das Gefäßsystem ausgeschieden werden<sup>58</sup>.

Verf. für seine fachkundigen Auskünfte auch an dieser Stelle Dank sagen möchte. Weitere Zitate aus seinem Brief vom 4. 8. 1983 werden mit seinem Namen gekennzeichnet.

<sup>58</sup> Zum besseren Verständnis der zeitgenössischen Situation und der daraus resultierenden Vorstellungen seien die Erläuterungen von Hesselberg dazu (Diss. 1981, S. 62f.) ausführlich zitiert: „Der Heilprozeß ist für (Autenrieth) eng verknüpft mit der Vorstellung einer heilsamen Krisis, die den Körper von der schädlichen inneren Dyskrasie befreit. Da nur das Gefäßsystem, nicht das Nervensystem die Fähigkeit besitzt, pathische Stoffe zu befördern und auszuschleiden, stellt sich für Autenrieth die Frage, auf welche Weise die Nervenkrankheit Manie [...] therapeutisch zu beeinflussen ist. Da Autenrieth kein Mittel kennt, das Gehirn direkt zu behandeln, sieht er als vorrangiges Ziel seiner Therapie, die Nervenkrankheit Manie wieder in eine Gefäßkrankheit zu überführen. Als Methode der Wahl schlägt Autenrieth in allen seinen Schriften vor, künstliche Fieber zu erregen und pathische Sekretion hervorzurufen. Die pathische Sekretion, die hergestellt werden soll, hat sich nach dem pathischen Stoff zu richten, der zur Dyskrasie geführt hat und wird mit Diaphoretica, Emmenagoga, Emetica, Diuretica, Drastica oder mit Blasenpflastern hervorgerufen. Das Fieber kann in Form eines Entzündungsfiebers, durch künstlich gesetzte Ulzerationen oder als gastrisches Fieber durch Gaben von Phosphor oder Quecksilber erzeugt werden. Autenrieths Überzeugung von der heilsamen Wirkung der Fiebererkrankung auf die Manie, die an die spätere von Wagner-Jauregg angewandte Fiebertherapie der progressiven Paralyse erinnert, stützt sich auf Auten-

Was die Art Fieber zu erregen betrifft, so bietet die Kunst hierzu nur 3 verschiedene Mittel dar. Das eine ist starker mercur-Gebrauch, das 2te weit verbreitete künstlich äußere Entzündung. Das 3te leise künstlich erregte Magenentzündung. (zit. nach Hesselberg 156)

Nach dem Rezeptbuch erhielt der Patient vom 21. September an bis zum 17. Oktober, und zwar zusammen mit dem ersten Rezept, Mercur dulcis, Opium und Tinctura Cantharidum 4× täglich verordnet<sup>59</sup>. Mercur dulcis ist Quecksilberchlorür (= Kalomel), ein Antidyscraticum, das in hohem Grade reizend, schweiß- und harntreibend und (mit sog. grün-wässrigen ‚Kalomelstühlen‘) stark abführend wirkte. (Wurde bei venerischen Erkrankungen, insbesondere bei Syphilis zu Beginn der Behandlung empfohlen.) Opium sollte mit seiner obstipierenden Wirkung die Mercur-Wirkung Durchfall und Erbrechen etwas mildern. Da die Erregung von Ulcerationen für Autenrieth das bevorzugte Mittel zur Bekämpfung der Krätze war, ist sehr wahrscheinlich, daß bei dem Patienten auch äußere Entzündungen erzeugt wurden (etwa in Form eiternder Wunden im Nackenbereich oder/und an der Kopfschwarte, künstlich hervorgerufen durch Haarseile oder ähnliches). Neben dem ‚Eiter-Mittel‘ Mercur war Cantharis (Spanische Fliege) das stärkste Irritans zur künstlichen Erzeugung von Blasen auf der Haut. Innerlich wurde es selten verabreicht, wegen seiner Gefährlichkeit sogar vor innerer Anwendung gewarnt. Es konnte „schwere, ja nicht wieder gutzumachende neurophysiologische

rieths Beobachtungen im Klinikum. Hier stellt er fest, daß kein Geisteskranker ohne Fiebererzeugung geheilt werden konnte [...] Die hervorragende Wirkung des Fiebers erklärt Autenrieth damit, daß das Fieber die Übertragung der Venositas vom Gefäßsystem auf das Nervensystem unterbricht, das Gleichgewicht im Kreislauf durch Hebung der Arteriosität wiederherstellt und die Ausscheidung der pathischen Stoffe ermöglicht.“ – Hinzugefügt werden darf, daß die heutige Hyperthermie-Behandlung bei Krebs erfolgreich an die früheren Fiebertherapien anknüpft.

<sup>59</sup> Zur Menge der Wirkstoffe von Rezept Nr. 2 (ab 21. 9. 1806):

Tinctura Cantharidum	2 Skrupel	= 2,435 g; Einzeldosis = 0,304 g
Mercurius dulcis	16 Gran	= 0,974 g; Einzeldosis = 0,122 g
Opium purum	4 Gran	= 0,243 g; Einzeldosis = 0,03 g

„Von den verordneten 8 Pulvern sollten täglich 4 Stück genommen werden und zwar zusammen mit dem Rezept Nr. 1. Dosierung: Nach DAB 6 für Tinct. Cantharidum Max. E = 0,5; Max. T = 1,5 g. Für Mercurius dulcis Max. E = 0,2; Max. T = 1,0 g. Für Opium purum Max. E = 0,15; Max. T = 0,5 g.

Bedrohliche Überdosierungen sind an den Rezepten nicht zu erkennen; fest steht, daß sie mehr geschadet als genützt haben. Das Jahr 1806 fällt in eine Zeit, als infolge der stürmisch sich entwickelnden naturwissenschaftlichen Erkenntnisse der ganze Arzneischatz neu geordnet wurde. Es ist schwer zu beurteilen, ob die Rezepte für Hölderlin der damaligen allgemeinen ärztlichen Auffassung entsprachen. Heute würde man sie als nutzlos oder schädlich gänzlich ablehnen.“ (J. Keidel)

Schäden“<sup>60</sup>, also Vergiftungen und Nervenschäden verursachen. Als Diureticum bewirkte es Reizungen und Entzündung der urogenitalen Schleimhaut. Interne Anwendung wurde vor allem zur Hervorrufung unterdrückter Gonorrhöe empfohlen. Hölderlin bekam ‚Tinctura cantharidum‘ innerlich verordnet und zwar zur Steigerung der pathischen Sekretion<sup>61</sup>.

„Auch dieses Rezept enthält mit Kalomel und Opium zwei konträr wirkende Mittel. Vielleicht sollte das Opium die (unerwünschte) aufregende und abführende Wirkung des Kalomel kompensieren. Aber auch in der damaligen Zeit galt es schon als falsch, Wirkung und Gegenwirkung in einer Arznei zu verabreichen.“ (J. Keidel)

Ist nun eine Zeitlang so verfahren worden, und hat man dann mit mercur: entweder allein oder in Verbindung mit äußerlicher Entzündung ein Fieber erregt, so sind drastica indicirt. (zit. nach Hesselberg 156)

Am 17. Oktober, also nach fast einem Monat Behandlung, wurde (nach anhaltender Verstopfung?) das (später als obsolet abgelehnte) Abführmittel Aloe rezeptiert, das Blutüberfüllung im Unterleib und damit Hämorrhoidal-Blutungen hervorrufen kann. Dazu als Diaphoreticum das schweißtreibende und abführende Mittel ‚Tartarus vitriolatus‘ (Weinstein).<sup>62</sup>

[...] und zwar wurden die Kranken am vollkommensten hergestellt, bei denen dann ohne viel vorausgehendes laxiren fast täglich etwas Blut mit den Stuhlgängen kam. In diesen Fällen trat nun aber (eine) Schwäche ein, ... die wirklich zuweilen einen gefährlichen Anschein hatte ... beständiger Gebrauch von angenehmen Reizmitteln, bald von etwas Caffé, bald von Wein, Zuspruch etwas Nahrung zu nehmen, Aufheiterung des Gemüths selbst, machen, daß dieser gefährlich scheinende Zustand in einem biß 2 Tagen vorübergeht. (zit. nach G. Fichtner 33)

Am 21. Oktober wurde dem Patienten Hölderlin (da er als ein ‚Liebhaber der Natur‘ galt) zur Behebung seines allgemeinen Schwäche-Zustandes ‚Spazierengehen‘ verordnet, d.h. hier: observiertes Hin- und Hergehen auf dem abgezäunten

<sup>60</sup> Auch in diesem Punkt wird man Bertaux recht geben müssen, wenn er – gegen Peters – behauptet, Canthariden-Tinktur sei „weder eine Rezeptur zum Ausscheiden von Wasser noch ein harmloses Mittel“. Vgl. Bertaux, Hölderlin-Variationen, 1984, S. 120. Hinsichtlich der Verordnung ist Bertaux zu ergänzen: Hölderlin erhielt Candaridum nicht etwa nur am 21., am 30. September und am 16. Oktober ‚verordnet‘, sondern während dieser ganzen Zeit, zusammen mit den Mitteln von Rezept Nr. 1. Die Neu-Verordnungen besagen, daß zu diesem Zeitpunkt die jeweils zur Verfügung gestellte Menge verbraucht war.

<sup>61</sup> „Die Kanthariden-Tinktur ist hoch dosiert und muß zusammen mit dem gleichzeitig verabreichten Digitalis eine sehr starke Reizung oder Entzündung der Harnwege, verbunden mit anhaltenden schmerzhaften Erektionen, verursacht haben.“ (J. Keidel)

<sup>62</sup> ‚Tartarus‘ scheint eine Spezialität Autenrieths gewesen zu sein. Berühmt wurde seine ‚Brechweinstein-Salbe‘ (= Tartarus stibiatus), mit der vor allem Keuchhusten geheilt werden sollte. Sie bekam seinen Namen: ‚Unguentum Autenriethi‘.

Platz vor dem Klinikum. Aus dieser Zeit stammt die folgende briefliche Äußerung des Studiosus Gustav Schoder aus dem benachbarten Stift:

Uhland studirt izt Schelling und Kerner hilft den gefallenen Titanen Hölderlin im Klinikum laxiren und macht ihm einen bösen Kopf. Dadurch will Autenrieth die Poesie und die Narrheit zugleich hinausjagen.<sup>63</sup>

<sup>63</sup> Diese Briefstelle von Gustav Schoder – die nach Fichtners Kommentar immerhin zeigt, „daß die Zeitgenossen die vorgenommene Behandlung als drastisch empfanden“ (s. Hölderlin-Katalog S. 53) – ist von Uwe Jens Wandel entdeckt und 1977 publiziert worden (vgl. StA 8,17, Nr. 355a). Sie läßt die Existenz ähnlicher Äußerungen im studentischen Umkreis vermuten, die weitere Aufschlüsse über Hölderlin für die Zeit im Klinikum und danach geben könnten und ihrer Entdeckung harren. Ein gezieltes Suchen in dieser Richtung wird möglich durch das systematische Erfassen all der Studenten, die mit Hölderlin in Kontakt gekommen sein müssen, sei es als Medizinstudenten im Klinikum, sei es als Mieter in der ‚Zimmerei‘ oder auch als Stipendiaten im gegenüberliegenden Stift. Volker Schäfer hat mit der Veröffentlichung der Namenlisten bereits begonnen; s. seinen Aufsatz ‚Tübinger Studenten in Hölderlins Umfeld‘. In: Bausteine zur Tübinger Universitätsgeschichte, hrsg. von V. Schäfer, Folge 2, 1984, 107–121. – Nachzutragen bleibt, daß der Brief von Gustav Schoder an einen gewissen Immanuel Hoch gerichtet war und zu der Korrespondenz gehörte, die 1808 beschlagnahmt wurde, als in Tübingen eine ‚Verschwörung‘ entdeckt und den ‚Verschwörern‘, einer studentischen Gruppe von 14 Jünglingen, hochnotpeinlich der Prozeß gemacht wurde. Der Stiftdler Hoch, selbst Mitglied der Gruppe, hatte in Stuttgart ‚aus Gewissensgründen‘ die Existenz einer ‚geheimen Gesellschaft‘ angezeigt und die Mitglieder dieses ‚Otaheiti-Bundes‘ denunziert. Zwar hatte man sich in diesem Kreis seit 1806 vor allem mit Plänen zur Auswanderung aus dem absolutistischen Württemberg und mit Vorbereitungen zur Gründung einer demokratisch-republikanischen Kolonie auf Haiti beschäftigt; doch es fanden sich in den beschlagnahmten Papieren auch höchst verdächtige Äußerungen über die politischen Zustände in Württemberg, Klagen über Bespitzelung, Unterdrückung und Verfassungsbruch, Begeisterung für die republikanische Freiheit, Bewunderung für Napoleon und Verachtung für Friedrich, den despotischen König, dunkle Andeutungen selbst über Tyrannen-Haß und -Mord; schließlich wurde sogar ein Dolch aufgefunden und als mögliche Tatwaffe identifiziert, so daß die Parallele zum Hochverratsprozeß gegen Baz und Sinclair vor zwei Jahren nicht zu übersehen war. Um so schlimmer, wenn der Name Hölderlin nun auch bei dieser neuerlichen ‚Verschwörung‘ mit auftauchte. Als die Ermittlungen ohne rechtes Ergebnis blieben, wurden Hoch und Schoder vom Sondergericht zu drei Jahren Festung verurteilt. König Friedrich verwarf dieses Urteil und bediente sich statt dessen einer anderen Art der Bestrafung, die in Hinblick auf Hölderlin aufhorchen läßt: er erklärte beide, Hoch und Schoder, für geisteskrank, öffentlicher Ämter für unfähig (Berufsverbot) und überwies sie der jeweiligen Ortsobrigkeit zur polizeilichen Beaufsichtigung. Diese ‚psychiatrische‘ Strafmaßnahme wurde ab 1809 für jede Art von ‚Majestätsbeleidigung‘ in Württemberg allgemeiner Brauch. Als Hoch später sich über das gegen ihn verhängte Druckverbot beschwerte und verlauten ließ, er befinde sich in ‚Vandalenhänden‘, wurde er von 1811–1816 doch noch und zwar unrechtmäßig auf bloßen Kabinettsbeschuß auf dem Hohenasperg eingekerkert und kam erst nach dem Tod Friedrichs (1816) wieder frei. Wäre es Hölderlin ähnlich ergangen, wenn er allzu offensichtlich gesundet wäre oder wenn er gar gewagt hätte (wie er’s zeitweilig beabsichtigte) eigene Gedichte im Druck erscheinen zu lassen? – Schoder hingegen, ohne Aussicht auf eine Pfarrstelle, zog es vor, das Land zu verlassen und in der Fremde sich als Hofmeister durchzu-

Wie man von ‚gefallenen Mädchen‘ spricht, wird hier burschikos vom ‚gefallenen Titanen‘ Hölderlin gesprochen; ein Hinweis darauf, daß die Diagnose Autenrieths bereits über die Mauern des Klinikums hinausgedrungen war. Und daß die Therapie mit dem Haarseil oder der sonstwie eitrig gemachten Kopfschwarte, also die „sehr starke Exulceration des Kopfs“ ebenfalls bekannt war, zeigt der Ausdruck ‚einen bösen Kopf machen‘ deutlich genug. Schließlich ist sogar Autenrieths Anliegen vollkommen erfaßt und sein drastisches Vorgehen zutreffend benannt. Aus Hölderlin sollte ‚die Poesie und die Narrheit zugleich‘ – vielleicht gar: die Poesie als Form der Narrheit – ‚hinausgejagt‘ werden.

Bei ausbleibender Besserung oder bei Verschlimmerung des Zustands sah Autenrieth mehrmalige Wiederholung des ganzen Verfahrens vor<sup>64</sup>. Theoretisch hatte er bis zur Entlassung des Patienten Gelegenheit, diese Prozedur noch ganze sechs Mal zu wiederholen. – Unheilbar ist nach Autenrieth jene Form der Manie, die nach Beendigung der furiosen Phase übergeht in Steifheit und Torpidität, in Ohnmachts- und Schwächeanfälle; sie endet meist ‚in eine Art von Marasmus‘, bei welcher der Kranke ‚stürzt, ehe man es erwartet‘<sup>65</sup>.

Am 4. Mai 1807 wurde Hölderlin als ‚unheilbar‘ entlassen. Der nun tatsächlich Kranke wurde dem Schreinermeister Zimmer zur Pflege übergeben mit der Prognose, er habe höchstens noch drei Jahre zu leben. In Wirklichkeit lebte Hölderlin noch 36 Jahre lang im Turm und hat schließlich sogar noch seinen Arzt um Jahre überdauert. So muß das Fazit über die Zeit im Klinikum lauten: Hölderlin hat sie durchlitten wie eine Folter, behaftet mit einer Diagnose, die fehlgeht, konfrontiert mit einer Therapie, die fehlschlägt und entlassen mit einer Prognose, die irrt. Am Ende der ärztlichen Bemühungen steht da ein gebrochener Mensch, physisch und psychisch tief verstört, unabsehbar geschädigt durch eine Psychiatrie, die – stolz auf ihre humanitären Fortschritte – noch immer, damals wie heute, weder willens noch fähig ist, das Außerordentliche des ‚Falls Hölderlin‘ wirklich zu begreifen und ihm gerecht zu werden.

Es dauerte Monate und Jahre, bis Hölderlin – dank seiner robusten Natur – die Behandlung im Klinikum einigermaßen verkraftet und überstanden hatte<sup>66</sup>. Ganz

schlagen. Verbittert, ohne Anerkennung seiner dichterischen Talente zu finden, erkrank er 1813 in der Ostsee. Vgl. (Karl) Haffner: Die im Jahre 1808 in Tübingen entdeckte geheime Gesellschaft. In: Württ. Vierteljahreshefte 9, 1886, S. 81–93; U. J. Wandel: Die Otaheiti-Verschwörung. Im Ausstellungskatalog der Universität Tübingen Nr. 8 ‚... helfen zu graben den Brunnen des Lebens‘, 1977, S. 174–176. Und P. Bertaux: Tübingen 1809. Friedrich Holder in Untersuchungshaft. In: Hölderlin-Variationen, 1984, S. 139–145.

<sup>64</sup> Zitat Autenrieth: „Zuweilen und sogar öfter gelingt diese Methode nicht auf einmal, sondern der Kranke ist eine Zeitlang gebessert, aber verschlimmert sich wieder. Dann bedarf es einer Wiederholung des ganzen Verfahrens, nur daß man Wochenlang aussetzt mit Fieber erregenden Mitteln, in der Zwischenzeit bloß [...] praeparatorisch verfährt, im ganzen aber sich an eine 4 wochentliche periode hält.“ (Zit. nach G. Fichtner: Hölderlin-Katalog S. 33).

<sup>65</sup> Vgl. G. Fichtner: Hölderlin-Katalog, S. 62.

<sup>66</sup> Vgl. den Brief Ernst Zimmers an Hölderlins Mutter vom 19. April 1812, der hier wegen der typischen Symptomatik eines krisenhaften Heilungsvorgangs ausführlich zitiert werden

überwunden hat er sie nie. Daß er seinen Zustand lebhaft fühlte, ist vielfach bezeugt und geht auch aus den Gedichten nach 1807 unmißverständlich hervor. In einem (wohl aus dem Jahr 1810 stammenden) Gedicht stehen die Verse:

*April und Mai und Julius sind ferne,  
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne!<sup>67</sup>*

Es ist die Klage des Ödipus, die hier noch einmal aufklingt: nach maßlosem Leid, das schlimmer scheint als der Tod. Aber es gehört zu seiner Lebensfrömmigkeit, zu seiner ‚Treue gegen den Gott‘, daß er, tief unter sein Schicksal gebeugt, nicht verzweifelt und sein Leben nicht eigenmächtig endigt, sondern sein Geschick annimmt und trägt und zu einer Gestalt läutert mit anderem Namen. Scardanelli ist einer, der weiß, daß er, durch den Gott zernichtet, unter dem besonderen Schutz des Gottes steht. Diese Einsicht, am eigenen Leib neu erfahren, führt zu jener letzten großen Gelassenheit des Eingekerkerten, die mit dem Zustand der ‚Vollkommenheit‘ dies gemein hat, daß sie ‚ohne Klage‘ ist. Es gibt Verse aus dem Jahr 1812, die davon Zeugnis geben und bereits aus einem anderen Bereich von einer anderen Klarheit herzukommen scheinen:

*Die Linien des Lebens sind verschieden  
Wie Wege sind, und wie der Berge Gränzen.  
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen  
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.*

muß: „Bey Ihrem lieben Hölderle, ist eine sehr wichtige Veränderung eingetreten, mir bemerkten seit geraumer Zeit eine abnahme seines Körpers ohngeachtet Er einen mehr als gewöhnlichen Apedit hatte, auch ist Er leztes Virtel Jahr ruhiger wie sonst gewesen, war Er auch im Paroxismus so Tobte Er nicht sehr, und gewöhnlich wars bald Vorüber. Vor ohngefahr 10 Tagen war Er aber des Nachts sehr unruhig lief in meiner Werkstatt umher, und sprach in der grösten Heftigkeit mit sich selbst [...] Morgens wurde Er dann ruhig, bekam aber große innerliche Hize und Durst, wie einer im starken Fieber nur immer haben kann, und einen Durchlauf dazu, Er wurde dadurch so schwach das Er im Bett bleiben mußte, Nachmittags einen sehr starken Schweiß. Den 2ten Tag noch stärkere Hize und Durst, nachher einen so starken Schweiß das das Bett und alles was Er anhatte ganz durchnäßt wurde, diß dauerte noch einige Tage so fort, denn bekam Er einen Ausschlag am Mund, Durst Hize und Schweiß blieben nach und nach weg, aber Leider der Durchlauf nicht, diesen hat Er noch immer fort, doch nicht so stark mehr. Jezt ist Er wieder den ganzen Tag auser dem Bette und äuserst höflich, der Blick seines Augs ist freundlich und Liebreich auch spielt und singt Er, und ist übrigens sehr vernünftig. Das merkwürdigste dabey ist, das Er seit jener Nacht keine spur von Unruhe mehr hatte sonst hatte Er doch wenigstens alleander Tag eine Uhnruhige Stunde. Und auch der eigene Geruch der besonders des Morgens in seinem Zimmer so auffallend war hat sich verlohren.“ (StA 7,2, 422f.)

<sup>67</sup> Die Abfolge der genannten Monate ‚April und Mai und Julius‘ (mit Überspringen des Junius) ist so auffällig und geradezu ‚anstößig‘, daß es nicht an Versuchen gefehlt hat, aus dem ‚Julius‘ einen ‚Junius‘ zu emendieren. Doch gerade in dieser Abweichung liegt das ganz und gar ‚Poetische‘ der Zeile. Nur muß man wissen: der 14. Juli war der ‚Tag des Bundesfestes‘, der ‚Geburtstag der franz. Revolution‘. An ihren Idealen hat Hölderlin zeit seines Lebens festgehalten. Ihr ‚Fern-sein‘ wird hier verhalten, aber doch bemerkbar beklagt.

NACHTRAG 1: Die Diagnose ‚Krätzmanie‘ mit pathologischem Befund im Genitalbereich paßt nicht in das tradierte Hölderlin-Bild und mag Anstoß erregen selbst dann, wenn man keine venerische Krankheit in die differentialdiagnostischen Überlegungen mit einbezieht. Da nach Autenrieths Meinung aber „fast immer der Conflux einer psychischen und einer physischen Ursache dazu gehört, um Manie zu erzeugen“ (zit. nach Fichtner: Hölderlin-Katalog S. 60), kann davon ausgegangen werden, daß Autenrieth bei Hölderlin einen solchen ‚Conflux‘ festgestellt hat und daß dies Grund und Anlaß war für Gerüchte, die bald unter vorgehaltener Hand über Hölderlin kursierten. Vor allem von Kerner und Waiblinger literarisch weitergetragen, haben sie die Nachwelt beschäftigt und sind in der Forschung immer wieder entrüstet abgelehnt oder nach Kräften verdrängt worden. Zwar gab es schon früher Äußerungen wie die von Gustav Kühne, die darauf hinwiesen, daß ‚der Menschenkenner, selbst wenn er der tiefste Menschenfreund‘ sei, ‚die Möglichkeit sinnlicher Verirrungen in Hölderlins anerkannt zarter, stiller und von je zur Melancholie geneigter Natur nicht in Abrede stellen‘ könne (StA 7,3, 155). Doch noch heute gilt es allgemein als ‚Zumutung‘ oder gar als ‚Sakrileg‘, derlei Dinge bei Hölderlin auch nur zu erwähnen, als ob dies dem hohen Rang der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Hölderlins den geringsten Abbruch täte. Wer ohne Ressentiment und moralische Vorbehalte die überlieferten Zeugnisse studiert – auch diejenigen, die in Bd. 7 der StA, aber selbst noch in Bd. 9 der FHA, an den betreffenden Stellen nur gekürzt wiedergegeben oder ganz einfach weggelassen worden sind –, wird über Hölderlins Leben und gerade auch über die Zeit im Klinikum mehr und Wichtigeres erfahren können, als bisher angenommen oder hinter Vorbehalten versteckt worden ist. Als Beispiel für mögliche Neufunde ist die Briefstelle bei Gustav Schoder bereits angeführt. – Ein weiterer Hinweis auf bisher Unbekanntes könnte in dem Brief von August Mahlmann vom 20.10.1809 zu finden sein, in dem es heißt: „Daß Hölderlins Name fürs erste nicht genannt wird, ist auch wohl deswegen gut, weil unverständige Menschen so manches von ihm verbreitet haben, was ungedruckt hätte bleiben sollen, und was seinem Namen geschadet hat.“ (StA 7,2, 402) Daß mit den ‚unverständigen Menschen‘ – wie Adolf Beck erläutert – ‚hauptsächlich die von Conz genannten‘ Leo von Seckendorf und Achim von Arnim gemeint sein sollen, ist wenig wahrscheinlich, zumal der Passus ‚ist auch wohl deswegen gut‘ die Argumente von Conz nicht wiederholen, sondern offenkundig ergänzen möchte. Wahrscheinlicher ist dies als Hinweis auf publizierte Äußerungen über den ‚kranken‘ Hölderlin zu verstehen, die erst noch aufgespürt werden müssen. – ‚Die Reiseschatten‘ von Justinus Kerner sind 1811 (anonym) erschienen und geben von der Gestalt des ‚wahnsinnigen Dichters Holder‘ ein Bild, das in der Nachwelt eigentlich Interesse hätte finden müssen, zumal von Kerner, der den Patienten Hölderlin im Klinikum betreut hatte und also Kenntnisse aus erster Hand besaß, mancherlei Aufschlüsse zu erwarten waren. Die Hölderlin-Forschung hat sich jedoch die (vielleicht verständliche) Entrüstung des mitbetroffenen Ernst Zimmer zueigen gemacht – „einen armen Narren wie Hölderlin zu conterfeien, dies beweist Aberwitz und einen höchst unmoralischen ungebildeten Charakter“ (FHA 9, S. 272) – und hat ‚Die Reiseschatten‘ als ‚gemeine Gassenbühne-



rey' (StA 7,2, 413) weitgehend abgetan. Daß Zimmer dies Bild ‚nach dem Leben dargestellt‘ bezeichnete und den Studenten August Mayer, der mit Hölderlin bei Zimmer zur Miete wohnte, für einen ‚Mitarbeiter‘ Kerners hielt – „Kerner könnte, wenn dies nicht wäre, unmöglich alles von ihm so genau gewußt haben“ –, wird dabei geflissentlich übergangen. Ist hinsichtlich des ‚wahnsinnigen Dichters‘ von „konvulsivischen Verzuckungen“ die Rede, ist das für A. Beck ‚ein biographischer Zug‘, hingegen sind ‚Holders Reden‘ nach Becks Meinung „sicher von Kerner erfunden“ (StA 7,2, 474). Was an den ‚Reiseschatten‘ wirklich aufschlußreich ist und Beachtung verdient, geht dabei völlig unter. Hier nur drei Beispiele. 1) Wenn in der ‚Ersten Schattenreihe‘ der ‚Chemikus‘ den Wahnsinn Holders aus einem ‚Überfluß von Sauerstoff in der Seele des Mannes‘ erklärt und von der ‚Stickluft der Gesellschaft‘ oder von einer ‚Schweinsblase voll Wasserstoffgas‘ eine ‚radikale Heilung‘ erhofft, dann ist das offensichtlich eine kecke Persiflage der Lehrmeinung Autenrieths ‚über die Natur des Wahnsinns‘, nach der in der Pathogenese der Manie der Entzug von Sauerstoff und damit die überhöhte Venosität im Kreislauf, aber auch im Muskel- und Nervensystem eine zentrale Rolle spielt (vgl. Hesselberg 30f.), ist offensichtlich aber auch eine Kritik an den radikalen ‚Heilmethoden‘ Autenrieths und dessen Bestreben, den Dichter der Einsamkeit zu entreißen und in die ‚Stickluft der Gesellschaft‘ zurückzuführen. Und wenn der ‚verrückte Holder‘ dem über den Wahnsinn salbadernden Pfarrer an die Gurgel fährt, der zur Bekämpfung der Manie – gleich der damals aufkommenden Kuhpocken-Impfung – eine ‚von Jugend auf tief inokulierte Moralität‘ empfiehlt, dann hat dieser Zug wohl sein Pendant in der erwähnten aufgezwungenen Bibel-Lektüre und bestätigt sie. – 2) Im 5. und 6. Stück der achten ‚Schattenreihe‘ ist von der ‚Erbauung der galvanischen Säule durch Volta‘ die Rede und von Tierversuchen mit der ‚Kleistischen Flasche‘ (auch Leidener Verstärkungs- oder Kondensationsflasche genannt), die Kerner für seine Dissertation bei Autenrieth unternahm. Es handelt sich dabei um eine Vorform der elektrischen Batterie, mit der damals die Medizinstudenten in Tübingen offenbar herumexperimentierten. Bei Berührung beider Pole sprang „mit einem Knall ein glänzender Funke über, und man erhält eine Erschütterung in den Gelenken der Hände und Arme, die sich bei größerer Intensität bis in die Brust erstreckt“, und bei noch größerer Intensität – darf ergänzt werden – sogar das Gehirn affiziert. Die Umstände sprechen dafür, daß Hölderlin bei Autenrieth (mgw. durch Kerner) mit der ‚Elektrisirmaschine‘ behandelt und mit derlei ‚Tierversuchen‘ traktiert worden ist (vgl. J. Kerner: Die Reiseschatten, hrsg. von Walter P. H. Scheffler, 1964, S. 233). – Schließlich 3) die berühmte ‚Wirtshaus-Szene‘ der zweiten ‚Schattenreihe‘: „Der mit schwarzen und weißen Platten belegte Boden des Zimmers wirkte gar seltsam auf Holders Phantasie. Er glaubte nämlich plötzlich, er und wir alle seyen Figuren auf einem Schachbrette. ‚Schach dem König!‘ schrie er; ‚schlagt den Bauern!‘ (die Bauern setzten sich zur Wehre) ‚Läufer weg!‘ brüllte er, ‚ich bin der Springer!‘ und da sprang er mit einem Seitensprunge über die Bauern und Läufer hinweg, zum offenen Fenster hinaus.“ (nach StA 7,3, 473) Wegen des Ausrufs ‚Schach dem König!‘ wird Holder von der Polizei ergriffen und ‚in den Thurm gesetzt‘. Erläuterungen zur Stelle werden in der StA nicht gegeben; dabei

wäre doch wenigstens ein Hinweis auf Hölderlins Verwicklungen in den Stuttgarter Hochverratsprozeß und sein dokumentarisch belegtes Rufen ‚Vive le Roi!‘ vor der Verhaftung Sinclairs (StA 7,2, 342) naheliegend und zum besseren Verständnis wohl auch erforderlich gewesen. ‚Wirtshaus‘ und ‚Seitensprung‘ hat Kerners Freund Ludwig Uhland sogleich – ohne die Begriffsstutzigkeit der Hölderlin-Forschung – als das verstanden, was es ist: als Anspielung auf die Geschehnisse im Hause Gontard. Da zuvor bei Kerner (in I,3) von der ‚ehrebrecherischen Gattung‘ zwischen Chemie und Philosophie die Rede ist, wird verständlich, was Uhland in seinem Brief an Kerner vom 1. 1. 1810 sagen will: „Der plötzliche Sprung Holders könnte ein *Seitensprung* sein...“ (Unterstreichung von Uhland). Ein weiterer Beleg dafür, wie man damals in Tübingen gemeinhin über die ‚heilige Liebe‘ Hölderlins dachte, und wahrscheinlich ist auch die ‚moralische Cur‘ im Klinikum entscheidend gewesen. – Dazu noch eine Aussage von Friedrich Notter, die unser Interesse verdient, jedenfalls mehr, als der Kommentar der StA (Bd. 7,4, 358) erkennen läßt. In seinem Kerner-Essay von 1842 schreibt der einstige Medizinstudent in Tübingen, Hölderlin sei 1811, als die ‚Reiseschatten‘ herauskamen (also 3–4 Jahre nach der Entlassung aus dem Klinikum), noch keineswegs in den ‚völligen Wahnsinn verfallen‘ gewesen, der ihn jetzt (1842) umnachtet; „die einzelnen Ausbrüche seiner Krankheit ‚hätten‘ damals noch so ziemlich die Farbe einer blos verstiegenen und nach Genialität ringenden Dichterimagination“ getragen, „die, als solche, allerdings mehr lächerlich als bedauerungswürdig erscheinen konnte“. Autenrieth hat eine derartige Auffassung über Hölderlin sicherlich geteilt (vgl. die Aussage von Gustav Schoder S. 356), möglicherweise stammt sie sogar von ihm und ist von seinen Studenten vielfach unbesehen übernommen worden.

NACHTRAG 2: Kerners ‚Reiseschatten‘ von 1811 enthalten hinsichtlich Hölderlins nur einzelne versteckte Anspielungen auf Befund und Therapie Autenrieths, so versteckt, daß sie – von der Literaturwissenschaft bis heute nicht wahrgenommen – damals nur dem kleinen Kreis derer, die ohnehin darum wußten, verständlich waren; in der breiten Öffentlichkeit jedenfalls konnten und wollten sie durchaus nicht ‚Anstoß‘ erregen. Und selbst Zimmer sah schließlich von der Forderung nach ‚gedruckter Satisfaction‘ ab. Mit Waiblinger veränderte sich diese Situation schlagartig. Als junger himmelstürmender Literat mit eigenen einschlägigen Erfahrungen machte Waiblinger von seinem Wissen aus erster und zweiter Hand ohne viel Rücksicht Gebrauch und sprach direkt und unbekümmert aus, was er über Hölderlin in Erfahrung hatte bringen können. Beim Phaëton-Roman von 1823 schützte ihn noch die ‚künstlerische Darstellung‘ der ‚Geschichte Hölderlins‘ vor juristischen Nachstellungen; doch 1831 wäre er denen von Seiten des Hof- und Domänenrats Karl Gock sicherlich nicht entgangen, wäre sein grandioser biographischer Versuch über Hölderlin, diese erste grundlegende Pathographie über den ‚Fall Hölderlin‘, nicht postum erschienen. Anlässlich der Frankreich-Reise und des Aufenthalts Hölderlins in Bordeaux 1802 ist da die Rede von ‚Sinnestaumel‘, ‚wilden unordentlichen Genüssen‘ und ‚betäubenden Ausschweifungen‘. Aber Hölderlin – so fährt Waiblinger fort – „konnte unmöglich ein wüstes Leben ertragen. Er war

für ein reines, geordnetes, thätiges Leben geboren, seine geistige und körperliche Natur mußte zu Grunde gehen, wenn er besinnungslos genug war, nun genießen zu wollen, ohne zu fühlen, wie er vorher fühlte, ohne zu genießen. Es währte kurze Zeit, so gerieth sein Geist durch die Schwächung eines so unordentlichen Verhaltens dermaßen aus den Fugen, daß er Anfälle von Wuth und Raserey bekam“ (StA 7,2, 60). Diese Darstellung, mag sie auch mancherlei zusammenreimen, entspricht derart genau der Lehrmeinung Autenrieths über die Entstehung der Manie und seiner Diagnose bei Hölderlin, daß man annehmen darf, sie habe in ihr ihren Ursprung und greife auf sie zurück. – Nicht erst von der Forschung, schon von Karl Gock, dem Halbbruder Hölderlins, ist diese Darstellung bekämpft und nach Kräften abgewehrt worden. Anlässlich der zweiten Ausgabe der Gedichte Hölderlins, der ein kurzer Lebensabriß des Dichters beigefügt werden sollte, schreibt Gock am 12.2.1841 an den Verleger Cotta: „Es ist mir und seinen übrigen Verwandten erwünscht hiedurch zugleich eine Gelegenheit zur gründlichen Widerlegung der von Waiblinger und einigen andern jungen schreibseligen Männern seit einigen Jahren im Druk verbreiteten unwahren Nachrichten über H.[ölderlins] frühere Schicksale zu erhalten, von der uns bißher nur die Rücksicht abhielt, daß wir dadurch zu einer offenen *Discussion* vielleicht gezwungen (werden) können, die wir zur Schonung des unglücklichen H.[ölderlins] absichtlich vermeiden wollten.“ (StA 7,3, 214). Neben der Tatsache, daß Gock (seit 1831 sogar geadelt) aus guten, wohl erwogenen Gründen – und gewiß nicht nur aus Rücksicht auf den im Turm dahinlebenden Bruder – einer öffentlichen Auseinandersetzung aus dem Wege ging, bleibt festzuhalten, daß er zu diesem Zeitpunkt offenbar von einem Leumundszeugnis aus der Hand des Konsul Meyer im Besitz von Landauer keine Ahnung hat, sonst hätte er es zur ‚gründlichen Widerlegung‘ Waiblingers und zur Verteidigung seiner Familienehre mit Sicherheit ins Feld geführt. Erst 15 Jahre später weiß Fritz Breunlin von einem solchen Zeugnis zu berichten. Seine ‚mündliche Überlieferung‘ vom 31. Juli 1856 besagt: „Durch Waiblinger sey Hölderlin der Name wegen Ausschweifung in Frankreich gemacht worden; aber Waiblinger sey so ein Mann gewesen. Hölderlin’s Freund Landauer habe deßhalb an den hamburgischen Consul nach Bordeaux geschrieben, . . . u. habe das schönste Zeugniß erhalten.“ (StA 7,2, 198). In den Erläuterungen der StA nennt A. Beck Waiblingers Äußerungen eine „aus der Luft gegriffene These“, und zum ‚Zeugniß‘ merkt er an: „Spurlos verloren. Zum Zweifel an der Wahrheit der Angabe Breunlins ist kein Grund.“ Daß dieses Zeugnis aus Bordeaux spurlos verschwunden ist, ist kein Wunder: es hat nie existiert! Aus ungenauer Kenntnis der Dinge wußte Breunlin lediglich um die Existenz eines solchen ‚Zeugnisses‘ im Nachlaß Hölderlins, doch das stammte aus der Hand Gonzenbachs aus der Schweizer Zeit vom Jahre zuvor. In ‚guter Absicht‘, vielleicht auch unbewußt, hat Breunlin dieses Schreiben dann zur Wahrung der Familienehre einfach auf den Consul Meyer übertragen. Doch der war bereits tot – er war am 7. April 1818 gestorben – als Waiblinger im Jahr 1822 Hölderlin zum ersten Mal begegnete und im ‚Phaeton‘ 1823 romanhaft begann, in der Öffentlichkeit von der Geschichte Hölderlins, wie er sie verstand, zu erzählen. Breunlins Äußerungen beziehen sich jedoch zweifellos nur auf die Hölderlin-Biographie Waiblingers von

1831, und das läßt sie vollends fragwürdig erscheinen. Andererseits gab es für Landauer – bevor die ‚Gerüchte‘ Waiblingers kursierten – gar keinen Grund, hinter dem Rücken Hölderlins in Bordeaux Erkundigungen über den Lebenswandel des Freundes einzuholen. Man sieht: ‚das schönste Zeugniß‘ aus der Hand des Konsuls Meyer ist Breunlins Fiktion und späte Zutat; es selbst, nicht Waiblingers Aussage ist eine ‚aus der Luft gegriffene These‘, und zwar zu einem Zeitpunkt aufgebracht, da auch Landauer schon nicht mehr lebte – er war 1845 gestorben – also eine direkte Nachfrage oder Überprüfung schon nicht mehr möglich war.

Man könnte demnach das Gerede über das ‚Zeugnis aus Bordaux‘ unbedenklich aus der Dokumentensammlung zu Hölderlins Leben streichen. An seine Stelle könnte jenes ‚Zeugnis‘ aus dem Jahre 1834 treten, das Friedrich Seebaß unter dem Pseudonym ‚Le Petit‘ entdeckt und 1931 (in der Germ.-Rom.-Monatschrift, Jg. 19, S. 29) publiziert hat. Aber das wird man – wie manches andere, das heute wirklich von Interesse wäre – vergeblich in der StA (sowie in der FHA) suchen:

*Friedrich Hölderlin.* Die Liebe, diese christlich-mythologische Zwittergöttin, zerstörte als Maria Anadyomene in Frankfurt am Main, und als Venus vulgivaga in Bordeaux das reiche Leben dieses verschollenen Dichters vor dem Schiller sich furchtsam beugte, und dem Matthisson einen abgetragenen Sonntagsrock schenkte. Seit der Restauration steckt dieser unglückliche Begeisterungstrunkene in einem Tollhauszimmer zu Tübingen, und noch stand sein unvergeßlicher Name nie auf der Totenliste, auch hat ihn seitdem keiner gesehen. Wird er einst als ein poetischer Kaspar Hauser ins neue Jahrhundert herausflattern?

Hyperion, Griechenland’s Eremit,  
Die Schildwach am Grab des Kaisers,  
Erzähle uns, was dein Dichter litt,  
Im Irrenhaus selbst nicht weiß er’s!  
– Was ist der Wahnsinn? ein seliger Traum;  
Man sieht nicht das Meer vor Perlen und Schaum.

NACHTRAG 3: Der erste Besucher Hölderlins im Turm, kurz nach der Entlassung aus dem Klinikum, war allem Anschein nach Justinus Kerner. Das belegt ein Briefentwurf Kerners von 1807, der als Dokument aus dieser dunklen Zeit Hölderlins von besonderem Interesse ist (und es wohl verdiente, in einem Faksimile allgemein zugänglich gemacht zu werden, bevor er als Ausstellungsstück verblaßt und vollends unleserlich wird). Der Passus, der direkt auf Hölderlin Bezug nimmt, lautet (abweichend von StA 7,2 S. 368 und auch von G. Fichtner: Hölderlin-Katalog S. 59):

M⟨agister⟩ Hölder(1)in [befindet sich] ⟨darüber:⟩ |ist noch fast| schlimm, war heute bey ihm, sprach [er] ⟨?⟩ da nichts als vom Con.e|f|lex [und] undeudl. ⟨i-ches⟩ verwirrtes Zeug das mir gar traurig war anzuhören.

Dazu die Randglosse:

Die Zeitläuft stehn ä⟨hn⟩lich ⟨?⟩ fast schlecht ⟨?⟩ u. betrübl.

Die Formulierung ‚war heute bey ihm‘ bezieht sich wohl nicht ‚auf das Klinikum (wie A. Beck meint), da Kerner als Famulus dort ohnehin tagtäglich zugegen war und sich nicht extra und ausdrücklich dorthin hätte begeben müssen. Sie bezieht sich auf einen (ersten?) Besuch außerhalb der Anstalt, d. h. im Turm des Schreinermeisters, zumal die Betreuung der Patienten in der Stadt nach der Entlassung aus dem Klinikum im Bedarfsfall durchaus üblich war. Der Briefentwurf ist demnach nicht auf ‚Anfang 1807‘ zu datieren, sondern ‚nach dem 4. Mai 1807‘.

In den umrätselsten Wort ‚Con.elex‘, in das nachträglich ein ‚f‘ eingefügt ist, hat A. Beck einen ‚abgekürzten Ausdruck der lateinischen Grammatik‘ vermutet; G. Fichtner hingegen deutet das Wort als ‚Verballhornung‘ des Autenriethschen Terminus ‚Conflux‘, mit dem Hinweis auf ‚Wahngedanken‘, ‚die dem Außenstehenden undurchschaubar bleiben‘. So plausibel dies klingen mag: Kerner war kein ‚Außenstehender‘ und hätte als Autenrieth-Schüler den Ausdruck sicher sofort verstanden, wäre er tatsächlich gemeint gewesen. Endlich: kann man die harmlose Änderung von ‚conflux‘ zu ‚conflex‘ als ‚undeutliches verwirrtes Zeug‘ bezeichnen? und was daran wäre so ‚gar traurig anzuhören‘ gewesen?

Folglich muß da von etwas ganz anderem die Rede gewesen sein. Die Lösung des Rätsels ergibt sich aus der deutlichen Unsicherheit bei der Niederschrift des Wortes. Das Innehalten nach den ersten drei Buchstaben, das zögerliche Verweilen der Feder im Zwischenraum zum nächst folgenden Buchstaben, als sollte noch Platz bleiben für einen nicht ausgeführten, und schließlich das nachgetragene ‚f‘, das mglw. das ‚l‘ nicht ergänzt, sondern ersetzt, all diese schreibpsychologisch aufschlußreichen Details zeigen an, daß der Schreiber einen Ausdruck zu fixieren sucht, denen er nur phonetisch, nur in der aufgebrachten, rasch sich überschlagenden Artikulation Hölderlins noch im Ohr hat, den er in etwa der Lautung nach, nicht aber ‚buchstäblich‘ hat erfassen können...

Es gibt in den ‚Bekanntnissen‘ Rousseaus die berühmte Schilderung der ‚Prügel-szene‘, mit der das Paradies seiner Kindheit schlagartig zu Ende war. Obwohl unschuldig, wurde der Knabe von seinem Onkel grausam gezüchtigt: „Dies erste Gefühl erlittener Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit blieb mir [...] tief in die Seele gegraben [...] Man denke sich einen im gewöhnlichen Leben schüchternen und lenksamen, aber feurigen, stolzen und in seinen Leidenschaften unzählbaren Charakter, ein stets von der Stimme der Vernunft geleitetes, stets mit Sanftmut, Billigkeit, Freundlichkeit behandeltes Kind, das nicht einmal einen Begriff von der Ungerechtigkeit hatte und nun zum erstenmal eine so schreckliche von denjenigen Menschen erfährt, die es liebt und am meisten achtet. Welch ein Umsturz der Begriffe! Welche Verwirrung der Gefühle! Welche Umwälzung in seinem Herzen, in seinem Hirn, in seinem ganzen kindlichen Geistes- und Seelenleben! [...] alles, was ich fühlte, war die Härte einer furchtbaren Strafe für ein Verbrechen, das ich nicht begangen hatte. Der körperliche Schmerz, obwohl lebhaft, war mir wenig empfindlich, ich fühlte nur die Entrüstung, die Wut, die Verzweiflung.“ Wie Rousseau diese Züchtigung muß Hölderlin das Klinikum als furchtbar ungerechte Strafe und empörende Mißhandlung erlebt und durchlitten haben. Und als Kerner erschien, muß bei ihm, ganz wie bei Rousseau, die aufgestaute Wut elementar her-

vorgebrochen sein, muß er, um seinem Zorn Luft zu machen, ganz wie Rousseau, viele Male aus Leibeskräften geschrien haben: „Carnifex! Carnifex! Carnifex!“ (Henker! Schinder! Schurke!)

„In der ersten Zeit, da er bey dem Tischler war“ – so weiß Waiblinger von Ernst Zimmer über Hölderlin zu berichten – „hatte er noch sehr viele Anfälle von Rasey und Wuth ... In Zorn und Convulsionen gerieth er gleich, wenn er jemand aus dem Klinikum sah.“ (FHA 9, S. 306).

Zur Wirkungsgeschichte Hölderlins:  
Anton von Passy (1846) und Ludwig Harig (1965)

Von

Gerhard Sauder

1

Anton Passy hat seit 1805 Gedichte, historische Darstellungen, Predigten, Heiligenviten, geistliche Lieder, Kinderbücher, Novellen und Erbauungsbücher veröffentlicht. Er gehörte zum spätrömantischen Wiener Zirkel um Friedrich Schlegel, Adam Müller und Zacharias Werner, mit dem er seit 1806 bekannt war.

Passy wurde 1788 in Wien geboren und studierte dort Theologie, war seit 1810 Erzieher, von 1817 bis 1820 Lektor und Bibliothekar des Grafen Franz de Paula Szechény. Nach dessen Tod trat er in die „Kongregation des heil. Erlösers“ ein. 1821 erhielt er die Priesterweihe. Wegen Krankheit war er seit 1824 vom Einhalten der strengen Ordensregeln dispensiert und konnte sich seiner schriftstellerischen Tätigkeit widmen. Er starb 1847 in Wien. 1846 erschien sein Werk: 'Philosophen der Neuzeit. Humana comödia. Manuscript für Freunde. Erlangen. Bei Theodor Bläsing.' Nach Goedeke (VI, S. 587, Nr. 89) gab es im selben Jahr auch eine Wiener Ausgabe.

Diese 'Humana comödia' in Jamben ist als Überblick über die neuesten philosophischen Tendenzen gedacht. Der Autor beurteilt sie aus katholischer Position. Hegel, der linke und rechte Flügel seiner Schule werden kritisch dargestellt. Nach einem Prolog, der Goethesche Diktion im 'Faust' imitiert, beginnt im „Eingang“ ein Dialog zwischen einem jungen Fürsten, dessen Schulkameraden Bertram, einem Bauernsohn, und dem „Meister“ über Sinn und Zweck des Philosophiestudiums. Vor allem der junge Fürst attackiert Hegel. Bei ihm müsse der Mensch „sich Beulen denken“. Der Meister deutet die politische Gefahr der neuesten Philosophie an: Sie „macht die Massen sich erheben“ (10). Im Licht des Glaubens könne man Eschenmayer und Oken, Hamann und Kant, Hegel und Jakobi, Fichte und Schelling, Feuerbach mit Göschel „paaren“ – alle hätten dasselbe nur gedacht; das Resultat solchen Vergleichens sei „Indifferentismus“. Auf Lamennais, den der Meister zuletzt erwähnt, ist der Fürst nicht gut zu

sprechen. Dies sei ein „abgefallner Engel“, der die Freiheitsmütze auf die Tiara gesetzt habe (12). Der Fürst behauptet schließlich den Vorrang der Poesie vor der Philosophie.

Die Hölderlin geltenden Passagen stehen am Ende des 'Zweiten Salons'. Er wird mit einem „Chor der philosophischen Jüngsten“ eröffnet. Der Meister gibt dann eine ausführliche Darstellung von Hegels Wirken in Berlin und der Entfaltung seiner Schule vor und nach seinem Tode. Besonderes Interesse finden die rechtshegelianischen philosophierenden Theologen wie Göschel und Marheineke. Sie hätten Hegels Denken wie eine neue Scholastik benutzt, um die evangelische Glaubenslehre und deren „Lügendogmen“ wissenschaftlich-hegelianisch zu durchdringen. Nach Hegels Tod hätten dessen Schüler die „Last der Arbeit des Gedankens“ hastig abgeschüttelt. Den Jüngern fehle nun der Meister, eine „linke“ und „rechte Schule“ mit zahlreichen internen Differenzen seien entstanden.

Auf Nathans Ringparabel anspielend, heißt es nun: „Doch mancher Jüngling Teutschlands, voll Ernst und voll Verstand, / Fragt traurig nach dem Manne, dem Weisen im Abendland. [...] «Wer hat vom Begriffeszauberer, den echten Ring geerbt?»“ (26). Es folgt nun diese Passage als Schluß des 'Zweiten Salons'; der „Chor der Christenknaben“ wird hier ad hoc eingeführt:

Chor der Christenknaben

Hat Hölderlin den Zauberring empfangen,  
Er, Hegels bester Freund? – Hielt Hegels Wissen  
Des Dichters Geist und Herz so hart gefangen,  
Daß ihn verwirrten Sehnsucht und Verlangen  
Der neuen Weisheit Fahnen aufzuhissen,  
Damit wer suchend, müde sich gegangen,  
Ausruh' auf der Methode Ruhekissen? –  
Er überlebte Hegel, wie wir wissen,  
Und starb – ach, ohne Hegel zu vermissen.

Meister

Er war mit ihm dem Wissen nachgegangen,  
Als unbefriedet Wissen und Gewissen  
Er stand, von Finsternissen rings umfungen.  
Schon ausgekämpft hat er den Kampf, den bangen,  
Vom labirint'schen Suchen fortgerissen.

Ein Kind

(als Chorführer macht die Parabase).

Da ich nicht weiß, ob ich auf rechter Bahn bin,

Ist's dieser Fortschritt nicht, der mich begeistert;  
Bleibt noch zurück mit mir ihr Christenknaben.  
Wohl möchte lieber selbst sich mit begraben  
Die Seel' – als seh'n, verhüllt und übermeistert  
Die Scherkraft, von so furchtbarem Wahnsinn.

Hölderlin

(erscheint als Kind an der Wand der Schule. Man hört  
Klagemusik, und Hölderlin singt sein Sterbelied).

„Schwer ist zu tragen  
Das Unglück.  
Aber schwerer das Glück.  
Ein Weiser vermocht' es  
Vom Mittag bis in die Mitternacht,  
Und bis der Morgen erglänzte!“

Meister

Schauet dorthin,  
Der hier als Kind steht,  
Kommt aus dem Grab,  
'S ist Hölderlin.

Hört ihr's – in Himmen  
Braust er dahin;  
Sie brechen ab  
Wie wann sich der Wind dreht.

Das direkte Zitat stammt aus 'Der Rhein' (1801). Der Wortlaut ist nicht  
exakt wiedergegeben. Die Passage lautet in Hölderlins ‚vaterländischem  
Gesang‘:

*Denn schwer ist zu tragen  
Das Unglück, aber schwerer das Glück.  
Ein Weiser aber vermocht es  
Vom Mittag bis in die Mitternacht,  
Und bis der Morgen erglänzte,  
Beim Gastmahl helle zu bleiben.* (StA II, 148, v. 204–209)

Passy hat das Gedicht in den Ausgaben von 1826 oder 1846, vielleicht  
aber auch in Seckendorfs 'Musenalmanach für das Jahr 1808' gefunden,  
wo es zum erstenmal im Druck erschien. Dasselbe Zitat, allerdings mit der  
bei Passy fehlenden letzten Zeile und einigen orthographischen und Inter-  
punktions-Varianten, wurde als Motto für Brentanos und Arnims 'Zei-

tung für Einsiedler', Nr. 6, vom 20. April 1808, Sp. 42, verwendet. Passys  
Eingriffe in Hölderlins Text (ausgelassen wurde „Denn“ (v. 204), „aber“  
(v. 206), „Beim Gastmahl helle zu bleiben.“ (v. 209) betreffen nicht nur  
typographische Veränderungen und Auslassungen – der Verzicht auf die  
letzte Zeile zeigt, daß die Anspielung auf Sokrates nicht erkannt, der  
„Weise“ im allgemeinsten Sinne verstanden wurde.

Die Erwähnung Hölderlins in Verbindung mit Hegel und seinen Schü-  
lern dürfte für die frühe Wirkungsgeschichte nicht gerade typisch sein.

2

Ludwig Harig hat um 1955 seine ersten experimentellen Texte veröffent-  
licht – er gehörte damals zu den von Max Bense inspirierten und geförder-  
ten Autoren. Zu den Versuchsfeldern dieser Autorengruppe gehörten u. a.  
„synthetische Texte“: Sprache wird materialiter als Eigenwelt verwendet,  
und zwar nach einer zuvor gewählten Regel der Texterzeugung. Der so  
entstehende Text, dessen Bedeutung nicht schon zu Beginn feststeht, son-  
dern Ergebnis des Verfahrens ist, soll, nach Bense, drei Anforderungen  
genügen: Er soll der grammatischen Norm folgen, Mindestanforderungen  
an die semantische Verständlichkeit erfüllen und eine wenigstens minimale  
ästhetische Struktur aufweisen.

Harigs Text 'Der Brief' steht als vierter unter 29 Texten auf S. 17 f. in  
dem Band: 'Reise nach Bordeaux'. Mit 5 Zeichnungen von Hans Dahlem,  
Wiesbaden 1965 (= Limes nova 13).

Ein Hinweis auf Hölderlin fehlt, doch wird dem Leser in einer Notiz  
zu Beginn der Textsammlung mitgeteilt: „Neben reinen Erzähl- und Per-  
mutationstexten enthält das Buch Zitate“. 'Der Brief' gehört zu den Per-  
mutationstexten; sein Sprachmaterial besteht aus sechs Zitaten aus Höl-  
derlins Brief an Casimir Ulrich Böhlendorff, der in Nürtingen wohl in  
der zweiten Novemberhälfte des Jahres 1802 geschrieben wurde (vgl. StA  
VI, 432 f.). Die Regel, nach der dieser Text erzeugt wurde, ist einsichtig:  
Je sechs Zeilen bilden eine „Strophe“; jede ist bis auf das einleitende „nur“  
und das abschließende „möglich“ mit einer Konjunktion versehen. In  
allen sechs Zeilen wird jeweils das Genitivattribut oder die adverbiale Be-  
stimmung aus der nächsten Zeile in die voranstehende verschoben; in der  
letzten Zeile der 2. Strophe steht dann der permutierte Zeilenteil der  
ersten Zeile usw. Dieser Regel folgen dem „Cento“ aus Hölderlin-Zitaten  
in Strophe 1 fünf weitere Strophen aus permutierten Bestandteilen, so daß  
immer wieder neue und überraschende Bedeutungen entstehen:

Der Brief

- nur das Athletische der südlichen Menschen  
das Charakteristische der Wälder  
das Zusammentreffen in einer Gegend  
das Licht um mein Fenster  
sein Drang im Kommen und Gehen  
das Entstehen des Gedankens im Gespräch
- weil das Athletische der Wälder  
das Charakteristische in einer Gegend  
das Zusammentreffen um mein Fenster  
das Licht im Kommen und Gehen  
sein Drang im Gespräch  
das Entstehen des Gedankens der südlichen Menschen
- aber das Athletische in einer Gegend  
das Charakteristische um mein Fenster  
das Zusammentreffen im Kommen und Gehen  
das Licht im Gespräch  
sein Drang der südlichen Menschen  
das Entstehen des Gedankens der Wälder
- und das Athletische um mein Fenster  
das Charakteristische im Kommen und Gehen  
das Zusammentreffen im Gespräch  
das Licht der südlichen Menschen  
sein Drang der Wälder  
das Entstehen in einer Gegend
- oder das Athletische im Kommen und Gehen  
das Charakteristische im Gespräch  
das Zusammentreffen der südlichen Menschen  
das Licht der Wälder  
sein Drang in einer Gegend  
das Entstehen um mein Fenster
- auch das Athletische im Gespräch  
das Charakteristische der südlichen Menschen  
das Zusammentreffen der Wälder  
das Licht in einer Gegend  
sein Drang um mein Fenster  
das Entstehen im Kommen und Gehen
- möglich

*Jacob Zwillings Nachlaß – Eine Rekonstruktion.* Mit Beiträgen zur Geschichte des spekulativen Denkens. Herausgegeben von Dieter Henrich und Christoph Jamme. Bonn 1895. (Hegel-Studien. Beiheft 28.)

Das Interesse an der Frühgeschichte des Deutschen Idealismus, d. h. an den Formationsbedingungen der klassischen deutschen Philosophie in ihrer zweiten, der eigentlich spekulativ-idealistischen Phase, ist noch verhältnismäßig jung. Das 19. Jahrhundert noch war einzig an Hegels reifem System interessiert (Vgl. Ch. Jamme: Editions politik. Zur „Freundesvereinsausgabe“ der Werke G. W. F. Hegels. In: Zeitschrift für philosophische Forschung 38 [1984], 83–99). Wilhelm Dilthey hat 1905 in einer großen Berliner Akademie-Abhandlung den jungen Hegel entdeckt. Erstmals machte er auch (in seinem berühmten Hölderlin-Essay in dem Sammelband 'Das Erlebnis und die Dichtung') auf die Rolle Hölderlins für die Gedankenentwicklung des jungen Hegel aufmerksam. Langsam trat der Freundeskreis, der sich am Ende des 18. Jahrhunderts um Hegel und Hölderlin gebildet hatte, ins philosophiegeschichtliche Bewußtsein. So ging 1928 Ludwig Strauß einem Mitglied dieses Kreises, Jacob Zwilling, nach; in den 30er Jahren erwählte sich Johannes Hoffmeister das Verhältnis von Hegel und Hölderlin zum Lebensthema. Mitte der 60er Jahre gelang in den Arbeiten von Dieter Henrich und Otto Pöggeler erstmals der gesicherte Nachweis eines Zusammenhangs der philosophischen Fragmente Hölderlins und der Genese der Hegelschen Philosophie. Das Interesse am *Theoretiker* Hölderlin war geweckt; in einer Fülle von Arbeiten (H. Hegel, G. Kurz, K. Düsing, M. Franz, F. Strack, P. Kondylis) sind mittlerweile die Impulse von Henrich und Pöggeler aufgenommen worden (vgl. den Literaturbericht von C. Jamme in: Zeitschrift für philosophische Forschung 35 [1981], 628–645). Seit 1978 hat eine regionsgeschichtliche Kolloquienreihe der Werner Reimers-Stiftung in Bad Homburg und des Hegel-Archivs der Ruhr-Universität Bochum zusätzliche Erhellung von Hegels Leben und Wirken in Homburg und Frankfurt gebracht (dokumentiert in den Bänden 'Homburg vor der Höhe in der deutschen Geistesgeschichte. Studien zum Freundeskreis um Hegel und Hölderlin', sowie 'Frankfurt aber ist der Nabel dieser Erde. Das Schicksal einer Generation der Goethezeit', beide hrsg. v. C. Jamme u. O. Pöggeler, Stuttgart 1981 und 1983). Was in Homburg oder in Frankfurt im Kreis um Hegel und Hölderlin geschah, darüber haben wir heute dank der genannten Untersuchungen recht genaue Kenntnis. Hölderlin, so wissen wir, gelangte schon kurz nach seiner Begegnung mit Fichte in Jena zu einer Theorie, die die in der 'Wis-

senschaftslehre' grundlegte Reflexionsphilosophie von Spinozas Substanzmetaphysik her kritisierte und überwand: allen Entzweigungen der Reflexion müsse eine vorgängige Einheit, ein „Seyn“, zugrundeliegen, das die Ur-teilungen des Denkens allererst ermögliche und begründe (Hölderlin: 'Urtheil und Sein'). Es ist diese (wenig später von Isaak von Sinclair aufgenommene und weiterentwickelte) Theorie, die Hegel schon unmittelbar nach seinem Eintreffen in Frankfurt die Motive an die Hand gab, seinen Kantianismus endgültig zu verabschieden und Ende der Frankfurter Zeit und vor allem dann nach 1800 in Jena seine ureigene Theorie einer spekulativen Logik und Dialektik auszubilden. Es läßt sich heute deutlich erkennen, daß der philosophische Impuls von Jena (1795) aus nach Frankfurt und Homburg ging (zu Hegel, Hölderlin, Sinclair und Zwilling), ehe er dann wieder nach Jena zurückwirkte (Hegel, Schelling).

D. Henrich hat als Fernziel das große, begeisternde Projekt einer (nach R. Kroner neuen) Darstellung des Weges „von Kant zu Hegel“ entworfen. Auf dem Weg zu diesem Ziel sind wir inzwischen schon den entscheidenden Schritt vorangekommen, daß wir heute wissen, daß Hegels Genese mit Hölderlin aufs engste zusammenhängt. Was aber noch im Dunkeln liegt, und darauf hat Hans-Georg Gadamer aufmerksam gemacht, ist die Genese der Hölderlinschen vereinigungsphilosophischen Position: „Freilich, ob wirklich Hölderlin der eigentliche Mittelpunkt und Ausgangspunkt dieser spekulativen Diskussionen war, frage ich mich immer wieder. Können wir aus den uns zugänglichen Quellen, die das, was im Jena Fichtes an spekulativen Möglichkeiten in der Luft lag, doch nur sehr zufällig bezeugen, einen solchen Schluß ziehen? Der Denkstil der philosophischen Essays Hölderlins läßt mich daran immer wieder zweifeln.“ (H.-G. Gadamer. [Rezension von:] Homburg vor der Höhe in der deutschen Geistesgeschichte. Stuttgart 1981. In: Philosophische Rundschau 30 [1983], 152–153, hier 153). Der Erhellung bedarf mithin die Vorgeschichte des Hölderlinschen Fragments über 'Urtheil und Sein'. Der für die Rekonstruktion der Genese des Deutschen Idealismus letzte und entscheidende Schritt besteht in der Analyse der philosophischen Situation in Jena in den Jahren 1792 bis 1795.

In diesem Zusammenhang kommt der Person Jacob Zwillings eine herausragende Bedeutung zu, war er doch derjenige der Freunde, der am längsten bei Fichte in Jena studiert hat. Im Frühjahr 1797 war der philosophierende Homburger Hofpredigersohn und Offizier im Regiment des Erbprinzen (1776–1809) in Homburg und war während dieser Zeit mit Hölderlin und Hegel im Austausch. Es sieht nach den Überlegungen von Dieter Henrich (Jacob Zwillings Nachlaß. Gedanken, Nachrichten und

Dokumente aus Anlaß seines Verlustes. In: Homburg v. d. H. in der deutschen Geistesgeschichte, Stuttgart 1981, S. 245–266), so aus, als habe es im Freundeskreis mehrere konkurrierende philosophische Ansätze, unterschiedliche Varianten der All-Einheits-Lehre gegeben, je verschiedene Weisen der Aufeinanderbeziehung von Vereinigung und Antinomie: Hölderlin, Sinclair und in ihrem Gefolge anfangs auch Hegel (übrigens auch Schelling) vertraten einen metaphysischen Monismus, der – aus Fichtes 'Wissenschaftslehre' hervorgegangen – vom ontologischen Primat des Einen Seins über die Vielheit ausging. Zwilling dagegen scheint in der damaligen Diskussion (setzt man die Entstehungszeit des Fragments 'Über das Alles' auf ca. 1796/97) eine dualistische Position vertreten zu haben: in der Kritik an Fichte und seinem Begriff des absoluten Ich postulierte er als höchstes Prinzip das der „Beziehung“ von Ich und Nicht-Ich. Der Text 'Über das Alles' begründet die Gleichursprünglichkeit von Einheit und Vielheit, Beziehung und Nichtbeziehung, Verbindung und Entgegensetzung, womit er eine Einsicht vorwegnimmt, die Hegel erst am Ende seiner Frankfurter Zeit, im sog. 'Systemfragment von 1800', als die „Verbindung der Verbindung und der Nichtverbindung“ formuliert hat, was unmittelbar zu seiner späteren Definition des Absoluten als Identität der Identität und Nichtidentität führt, weshalb wir, nach einem Wort von Georg Lukács, an dieser Stelle „bereits die entwickelte Form der Hegelschen Dialektik vor uns haben“. Zwilling also gehört mit der Formulierung der These, „daß die Betrachtung der Beziehung auf ihrer höchsten Stufe Beziehung mit der Nichtbeziehung ist“ ('Über das Alles'), unlösbar und wohl auch wesentlich in die Geschichte der Entstehung der Dialektik hinein. Hegels Jenaer Motiv der Priorität der Einbildungskraft vor Ich und Nichtich finden wir schon bei ihm. Andere Motive machen ihn ebenfalls zu einer wichtigen Gestalt, so die Abschlußstellung der Ästhetik innerhalb der Philosophie wie auch der enge Zusammenhang von All-Einheits-Philosophie und hymnischer Dichtung.

Die nähere Untersuchung der Schriften Zwillings ist daher für eine Erhellung der Frühgeschichte des Deutschen Idealismus von der größten Bedeutung. Leider ist nun der gesamte Nachlaß Zwillings, den Ludwig Strauß in den 20er Jahren in Homburg in acht Abteilungen, die zwei Mappen füllten, gegliedert hatte, in der Zeit zwischen 1955 und 1965 in Bad Homburg verlorengegangen. D. Henrich hatte zu seiner Rekonstruktion auf den Weg über das Ludwig Strauß-Archiv der Hebräischen National- und Universitätsbibliothek Jerusalem verwiesen, und aufgrund einer von der DFG freundlich gewährten Sachbeihilfe konnte dieser Nachlaß im August 1981 in Jerusalem durchgesehen werden. Die auf diesem Wege er-

stellte Rekonstruktion wird nun in dem hier vorliegenden Band der interessierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit mitgeteilt. Sie enthält sämtliche von Zwilling indirekt überlieferten Texte, wie sie durch die Abschriften von Strauß in Jerusalem, durch seinen 'Euphorion'-Aufsatz von 1928, durch die Abschriften von Werner Kirchner im Hölderlin-Archiv der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart sowie durch Restbestände des Stadtarchivs Bad Homburg uns zugänglich sind. Dabei gelangen auch bisher völlig unbekannte Fragmente und Briefe ans Licht, etwa ein Fragment zur Kontrastpsychologie und Anthropologie, das vielleicht eine Wirkung auf Hölderlin gehabt haben könnte.

Der Band versteht sich jedoch nicht nur als Abschluß der nun 20jährigen Suche nach Zwillings Nachlaß, sondern zugleich als Auftakt zu einem größer angelegten Projekt, das von den beiden Herausgebern in Angriff genommen worden ist und den Umständen gelten soll, denen Hölderlin und die Homburger Freunde in Jena ausgesetzt waren. Unternommen werden soll erstmals der Versuch, das intellektuelle Profil der Jenaer Situation zwischen 1792 und 1796 so aufzuzeigen, daß verständlich wird, wie ein Schritt in der Richtung auf das spekulative Denken vollzogen werden konnte, der so wesentlich war, daß ohne ihn auch Hegels System ohne eine seiner wichtigsten historischen Möglichkeitsbedingungen gewesen wäre (vgl. den dritten Teil des vorliegenden Bandes: D. Henrich: Der Weg des spekulativen Idealismus). Münden könnte dieses Projekt dann in die überfällige Arbeit an einer neuen Geschichte von Kant bis Hegel.

C. J.

*Wörterbuch zu Friedrich Hölderlin*. I. Teil: Die Gedichte. Auf der Textgrundlage der Großen Stuttgarter Ausgabe bearbeitet von Heinz-Martin Dannhauer, Hans Otto Horch und Klaus Schuffels in Verbindung mit Manfred Kammer und Eugen Rüter. Indices zur deutschen Literatur, hrsg. von Winfried Lenders, Helmut Schanze, Hans Schwerte, Bände 10/11, Tübingen: Max Niemeyer 1983.

Die Hölderlinforschung wartet seit mindestens einem Vierteljahrhundert auf ein Wörterbuch. Friedrich Beißners jahrzehntelang parallel zur großen Edition vorbereitete Unternehmung (worüber die Redaktorin Maria Cornelissen in diesem Jahrbuch 18, 1973/74 berichtet hat), blieb unvollendet und unveröffentlicht liegen. In die Lücke trat 1964 meine 'Konkordanz zu Hölderlins Gedichten nach 1800', die keine Kontexte bietet und den 1. Band der Großen Stuttgarter Ausgabe sowie die in den letzten Jahrzehnten in Tübingen entstandenen „spätesten“ Gedichte auspart. Seit 1983 besitzen wir, auf der Grundlage der Großen Stuttgarter Ausgabe, ein nach Wortarten unterschiedenes Wörterbuch zu allen Gedichten Hölderlins in allen von Beißner hergestellten Fassungen und mit allen Lesarten, das den Substantiven und Adjektiven (nicht der Lesarten) Kontexte zuordnet. Die Forschungsarbeit erfährt fortan durch dieses von der Stiftung Volkswagenwerk getragene, von Pierre Bertaux angeregte, von Hans Schwerte entscheidend geförderte, von Heinz-Martin Dannhauer, Hans Otto Horch und Klaus Schuffels erarbeitete Instrument eine grundlegende Bereicherung. Dies sei zunächst mit Entschiedenheit festgehalten. Alle Kritik an den grundsätzlichen oder nebensächlichen Entscheidungen über die Art der Durchführung dieses Buchs und an den (meist geringfügigen) Inkonsequenzen bei der Befolgung der im Vorwort erläuterten Prinzipien ist dagegen von untergeordneter Bedeutung.

Wenn eine solche Kritik hier dennoch unternommen wird, so geschieht dies nicht von einem Maßstab utopischer Perfektion her, noch weniger aus selbstgenügsamer Krittelei, die jedes Augenmaß vermissen läßt, sondern aus der Erwägung heraus, daß sich in problematischen Befunden oft entweder lexikographische Aporien oder auf Hölderlin speziell zu beziehende Unentscheidbarkeiten verbergen, die sichtbar zu machen lohnen könnte. Neben der Kritik sollen auch skizzenhafte Hinweise auf erste Ergebnisse einer vergleichenden Sichtung der Belege zum 1. Band der Großen Stuttgarter Ausgabe (Gedichte vor 1800) und derjenigen zum 2. Band (Gedichte nach 1800) vorgelegt werden.



Daß die Besonderheit des – oft weitausgreifenden – Hölderlinischen Satzbaus es in manchen Fällen verbot, Verbalbelegen Kontexte zuzuordnen, die das betreffende Verb mit den bedeutungsträchtigen Elementen des ihm zugehörigen Satzes in einer überschaubaren Zahl von Wörtern verbunden hätten, leuchtet ein. Daß diese nicht seltenen Fälle dann dazu führten, sämtliche Verba ihres Kontexts zu berauben, ist eine schmerzliche Entscheidung, die das Wörterbuch zu einer Mischform aus kontexthaften und kontextlosen Lemmata macht.

Innerhalb der Lemmata wurde das Alphabet strikt eingehalten, so daß die Reihenfolge der Belege nicht mit den Seitenzahlen der Großen Stuttgarter Ausgabe Schritt hält, sondern von den jeweiligen Flexionsendungen abhängt. Wer also auf Grund der Anordnung der Belege Schlüsse über Etappen oder Gattungen der Hölderlinischen Lyrik ziehen möchte, muß dies nach Kasusgruppen getrennt vornehmen (z. B. nacheinander für „Herz“ – „Herzen“ [Dat. Sg. oder Plural] – „Herzens“ [Gen. Sg.]). Besonders verwirrend nimmt sich der Artikel „Tod“ aus, wo aus alphabetischen Gründen die frühesten Belege (Bd. 1, S. 2–53) am Schluß des Inventars der Gedichte vor 1800 zu stehen kommen, weil der sehr junge Hölderlin (in Denkendorf und Maulbronn) noch „Todt“ schreibt statt „Tod“. Wenn nun ein und dasselbe Wort in zwei orthographisch verschiedenen anlautenden Formen vorkommt, wie „Athem“ und „Othem“, erscheint es an zwei getrennten Stellen (S. 33 und 507), leider ohne Verweisung.

Unverständlich und hinderlich ist die Einbeziehung derjenigen Stammbuchblätter und Widmungen, die fremde Texte enthalten oder in Prosa abgefaßt sind. Diese brechen störend in den Hölderlinischen Wortbestand ein. Warum sollen die Verse 49–52 und 61–64 aus Klopstocks Ode 'Der Zürchersee' Hölderlin zugeschlagen werden, nur weil er sie einem Freund ins Stammbuch geschrieben hat?

Eine Erschwerung für den Benutzer bildet die Verschmelzung von Substantiv und Verb in einem Lemma wie „Leben“.

Daß auf eine semantische Differenzierung auch der homographischen Wörter verzichtet wurde, ist um so bedauerlicher, als hier der von Hölderlins manchmal klar unterscheidender Orthographie gesteuerte Computer gelegentlich die für den Benutzer hilfreiche Unterscheidung schon besorgt hatte, die nun aber durch die graphische Anordnung der Bearbeitung nachträglich wieder verwischt wurde. Als Beispiel hierfür diene das Lemma „Weide“. Hölderlin schreibt den Baum durchweg mit -ei-, die Viehweide durchweg mit -ai-. Er sah also hier zwei verschiedene Wörter. So erscheint denn unter dem Lemma „Weide“ im Abschnitt der Singularbelege zum

2. Band zuerst ausschließlich das Material mit der Bedeutung ‚Viehweide‘ (oft auch im übertragenen Sinn, den wir auch in ‚Augenweide‘ vor uns haben), anschließend erst dasjenige mit der Bedeutung ‚Baum‘. Aber da im 1. Band und im Abschnitt der Pluralform des 2. Bandes nur Belege mit der Bedeutung ‚Baum‘ vorkommen, ergibt sich dann doch keine klare Zweiteilung (die ja auch gar nicht beabsichtigt war). Ein Parallelfall ist „schweigen“, wo Hölderlin gewiß nicht zufällig den transitiven Gebrauch (‚zum Schweigen bringen‘) mit -ai- schreibt. Dieser Beleg steht auch wieder aus rein alphabetischem Grund vor den intransitiven Belegen, ohne daß diese mechanische Differenzierung für den Benutzer semantisch ausgewertet würde. Ebenso ist „Gratie“ (die Göttin) von „Grazie“ (die Anmut) vom Computer im Einklang mit Hölderlin gesondert, von der Bearbeitung nachträglich wieder vereinigt worden.

Nicht immer verstehe ich die Angaben des „Verweissystems“. Inwieweit findet der Satz im Vorwort Anwendung: „Sämtliche Zusammensetzungen sind deshalb in das Verweissystem eingearbeitet worden, wobei beim Simplex jeweils auf die zusammengesetzte Form verwiesen wird.“? Offenbar gilt dies nur, wenn ein Simplex bei Hölderlin belegt ist. Der Benutzer, der bei Hölderlin nach dem Wort „Trophäe“ fahndet, findet es nicht unter diesem Lemma und wird nicht auf das Vorkommen von „Ruhmstrophäe“ hingewiesen. So findet er auch „Sacktuch“ nicht unter „Tuch“ (das freilich als Simplex auch nicht belegt ist), „Sämann“ nicht unter „Mann“. „Starkausdauernd“ erscheint unter „dauern“, nicht unter „ausdauern“. „Griechensang“ fehlt unter „Sang“ (während „Abendsang“, „Amselnsang“, „Jubelsang“, „Schlammersang“, „Tränensang“ dort aufgeführt sind). „Gesang“ als Kompositum von „Sang“ aufzufassen, ist indes wiederum problematisch, wie „gerecht“ als Kompositum zu „recht“, „umsonst“ zu „sonst“. Unter „trennen“ finden sich „unzertrennbar“, „unzertrennlich“, nicht aber „untrennbar“.

Unter „Geist“ findet sich auch ein Hinweis auf „stillbegeistert“, dort aber kein Beleg, dafür einer unter „stillebegeisternd“. Dieses Wort steht in der 'Elegie' (v. 76). Die entsprechende Stelle in der 2. Fassung ('Menons Klagen um Diotima') ist nicht unter demselben Lemma verzeichnet, weil Hölderlin jetzt das Kompositum in zwei Worte aufteilt: „stille begeisternd“.

Oft werden Adjektive von den Bearbeitern als Partizipien verstanden, die für viele Leser einen adjektivischen Charakter erlangt haben. So ist es befremdlich, „gefangen“ nur unter „fangen“ zu finden. Ein Hölderlinisches Spezialwort wie etwa „das Beste“ wird leider nur unter „gut“ er-

faßt. „Selten“ wird auch in adverbialer Bedeutung jeweils mit einem Kontext vermittelt, „oft“ nie, weil es nicht in adjektivischer Form vorkommt.

Bedauerlich ist, daß der zentrale Beleg aus 'Mnemosyne': „uns wiegen lassen, wie auf schwankem Kahne der See“ zu „der See“ statt „die See“ gestellt wurde, ein offensichtliches Versehen.

In einigen der hier genannten Fälle hat eine normierende Vorentscheidung der Hölderlinischen Spezialsituation zu wenig Rechnung getragen. Jedoch wird der Benutzer meist durch aufmerksam mitdenkendes Suchen das gewünschte Lemma finden.

Durchaus konstruktiv nehmen sich nun Vergleiche aus, die auf Grund deutlicher Unterschiede zwischen den ja stets klar gesonderten Belegen zum 1. und zum 2. Band der Großen Stuttgarter Ausgabe möglich werden. Dazu seien einige Proben mitgeteilt: Nur im Frühwerk (vor 1800) sind Lemmata vertreten wie „Göttin“, „Größe“, „Übermut“, „Vorzeit“. Fast nur im 1. Band treten auf: „Freundschaft“ (Ausnahmen finden sich in den 'spätesten Gedichten' und natürlich in 'Stammbuchblättern' und 'Widmungen', ferne in den umstrittenen Texten 'Epistel' und 'In lieblicher Bläue . . .'), „beben“, „Freiheit“, „Greis“, „Hütte“, „Melodie“, „Pilger“, „Saat“, „Sieg“, „stolz“, „trüb“, „Unschuld“, „Vollendung“, „Wahn“, „winken“, „Zauber“, „zauberisch“, „Ziel“, die beinah alle auf Vorbilder der Zeit zurückgeführt werden können. Ausschließlich nach 1800 aufgeführt sind: „Anmut“, „prophetisch“, „Schrift“, „sprachlos“, „Steg“, „ungebunden“, „Werkstatt“, „Wohnung“, Wörter, von denen keines ohne Hölderlinische Spezialfärbung auftritt. Fast nur im 2. Band findet man: „Alpen“, „prächtig“, „Rauch“, „Schnee“, „Sprache“, „Straße“, „Weg“, „das Wild“, „Zeichen“, „zornig“. Daraus könnte man lesen, daß sowohl der Bereich der Ungebundenheit wie derjenige der Sprachreflexion und der sprachgewordenen schützenden Zeichen, aber auch der Richtungsanzeigen erst dem späteren Werk angehören.

Indem das Wörterbuch allein durch seine graphische Disposition solche Vergleiche ermöglicht, regt es zu einer sprachbezogenen Hölderlin-Forschung an, die heute nötiger denn je geworden ist. In diesem Zusammenhang ist zu bedauern, daß die am Ende einer Beleggruppe gelegentlich (jedoch viel zu selten) auftretenden kursiven Häufigkeitsziffern nach undurchsichtigen Kriterien ausgewählt wurden.

Die hier vorliegende Darbietung des Hölderlinischen Wortbestands ist für die Detailforschung so förderlich, daß alles daran gesetzt werden muß, das – bereits gespeicherte – Material zu den übrigen Bänden der Beißnerschen Ausgabe gleichfalls zu veröffentlichen. Zum 'Hyperion', zum 'Tod des Empedokles', zu den theoretischen Schriften, zu den Briefen und vor

allem zu den Übersetzungen, vornehmlich aus Pindar und Sophokles, ergäben sich sprechende Akzentuierungen und Verschiebungen, die Ausgangspunkt für neue Forschung werden könnten, eine Forschung, die ins Zentrum dieses immer präziser durch eigenste Sprachgewohnheiten sich bezeugenden und begreifenden Dichters hineinleuchtete.

Bernhard Böschenstein

Pierre Bertaux hat für seine Landsleute ein von Begeisterung getragenes neues französisches Hölderlin-Buch verfaßt, in dem seine beiden früheren deutschen aufgegangen sind. Er richtet sich dabei vornehmlich an Leser, denen die deutsche Sprache unbekannt ist. Da er Hölderlins Drama, seine Oden, Elegien, Hymnen und späten Fragmente für unübersetzbar hält, handelt er sehr wenig vom Werk, dafür um so intensiver von der Biographie und dem Zeitalter des Dichters. Die Behandlung eines Gedichts hat in diesem Buch Seltenheitswert und findet nur statt, wenn sie sich dem Gesetz unterwerfen läßt, nach dem das Ganze gearbeitet wurde. Versuchen wir dennoch, anhand der seltenen Beispiele dieses Gesetz gleichsam *e contrario* zu beschreiben: In die biographische Evokation der Tage von Kassel und Bad Driburg flicht Bertaux den Hinweis auf die Elegie 'Brot und Wein' ein, die die damaligen Gespräche zwischen Hölderlin und Susette Gontard umgesetzt enthalte, „falls wir lesen können“. 'Brot und Wein' sei Hölderlins 'Gastmahl', die antiken Gespräche über Eros sollen zweifellos in Bertaux' Geist mit Hölderlins Darstellung des Dionysos verknüpft werden. Ein solcher Gedankenblitz wird nicht in eine zusammenhängende Interpretation überführt, er verschwindet sofort zugunsten der Fortsetzung der ausführlichen biographischen Schilderung. Bertaux sagt und sagt nicht, worauf ihm alles ankommt: „Nur zu Zeiten erträgt göttliche Fülle der Mensch.“ Diese Augenblicke, z. B. diejenigen von Kassel und Bad Driburg, wollen verewigt und zugleich verschwiegen sein. Daher soll der Hinweis auf sie alsobald wieder getilgt werden. Hölderlin gibt Zeugnis und zieht sich zurück. Das fast ausschließliche Verweilen bei der Rekonstruktion des Lebens meint denn auch die Verwirklichung einer Überzeugung: Hölderlin habe Persönlichstes in seine Texte gelegt, deren mythische und philosophische Sprechweise zu dessen Schutz aufgeboden werde. Nur wer diese Schichten durchstößt, hat ihn begriffen. Aber dies läßt sich nicht aussprechen, ohne dem Lebendigen zu schaden. Also bleibt es bei der diskreten Andeutung.

Wo ein Gedicht konventioneller ist, eine Übersetzung eher verträgt, kann sein Inhalt mitgeteilt werden. So im Fall der Idylle 'Emilie vor ihrem Brauttag'. Welche Brücken schlägt hier Bertaux zu seinem Publikum? Er hebt die Feier Korsikas hervor, der Heroeninsel, die Napoleon hervorbrachte. Er findet in Paoli, dem großen Aufständischen, Napoleon vorweggenommen. In des Helden Eduard, des Bruders der Emilie, antiken Freundschaften und Tod sieht er Saint-Justs Anweisungen ver-

wirklicht. Und in den Worten „O laßt! Ich kann die Toten lieben, / Die Fernen [. . .] Dem Täglichen gehör ich nicht“ ist das Göttergespräch mit Diotima ein neues Mal verewigt und die Trennung von ihr schon enthalten, auch über die Entstehungszeit dieser Idylle hinweg. Auch hier bricht Bertaux ab, sobald er die Andeutung gewagt hat. Nicht anders nimmt sich einmal mehr seine Beschäftigung mit 'Andenken' aus. Hier gilt das Augenmerk der Mitte des Gedichts. Auch ich sehe in der Mitte der Mitte die mehrmals wiederkehrenden S und G für bedeutsam an. Jedoch deute ich das „Seellos von sterblichen Gedanken“ umgekehrt: es kann – wie andere vor mir schon gesehen haben – grammatisch nicht heißen: seellos von Gedanken an das Sterben. Dagegen, umgekehrt: entseelt von Gedanken, deren ephemerer Charakter ablenkt vom Gedanken an die Geliebte, „Von Tagen der Lieb, / Und Taten, welche geschehen.“ Erst wenn diese Ablenkung abgewehrt ist, kann „unter Schatten der Schlummer“ eintreten, wozu das „dunkle Licht“, der Wein und in eins damit der Weingott, verhelfen, die „heilig Gedächtnis“ wachhalten. Auf einem andern Weg komme ich zur selben Interpretation wie Bertaux, nur, gebe ich, wie andere vor mir, dem Wort „sterblich“ einen entgegengesetzten Sinn.<sup>1</sup> Um diese Mitte herum konzentriert sich Bertaux' Behandlung des Gedichts, und wieder um den Bordeaux-Wein „retour des îles“ als Erklärung für die von Beißner so zentral hervorgehobene ‚Kolonie‘-Stelle. Daß der Vers „Fast wär der Beeseeler verbrannt“ mit der Gefahr eines Brandes der Weinfässer auf dem Schiff in tropischer Sonne zu verbinden sei, führt indes vom Mythos der Dionysosgeburt weg, der hier unmißverständlich erinnert wird. Den französischen Lesern wird diese mythische Schicht wenig veranschaulicht, wahrscheinlich weil sie, als Teilhaber an einer französischen Konzeption antiker Mythologie, sonst aus Hölderlin einen konventionellen Klassiker machen könnten. Denn nur der ‚Sprachgeist‘ kann die Legitimität der mythischen Sprechweise darlegen, und auf dessen unmittelbare Vergegenwärtigung hat Bertaux ja rigoros verzichtet. Seine ‚mittelbare‘ Präsenz, etwa in Bettinas Sätzen aus der ‚Günderrode‘, hat er dagegen um so stärker betont.

Von den späten Fragmenten ist nur dort die Rede, wo der Themen, Orte, Namen addierende Zettel, den Unkundige für ein Zeichen des Wahnsinns hielten, mit dem historisch-mythischen enzyklopädischen Umfang seines Vorhabens verbunden werden kann, der an Victor Hugos 'Légende des siècles' erinnere. Nicht daß Bertaux die beiden Dichter im Ernst einander annähern möchte, aber er weiß, welche umfassende Sicht

<sup>1</sup> Vgl. dazu jetzt Bertaux' 'Hölderlin-Variationen', S. 89 ff.

er mit dem magischen Schlüsselwort Hugo für seine französischen Leser aufruft, denen eine vergleichbare Vorstellung vermittelt werden soll. Vollends unerwartet, aber auch wieder erklärbar ist der wiederholte Hinweis auf den von Hölderlin nirgendwo erwähnten Dante, ob nun die Paolo- und Francesca-Stelle innigster Liebesbeziehung, die „Hälfte des Lebens“ oder „die Liebe, welche Sonn und Sterne reget“, gemeint sei: Dante, dessen Umfang vom Inferno zum Paradiso der in 'Brot und Wein' durchmessenen, doppelten Richtung zum „Haus der Himmlischen“ und zum „Finsteren“, „Götterlosen“ verglichen werden könnte – was Bertaux aber nicht ausspricht.

Die vielen Brücken von Hölderlins Leben zu Frankreich, sei es im Kontext der Französischen Revolution und ihrer Statthalter Robespierre und Saint-Just, sei es in der Erfahrung der antiken Größe Napoleons, sei es in der Wahrnehmung der Landschaft um Bordeaux, sei es schließlich in der Atmosphäre, die der verlassene menschscheue Eremit Rousseau in einigen seiner 'Rêveries d'un promeneur solitaire' evoziert, hat Bertaux in diesem Buch viel stärker gebaut als in den bisherigen, weil er den Franzosen das Klischee vom seraphischen bläulichen Griechenschwärmer ausreden will, von dessen Fortleben er offenbar überzeugt ist. Freilich stellt sich hier eine Grundfrage: wiederholt wurden ja französische Leser im Bereich der deutschen Literatur und Philosophie fasziniert von der Gegensätzlichkeit zu dem von ihrer Geschichte und Literatur her Gewohnten. Gerade auch für Hölderlin ist dies etwa bei Jouve, Tardieu, Char, du Bouchet der Fall, die sein „Fremdes“ in ihre Texte aufzunehmen vermochten und es dort als Fremdes wirken ließen. Deshalb ist die bestätigende, annähernde, Vertrautes um Hölderlin konstruierende Geste Bertaux' gerade nicht diejenige, die heute die junge französische „Hölderlin-Generation“ zu Hölderlin geführt hat, sie, der eine auf Heideggers sprachlichem Verfahren fußende gegenwärtige französische Philosophie wie die Derridas einen weniger kommunikativen, weniger exoterischen, weniger 'öffentlichen' und politischen Zugang zum deutschen Dichter zu eröffnen scheint. Damit hat Bertaux nichts im Sinn, für den Heidegger ausschließlich der Verdunkler Hölderlins ist. Er will für Hölderlin ein neues, breiteres, unphilosophischeres Publikum erobern.

Der 1800-Kontext ist heute vielleicht weniger sprechend für jüngere französische Leser, als er es für Bertaux' Generation war, die ihn vor Verfälschung und Verrat mehrmals zu schützen hatte. Wenn Hölderlin die Ausfahrt ins Fremde mit der Rückkehr ins Eigene unabdingbar verbindet, so könnte nun in Analogie dazu der dem deutschen Leser seinerzeit in willkommener Fremdheit entgegengetretene Hölderlin Bertaux' erneut

umgestaltet werden zugunsten einer produktiven Distanz zu den französischen Lesern. Auf diese Umkehrung hat Bertaux indes verzichtet, sicher aus Treue zu seinem Gegenentwurf zur konventionellen romantisierenden und desinkarnierenden Hölderlin-Vorstellung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

Ofters vernimmt man in diesem neuen Buch aus Bertaux' eigener Feder den Einwurf der Gegner seiner bekannten Thesen: „aber wo bleiben die Beweise?“ Im Anschluß an solche Sätze wird dem Leser dann mitgeteilt, daß er jetzt eine nur Bertaux eigene Version erfahre, nur eine Hypothese, die für ihn durchaus stimmig, für andere Forscher jedoch zweifelhaft sei. (Der durchweg verwendete Indikativ Präsens übt indes auf den Leser eine suggestive Wirkung aus.) Dann aber schweigt diese zweite, mahnende Stimme wieder für lange Zeit, ohne daß der hypothetische Charakter erneut erinnert würde. Da keine Zitatnachweise noch auch Forschungsmeinungen mitgeteilt werden, ist der wissenschaftlich interessierte Leser gehalten, die entsprechenden deutschen Kapitel aufzusuchen. Die Lesbarkeit des französischen Textes wird natürlich durch all diese Weglassungen gesteigert.

Über die aus den beiden deutschen Büchern bekannten Thesen als solche ein neues Mal zu diskutieren, ist hier nicht der Ort. Dies müßte jetzt im Licht neuester Forschung geschehen, die gleichfalls auf der biographischen Ebene vor sich geht. Diese entsteht in der Befragung und Erarbeitung der Bertauxschen Biographie jetzt sowohl im Kontext des Jakobinismus wie der Epoche in Autenrieths *Clinicum* (in diesem Band S. 306 ff.). Viele Details aus Hölderlins Leben, zumal in Frankfurt, Homburg und Tübingen, viele biographische Fakten aus dem Leben der mit Hölderlin befreundeten deutschen Teilhaber an der revolutionären Politik der 1790er Jahre sind für die französischen Leser neu und überraschend. Freilich liegt verständlicherweise für Bertaux der Akzent weit mehr auf dem, was er entdeckt hat oder für wahrscheinlich hält, als auf dem, was z. B. durch Hölderlins Briefe schon länger bekannt war. Die Lust, Lücken in der biographischen Überlieferung auf Grund eines Tarnungen und Verharmlosungen durchstoßenden Spürsinns auszufüllen, gehört von jeher zu den Neigungen und Versuchen Bertaux', dem – das ist seine Stärke und Schwäche zugleich – kritische Einwände wenig anhaben können. Daher leistet nur eine Beweise erbringende Kleinarbeit hier die von ihm gutgeheißene und von der Forschung erwartete produktive Fortführung.

Der Epilog zu diesem stellenweise sehr persönlichen Buch zeigt noch einmal, wie die Begegnung mit Diotima für Bertaux den wichtigsten Einstieg in das Verständnis des Verlaufs von Hölderlins Leben- und Werk-

geschichte darstellt. Erfüllung, Versagung, Zusammenbruch als Stationen zunächst im engsten Raum, dann erst im weiteren und weitesten, nämlich historisch-politischen Kontext zu begreifen, ist in diesem der Liebe gewidmeten Buch der Antrieb zum Schreiben gewesen.

Bernhard Böschstein

## Das Hölderlin-Archiv 1980–1984

Von

Maria Kohler

Zuletzt wurde über die Tätigkeit und die Neuerwerbungen des Hölderlin-Archivs in den Jahren 1976–1979 im Hölderlin-Jahrbuch Bd. 21 (1978–1979), S. 363–365 berichtet. In die nun anschließende Zeit fällt im Hinblick auf

*1. Hölderlin-Handschriften und Dokumente* die wichtige Erwerbung des seit 1969 in der Württembergischen Landesbibliothek verwahrten Nachlasses von Hölderlins Stiefbruder Carl Gok. Die Papiere waren seit Goks Tod i. J. 1849 im Familienbesitz; sie sind nun mit Ausnahme der beiden von Frida Arnold weggeschenkten Hölderlin-Handschriften (Vorrede zur vorletzten Fassung des 'Hyperion' H<sup>3</sup> I, und Stammbuchblatt für Carl Gok) wohl unvermindert in unsern Besitz gelangt. Der wichtigste Teil des Nachlasses sind die Briefe von Susette Gontard an Hölderlin mit Hölderlins Gedichtentwurf 'Was ist der Menschen Leben...' auf der Rückseite des „Diotima“-Briefes vom 5. März 1800. Ferner enthält er die in der Stuttgarter Ausgabe veröffentlichte Korrespondenz Goks zu den frühesten Hölderlin-Ausgaben (2. Auflage des 'Hyperion' 1822, 1. und 2. Auflage der 'Gedichte' 1826 und 1843, und Ausgabe von Christoph Theodor Schwab 1846), die Familienkorrespondenz betreffend die Erbauseinandersetzungen nach dem Tod der Mutter und nach Hölderlins Tod, Schriftstücke über die Pflege Hölderlins im Tübinger Turm, über seine Krankheit und über seinen Tod. In einem sogenannten „Blauen Mäppchen“ befinden sich die Grabreden auf Carl Gok und auf seinen 1840 gestorbenen Sohn Carl Eduard Ludwig, Goksche [?] Gedichte auf seine frühverstorbenen Kinder, einige Stammbuchblätter (zwei Blätter der Mutter Hölderlins und Goks, ein Blatt der Großmutter Heyn und ein Blatt der späteren Frau Goks, Marie Eberhardine Blöst) sowie verschiedene Gedichtabschriften. Eine grüne Faltkassette in rotem Schuber enthält hauptsächlich Andenken von Goks Frau an ihre verstorbenen Kinder, ein Stammbuchblatt von ihrer nachmaligen Schwiegermutter Gok verw. Hölderlin, ein Stammbuchblatt von ihrem nachmaligen Mann, ein „Freundschaftsband“ in röt-

licher Seide mit den aufgedruckten Namen Henriette Hölderlin, Friederich Hölderlin, Eberhardine Blöst, Henriette Bräunlin, Louis Blöst, Carl Gock. (Ein gleiches, grünfarbiges Band befand sich im Besitz Carl Goks; es ging im Februar 1945 auf dem Postweg verloren.)

Im Zusammenhang mit den Arbeiten am Registerband zur Stuttgarter Ausgabe, der auch letzte Nachträge zu Bd. I–VII enthalten wird, fand sich in Schweizer Privatbesitz die verschollen geglaubte Nachschrift zu Hölderlins Brief an seine Mutter vom Dezember 1785 (StA VI, 4 f., Nr. 2). Der Hauptteil des Briefes gehört zum Hölderlin-Nachlaß von Christoph Theodor Schwab, der sich seit 1883 in der Württembergischen Landesbibliothek befindet. Schwab hatte die Nachschrift samt Hölderlins Unterschrift abgetrennt, den abgetrennten Text auf die Seite 4 des Originalbriefes geschrieben und das Blatt 1881 an den Autographensammler Wüstemann nach München gesandt. Die Sammlung Wüstemann wurde 1890 versteigert; dieses Blatt ist im Versteigerungskatalog nicht aufgeführt. Im Spätherbst 1984 konnten wir es erwerben. Damit ist der ganze Brieffragmente Hölderlins am gleichen Ort wieder vereint.

Die Hölderlin-Forschung schuldet dem Direktor der Württembergischen Landesbibliothek, Herrn Dr. Hans-Peter Geh, Dank für seine Bemühungen um den Ankauf des Gok-Nachlasses und dieses Brieffragmentes.

In dem vom „Haus der Bücher“ in Basel i. J. 1981 herausgegebenen Verkaufskatalog 'Deutsche Gedichte in Handschriften' fand sich S. 66 ein Faksimile der Hölderlinschen Niederschrift zu dem Spätgedicht 'Aussicht. Der off'ne Tag ist Menschen hell...'. Das Gedicht wurde in der Stuttgarter Ausgabe, da eine Handschrift nicht bekannt war, nach dem Erstdruck veröffentlicht (II, 287/911). Das Blatt wurde vom Deutschen Literaturarchiv in Marbach erworben.

In der Südwest-Presse vom 3. November 1984 berichtet Volker Schäfer über das neuentdeckte Stammbuch des Stifflers Johann Philipp Weigelin (1769–1830), der 1791 aus dem Tübinger Stift ausschied. Aus diesem Jahr stammt ein Blatt, das Hölderlin und Neuffer gemeinsam geschrieben haben. Das Stammbuch ist Privatbesitz.

Die neuen Handschriftenfunde gingen als Nachträge zu Bd. I–VII in den Registerband (= Bd. VIII) der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe ein. Zu diesem Nachtragsteil konnte das Hölderlin-Archiv auch verschiedene Dokumente beisteuern, die sich bei den laufenden Arbeiten des Archivs gefunden haben. Zwei Titel wurden erst bekannt, nachdem dieser Teil des VIII. Bandes in Satz gegangen war. Das erste Dokument ist eine im Handschriftenbestand der Württembergischen Landesbibliothek (cod.

hist. 4° 603) gefundene Anweisung von Georg von Cotta vom 26. November 1845. Vermutlich ein Angestellter des Verlags wird beauftragt, „Herrn Künzel, welcher die Gefälligkeit hatte uns mehrere noch unbekannte Gedichte von Hölderlin für dessen sämtl. Werke zu verschaffen, unendgeldlich abzugeben 1 Göthe sämtl. Werke Taschenausgabe in vierzig Bänden, 1 Götz v Berlichingen illustriert, 1 Lenau Gedichte Miniatur Ausgabe“. Carl Künzel (1808–1877) hatte für die Schwabsche Ausgabe u. a. „eine Korrespondenz Hölderlins mit Schiller bei Rektor Hoffmeister in Köln festgestellt“ (vgl. StA VII, 3, Nr. 655). Bei der Goethe-Taschenausgabe handelte es sich wahrscheinlich um die bei Cotta 1840 erschienene vierzigbändige Ausgabe in Taschenbuchformat. – Der zweite Titel betrifft Hölderlins Wirkungsgeschichte. Karlhans Kluncker hat in seiner Monographie 'Georg Friedrich Daumer, Leben und Werk 1800–1875' (Bonn 1984) auf Daumers Hölderlin-Kenntnisse hingewiesen, die sich u. a. in dessen Ausgabe 'Bettina. Gedichte aus 'Goethes' Briefwechsel mit einem Kinde', nebst erläuternden und vergleichenden Anmerkungen' (Nürnberg 1837) finden.

Die Stadt Bad Homburg v. d. H. hat im Spätsommer 1984 dem Hölderlin-Archiv weitere Materialien als Deposita übergeben. Es handelt sich um die „Sammlung von Briefen Sinclairs“, bestehend aus drei Briefen an Hölderlins Mutter (StA VII, 2, Nr. 289, 314, 345), neun Briefen an Franz Wilhelm Jung (darunter StA VII, 1, Nr. 121 a. b.), einem Brief an Heinrich Brühl, dem „ProMemoria“ an den Landgrafen vom 7. Juli 1804 und dem Dekret über Hölderlins Bibliothekarsgehalt (StA VII, 2, Nr. 305 und 306), ferner einem Brief an einen Amtsrat Haupt. Weiterhin wurden übergeben die Briefe von Hölderlins Neffen Friedrich Breunlin an den Homburger Stadtbibliothekar Johann Georg Hamel, die das Geschenk der Hölderlin-Handschriften an die Homburger Bibliothek betreffen (die Briefe sind veröffentlicht im 'Katalog der Hölderlin-Handschriften', Stuttgart 1961, S. 33–35), dazu Aufzeichnungen Hamels über Gespräche mit Breunlin und schließlich eine handschriftliche Biographie des Hofrats Franz Wilhelm Jung, verfaßt von seinem Sohn Wilhelm Jung, Obergerichtsrat in Mainz.

## 2. Nachlässe von Hölderlin-Forschern

Im Jahr 1980 übernahm das Hölderlin-Archiv die Hölderlin betreffenden Teile des Nachlasses von *Friedrich Beißner*, beginnend mit den Vorarbeiten zu seiner Dissertation 'Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen' (Stuttgart 1933). Alle übrigen Materialien samt der ganzen Korrespondenz befinden sich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach.

Ebenfalls 1980 übergab Dr. Georg Peter Landmann aus dem Nachlaß von *Edgar Salin* 19 Briefe Hellingraths an Salin, ferner 20 Schriftstücke an Karl und Hanna Wolfskehl von Hellingrath, von Marie von Hellingrath und von Imma von Bodmershof. Die Briefe ergänzen teilweise die im Hellingrath-Nachlaß vorhandene Korrespondenz.

*Imma von Bodmershof*, Hellingraths Braut, – sie starb im August 1982 – vermachte dem Hölderlin-Archiv den Schreibtisch Hellingraths, verschiedene Bildnisse und Fotografien, die an sie gerichteten Briefe Hellingraths und andre den Hellingrath-Nachlaß ergänzende Papiere.

Die umfangreichen Materialien aus dem Nachlaß von *Adolf Beck*, 1983/84 vom Hölderlin-Archiv übernommen, konnten noch nicht eingehend gesichtet werden.

### 3. Erwerbungen

Über den die Bibliothek des Archivs betreffenden Zuwachs geben nach wie vor die Neuerwerbungslisten Auskunft. Sie umfassen für die Berichtszeit 1208 Nummern: Monographien, Aufsätze in Sammelbänden und in Zeitschriften und Zeitungen, Rezensionen, Berichte über Aufführungen und andere Veranstaltungen, Kompositionen von Hölderlin-Texten und Gedichte an Hölderlin.

### 4. Benutzung

Das Hölderlin-Archiv zählte in der Berichtszeit 1033 persönliche Benutzer. Hinzu kamen zwei- bis dreistündige Sitzungen des Deutschen Seminars der Universität Regensburg (Hölderlins Gedichte nach 1800), des Seminars für Deutsche Philologie und für Klassische Philologie (Prof. Dr. W. Barner und Prof. Dr. R. Kannicht über Hölderlin und Pindar), des Deutschen Seminars der Universität Stuttgart (Prof. Dr. H. Schlaffer), und eine Führung für den Deutsch-Leistungskurs der Alfred-Krupp-Schule Essen (Oberstudienrat R. Zbikowski). – Die Posteingänge beliefen sich auf 552, die Ausgänge auf 495 Schriftstücke. Dem sind wiederum eine große Zahl fernmündlich gestellter und erteilter Auskünfte hinzuzurechnen. – Auch den ca. 100 schriftlich eingetroffenen Foto- und Xerokopiebestellungen ist etwa die gleiche Anzahl telefonisch mitgeteilter Aufträge zuzurechnen. Besonders die Xerokopiewünsche sind meist größeren Umfangs.

### 5. Veröffentlichungen des Archivs

Ein Hauptanliegen des Archivs in der Berichtszeit war die Bearbeitung der 'Internationalen Hölderlin-Bibliographie 1804–1983'. Inzwischen ist

die technische Herstellung beim Umbruch angelangt, so daß im Sommer 1985 mit dem Erscheinen des Bandes gerechnet werden kann.

Februar 1985

Nach 39jähriger Tätigkeit ist Frau Bibliotheksoberrätin Maria Kohler aus ihrem Amt als Leiterin des Hölderlin-Archivs an der Württembergischen Landesbibliothek ausgeschieden.

Ihr Amt hat sie mit größter Hingabe, Energie und Hilfsbereitschaft versehen.

Die Hölderlin-Forschung ist ihr dafür zu großem Dank verpflichtet.

Die Herausgeber

## „Un certain Elderlin“

Maria Kohler und das Hölderlin-Archiv

Von

Werner Paul Sohnle

Während Schiller fast alles, was er schrieb, vollendet und gedruckt lesen, während Goethe sogar sein eigenes Archiv selbst anlegen konnte, entglitt das Werk Hölderlins den Händen seines Schöpfers, als gerade der 'Hyperion' (1797–99) im Druck erschienen war. Nach seinem Tode wurde es gar in alle Himmelsrichtungen zerstreut. Mörike musterte den Nachlaß des Dichters eingehend im Februar 1843, als Hölderlins Schwester ihm einen großen Waschkorb voller Manuskripte in sein Quartier in Nürtingen stellen ließ. Als drei Jahre später Christoph Theodor Schwab die erste Gesamtausgabe des Dichters herausgab, verschenkte er nach Erscheinen des Werks viele der ihm überlassenen Handschriften an Freunde und Sammler. Von Friedrich Breunlin gelangten an den Homburger Stadtbibliothekar Johann Georg Hamel gleich ganze Bündel. Einer von dessen Nachfolgern hat dann ausgerechnet das kostbare Homburger Folioheft während des Winters als Sitzkissen benutzt, dicht neben dem bis zum Glühen geheizten Kanonenofen.

Bei dieser Lage der Dinge erstaunt es nicht, daß der Dichter mehr und mehr in Vergessenheit geriet, bis Nietzsche und der Georgekreis ihn wieder entdeckten und Böhm und Hellingrath den Reigen der Hölderlin-Ausgaben von neuem eröffneten. Doch wurden die Hölderlinkenner im Jahre 1933 von einem jungen Studenten aufgeschreckt: Friedrich Beißner hieß er, und er wies in seiner Dissertation, 'Friedrich Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen', eine ganze Reihe falscher Hölderlin-Lesungen der damaligen Editionen nach. Fortan sollte sein Schicksal mit dem des Dichters verbunden bleiben, doch mußte er sich noch einige Jahre gedulden.

Kurz vor Kriegsausbruch, im Sommersemester 1939, wurde der Student Walther Killy von seinem Seminarleiter, dem Berliner Literaturwissenschaftler Julius Petersen, aufgefordert, sein mit Bravour gehaltenes Referat über die handschriftliche Überlieferung von Hölderlins Gedichten zur Dissertation auszuarbeiten. Man wandte sich auch bald an die Württembergische Landesbibliothek, um dem Doktoranden die Hölder-

lin-Handschriften zugänglich zu machen. Aber der Krieg vereitelte zunächst alle Pläne, und erst bei einem Genesungsurlaub von Januar bis April 1941 wurde ein Forschungsaufenthalt in Stuttgart möglich. Wiederum schrieben Killy und sein Doktorvater an die Bibliothek und an den damaligen Leiter der Handschriftenabteilung, Wilhelm Hoffmann.

Als Killy und Hoffmann sich kennenlernen und ihre gemeinsame Begeisterung für Hölderlin feststellen, geht alles sehr rasch – binnen kurzem ist die Idee einer neuen Hölderlin-Edition, der Stuttgarter Ausgabe, geboren. Der Herausgeber steht auch schon fest: Friedrich Beißner, mit dem Hoffmann schon seit einigen Jahren in brieflicher Verbindung steht. Das erforderliche Geld will Killy durch die Fürsprache seines Vaters erwirken, der Kabinettsrat in der Reichskanzlei ist. In der Tat, nach einem Schreiben von Kultusminister Mergenthaler, dem der Leiter der Landesbibliothek, Theophil Frey, sein Vorhaben geschildert hat, trifft schon am 21. April die Zusage für eine Förderung in Höhe von 40 000.– RM ein. Noch im März reist Beißner zu Vorgesprächen nach Stuttgart; zwei Monate darauf ist sein Herausgebervertrag perfekt, wie auch der mit der Druckerei Chr. Scheufele und dem traditionsreichen Verlag J. G. Cotta, der 1797 den 'Hyperion' herausgebracht hatte. Wenige Tage später, am 6. Juni 1941, findet bereits die konstituierende Versammlung der Zweckvereinigung „Stuttgarter Hölderlin-Gesamtausgabe“ statt. Jetzt schlägt auch die Geburtsstunde des Hölderlin-Archivs, das Killy bereits früher als ancilla editionis gefordert hatte. Theophil Frey setzt die Gründung des „Hölderlin-Zentral-Archivs“, wie er es ursprünglich nannte, durch und gliedert es in die Württembergische Landesbibliothek ein, als „institutionelle Grundlage der Ausgabe und zugleich als einen erwünschten, über die gewohnte Tagesarbeit hinausreichenden Annex der Bibliothek“. Entsprechend vielfältig sollen auch seine Aufgaben sein: Sammelstelle für alle Hölderlin-Handschriften, Erstdrucke, Lebensdokumente und für wissenschaftliche Literatur; Arbeitsstelle für die Stuttgarter Ausgabe ebenso wie für den geplanten Handschriften-Katalog und die Bibliographie, schließlich ein öffentlich zugängliches Studieninstitut für die Hölderlin-Forschung – alles in allem eine vollständige Dokumentation von Hölderlins Leben und Werk.

Der Erfolg läßt nicht lange auf sich warten; genau zwei Jahre später, am 7. Juni 1943, dem hundertsten Todestag des Dichters, sind die ersten zwei Halbbände der Stuttgarter Ausgabe – die Gedichte bis 1800 samt den Lesarten – vollendet.

Jedoch macht der Krieg vor diesem Unternehmen nicht halt. Schon im April war die Schreibersche Kunstanstalt einem Luftangriff zum Opfer



gefallen, und nur mit Mühe konnten die kostbaren Hölderlin-Handschriften, die dort zur Faksimilierung bereit lagen, aus dem brennenden Gebäude gerettet werden. Die Bibliotheken beginnen allenthalben ihre Bestände auszulagern, und für die Forscher wird es zunehmend schwieriger, Handschriften einzusehen. Mars und Musen beginnen ein zähes Ringen, gilt es doch, noch so vieles an Hölderlinischen Lebensdokumenten in allen Teilen des Landes zu ergründen. Das Glück kommt zu Hilfe, und ein tüchtiger Mitarbeiter kann – passend zum Szenario – gewonnen werden. Da Killy trotz allen Bemühungen um Freistellung einrücken muß und sich nicht mehr Hölderlin widmen kann, fordert Petersen einen anderen Schüler auf, nämlich Adolf Beck, das Maschinengewehr mit geistigen Waffen zu vertauschen; und diese Botschaft erreicht ihn just, als er hinter einer ukrainischen Garbendocke vor einem russischen Feuerüberfall in Deckung gegangen ist. Nach einer Verwundung konnte seine Verlegung und schließlich seine Entlassung erreicht werden.

Seit November 1943 obliegt Beck ganz seiner neuen Aufgabe. Allerdings ist es höchste Zeit, bevor Deutschland in Schutt und Asche sinkt. 1944 wird nun ein Jahr emsiger Betriebsamkeit; das Hölderlin-Archiv schwärmt aus nach Bad Homburg, Bad Nauheim, Darmstadt, Nürtingen, Maulbronn und Frankfurt. Beck ist im März mit vielen Hinweisen und Zeugnissen aus Frankfurt noch nicht zurück, da ist schon vieles, was er dort gesehen und verzeichnet hat, im Inferno eines Bombenangriffs in Flammen aufgegangen, wie etwa die berühmte Diotima-Büste von Landolin Ohmacht. Hätte das Hölderlin-Archiv nicht bereits im August 1943 in Bebenhausen bei der Herzogin Charlotte von Württemberg Zuflucht gefunden, es wäre in der Nacht vom 12. auf den 13. September bei der Zerstörung der Landesbibliothek ebenfalls nur noch Rauch und Asche gewesen. So aber ist das bis dahin Erreichte in Sicherheit, wenngleich das Archiv nun seiner Arbeitsgrundlage beraubt ist – gerade die Literärgeschichte war ja verbrannt – und es sich nun für lange Zeit nach Tübingen wenden muß. Aber dies ist kein Fehler, hat sich doch Beißner bereits zwei Jahre vorher in Tübingen niedergelassen, um sich, nach einem kurzen Intermezzo in Gießen, im Frühjahr 1945 dort endgültig anzusiedeln.

Als am 9. November 1944 der frischgebackene Archiv-Leiter Adolf Beck zusammen mit der Archivarin des Cotta-Verlages Liselotte Lohrer und der Bibliothekarin Gisela Paret im Königsquartier in Bebenhausen Einzug halten, beginnt für sie eine Zeit intensiver, ungestörter Arbeit, abgeschnitten von der Umwelt, gleichsam auf einer „Insel der Seligen“. Da Reisen nicht mehr möglich sind, macht man sich an die Aufarbeitung des eilig erbeuteten Materials und gönnt sich Abwechslung nur auf Spazier-

gängen in den Schönbuch, bei denen Fräulein Paret durch ihre gekonnten Kopfstände für Erheiterung sorgt.

Wie jedoch die französischen Truppen im April 1945 in Tübingen einmarschieren, wird zwei bildungshungrigen Offizieren folgendes Erlebnis in Bebenhausen zuteil: „A la fin de la visite, on demanda au gardien d'ouvrir la porte d'une sorte de débarras. Il n'y avait là derrière rien d'intéressant, affirma le brave homme, on n'y trouverait que des caisses de livres appartenant à un libraire de Stuttgart, un certain Elderlin“. Da durchzuckt es die beiden Offiziere, ihres Zeichens Germanisten, wie ein Blitz: „ils venaient de retrouver le Hölderlin-Archiv en parfait état de conservation“.

Zum 1. April 1944 bewirbt sich eine junge Studentin bei der Württembergischen Landesbibliothek um die Ausbildung zur Bibliothekarin: Maria Kohler. Sie wird aufgenommen und leistet ihre praktische Ausbildung an der Universitätsbibliothek Tübingen ab. Schon damals pilgert Maria Kohler an drei Nachmittagen in der Woche ins Hölderlin-Archiv, und Adolf Beck ist des Lobes voll, als er ihr „sorgfältige Arbeit“ und „beruflichen Eifer“ bescheinigt. So ist es kein Wunder, daß sie nach ihrer Fachprüfung sofort am 1. Oktober 1946 im Hölderlin-Archiv zum Einsatz kommt. Um diese Zeit beginnt allmählich wieder eine fortlaufende Buchproduktion, und die Aufgaben des Archivs können sich nunmehr nicht auf die Auswertung des gesammelten Materials beschränken: Neuerscheinungen und Möglichkeiten zur Bestandsergänzung müssen in Bibliographien, Zeitschriften, Zeitungen und anhand der Lektüre wissenschaftlicher Publikationen verfolgt, beschafft und in den Bestand eingearbeitet werden. Hier verdient sich Maria Kohler ihre ersten Sporen; dank ihrer Umsichtigkeit, ihrer Einsatzfreude und ihrer Pünktlichkeit wird sie rasch mit allen Arbeiten des Archivs bekannt. In der Folgezeit entwickelt sich eine rege Tätigkeit, denn durch den Krieg sind dem Archiv große Lücken entstanden, die es so schnell wie möglich auszufüllen gilt, um den Fortgang der Stuttgarter Ausgabe zu erleichtern und einer Gesamtbibliographie Hölderlins näher zu kommen. Als Nahziel faßt das Archiv zunächst eine Verzeichnung der Literatur der Jahre 1938 bis 1950 ins Auge: eine Herausforderung für die junge Bibliothekarin. Unermüdlich durchforscht sie die Bestände der unversehrt gebliebenen Tübinger Universitätsbibliothek und fährt nach Marbach, um dort im Schiller-Nationalmuseum Hölderlin-Literatur einzusehen und Titelaufnahmen zu machen. Allein, bald zeigt es sich, daß die bibliographische Erfassung nicht genügt, denn wie sollte man die Bücher und Aufsätze in den entbehrensreichen Jahren der Nachkriegszeit kaufen können? Also muß Maria Kohler Bittbriefe an Autoren

und Verleger verfassen – und ihr Spürsinn und ihre Mühen werden fast immer belohnt. Belohnt wird auch das ganze Archiv: nicht nur ist in dieser Blütezeit an Mitarbeitern kein Mangel – so können neben studentischen Hilfskräften für Sonderaufgaben als wissenschaftliche Mitarbeiter Irene Koschlig-Wiem und vor allem Walther Killy gewonnen werden, der Adolf Beck nach dessen Habilitation in der Leitung des Archivs ablöst. Die Unmöglichkeit, die gesamte Arbeitskraft ausschließlich der Bibliographie zu widmen, verzögert die Fertigstellung immer wieder. Man schreibt März 1952, als Maria Kohler eigens in die Zentralbibliothek nach Zürich reist, um letzte Zweifelsfragen zu klären und nun endlich grünes Licht für den Druck zu geben. Von nun an wird es ihre Lebensaufgabe, die Hölderlin-Literatur bibliographisch zu erfassen. Denn in dem Maße, wie sich die Vollendung der Stuttgarter Ausgabe verzögert, – nach vier- undvierzig Jahren wird sie mit Erscheinen des Registers abgeschlossen sein –, erweist sich die Unmöglichkeit, eine Gesamtbibliographie als Schlußband in die Ausgabe aufzunehmen. Daher trägt Maria Kohler dafür Sorge, daß die Hölderlin-Forscher durch regelmäßige Neuerwerbungslisten des Archivs und die periodisch im Hölderlin-Jahrbuch erscheinenden Teilbibliographien auf dem laufenden gehalten werden.

Als man 1951 das zehnjährige Bestehen des Archivs feiert, stellt Wilhelm Hoffmann mit Befriedigung fest, daß es sich nunmehr zu dem entwickelt habe, „was es von Anfang an sein wollte: die Sammelstätte aller nur erreichbaren objektiven Materialien für Werk, Leben, Wirkung und Deutung des so oft mißverstandenen und mißdeuteten Dichters – in erster Linie für die Stuttgarter Ausgabe, weiterhin aber für alle Erforscher und Verehrer Hölderlins ohne Unterschied der Richtungen.“ So hält Beißner, inzwischen Hölderlin-Koryphäe auf dem Lehrstuhl für deutsche Literaturwissenschaft in Tübingen, seine Oberseminare regelmäßig in Bebenhausen ab; die Teilnehmer der Internationalen Arbeitstagung für vergleichende Literaturwissenschaft lassen sich eingehend das Archiv erklären, und illustre Gäste wie Theodor Heuß, André François-Poncet und Hans Carossa sowie Besucher aus aller Herren Ländern geben sich die Türklinke im Kapf-schen Bau in die Hand, in den das Archiv nach dem Tode der Herzogin gezogen ist.

Die Folge dieser Berühmtheit ist eine immer mehr anschwellende Flut schriftlicher und mündlicher Anfragen meist spezieller Natur; öfter und öfter sehen sich die Mitarbeiter des Archivs Doktoranden und auch ausländischen Forschern gegenüber, deren Arbeiten sie mit zu betreuen haben. Es erweist sich daher als unabdingbar, die Arbeitsinstrumente noch differenzierter zu gestalten, um allen Ansprüchen gerecht werden zu können.

Spezialkataloge entstehen, darunter ein nach Schlagwörtern angelegter, der die Sekundärliteratur auswertet. Im Laufe der Zeit wächst und wächst das Archiv, eine eigene Arbeitsstelle für ein geplantes Hölderlin-Wörterbuch, die seit 1944 den Wortschatz des Dichters verzettelt, muß 1959 in den Hegel-Bau der Universität ausweichen. Schließlich ergibt sich zwei Jahre darauf die Möglichkeit, die Bibliothek des Archivs, einen Benutzer-raum und ein Arbeitszimmer für die Mitarbeiter in eine frei gewordene Wohnung genau gegenüber zu verlegen.

Doch in dem Maße, wie die Pflichten des Archivs zunehmen, sieht das Hölderlin-Archiv seine Mitarbeiter entschwinden, so daß in den Jahren der wirtschaftlichen Hochkonjunktur Maria Kohler ruhender Pol und Herz des Archivs ist und die Hauptlast auf ihren Schultern ruht. Sie macht sich nicht nur verdient bei der Betreuung von Studenten und Wissenschaftlern aus aller Welt (von denen manch einer nach Jahren freudig wieder das Archiv als gestandener Hölderlin-Forscher betritt), sie spürt nicht nur unermüdlich alle Hölderlinia auf, um sie dann mit Triumph dem Archiv einzuverleiben, sie unterwirft sich nicht nur der regelmäßig wiederkehrenden Bürde, im Hölderlin-Jahrbuch ihre Hölderlin-Bibliographie der harrenden Gelehrtenwelt zu unterbreiten, sie wirkt auch durch Ausstellungen und Beratung von Bühne, Funk und Fernsehen rastlos für „ihren“ Hölderlin. Zahllose Dankesbriefe von Forschern aus aller Welt künden von dem unermüdlichen Einsatz Maria Kohlers. Im Anschluß an einen Aufenthalt in Bebenhausen schreibt beispielsweise ein Professor aus Yale euphorisch: „... Dort bei Ihnen weiß man erst recht wie notwendig eine gemeinsame Arbeit zum Verständnis der Dichtung Hölderlins ist. Diese Gemeinsamkeit habe ich in Bebenhausen gefunden und meine eigene Forschung wurde dadurch unendlich gefördert... Die Einzigartigkeit des Archivs für die Hölderlin-Forschung liegt ... darin, meine ich, daß das Material und die Mittel der Forschung auf solch geeignete Weise praktisch wie auch menschlich, an einem Ort aufgestellt sind ... Ich fühle mich dankbar und glücklich, daß ich ein ganzes Jahr lang dort arbeiten durfte.“

Der 3. August 1970 bedeutet einen tiefen Einschnitt für das Hölderlin-Archiv, denn mit der Einweihung des Neubaus der Württembergischen Landesbibliothek sind die Stunden im Bebenhausener Schloß gezählt, und das Archiv soll nach Stuttgart zu seinen Ursprüngen zurückkehren, wo es nun in der Obhut des neuen Bibliotheksleiters, Hans-Peter Geh, steht. Wenn auch Maria Kohlers Blick zuweilen in die Vergangenheit schweift, zurück auf die „Insel der Seligen“ wollte sie sicherlich nicht, denn eine Idylle war es selten, eher ein Ringen mit tausend Unzulänglichkeiten in einer Umgebung rustikaler Schlichtheit. Da erweist sich der Alltag im

Mutterschoße der Bibliothek doch um etliches müheloser, wengleich der Gang zu den Informationsquellen nicht mehr durch den schattenspendenden Schönbuch, sondern über eine kahle Betontreppe führt.

Die folgenden Jahre bringen dem Archiv bedeutende Zugänge, wie etwa die Übergabe des Homburger Besitzes als Dauerleihgabe und jüngst die Erwerbung des Gok-Nachlasses mit den berühmten Briefen Susette Gontards an Hölderlin. 1978 nimmt Maria Kohler eine weitere große Herausforderung an: endlich in einer Veröffentlichung die bibliographischen Lücken in der sachlichen Erschließung der Hölderlin-Literatur zu füllen. Zur Frankfurter Buchmesse 1985 ist nun die „Internationale Hölderlin-Bibliographie“ erschienen, und Maria Kohler hat sich einmal mehr – um die Worte Wilhelm Hoffmanns zu wiederholen – „wieder den Dank ihrer Dienststelle sowie der Zweckvereinigung Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe und deren Bearbeiter sowie aller von ihr unermüdlich betreuten Gelehrten und Studenten erworben“.

## Die 18. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft vom 14.–17. Juni 1984 in Heidelberg

Von

Uvo Hölscher

Daß unsere 18. Jahresversammlung, anstatt wie geplant und vorbereitet in Bad Homburg, in Heidelberg vonstatten ging, lag, wie bekannt, an dem überraschenden Abbruch des Homburger Hölderlin-Hauses in der Dorotheenstraße, dessen beschlossene Renovierung und erhoffte Einweihung zur Gedenkstätte unsre Ortswahl bestimmt hatte. Die neue Wahl war doch keine willkürliche, und wir durften erwarten, daß viele die Gelegenheit wahrnehmen würden, die „Ländlichschönste“ unter Hölderlins Städten zur Pfingstzeit wiederzusehen. Der Wechsel in kurzer Frist wurde uns von vielen Seiten erleichtert, indem die Heidelberger Akademie der Wissenschaften, die Universität und das Kulturrat der Stadt uns schöne Versammlungsorte zur Verfügung stellten, das Hölderlin-Gymnasium und das Kurpfälzische Museum nicht zu vergessen. So konnten wir uns bequem im engeren Kreis der Altstadt von einer Veranstaltung zur andern bewegen, der Frühling war uns günstig, und in die Fenster der Akademie und des Palais Boissérée schaute „das alternde Riesenbild“ der Burg herunter.

Von den geplanten Veranstaltungen ist glücklicherweise keine dem Ortswechsel zum Opfer gefallen, wohl aber konnte ins Programm noch die nun erwünschte Würdigung der Ode 'Heidelberg' aufgenommen werden, deren erste Niederschrift sich im Museum befindet (das Faksimile der Stuttgarter Reinschrift haben die Mitglieder in der Jahrgabe erhalten). Prof. Strack entwarf dazu ein Bild von den geistigen Bewegungen der Zeit in Heidelberg.

Besonders dankbar waren wir der Theatergruppe des Kaiserin-Friedrich-Gymnasiums aus Bad Homburg, daß sie ihr für dort vorbereitetes Spiel in die Heidelberger Schule brachte: Hofmannsthals Prolog zur 'Antigone', mit nachfolgenden Szenen aus Sophokles und aus der Hölderlinischen Übersetzung. Frau Gudrun Schwarzmüller hatte mit ihren Schülern eine überaus eindrucksvolle Darbietung des – für den Leser eher spröden – Hofmannsthalschen Textes einstudiert, der nun als wirkliche und moderne Ouvertüre des antiken Stückes dieses in eine Sphäre der

Dichtung und des Mythos hob. Sprechen und Spiel der abwechselnd griechischen und Hölderlinischen Verse, aus dem Ernst und der Unmittelbarkeit der jungen Männer und Mädchen, war eine große Leistung, grade weil sie nichts von dem Professionellen des Schauspiels hatte. – Und so war auch Homburg in Heidelberg mitanwesend.

Unser Programm kreiste, ohne ausschließlich zu sein, um Hölderlins Umgang mit den Griechen. Das Thema wurde bei der Eröffnungsfeier am Freitag in der renovierten Alten Aula gesetzt mit dem Hauptvortrag von Herrn Allemann, der in diesem Bande gedruckt ist.

Zuvor hatte der Rektor der Universität, Professor Frhr. zu Putlitz, als der Hausherr, die Versammlung begrüßt mit einer anschaulichen Historie der Alten Aula und der Neugründung der Universität eben zu Hölderlins Lebzeiten. Darauf eröffnete der Präsident die Jahresversammlung mit dem Dank an die Heidelberger Institutionen, mit der Begrüßung der Vertreter der befreundeten literarischen Gesellschaften, der ausländischen Teilnehmer Professor Harrison aus Oxford und Professor Hamlin von der Yale-University, dem Bedauern, daß die georgischen Hölderlin-Forscher Professor Kakabadse und Professor Karalashwili der Einladung nicht folgen konnten und einem besonderen Gruß für Gerhard Wolf und Christa Wolf aus Ost-Berlin und für Christiane Edinger, die als ihr Geschenk für Hölderlin der Tagung den festlichen Abschluß geben würde.

Er erinnerte sodann noch einmal an die Gründe für den Umzug nach Heidelberg und den Wunsch, daß die Tagung nicht von der Entrüstung über das Geschehene überschattet bleibe. Er ehre und teile die Leidenschaft des Protests, doch sei die Gesellschaft eine künftige positive Zusammenarbeit auch der Hölderlin-Stadt Bad Homburg schuldig, die von der Reaktion in der Öffentlichkeit nicht unbeeindruckt geblieben ist und auf andre Weise beachtliche Anstrengungen macht um eine lebendige Fortwirkung Hölderlins. (Die Probleme wurden in der Mitglieder-Versammlung und in einer Pressekonferenz am Samstag diskutiert.) Der Präsident fuhr fort mit der folgenden Ansprache:

---

Wenn Sie auf unser Programm blicken, bemerken Sie eine gewisse thematische Einheit in der Frage nach Hölderlins Umgang mit den Griechen. Aber die, die an seiner Vorbereitung im Anfang beteiligt waren, werden ein andres großes Thema vermissen, und das hieß: Hölderlin als Erzieher. Der Vorschlag kam damals nicht von mir, nicht aus dem engeren Kreis

des Vorstands. Doch wurde er lebhaft aufgegriffen. Ich selber war überrascht: Wir kennen: Schopenhauer als Erzieher – Rembrandt als Erzieher – Nietzsche als Erzieher; wir denken uns leicht den Titel auf Lessing, Goethe, George gewendet. Aber Hölderlin?

Daß das Thema nicht zustande gekommen ist, lag nicht an solchem Bedenken. Wir waren nicht lässig. Aber vier Versuche endeten mit vier Absagen. Der schließliche Verzicht erlaubte es, dem andern Thema mehr Raum zu geben, auch die Arbeitsgruppen auf zwei Tage zu verteilen, wie es von Ihnen gewünscht war – wir werden unsre Erfahrungen damit machen.

Aber das Erziehungsthema wird uns weiter vor Augen stehen und mindestens durch den Arbeitskreis „Hölderlin in der Schule“ wach bleiben.

Natürlich habe ich mir selber meine Gedanken darum gemacht. Und was denken Sie sich bei dem Titel? Hölderlins Beruf, wenn er einen hatte, war Erzieher in vier adeligen oder hochbürgerlichen Familien; problematisch genug, um eine eigene und neue Darstellung wert zu sein. Geschichte eines viermaligen Scheiterns, die uns mit der Frage zurückläßt, wie eigen oder fremd seiner Natur die Aufgabe gewesen sei.

Aber die Erzieherrolle ist nichts von außen ihm Aufgedrungenes, nicht nur Schicksal. Die Briefe der neunziger Jahre bezeugen immer wieder Hölderlins Wunsch, für die Bildung der Menschen zu wirken. Und dann haben wir das Wort Diotimas an Hyperion, mit dem sie, am Ende des großen Gesprächs über die Athener, ihm seinen Beruf und Aufgabe vorzeichnet: „Du wirst Erzieher unsers Volks sein.“ – So nahe liegt das Erziehungsthema bei dem Thema von den Griechen.

Freilich, als Erzieher der nachgeborenen Griechen scheitert auch Hyperion. Die Griechen bleiben das tote Volk – nicht im Sinne des Vergangenseins, denn das *gewesene* Griechenland ist das belebende lebendige! – sondern im Sinn der geschichtlichen Gegenwart, aus der das gestaltende Leben sich zurückgezogen hat. Die Deutschen, zu denen Hyperion nach dem Scheitern kommt, sind, in ihrer Zerstückelung und selbstischen Verständigkeit, nur die enttäuschende Steigerung solchen Verlusts des Lebens. – Aber Hyperions Geschichte dieses Scheiterns ist die Geschichte seiner eignen Erziehung, die hier die Versöhnung mit der Zerrissenheit der Welt in der gegengespannten Harmonie der Kunst ist: „Priester sollst du sein der göttlichen Natur“, ist Diotimas letztes Wort.

Indessen, wenn wir „Hölderlin als Erzieher“ hören, denken wir weder Biographisches noch Dichterisch-Thematisches. Wir verstehen, daß wir damit selber angeredet und gefordert sind. Aber worin und wozu könnten wir von Hölderlin erzogen werden? Wenn Erziehung Einführung ist,

Einweihung in die Welt und in den Zustand des Erwachsenseins: kann uns der leiten, der selber nicht in den Ausgleich der männlichen Lebensstufe sich hat verwandeln können?

Es gibt die Affinität der Lebensstufen: Jugend erkennt sich wieder in der Gestimmtheit der Jugend. So wurde Hölderlin Leitfigur der deutschen Jugendbewegung, er ist es noch und wieder in einer Bewegung der europäischen Jugend seit dem Ende der 60er Jahre. Auch die alte und die neue Jugendbewegung hat den Übergang in die männliche Lebenszeit nicht ohne Resignation vollziehen können. Kann man mit Hölderlin alt werden?

Ich rede nicht davon und bezweifle es nicht, daß Alte unter uns sind, die Hölderlin unverbrüchlich durch das ganze Leben begleitet hat. Aber einer, der, teilnehmend an dem großen Aufbruch um die erste Kriegszeit, von Knabenjahren an leidenschaftlich von Hölderlins Dichtung ergriffen war, Max Kommerell – er wurde nur 42 Jahre alt –, schrieb wenige Tage vor seinem Tod an Rudolf Bultmann eine heftige Absage an Hölderlin: „Ich bin der letzte, der leugnete, daß die bezüglichlichen Gedichte Hölderlins sprachliche Schätze sind, aber sind sie nicht, wenn man davon absieht, arge und nur bei uns mögliche Greuel? Goethe hätte sich lieber“ – nun, ich verschweige den Schluß.

Ich diskutiere nicht über die Gerechtigkeit dieses Urteils: dieses leidenschaftlichen Ausbruchs eines Mannes, der nach Jahren der innigsten Nähe Georges allen gewaltsamen Geschichtsentwürfen, „allen neuen Zeitrechnungen und Umformungen der menschlichen Art“ abgesagt hat. Goethe ist die Gegenfigur. „Sie (Bultmann) irgendwie zu Goethe überredet zu haben, dazu versteigt sich meine Eitelkeit nicht.“ Aber er freut sich, daß der Theologe „unter den alten fruchtreichen und schattenspendenden Baum“ tritt und mit ihm erklärt: „hier ist gut verweilen“. Und er fährt fort: „Ich muß immer wieder sagen: was wären wir ohne Goethe! Und in den Gedichten ist seine Magie unverwüstlich, taufersch, gerade weil er oft gar keine machen wollte, und uns plötzlich ganz unmittelbar anwesend mit einer Stimme, die so löwenhaft dröhnen kann, ein paar Lebensworte zulispelt.“

Und noch einmal in seinem allerletzten Brief: „Wenn Sie Zweifel an Goethe haben, so hab ich sie auch. Aber daß jemand bedenkliche und schwierige Anlagen, wie vor allem die unerträgliche Sprunghaftigkeit, von Anfang an so bewußt erkennt und sich selber als einen ihm von Gott anvertrauten Stoff so unbeschreiblich gewissenhaft zu Ende bildet, das ist für mich ein Beispiel der Selbsterziehung, an dem ich mich beständig aufrichte“.

Sie finden es vielleicht abwegig, zur Eröffnung einer Hölderlin-Tagung an Goethe zu erinnern. Gibt es nicht „Lebensworte“ von Hölderlin, – es sind nicht viele, die ohne mystisch zu sein, in einfacher Sprache uns belehren, erziehen, „aufrichten?“ So wie die Strophe, die in diesen Tagen auf dem Tübinger Grab zu lesen ist:

*Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,  
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern,  
Und verstehe die Freiheit,  
Aufzubrechen, wohin er will.*

Aber viele, außerhalb und innerhalb unsrer Gesellschaft, glauben ihr Bekenntnis zu Hölderlin nur auf Kosten Goethes befestigen zu können. Martin Walser hat es, zum 200. Geburtstag, in einer Apostrophe ans Auditorium ausgesprochen: „Bitte, meine Damen und Herren, man kann nicht Hölderlin rühmen und den Weimarer Goethe nicht schmähen“. – Ich muß bei diesem Zitat daran erinnern, daß wir von Walser auch sein bewegendes Bekenntnis von der „Anziehungskraft Goethes“ haben. Wenn aber jener Satz richtig wäre, – ich würde diesen Posten hier eher heute als morgen aufgeben. Im Ernst geredet: ich würde mich, zwar schmerzlich, des Rühmens von Hölderlin entschlagen.

Sie müssen es mir auch erlauben, daß ich, trotz der Gelegenheit, nicht als Funktionär der Gesellschaft rede, sondern privat. Ich bekenne, daß ich nun auch gern „unter den alten fruchtreichen und schattenspendenden Baum trete“ – mit Hölderlin in der Tasche.

Die beiden haben sich im Leben nicht gefunden, und hätten es nicht können. Von den wenigen kurzen Begegnungen zeugen ein paar Briefstellen: Hölderlins fast verzweifertes Eingeständnis, in Schillers Haus den verehrten Mann nicht erkannt zu haben, – sein Bericht von einem Besuch in Weimar: „Ruhig, viel Majestät im Blicke, und auch Liebe, äußerst einfach im Gespräche“, der Eindruck wie von einem „recht herzguten Vater“; sodann Goethes briefliche Urteile, auf Schillers Bitten, zu zwei Gedichten Hölderlins und zur Person. Sie lauten: „nicht ungünstig“, dann: „wirklich lebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Ängstlichkeit offen“. Das klingt nicht lieblos, nicht wie später das erschreckende Gelächter Schillers über die Sophokles-Übersetzung. Aber freilich hat er in dem „wirklich lebenswürdigen“ jungen Mann das künftige Genie nicht erkannt. Hinterher ist man klüger. Aber ich frage mich, ob einer von uns, aus diesen frühen Gedichten, es erkannt hätte? – Allerdings, auch wenn Goethe darin die eigentümliche Dichtungstendenz bemerkt hat, er mußte sie, in dieser Phase seines Lebens, ablehnen, in der er, mit Schiller, ein ganz

anderes Programm der künstlerischen Erziehung für die Deutschen verfolgte.

Die Fremdheit, ja Feindschaft gegen Goethe beherrscht unser Jahrhundert, sie reicht vom Oberschüler bis zu Jaspers. Ihr entspricht, im Gegensatz, die erstaunliche Anziehungskraft Hölderlins. Ich sage: erstaunlich, weil das Befremdende beträchtlich ist und einem heutigen Schülerohr eigentlich jede Annäherung verstellt.

Gegenüber Goethe, andererseits, möchte ein Irrtum mit im Spiel sein. Ich sage nichts gegen die Fremdheit der Jugend vor 'Hermann und Dorothea', den Aufstand gegen die bürgerliche Verehrung des Olympiers. Aber daß sie in dem Trotz des Prometheus, in der verzehrenden Leidenschaft vom 'Werther' bis zur 'Marienbader Elegie', in dem unbedingten Wissenwollen Fausts – in den Kern des Lebens sich hineinleben wollen –: daß sie in dieser Dämonie der Person nicht das Beste ihres Eignen entdeckt, ist ein Irrtum, verschuldet durch die Rede von dem „untragischen“, in den Kompromiß sich schickenden Goethe. Man verübelt es ihm, daß er sich zu fassen wußte.

Aber gibt es nicht auch in der Faszination durch Hölderlin einen Irrtum? „Ich glaube an eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungen, die alles Bisherige schamrot machen wird“ – das ist freilich ein Satz. Aber wer Hölderlin nur als Protest gegen die bürgerlichen und feudalen Zeitverhältnisse liest: muß er nicht das eigentlich Befremdende überlesen? Ich meine: die unbändige Sehnsucht nach dem alten Griechenland. Was könnte heute fremder sein? Und dann die ganze Mythologie, die innige Präsenz der alten Heroen und Götter, – nein, damit haben wir schlechthin nichts mehr zu tun. Freilich, bei Hölderlin wird aus Dionysos, aus Orient und Hesperien ein moderner Mythos; aber wer vermag diese mythische Geographie der Flüsse und Gebirge, diese mythische Geschichtsphilosophie, anders als gelehrt sich zu eigen zu machen? Man kann sie übersetzen in die Theorie vom geschichtlichen Prozeß und so, mit Hölderlin zu reden, „die Mythe für uns beweisbarer darstellen“. Aber umgeht man da nicht – täuscht man sich damit nicht über die ungeheure Wirklichkeit hinweg, die die Götter und Helden der alten Zeit für Hölderlin hatten?

„Am Feigenbaum ist mein Achilles mir gestorben“ – um die Wirklichkeit, die Trauer in einem solchen Wort nicht nur zu erkennen, sondern mitzufühlen, dazu gehört wohl mehr als nur die Kontinuität einer Überlieferung, die uns abhanden gekommen ist; es ist ein Maß von Unmittelbarkeit, das allerdings alle Formen von Humanismus und Klassizismus sprengt.

„Am Feigenbaum ist mein Achilles mir gestorben“ – das hätte Goethe allerdings nie sagen können. Der Abstand ist hier immens. Wenn er „Amor“ sagt oder „Euphrosyne“, dann steht er in der Folge des Barock, die alte Mythologie dient, um ganz unmythische Begriffe in die Sphäre des Poetischen zu heben. Im Alter freilich gewinnen Goethes mythische Personifikationen die große Dimension seines Naturdenkens hinzu – denken Sie an die klassische Walpurgisnacht im II. Faust –, die Götter werden Chiffren der bewegenden Kräfte in einem Ganzen der Natur: zum letzten Mal der Versuch, die Welt als ein Ganzes zu verstehen, gegründet auf lebenslanger einzelwissenschaftlicher Naturerforschung. Wir lernen einen großen Begriff von der Welt, *wie sie ist*.

Dasselbe von Hölderlin zu sagen, fiel schwer. Aus Hölderlins ganzer Dichtung tritt uns die Welt entgegen, *wie sie sein soll*; wie sie in seiner Vision werden wird. Das ist der tiefste Unterschied. Es sind Grundentscheidungen auch für den Leser, eine Entscheidung darüber, was uns eigentlich bildet und erzieht. Naturerforschung war Hölderlin fremd. Und doch vereint ihn mit Goethe, anders als mit Schiller, die tiefe Naturinnigkeit. Sie speist sich bei beiden aus der im 18. Jh. mächtigen Nachwirkung des Neuplatonismus. Über Hölderlins Verhältnis zur Natur hat Goethe allerdings – aufgrund jener zwei frühen Gedichte – an Schiller etwas geschrieben, das uns wie ein krasses Fehlurteil erscheinen muß: „Der Dichter hat einen heitern Blick über die Natur, mit der er doch nur durch Überlieferung bekannt zu sein scheint.“ „Nur durch Überlieferung“, das hieße: nur aus der traditionellen Behandlung in der Literatur. Gerade das Umgekehrte ist der Fall. Von Goethe ist mit Recht gesagt worden, daß er, im Sturm und Drang herausbrechend aus der Rokokogesellschaft, die Natur als Städter erlebt: als das ganz Andre, Befreiende, Umfassende. Italien, die Antike als Natur, das ist sein Erlebnis, das sich ihm unmittelbar in die Studien zur Morphologie, die Farbenlehre, Geologie und Witterungslehre umsetzt. Und von den großen Naturgesetzen her erschließt sich ihm auch die menschliche Welt, die Gesellschaft, als etwas Gesetzmäßiges. – Ganz anders Hölderlin. Hölderlin ist in der heimatlichen Natur von Anfang an heimisch, innig vertraut und aufgehoben; die Menschenwelt, die Gesellschaft begegnet ihm als ein Fremdes und Ängstiges. Goethe dringt, sozusagen aristotelisch, als Tätiger und Erkennender in die Welt hinein – Hölderlin zieht sie im Gedanken *in sich* hinein, um denkend im Gedicht die Welt und die Gesellschaft zu entwerfen; den Widerstreit von Ich und Welt zu versöhnen. Das ist das Platonische an ihm. Das führt zu keiner Botanik oder Meteorologie: womit er umgeht, sind die Elemente der Natur. Nicht aus literarischer Überlieferung ist er

mit ihnen bekannt, sondern aus unmittelbarem Erleben. – Und doch hat Goethe etwas Richtiges gespürt: es war das Reflektierende und Spekulative, das nicht aus der Anschauung, vielmehr aus der Philosophie ihm zukam und ihm die großen Begriffe der Natur lieferte.

Goethe ist ein Kontinent. Vergebens, sich gegen ihn zu sträuben: er ist allen unsern Einwänden immer schon voraus. Und wenn Erziehung nicht nur Selbstbestätigung ist, sondern Begegnung mit einem Fremden, Ergänzung unsrer Halbheit zu einem Ganzen, dann bleibt uns Goethe unentbehrlich: wir haben uns ihm auszusetzen.

Was Hölderlin bewegt, ist ein sehr persönliches Problem, persönlich und exklusiv wie die Lösungen, die er findet. Aber grade das Exklusive, das Ausschließende und Ausgeschlossene seines Schicksals wie seiner Sprache ist es, was die deutsche Jugend, und in unsrer Generation auch die französische, so mächtig als etwas Eignes angerührt hat. Das Herausfallen aus der Gesellschaft wird als Muster des eignen Schicksals erfahren, – einer Gesellschaft, die durch Industrialisierung und Kommerzialisierung, Produktion und Verbrauch bestimmt ist. Und was vor allem als Verzweiflung erfahren wird: in welchem noch niemals dagewesenen Ausmaß wir der Erde und der Natur entfremdet sind. Hölderlin war wohl der erste, der dies moderne Geschick gewußt und schonungslos benannt hat:

*Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,  
Ohne Göttliches unser Geschlecht. Ans eigene Treiben  
Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt  
Höret jeglicher nur und viel arbeiten die Wilden  
Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch immer und immer  
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen.*

Es sind Verse aus dem 'Archipelagus', wo er dies als unsern „ängstigen Traum“ schildert: aus dem uns „der Geist der Natur“ erwecken wird.

Es ist nicht unmöglich, daß, bei einem jungen Leser, über solche im prägnanten Sinn aktuellen Zeitaussagen sich auch das Fremdere an Hölderlin aufschließt; daß sich Liebe einstellt, zuerst zum Rhythmus solcher Verse, dann zu Bildern und Namen: Himmel und Erde, Vater Äther und Saturn und der Meergott, Archipelagus, mit den „alten seligen Küsten“ und seinen Töchtern, den Inseln; daß die ganze Mythologie wieder zu sprechen, Hölderlins Griechenland eine Wirklichkeit zu werden anfängt, die, als eine verlorene und verspielte, uns fordert.

Denn diese Götter sind keine Chiffren. Wohl sind auch sie Kräfte der Natur, Mächte des Werdens, Elemente und Gebilde; und doch haben sie Gesichter, dem Menschen zugewandt, daß er mit ihnen umgehen, an sie

glauben und ihnen sich anvertrauen kann wie dem christlichen Gott. Sie sind, als mythische Gestalten, unendlich wirklicher als Goethes; nicht poetische Sprache, sondern unmittelbare Offenbarung der Natur. Wenn man sich nicht auf die Wirklichkeit von Hölderlins Göttern und Heroen einläßt, kann man den Appell nicht hören, der für Hölderlin von der Natur ergeht: „Aber du wirst richten, heilige Natur!“. Heilig: das ist bei Hölderlin immer das Unberührbare, das Unverfügbare; das, dessen wir nicht mächtig sind. „Heilig“ ist der Äther, das Licht, die Erde; und so heißen die Wälder heilig, das „heilige Grün“, ja das „heilige Chaos“.

Dafür haben wir heute das geschärfte Ohr. Von der Zerrissenheit zwischen Natur und geschichtlichem Dasein ist bei Goethe keine Rede. Sie macht für uns Hölderlin zum ersten modernen Dichter. Ich mag in dem Jahr mit der ominösen Zahl nicht alle die Schrecknisse nochmal benennen, die in unserm „ängstigen Traum“ am Horizont aufgestiegen sind: die Zerstörung der Erde. Denn schon werden sie, tausendfach wiederholt, zur Gewohnheit, wir gewöhnen uns „mit ihnen zu leben“. Huxley, in seinem späten Vorwort zur „Schönen neuen Welt“, die er damals in 600 Jahren erwartete, konstatiert erschreckt, wie nahe wir ihr in 30 Jahren gekommen sind.

So lassen Sie mich schließen mit einem für manchen vielleicht überraschenden Satz Nietzsches, der ja für den Promotor des 20. Jahrhunderts angesehen wird: In seinem Brief an Jakob Burckhardt, dem letzten, ehe er für immer verstummte, schrieb er: „... und danke dem Himmel jeden Augenblick für die alte Welt, für die die Menschen nicht einfach und still genug gewesen sind.“ Die „alte Welt“: das ist kein Wort der Nostalgie, sie ist die Wirklichkeit, die irgendwann ihr Recht von uns zurückfordert.

---

Der Freitag-Nachmittag war den Arbeitsgruppen vorbehalten, die am folgenden Vormittag fortgesetzt wurden. Aus der Liste des versendeten Programms mußten, wie gesagt, die Themen der Herrn Kakabadse und Karalaschwili ausfallen, dafür aber traten hinzu die Arbeitsgruppen von Josef Nolte, 'An die Madonna', und die von Cyrus Hamlin mit Dieter Henrich gemeinsam geführte über 'Andenken'. Ausgearbeitete Aufsätze oder Kurzberichte von den Gruppen in diesem Band. Die Verteilung auf zwei Tage hat sich bewährt, indem viele nun an zwei Arbeitsgruppen teilnehmen konnten. – Der Arbeitskreis „Hölderlin in der Schule“ unter der Leitung von Hedwig Schultes trat mehrmals zusammen und besprach die für den März 1985 geplante Schülertagung im Tübinger Turm.

Der Freitag-Abend versammelte uns, mit manchen Besuchern aus der Stadt, gedrängt in dem schönen Rokokosaal der Akademie zu Inge Birkmanns Lesung: aus 'Hyperion', aus Briefen, 'Stuttgart' und 'Patmos'. Die leidenschaftlichen Texte, zurückgenommen in die Reflexion des Alters und des Deklamatorischen entkleidet, begegneten in unerwarteter Unmittelbarkeit.

Während der ganzen Tagung wurden zwei Ausstellungen gezeigt: im Palais Boisseree – in eben dem Zimmer, worin wir uns Goethe vor seinem Aufbruch nach Weimar wohnend denken dürfen – die Hölderlin-Übersetzungen, die, vom Französischen und Englischen durch alle europäischen Sprachen, über die slavischen, das Ungarische, Rumänische, Griechische bis zum Arabischen, Georgischen und Japanischen reichend, eine Anschauung von der breiten Wirkung Hölderlins im 20. Jahrhundert gaben. Die Ausstellung war eingerichtet durch Maria Kohler vom Hölderlin-Archiv, das den Großteil der Texte zur Verfügung gestellt hatte. Damit die fremden Nachdichtungen nicht nur mit dem Auge aufgenommen würden, trugen Friedhelm Kemp, Helmut Viebrock, Bernard Rouiller (Genf), Cornelia Nath (Heidelberg), Ad den Besten (Amsterdam), Barbara Wiedemann-Wolf und Uvo Hölscher Beispiele in sechs Sprachen vor. Herr Kemp führte ein mit einem Essay über die Probleme des Übersetzens, vornehmlich am französischen Beispiel, und erfahren mit der eigenen Praxis und dem lebendigen literarischen Umgang (in diesem Band S. 207).

Die andere Ausstellung schloß sich willkommen an das Thema des zweiten wissenschaftlichen Vortrags an: Werner Volke über die griechische Landschaft in Hölderlins Dichtung, worin sich interessante Zusammenhänge mit Hölderlins Quellen auftaten (in diesem Band S. 63). Auch die Fotoausstellung Hölderlinischer Landschaften, von Rudolf Straub, Reutlingen, zeigte Griechisches hier und dort in der Vision heimatlicher Landschaften, denen der Künstler, streng auf Hölderlins Spuren, in hingebender Arbeit und mit hochdifferenzierter Aufnahmetechnik, nachgegangen war. Die Bilder zogen noch mehrere Wochen ein zahlreiches Publikum an.

Von dem bewegenden Antigone-Spiel am Samstag abend war schon die Rede. Den Abschluß der Tagung bildete die Matinee des Sonntags in der Alten Aula: Gerhard Wolfs Lesung aus seinem Buch 'Der arme Hölderlin' und Peter Härtlings Lesung aus seinen Gedichten. Zwischen beidem spielte Christiane Edinger die 'Widmung' (1960) von Bruno Maderna, von dessen Nähe zu Hölderlin auch andere Kompositionen Zeugnis geben. Die Zuhörer wurden hier mit einem Stück bekannt, das aus der Atonalität und unter Benutzung aller Klang- und Geräuschpotenzen der Geige ein überaus sensibles, fast kosmisches, einheitliches Tonwerk erstehen läßt. Wer

dieser zeitgenössischen Musik zu ungewohnt war, kam mit der d-moll-Solopartita von Bach mehr als auf seine Kosten: das mächtige Werk, meisterhaft gespielt, klang aus in der großen Chaconne mit ihrer unerschöpflichen und dabei streng komponierten Kette der Themen. Schon die Gedächtnisleistung war erstaunlich, mehr noch die Kraft des Tones und der Interpretation. Der Beifall, der den Dank an die beiden Schriftsteller einschloß, war groß und lang. – Lang herrschte noch die festliche Stimmung nach bei dem allgemeinen Abschiedsimbiß im sonnigen Marstallhof.

Ich will aber doch nicht unterdrücken, daß – im Verhältnis zu dem interessanten Programm und den Mühen, die seine Vorbereitung gekostet hat, auch zu dem ausgezeichneten Ort, wo es stattfand – die Zahl der Teilnehmer, sowohl aus unsern Reihen wie aus der Stadt, nicht eben groß war. Wir wollen trotzdem nicht erlahmen, um den Mitgliedern auch bei der Jahresversammlung des nächsten Jahres, in Tübingen, wieder etwas Lohnendes zu bieten.

Im kleinen Kreis haben wir – Freunde und Weggefährten – zum Abschluß Theodor Pfizers, unseres Ehrenpräsidenten, achtzigsten Geburtstag nachgefeiert, den er am 19. Februar in Stuttgart begangen hatte. Auch Wilhelm Hoffmann, von schwerer Krankheit genesen, war zur Feier des Genossen langer Jahre gekommen. Von der 'Molkenkur', hoch über der Stadt und dem Neckar, blickte man übers Gegenwärtige und Vergangne, das, mehr als Festreden können, von den Verdiensten des Mannes zeugt, der fünfzehn Mal unsere Zusammenkünfte bereitet und geleitet hat. So sei hier zum Schluß die Reihe der Jahresversammlungen mit ihren Orten aufgezählt, die, mit ihren Berichten im Jahrbuch, die Geschichte der Hölderlin-Gesellschaft seit ihrer Neugründung repräsentieren:

1946	Gründungsversammlung	Tübingen
1950	2. Jahresversammlung	Tübingen
1952	3. Jahresversammlung	Tübingen
1954	4. Jahresversammlung	Bad Homburg
1956	5. Jahresversammlung	Tübingen
1959	6. Jahresversammlung	München
1961	7. Jahresversammlung	Tübingen
1963	8. Jahresversammlung	Berlin
1965	9. Jahresversammlung	Tübingen
1968	10. Jahresversammlung	Düsseldorf
1970	11. Jahresversammlung	Stuttgart
1972	12. Jahresversammlung	Tübingen



1974	13. Jahresversammlung	Winterthur
1976	14. Jahresversammlung	Bad Homburg
1978	15. Jahresversammlung	Tübingen

denen die Tagungen in Regensburg, Tübingen und Heidelberg folgten.

---

*Am 8. März 1984 hat Uvo Hölscher seinen 70. Geburtstag gefeiert. Im Anschluß an die Jahresversammlung in Heidelberg nahm der Vizepräsident, Ulrich Gauß, die Gelegenheit, für die Hölderlin-Gesellschaft herzlich zu gratulieren und Dank zu sagen:*

*„Wir können uns glücklich schätzen, einen Präsidenten zu haben, der mit dem ihm auch im neuen Lebensjahrzehnt eigen gebliebenen jugendlichen Elan unermüdlich tätig ist für die Arbeit am Werk Hölderlins und für den Zusammenhalt der Hölderlin-Gesellschaft.*

*Möge uns Uvo Hölscher lange bei guter Gesundheit erhalten bleiben!“*

---

Tübingen ist dran, nicht nur nach dem Turnus, sondern vor allem mit seinem neu gerichteten und am 25. Januar 1985 wiedereröffneten Hölderlin-Haus. Ein lange verfolgter, noch von Herrn Pfizer eingeleiteter Plan, durch die detaillierten Entwürfe der Herren Zeller und Barner ausgearbeitet, ist damit zu einem hochehrwürdigen Ziel gelangt. Möglich wurde dies nur durch die Bereitschaft der Stadt Tübingen, für die Kosten der baulichen Restaurierung des Hauses aufzukommen, und durch die großzügige Übernahme der Innenausstattung durch die Robert-Bosch-Stiftung. Dem Baden-Württembergischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst verdanken wir einen erheblichen Teil der Einrichtung des neuen Hölderlin-Museums – was sowohl die Vitrinenausstattung wie die Exponate betrifft – das von der Arbeitsstelle für literarische Museen am Marbacher Schiller-Nationalmuseum geplant und eingerichtet wurde. Die Wiedereröffnung wurde mit einer Feier und festlichen Ansprachen des Oberbürgermeisters, des Ministers, Prof. Zellers und des Präsidenten begangen; ihr folgte am nächsten Tag eine Führung durch die Umgebung des Turms durch den Kulturreferenten Dr. Setzler und, im überfüllten Haus, eine Matinee mit Peter Härtlings Lesung vom Schreinermeister Zimmer. Seither erfreut sich das Hölderlin-Haus einer enorm wachsenden Frequenz der Besucher, so wie es auch durch vermehrte Veranstaltungen, gemäß unserm Plan, ein breiteres öffentliches Interesse zu erwecken beginnt.

Die Neueröffnung war das letzte, das Frau Dr. Wiedemann-Wolf in der Zeit ihrer Geschäftsführung vollenden konnte: sie hat wegen der Geburt ihres zweiten Sohns das Amt niederlegen müssen. Im Februar wurde sie vom Präsidenten festlich verabschiedet, mit dem Dank für ihre fruchtbare und hingebungsvolle Tätigkeit. Zugleich hat Frau Valérie Lawitschka das Amt angetreten, und ich darf schon jetzt sagen, daß sie mit großer Umsicht und Initiative ihre verantwortungsvolle Aufgabe ergriffen hat.

Eine der ersten Veranstaltungen, auch ihrer Idee nach neu, ist die Hölderlin-Schülertagung in Tübingen gewesen. Sie vereinigte die Leistungskurse zweier Schulklassen aus Hamburg und München vom 20. bis 24. März im Turm, unter Beteiligung von Gerhard Kurz, Gunter Martens, Hedwig Schultes, Ursula Brauer, Götz Hübner und Ute Oelmann. Nach einer Lesung des Tübinger Schauspielers Thomas Lang zur Feier des Geburtstags Hölderlins wurden in Gruppen und in intensiver Arbeit taglang Gespräche über 'Brot und Wein' geführt, unter Mitarbeit zweier Schüler des Stuttgarter Instituts für Sprecherziehung von Frau Uta Kutter. Eine Exkursion nach Maulbronn und Marbach füllte einen Tag. Dr. Schneider führte höchst anregend in die Dokumente des Museums und des Literaturarchivs ein. Den Tübinger Abschluß bildete abermals eine Führung Dr. Setzlers durch die Altstadt. Aktivität und Wiederhall bei den Schülern war so lebhaft, der Versuch so gelungen, daß Schülertagungen zu einer ständigen Einrichtung werden sollen.

Über den Tübinger Aktivitäten sollen die erfreulichen Vorgänge andernorts nicht vergessen werden. Das Homburger Hölderlin-Haus in der Dorotheenstraße wird in der historischen Erscheinung wieder aufgebaut werden, eine Hölderlin-Ausstellung wird im Rahmen des Heimatmuseums im sog. Gotischen Haus ihren Platz finden. Homburger Mitglieder haben einen Plan für laufende Hölderlin-Veranstaltungen entworfen.

In Waldliesborn (bei Lippstadt) hat der Maler Dr. Wilhelm Barge im dortigen Kurhaus, in Zusammenarbeit mit Kurdirektor Broermann, ein Hölderlin-Zimmer eingerichtet, mit einem eigenen Bilder-Zyklus zu Themen aus Hölderlins Dichtung, Gedichttafeln und biografischen Informationen: eine sehr dankenswerte Initiative zur Vermittlung an ein weiteres Publikum.

In Heidelberg hat Dr. Erich Burger erfolgreiche Schritte getan, um die Hölderlin-Gedenkstätte, oberhalb des Neckars, wieder in einen würdigen Stand zu bringen, mit freiem Blick auf das Tal. Die Stadtverwaltung und die Firma Boehringer sind dabei hilfreich.

Allen diesen Freunden des Dichters gehört unser herzlicher Dank.

---

Von der Mitglieder-Versammlung am 16. Juni 1984 in Heidelberg ist vor allem mitzuteilen, daß der Vorstand eine Erhöhung des Jahresbeitrags vorgeschlagen hat, die wegen der seit Jahren gewachsenen allgemeinen und besonders der Druckkosten notwendig geworden ist. Die Versammlung hat, bei einer Gegenstimme und zwei Enthaltungen, folgende Sätze ab 1985 beschlossen: Normalbeitrag DM 50.-, für Studenten und Schüler DM 20.-, für korporative Mitglieder DM 100.-.

Die Gesellschaft zählt gegenwärtig, nach Verlusten und Neueintritten, 1370 Mitglieder. Den seit unsrer letzten Jahresversammlung Verstorbenen sei hiermit unser ehrendes Gedenken bezeugt.

Im Jahr 1983 starben:

Herr Dr. med. Werner Freimuth, Lemgo  
Herr Wilhelm Puff, Schriftsteller, Nürnberg  
Frau Anne Vasters, Trier

Im Jahr 1984 starben:

Herr Dr. Johannes Brömmel, Studienprofessor, Münchenberg  
Frau Dr. Margarete von Eynern, Berlin  
Frau Lisa Huxdorff, Donaueschingen  
Herr Dr. phil. Helmut Rümenapp, Göttingen  
Herr Prof. Dr. Ernst Steinbach, Tübingen  
Herr Prof. Dr. Gerhard Storz, Kultusminister von Baden-Württemberg,  
Leonberg

Im Jahr 1985 starben:

Herr Dr. Dr. Arthur Hübscher, Schriftsteller, Frankfurt  
Frau Professor Vilma Mönckeberg-Kollmar, Rezitatorin, Hamburg

## VORSTAND UND BERATENDER AUSSCHUSS DER HÜLDERLIN-GESELLSCHAFT

### *Präsident*

Professor Dr. Uvo Hölscher, München

### *Stellvertretender Präsident:*

Oberbürgermeister Dr. Ulrich Gauß, Waiblingen

### *Die weiteren Vorstandsmitglieder:*

Professor Dr. Pierre Bertaux, Paris  
Professor Dr. Wolfgang Binder †, Zürich  
Professor Dr. Bernhard Böschenstein, Genf  
Peter Härtling, Mörfelden-Walldorf  
Professor Dr. Gerhard Kurz, Gießen

### *Beratender Ausschuß:*

Der Oberbürgermeister der Stadt Tübingen  
Der Präsident der Universität Tübingen  
Professor Dr. Beda Allemann, Bonn  
Oberregierungsdirktor i. R. Karl Amann, Tübingen  
Professor Dr. Ulrich Gaier, Konstanz  
Bibliotheksdirektor Dr. Hans-Peter Geh, Stuttgart  
Museumsdirektor Professor Dr. Jörn Göres, Düsseldorf  
Professor Dr. Cyrus Hamlin, Toronto  
Professor Dr. Dieter Henrich, München  
Professor Dr. Ulrich Hötzer, Tübingen  
Dr. Götz Eberhard Hübner, Schorndorf  
Maria Kohler, Stuttgart  
Professor Dr. Hans Joachim Kreutzer, Regensburg  
Professor Dr. Alfred Kelletat, Breese im Bruche  
Professor Uta Kutter, Stuttgart  
Bibliotheksdirektor Dr. Richard Landwehrmeyer, Tübingen  
Leitender Ministerialrat Egbert-Hans Müller, Stuttgart  
Professor Dr. Heinz Rölleke, Wuppertal  
Professor Dr. Jochen Schmidt, Tübingen  
Dr. Wilfried Setzler, Tübingen  
Verleger Dr. Hans Georg Siebeck, Tübingen  
Professor Dr. Emil Staiger, Zürich  
Dr. Werner Volke, Marbach a. N.  
Professor Dr. Werner Weber, Zürich  
Museumsdirektor i. R. Professor Dr. Bernhard Zeller, Marbach a. N.

*Geschäftsführung:*

Valérie Lawitschka, Tübingen

*Sekretärin:*

Gerlinde Dürr, Tübingen

*Ehrenpräsident:*

Oberbürgermeister i. R. Professor Dr. Theodor Pfizer, Stuttgart

*Ehrenmitglieder:*

Bibliotheksdirektor i. R. Prof. Dr. Wilhelm Hoffmann, Stuttgart

Professor Dr. Lothar Kempfer, Winterthur

*Verstorbene Ehrenmitglieder:*

Professor Dr. Adolf Beck, Tübingen

Professor Dr. Friedrich Beißner, Tübingen

Professor Carl Keidel, Stuttgart

Professor Dr. Carlo Schmid, Bonn

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Prof. Dr. Beda Allemann, Gudenuer Weg 79, 5300 Bonn 1

Dr. Ad den Bestén, Duit-Seminarium, Spuistr. 210, NL-1000 GD, Amsterdam

Prof. Dr. Bernhard Böschenstein, Rue de Saint-Jean 34, CH-1203 Genève

Dr. Renate Böschenstein-Schäfer, Rue de Saint-Jean 34, CH-1203 Genève

Prof. Dr. Cyrus Hamlin, 262 Canner Street, New Haven, CT. 06511/USA

Dr. R. B. Harrison, 7 Fitzherbert Close, Iffley, Oxford, OX4 4 EN/Engl.

Prof. Dr. Dieter Henrich, Gerlichstr. 7 a, 8000 München 60

Prof. Dr. Uvo Hölscher, Georgenstr. 20, 8000 München 40

Prof. Dr. Ulrich Hötzer, Pfalzholdenweg 8, 7400 Tübingen

Dr. Christoph Jamme, Knappenstr. 42, 4630 Bochum

Dr. Friedhelm Kemp, Widenmayerstr. 41/I, 8000 München 22

Meinhard Knigge, Rheinhäuser Str. 33, 6800 Mannheim 1

Maria Kohler, Eibenweg 21, 7000 Stuttgart 70

Dr. Erich Mayser, Mansfeldstr. 35, 7107 Bad Wimpfen

Prof. Dr. Gerhard Sauder, Albert-Weisgeber-Allee 148, 6670 St. Ingbert

Dr. Volker Schäfer, Aspenweg 9, 7408 Kusterdingen-Wankheim

Dr. Werner Paul Sohnle, Hölderlin-Archiv, Württembergische Landesbibliothek,  
Konrad-Adenauer-Str. 8, 7000 Stuttgart

Dr. Andreas Thomasberger, Drosselweg 12, 6232 Baden Soden am Taunus

Dr. Dietrich Uffhausen, Keplerstr. 5, 7400 Tübingen

Dr. Werner Volke, Eschenweg 20, 7142 Marbach a. N.

Rolf Zuberbühler, Im Weberlis Rebberg, CH-8500 Gerlikon

Die HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT ist eine Vereinigung von Freunden des Werkes Friedrich Hölderlins und umfaßt Liebhaber, Forscher und Künstler im In- und Ausland. Sie hat sich zur Aufgabe gesetzt, das Interesse und das Verständnis für das Werk Hölderlins zu wecken und zu vertiefen und die Erforschung und Darstellung seines Werkes, seines Lebens und seiner Welt zu fördern.

Eine weitere Aufgabe der Gesellschaft ist die Pflege der Hölderlin-Gedenkstätten.

Sie veranstaltet Vorträge, Lesungen, Rezitationen, Diskussionen, Ausstellungen und Schülerseminare, und bietet in den mehrtägigen Jahresversammlungen – alle zwei Jahre in Tübingen oder anderen Orten – ein öffentliches Forum des Austauschs zwischen Publikum und Fachleuten, Studenten, Schülern, Forschern, Publizisten und Künstlern.

Die Gesellschaft fördert die Hölderlinforschung durch eigene Publikationen und durch das Hölderlin-Jahrbuch, das neue Ergebnisse der Forschung vermittelt und über die Arbeit der Gesellschaft berichtet. Sie fördert wissenschaftliche Ausgaben von Hölderlins Werk. Mit dem Hölderlin-Archiv in Stuttgart arbeitet sie eng zusammen. Sie pflegt Kontakt mit anderen literarischen Vereinigungen.

Im Auftrag der Stadt Tübingen verwaltet sie das Hölderlinhaus in Tübingen als Gedenk-, Ausstellungs- und Tagungsstätte. Die Gesellschaft wird geleitet von einem von den Mitgliedern gewählten Vorstand unter dem Präsidium von Professor Dr. Uvo Hölscher. Seine Tätigkeiten werden unterstützt von einem Beratenden Ausschuß. Ihm gehören Vertreter von Behörden und Institutionen, Künstler, Publizisten und Wissenschaftler an, die sich um das Werk Hölderlins verdient gemacht haben.

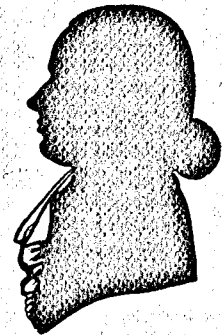
Jeder kann *Mitglied der Gesellschaft* werden. Wer Mitglied werden möchte, wird gebeten, sich bei der *Geschäftsstelle*, Hölderlinturm, Bursagasse 6, D-7400 Tübingen, anzumelden. Der Jahresbeitrag beträgt DM 50.–, für Schüler und Studenten DM 20.–. Die Mitglieder erhalten das Jahrbuch und die Jahrgaben unentgeltlich. Gleichfalls unentgeltlich ist für Mitglieder der Besuch des Hölderlinturms in Tübingen. Sie haben außerdem ermäßigten Zugang zu den Veranstaltungen der Gesellschaft und erhalten einen Preisnachlaß bei den Publikationen, die über die Gesellschaft bezogen werden können (z. B. Stuttgarter Ausgabe, Schriften der Hölderlin-Gesellschaft, Hölderlin-Bibliographien).

# frommann-holzboog

## Internationale Hölderlin-Bibliographie (IHB)

Herausgegeben vom Hölderlin-Archiv der  
Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart  
ISSN 0178-2142

Erste Ausgabe 1804–1983 bearbeitet von MARIA  
KOHLER. 1985. XV, 756 S. Ln. Subskr.-Pr. bis  
30. 6. 1986 DM 320.–, späterer Preis DM 400.–,  
Vorzugspreis für Mitglieder der Hölderlin-  
Gesellschaft (nur bei Bezug über die Gesellschaft) DM 260.–, späterer Preis  
DM 325.–. ISBN 3 7728 1000 4.



Diese Bibliographie gründet sich auf die umfassende Materialsammlung des Stuttgarter Hölderlin-Archivs, das 1941 mit dem Beginn der historisch-kritischen Stuttgarter Hölderlin-Gesamtausgabe ins Leben gerufen worden ist. Das Archiv sammelt seit vier Jahrzehnten neben Ausgaben der Werke des Dichters die gesamte internationale Literatur über Hölderlin. Diese umfangreiche Sekundärliteratur ist in einem Schlagwort-Zettelkatalog mit ca. 12 000 Titeltkarten im Hölderlin-Archiv sachlich erschlossen. Die Informationen dieses Katalogs werden nunmehr in einer typographisch sorgsam gestalteten Publikation der internationalen Hölderlin-Forschung zugänglich gemacht. Die Hölderlin-Bibliographie erschließt zum ersten Male und inhaltlich nahezu lückenlos die Hölderlin-Literatur von 1804 bis zur Gegenwart, und zwar einschließlich ausgewählter Rezensionen, Zeitungsartikel und anderer weniger zugänglicher Beiträge. Die Internationale Hölderlin-Bibliographie ist wie folgt angelegt:

1. Vorspann: Inhaltsverzeichnis, Vorwort, Einleitung, Abkürzungsverzeichnis. – 2. Schlagwortverzeichnis: Zur besseren Übersicht alphabetische Auflistung sämtlicher verwendeter Schlag- und Stichwörter samt allen Verweisungen. – 3. Bibliographischer Teil: Schlag- und Stichwörter alphabetisch geordnet, unter jedem Begriff in chronologischer Abfolge die einzelnen Titel. – 4. Verfasserregister und Verzeichnisse der Zeitschriften und Sammelbände.

frommann-holzboog

Postfach 50 04 60 · D-7000 Stuttgart 50